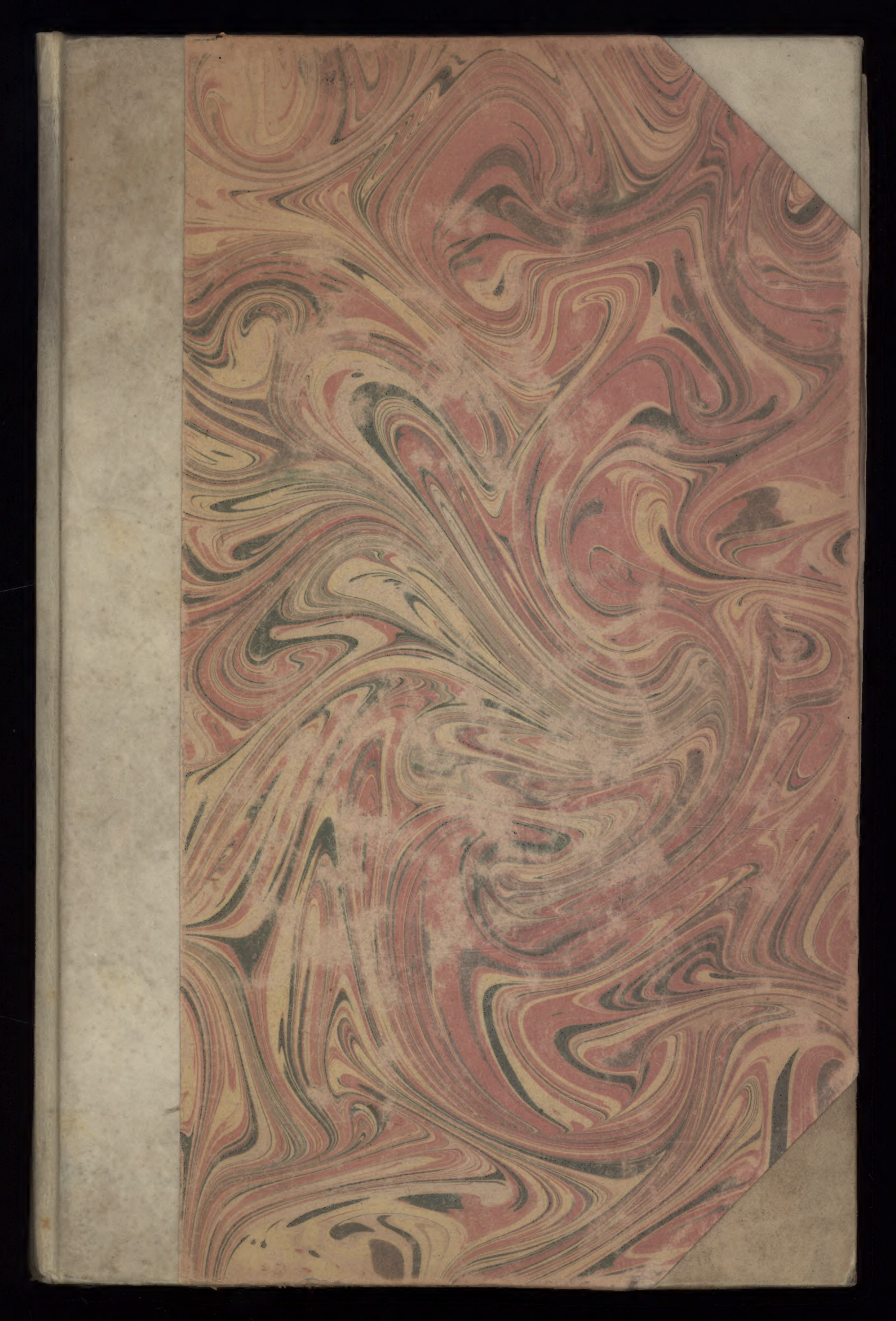
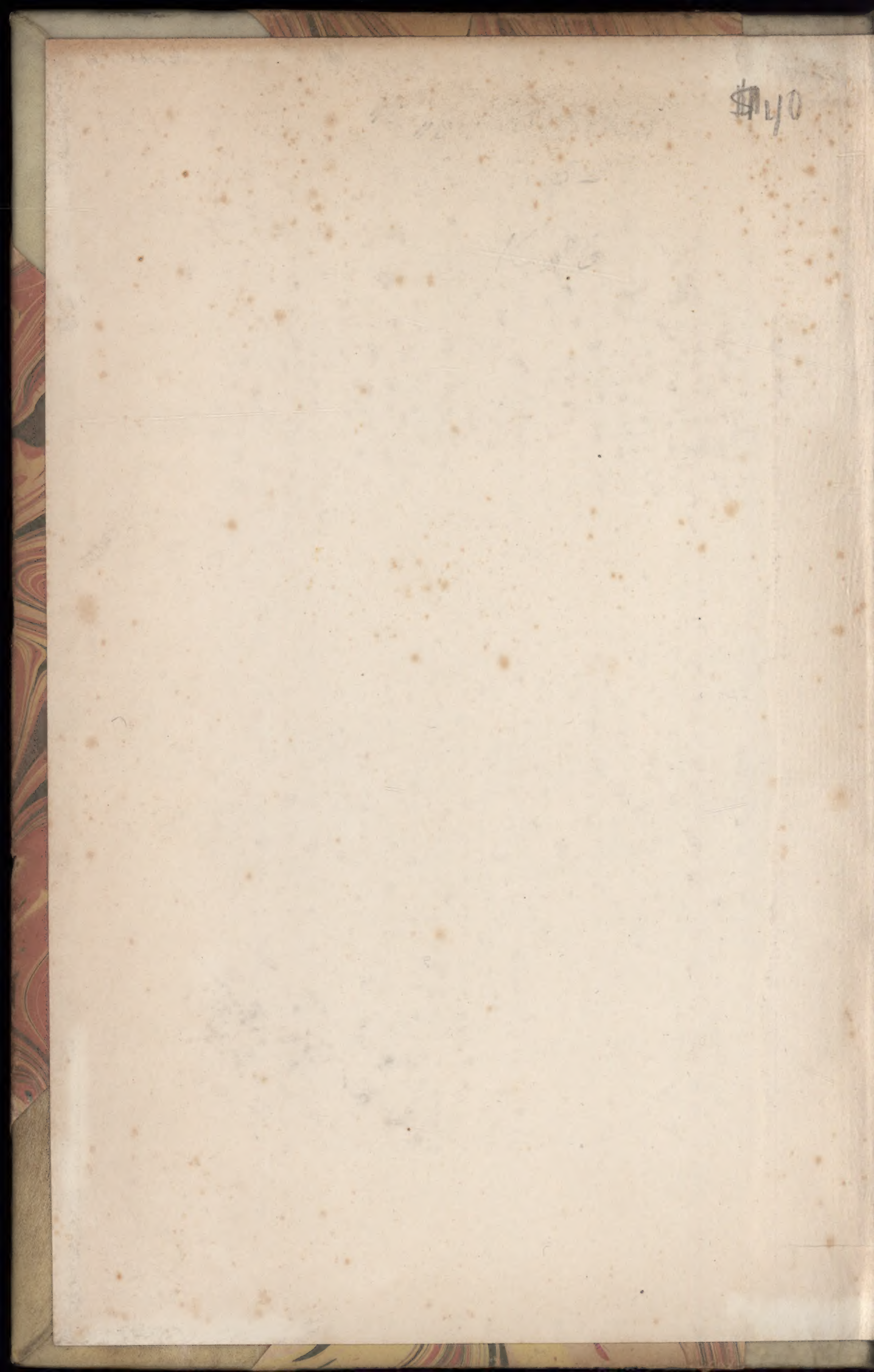



$140

CASIMIR VON CHŁĘDOWSKI

DAS ITALIEN DES ROKOKO

DRITTE AUFLAGE



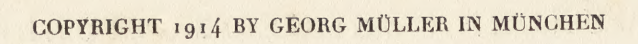
CASIMIR V. CHŁĘDOWSKI

DAS ITALIEN DES ROKOKO

AUTORISIERTE
ÜBERSETZUNG AUS DEM
POLNISCHEN
VON
ROSA SCHAPIRE

1 · 9 1 · 5

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER



INHALT



FRANÇOIS XAVIER FABRE
Bildnis Alfieris und der Gräfin von Albany
Florenz: Graf Ginori

(Phot. Perazzo)

ERSTES KAPITEL

HAUPTSTRÖMUNGEN

I.

Die Kultur des XVIII. Jahrhunderts setzt in Italien mit einer heiteren Liebeskanzone von Metastasio ein und schliesst mit Foscolos ernstem Hymnus „I Sepolchri“. Aber Foscolo prophezeit seinem Volk trotz dieses düsteren Titels neues Leben und eine glücklichere Zukunft. Zwischen diesen beiden Gedichten liegt der Umgestaltungsprozess der italienischen Gesellschaft, neu auftauchende Begriffe und Vorstellungen, ein tieferer, das Volk beherrschender Ernst.

Von dem Augenblick an, da Metastasio in Neapel seine ersten Lieder angestimmt hat, bis zum Jahre 1796, da die Jakobiner in Rom und Venedig um den Freiheitsbaum getanzt haben, wieviel verschiedene Strömungen auf der Halbinsel, wieviel neu auftauchende Ideen, die der Gesellschaft, die beim harmonischen Klang arkadischer Sonette eingeschlummert war, ein völlig verändertes Gesicht gegeben haben!

Auf den ersten Blick nichts als Zerrüttung, Verfall, ein Strom, der alles fortzureissen schien, was Jahrhunderte erbaut hatten, aber diese Sturmflut trug die Keime neuen Lebens.

Diese seltsame, gepuderte, geputzte, buntfarbige, sich höflich verneigende Gesellschaft, die die Pfeile vergifteter Verse gern abschoss, pflegt man unter dem Namen „Rokoko“ zusammenzufassen, einem Namen, der der bildenden Kunst entlehnt ist. Wie diese Bezeichnung entstanden und ob sie zutreffend ist, soll hier unerörtert bleiben; das Rokoko war nichts anderes als eine Fortsetzung des Barock mit stark weiblichem Einschlag.

Als die Lebenskräfte, die das Wesen des Barock ausgemacht haben, erschlafften, entstanden neue Strömungen in der europäischen Kultur.

Die Macht der Aristokratie, das Übergewicht der Geistlichkeit waren die Stützen des Barock; die Machthaber bedurften des äusseren Pompes in Architektur, Toilette und Sitten, um ihren despotischen Standpunkt zur Schau zu tragen; der Klerus, stolz auf den Sieg der Gegenreformation, hat gleichfalls danach gestrebt, seine Stellung in der Literatur und in jeglicher Form der bildenden Kunst zu offenbaren.

Aber im XVIII. Jahrhundert wurden diese Grundlagen erschüttert, die verarmte Aristokratie geriet in Schulden, büsste ihre Sonderstellung ein, und der römische Klerus musste sich vor dem Ansturm der Philosophie verteidigen und seine Kraft aufs äusserte anspannen, um seinen früheren Einfluss zu behaupten.

Man hat häufig gesagt, die Geburtsstätte des Rokoko sei der Palast der Madame de Pompadour gewesen; im allgemeinen pflegen Kulturströmungen nicht in Boudoirs zu entstehen, auch nicht in denen der Freundinnen Ludwigs XIV. Überall, wo das Barock verfiel, entstand das Rokoko, neue Saat ist auf dem Stoppelfeld aufgegangen.

Ein besonders günstiger Boden waren Norditalien und Neapel, denn die Aristokratie, die dort unter spanischem Einfluss gestanden hatte, ging ihrem Untergang mit bedenklicher Schnelligkeit entgegen, auch Venedig, die reiche Patrizierstadt, war für den Umschwung in Sitten und Kunst besonders geeignet. Aus Italien kam die Kultur des Rokoko nach Frankreich und hat von dort aus den Norden erobert.

Zu Beginn verhielt sich Frankreich den Seltsamkeiten der neuen Kunst, die bis in die Zeit eines Bernini und Borromini reichte, ablehnend, der symmetrische Stil Ludwigs XIV. eignete sich für solche Neuerungen nicht. Erst als der Dekorateur Gilles Oppenord (1672—1742), der in Paris geborene und in Italien gebildete Vlame, ganze Stösse von Studien mitbrachte, die er in römischen Palästen und Kirchen gesammelt hatte, als er anfing, italienische Kartuschen und Palmetten (Rocailles) nach Frankreich einzuschmuggeln, begann sich der Geschmack des Pariser Publikums allmählich daran zu gewöhnen, dass die Phantasie des Architekten und Dekorateurs auch jenseits der geraden Linie und der ihr gezogenen Grenzen spielen könne. Oppenords Richtung wurde in Paris von einem anderen Dekorateur weiterentwickelt, von Juste Aurèle Meissonier (1695—1750) aus Turin, der alle Regeln von Logik und Mass im Ornament über den Haufen warf und einen ungeheuren Einfluss auf die französische Architektur hatte. Das aufgeregte italienische Rokoko hat freilich bei der Berührung mit dem französischen

Sinn für Symmetrie und dekorative Ordnung wesentliche Umgestaltungen erfahren, war aber trotzdem von ausschlaggebendem Einfluss auf die italienische Kunst.

Auch der Einfluss des Ostens war von nicht geringer Bedeutung auf das Entstehen des italienischen Rokoko. Im XVIII. Jahrhundert gingen immer mehr Reisende, namentlich Engländer, nach China und in die türkischen Provinzen, auf ihrer Rückkehr machten sie stets in Neapel, Rom, Venedig oder Genua Station. Die Jesuiten, besonders zwei deutsche Pater Kircher und Adam Schall, haben römische Künstler mit den Geheimnissen chinesischer und japanischer Kunst vertraut gemacht, und die bereits im Jahre 1602 begründete „Compagnie des Indes néerlandaises" hat die Erzeugnisse östlicher Geschicklichkeit aller Art eingeführt und in ganz Europa verbreitet. Chinoiserien waren schon im Lauf des XVIII. Jahrhunderts modern, östliche Bilder, Vasen und Skulpturen, die sich vom europäischen Geschmack so sehr unterschieden, haben der klassischen Symmetrie den Todesstoss versetzt und das Ornament des Barock umgestaltet. Selbst über der italienischen und französischen Malerei liegt ein Abglanz chinesischer Kunst, in Tiepolos Fresken tauchen gelegentlich Gestalten auf, die fremd anmuten, und auch bei Boucher und Watteau haben sich zuweilen Chinesen in französischem Kostüm eingeschlichen.

Die eigentliche Heimat des Rokoko war Italien, und wenn später die Form der Perücken und der Schnitt der Kleider aus Paris nach Venedig und Rom gekommen ist, so darf man deshalb die Ursprünge der Kultur des Rokoko nicht in Frankreich suchen. Unter Ludwig XIV. war Paris in bezug auf Mode tonangebend; im XVIII. Jahrhundert hat die Seinestadt das italienische Rokoko auf ihre Art verändert und die entlehnten Formen gelegentlich dem Mutterland, reicher und schöner ausgestaltet, wiedergegeben.

Italien stand in den letzten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts in solchem Masse unter dem Einfluss der Pariser Mode, dass die Menschen, die keinen Zopf trugen, gewissermassen als Auswurf der Gesellschaft, als unmoralische, irreligiöse Revolutionäre galten. In Norditalien haben die aristokratischen Familien ihre Söhne enterbt, aus den Schulen wurden die jungen Leute ausgeschlossen, die auf den Einfall kamen, diesen charakteristischen Kopfschmuck abzuschneiden. Die Zöpfe der Männer, die Reifröcke der Frauen waren während des Rokoko das Wahrzeichen der guten Gesellschaft.

II.

Das Lieblingswort der Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts war „Philosophie“. Ungefähr alles, was der menschliche Gedanke umfasst, wurde unter diesen Begriff subsumiert, von Metaphysik, Mathematik, Geometrie und Sozialwissenschaften an bis zur philosophischen Malerei. Ein Schuster auf der Merceria in Venedig annoncierte, er mache Stiefel nach philosophischem System, was wahrscheinlich bedeutete, dass sein Schuhzeug den Anforderungen der Hygiene entspreche. Philosophie war namentlich in Italien mit Poesie eng verknüpft, da arkadische Verbindungen noch bestanden und es gewissermassen zum guten Ton gehört hat, Sonette zu machen.

Der Typus eines solchen philosophischen Dichters, der sich übrigens auch mit Malerei, Architektur, Plastik und Strategie beschäftigt und sich auf allen Gebieten der Wissenschaft versucht hat, war der Graf Francesco Algarotti (geboren zu Venedig 1712), Voltaires und Friedrichs des Grossen Freund, der im damaligen Europa wohl meistgenannte italienische Gelehrte. Algarotti hatte auf der Universität zu Bologna studiert und sich namentlich mit Mathematik, Geometrie und Astronomie beschäftigt; als eleganter, gut aussehender, beredter Weltmann von grossen gesellschaftlichen Vorzügen war er bald der Liebling der gelehrten und schönen Frauen. In Venedig erhielt er den Kosenamen „Algarottulus Contulus“. Über alles schrieb er in populärem Ton, glitt über wissenschaftliche Dinge anmutig dahin und war in seinen zahlreichen Gedichten, mit denen er seine Freunde beschenkte, mehr auf Wohllaut und Harmonie als auf tiefe Gedanken bedacht.

Bezeichnend für die Geistesart des damaligen Italien war Algarottis erstes Buch, das er als Zweiundzwanzigjähriger herausgab (1733). Unter dem Titel „Neutonianismo per le Donne“ trug er Newtons Ideen über Optik in populärer Form vor.

Der Einfluss von Aristoteles' Anhängern, den Peripatetikern, ging in Italien immer mehr zurück, selbst unter den Jesuiten, die sich am längsten zu den Grundsätzen der Physik, Metaphysik und Poetik des griechischen Weisen bekannt hatten, gab es schon Abtrünnige; Galileis Genie wirkte zündend auf die Geister, und Lorenzo Mascheroni, ein junger Dichter, triumphierte:

„E il divin Galileo che primo infrasse
L'idolo antico; e con periglio trasse
A la natura libertà le menti."

Italien stand eine gewisse Zeit im Zeichen französischer Philosophie, namentlich übte Descartes eine unumschränkte Macht aus, da Christine von Schweden seine Theorien in ihrer Akademie propagierte, aber der praktische Sinn des Volkes wandte sich dem von Galilei eingeschlagenen Wege zu, und bald begann man Isaak Newton (1643—1727) zu verehren, indem man seine Lehre als eine Fortentwicklung der Ideen des grossen Florentiners betrachtete.

Englische Bücher über Physik, Geometrie und Astronomie wurden in Italien studiert. Die Mediziner in Rom und Neapel beschäftigten sich mit den Schriften englischer Ärzte, und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts war ein Engländer, John Taylor, der Augenarzt des Papstes. Die Verdienste der Engländer wurden laut gepriesen, weil ihre Lehren auf Erfahrung beruhen und sie sich nicht durch blosse Theorie und Hypothesen täuschen lassen. Thomas Sydenham wurde als neuer Hippokrates gefeiert, und italienische Ärzte gingen nach Edinburg, um Medizin zu studieren.

Auch für Nationalökonomie begann man sich lebhaft zu interessieren. Der erste Lehrstuhl für diese Wissenschaft wurde im Jahre 1754 in Neapel begründet. Ein so lebhafter Drang nach praktischen Kenntnissen machte sich geltend, dass eine Bewegung gegen die Antike als eine unfruchtbare, zwecklose Buchgelehrsamkeit unter den italienischen Gelehrten entstand. Man beklagte sich über das Erscheinen umfangreicher Bücher voll gelehrter Anmerkungen, in denen es schwer fiele, auch nur einen neuen Gedanken zu finden, und bedauerte, dass gesunde Köpfe in einem Meer von Bücherweisheit untergingen.

1728, vor dem Erscheinen der berühmten französischen „Encyclopédie", wurde in Venedig die neunbändige „Cyclopaedia" des Engländers Ephraim Chambers in italienischer Übersetzung gedruckt, später wurde sie auch in Neapel herausgegeben.

In der Wissenschaft zog die empirische Richtung immer weitere Kreise und fand ihre stärkste Stütze bei den gebildeten Frauen. Newton hatte Dante und Petrarca aus dem Boudoir der Italienerin verdrängt; Laura Bassis Interpretation der Theorien des grossen Engländers war berühmt, und der bekannte Reisende, der Präsident de Brosses, fand, die junge Mailänder Gelehrte, Maria Gaëtani Agnesi, sei

„una cosa più stupenda“ als der Mailänder Dom. Bei einer Gesellschaft in ihrem Hause, zu der auch de Brosses eingeladen war, trug die damals Zweiundzwanzigjährige in fliessendem Lateinisch die Ursachen von Ebbe und Flut vor, sprach über ursprüngliche Farben, die Durchsichtigkeit der Körper, über krumme Linien in der Geometrie, so dass der in der Mathematik nicht übermässig beschlagene Präsident nichts von dem Vortrag verstand. Im Jahre 1745 hat die Agnesi ein Buch unter dem Titel „Instituzioni analitiche“ veröffentlicht und in sehr klarer Weise Leibniz’ Theorien interpretiert. Dieses Werk der italienischen Gelehrten war in ganz Europa berühmt: die Kaiserin Maria Theresia hat der Verfasserin in Anerkennung ihrer Verdienste einen kostbaren Ring geschenkt, Benedikt XIV. einen Rosenkranz aus Edelsteinen und das Diplom einer Ehrendoktorin an der Universität zu Bologna. Um sich der Wissenschaft ganz ungestört zu widmen, ging die Agnesi nach dem Tode ihres Vaters ins Kloster und ist dort im Jahre 1799 gestorben.

Sie war übrigens keine Ausnahmeerscheinung im damaligen Italien; man könnte eine ganze Reihe von Frauen aufzählen, die sich in wissenschaftlicher Beziehung ausgezeichnet haben. In Mailand war die Gräfin Clelia Borromeo berühmt, sie beherrschte nicht nur mehrere europäische Sprachen, sondern sprach sogar Arabisch so fliessend, „als wenn sie aus dem Koran lesen würde“, am eifrigsten beschäftigte sie sich jedoch mit Naturwissenschaften. Der Reisende Lalande und Madame du Boccage sind voller Bewunderung für Faustina Pignatelli, Fürstin di Colobrano aus Neapel, und preisen sie als „une grande geomètre“, die physikalische Fragen so gut wie ein Bologneser Professor zu lösen verstehe.

Algarottis Buch über Newtons Theorie kam im richtigen Augenblick; das Manuskript hatte der junge Graf an Voltaire zur Beurteilung geschickt und aus Cirey einen sehr anerkennenden und ermunternden Brief bekommen. Ja, noch mehr, die Marquise de Châtelet, Voltaires Freundin, bat, der junge Verfasser möge sein neues Buch ihr widmen, da sie ihren Namen gern an der Spitze dieses Werkes sähe, das „so viel Talent, Anmut, Phantasie und Gelehrsamkeit“ verrate. Aber sie hatte sich zu spät gemeldet, da Algarotti die Dedikation des Buches bereits dem Gelehrten Fontenelle versprochen hatte. Madame de Châtelet musste sich wohl oder übel damit abfinden und fügte witzig hinzu, sie hoffe, Algarotti würde auf der ersten Seite nicht den Namen irgendeiner anderen Marquise anbringen.

Dedikationen von Büchern standen damals hoch im Kurs.

Das Buch hatte einen ungeheuren Erfolg, wurde wiederholt aufgelegt und in verschiedene Sprachen übersetzt. Ausserdem wurden sämtliche Literaturmäzene auf den Verfasser anfmerksam, namentlich Friedrich der Grosse, der Algarotti pries:

„Aimable rejetton de l'antique Ausonie,
En qui l'on reconnoit tout le brillant génie,
L'urbanité, le gout de ces esprits ornés,
Que Rome produisit en ces temps fortunés."

Natürlich finden wir den Newton-Adepten bald darauf in London; dort tritt er zu Lord Baltimore in freundschaftliche Beziehungen, bereist zusammen mit ihm Russland und schildert seine Reiseeindrücke in Briefen an Lady Hervey. Friedrich der Grosse bittet nach seiner Thronbesteigung Algarotti, der damals wieder in London weilt, nach Berlin zu kommen:

„Venez, Algarotti, des bords de la Tamise
Partager avec nous notre destin heureux"

und verleiht ihm den Grafentitel. Eine Zeit hindurch bilden unser Italiener, der Franzose Maupertuis und Kaiserling Friedrichs literarischen Hofstaat, sie wohnen im Schlösschen Mayland bei Cleve im Dachgeschoss, und als Voltaire sich zu ihnen gesellt, versammelt sich der ganze philosophische Areopag in Preussen.

Algarotti wird der Berater der nordischen Fürsten bei ihren Erwerbungen italienischer Bilder, er ist sehr kunstverständig und steht schon aus diesem Grunde in guten Beziehungen zu August III. Er versteht es auch den Potentaten zu schmeicheln und apostrophiert den eitlen König folgendermassen: „Amica al nostro ciel Medicea stella ravissavano in Te!" Algarottis Vermittlung verdankt die Dresdener Galerie eine Reihe ihrer Meisterwerke.

Bedeutender als Algarotti war Carlantonio Pilati (1733—1802) — ein bedeutender Jurist und Politiker, bei dem sich Friedrich der Grosse und Kaiser Josef II. häufig Rat geholt haben. Pilati hat viel von der Welt gesehen und gilt als der Verfasser der damals sehr berühmten Briefe: „Lettere scelte del Signor XXX, viaggiatore filosofo".

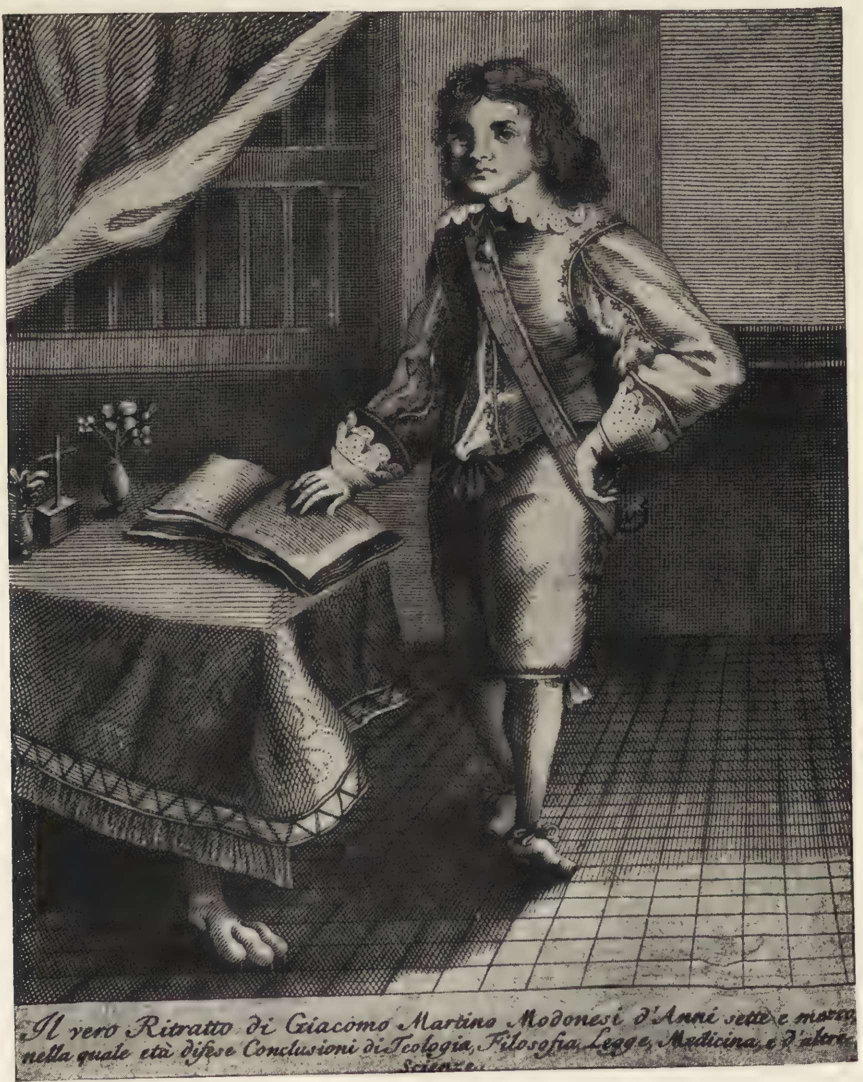
Der glänzendste Vertreter der philosophischen Richtung in der italienischen Gesellschaft war der lebhafte, geistsprühende Abate Ferdinando Galiani aus Neapel, den man mit Voltaire verglichen hat. Er war klein, hässlich und unansehnlich, hatte aber flammensprühende

Augen. Die Schnelligkeit seiner Auffassungskraft war verblüffend. Marmontel nannte ihn „einen ausserordentlich liebenswürdigen Harlekin mit dem Kopf eines Machiavell". Er war ein seltsames Gemisch von süditalienischer geistiger Regsamkeit, kühlem Verstand und beissendem Sarkasmus. „Das Feuerwerk seines Geistes war so sprühend, dass es den Augen fast weh tat." Sein Gespräch war von Anekdoten gespickt, die sich nie wiederholten. In der Politik ein Anhänger des Despotismus, ja selbst der Leibeigenschaft, im Leben ein Epikureer, der Jagd auf Einnahmen machte, deren er nie genug hatte, eifersüchtig jeden bekämpfend, der ihn durch seinen Witz überbieten wollte, Gott leugnend, war er infolge seiner Lebhaftigkeit ein unvergleichlicher Gesellschafter. Sobald er einen Salon betrat, beherrschte er die Unterhaltung, und wenn er gesagt hatte, was ihm am Herzen lag, verschwand er aus der Gesellschaft.

Galianis philosophisch-ökonomische Schriften: „Della Moneta, libri cinque" (Napoli 1750), „Dialoghi sul commercio dei grani" (London 1772) und mehrere Abhandlungen, in denen er Tagesfragen aus dem Bereich der Sozialökonomie behandelt hat, haben seinen Ruhm als Schriftsteller begründet. Seine Korrespondenz mit Frau Necker, Geoffrin und den grossen französischen Gelehrten wie Diderot, Grimm und d'Alembert enthält einen unerschöpflichen Schatz von Witz und scharfen Beobachtungen.

Trotz seiner beständigen Geldklemme und trotzdem er häufig genug Gelegenheit gehabt hätte, seinen Witz und Verstand auszunützen, hat er seine Unabhängigkeit eifersüchtig gewahrt. Er schrieb an einen seiner Freunde: „Niemand vermag ich mich vollständig hinzugeben, auch dem Teufel nicht; ich bin immer Ich selbst, und das schadet meiner Karriere." Zwei Stunden vor seinem Tod besuchte ihn Acton, der einflussreichste Minister von Neapel, da liess Galiani ihm mit seinem gewohnten Humor sagen: „Ich kann Ihre Exzellenz nicht empfangen, da mein Wagen schon zur Abreise bereit steht, aber auch der Ihre dürfte bald zu dem gleichen Zwecke parat sein."

Dieser philosophischen Richtung, in deren Zeichen alle Geister im XVIII. Jahrhundert in Italien gestanden haben, hat noch ein verdienter Gelehrter angehört, dessen Namen in juristischen Kreisen bis auf den heutigen Tag einen guten Klang hat. Der Mailänder Cesare Beccaria hat 1764 sein berühmtes Werk „Dei delitti e delle pene" veröffentlicht; es fand so viel Beifall in der Gelehrtenwelt, dass man in



Bildnis Giacomo Martinos

Kupferstich in der Albertina zu Wien

Paris mit Jubel verkündete, die philosophische Bewegung habe die Alpen überschritten und sich über Italien, das als „Herd des Aberglaubens“ gegolten hatte, erstreckt. Die berühmtesten französischen Gelehrten d'Alembert, Buffon, Voltaire und viele andere richteten Dankesbriefe nach Mailand, und der Abbé Morellet, der Übersetzer des Buches, kam in die Lombardei, um den Ruhm mit dem vielgenannten Verfasser zu teilen. Beccaria war seiner Zeit geistig weit voraus und hat sechs Jahre vor dem Engländer Smith den Grundsatz aufgestellt, der Reichtum eines Volkes beruhe auf der von ihm produzierten nützlichen Arbeit.

Die gelehrte Bewegung ergriff auch das ruhige Rom. Am 15. September 1764 war die Stadt in äusserster Aufregung, denn Ennio Quirino Visconti, ein noch nicht dreizehnjähriger Knabe, sollte sich einer öffentlichen Prüfung unterziehen; er machte sich anheischig, alle an ihn gestellten Fragen, auch die schwierigsten, aus dem Gebiete der Mathematik, Trigonometrie und Differentialrechnungen zu beantworten. Durch sein ausserordentliches Wissen erregte Visconti die Bewunderung der Hörer, und dieser Erfolg war ein Zeichen der Zeit. Das XVIII. Jahrhundert war überhaupt die Epoche der jugendlichen Genies: in Bologna hat ein kaum achtjähriges Kind öffentlich Thesen aus dem Gebiet der Theologie, Philosophie, Jurisprudenz, Medizin und anderen Wissenschaften verteidigt. Wäre nicht das Bild dieses Giacomo aus Modena auf uns gekommen, so würde es schwer halten, an die Existenz dieses wunderbaren Pseudogelehrten zu glauben.

Die Epoche der Sonette und der arkadischen Poesie ging ihrem Untergang entgegen, und die Wissenschaft feierte ihre Wiedergeburt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass Italien sich im XVIII. Jahrhundert in einer Epoche des Niedergangs befunden hat; der Jahrhunderte währende Druck der Regierungen hatte dazu beigetragen, aber es lässt sich auch nicht leugnen, dass die Italiener sich trotz ökonomischer Krisen und des politischen Zwanges, der die moralische Haltung des Volkes ungünstig beeinflusst hat, einen grossen Fonds schöpferischer Kraft bewahrt haben und an Europas geistigem Leben lebhaften Anteil nahmen. Ihre Lebenskraft verdanken sie ihrer ungewöhnlichen geistigen Energie und der sehr ausgeprägten Eigenart einzelner Persönlichkeiten. Der Italiener denkt selbständig, er erliegt nicht so leicht dem Einfluss der Umgebung wie der Nordländer und besitzt einen stark ausgeprägten konservativen Instinkt, der ihn davor bewahrt, sich einer momentanen

Strömung, die auf das Wesen des Volkes ungünstig einwirkt, hinzugeben. Abgesehen von dieser natürlichen Anlage, haben die politischen Verhältnisse des Mittelalters dazu beigetragen, den Individualismus der Italiener zu fördern, die Kommunen hatten neben manchem Nachteil den Vorzug, für starke, selbständige Persönlichkeiten den Boden zu bereiten.

Unserer Ansicht nach beurteilen viele, auch italienische, Schriftsteller die Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts allzu scharf. Diese Urteile beruhen zumeist auf der Ansicht der zeitgenössischen Schriftsteller, die sich in ihrem Schmerz über die Zerstückelung des Vaterlandes bitter über die Gesellschaft geäussert und die Gesamtheit der nationalen Bestrebungen übersehen haben. Zu ihnen gehören Ugo Foscolo, Baretti und Parini in seinen satirischen Dichtungen. Die idealen Forderungen dieser grossen Geister waren mit der Wirklichkeit schlecht in Einklang zu bringen, und das Schauspiel, das sich vor ihren Augen abrollte, hat ihr Herz mit Bitterkeit erfüllt.

Heute, da man diese Zeit ruhiger übersieht, findet man in der Epoche des Verfalls der italienischen Gesellschaft so manche gute Seite, namentlich kann man sich nicht genug über die Kraft der Italiener wundern, die trotz der Ungunst der Zeiten ein schöpferisches Volk geblieben waren, berufen, in der Kultur des XVIII. Jahrhunderts eine wichtige Rolle zu spielen.

Die Italiener empfanden, dass England und insbesondere Frankreich sie in vielen Beziehungen überflügelt hatten, und ihr ganzes Streben war darauf gerichtet, das Versäumte nachzuholen. Französische und englische Schriftsteller wurden viel gelesen, und da damals kaum jemand in Italien des Englischen mächtig war, zirkulierten englische Werke auf der Halbinsel in der Hauptsache in französischen Übersetzungen. Aber die damaligen italienischen Regierungen suchten auf alle mögliche Weise die Einfuhr fremder Bücher nach Italien zu inhibieren. Voltaire schrieb 1761 an Algarotti, Hannibal und Brennus hätten geringere Schwierigkeiten gehabt, die Alpen zu überschreiten, als Bücher jetzt über die Grenze zu gelangen. Wenn ein englisches oder französisches Buch berühmt wurde, so war es kaum möglich, drei oder vier Exemplare nach Rom zu schmuggeln; aber diese Bücher gingen insgeheim von Hand zu Hand und wurden vielleicht mehr gelesen als Werke, die man in jeder beliebigen Buchhandlung erwerben konnte. In Norditalien konnte man im Ausland erschienene Bücher eher be-

kommen; das Zentrum des Buchhandels war in Zürich, und die dortigen Kaufleute hatten ihre Kommissionäre in Lugano, die heimlich Bücher in die Lombardei brachten.

Der Hunger nach neuen Ideen, der Wunsch, sich fortzubilden, war die Leidenschaft des Jahrhunderts, und ein venezianischer Buchhändler hatte an seinem Laden sogar den Wahlspruch angebracht: „Al secolo delle lettere". Er hatte begriffen, dass die Zeit im Zeichen der Literatur stand.

Voltaire war der populärste der fremden Autoren, dann kamen die Engländer. Man glaubte, jeder neue Gedanke käme aus Grossbritannien. Poesie, Geschichte, Politik, Philosophie, selbst Romane und andere Erzeugnisse der schönen Literatur suchten ein englisches Gepräge anzunehmen. Milton, Spenser, Dryden, Addison, Swift und Hume waren jedem gebildeten Italiener wohl vertraut. Weitaus am populärsten war Pope. Man hatte eingesehen, dass Petrarcas einseitige Verhimmelung einerseits, die Nachahmung des Cinquecento andererseits die italienische Literatur allzu sehr eingeengt hatten, denn es gab neben der Fabel und der Liebe keinen Platz mehr für Philosophie.

Addisons „Spectator" fand in Italien nicht weniger Beifall als in Deutschland und Frankreich. Nach englischem Muster wurden Zeitschriften gegründet. Gozzi gab „L'Osservatore", Verri „Caffè", Baretti „Frusta letteraria" heraus, daneben erschienen noch mehrere andere Zeitschriften.

Von ungeheurem Einfluss auf die italienischen Dichter waren „Fingal" und „Temora", die der Schotte James Macpherson um 1760 unter dem Pseudonym des alten keltischen Barden Ossian herausgegeben hatte. Diese Dichtungen wurden weit über Homer gestellt; Melchiore Cesarotti (1730—1808) hatte sie als erster ins Italienische übersetzt und der englische Mäzen Lord Bute das Erscheinen des Buches ermöglicht.

In Mailand wurde Macphersons Buch zusammen mit Cesarottis Bild im Triumph in die Arcadia eingeführt. Der Professor Michelagniolo Monti feierte den „schottischen Homer" in schwungvollen Versen, und eine Beschreibung der „festa pastorale" wurde zur bleibenden Erinnerung gedruckt. Selbst ein Friseur in Parma unterhielt seine Kundschaft mit einer Schilderung dieser Gedichte.

Geringeren Einfluss als Pope oder Ossian hatte damals Shakespeare in Italien; zwar bewunderte der eine oder andere Literat die Tragödien

des grossen Engländers und behauptete, der nordische Dramatiker sei unerreicht „nel genere del terribile“, aber im allgemeinen fand die fremde Tragödie beim Publikum erst enthusiatische Aufnahme, als Alfieri ihr patriotischen Geist aufgeprägt hatte. Dagegen entsprach das sentimentale Lustspiel, die „Comédie larmoyante“, viel mehr dem Geist der Zeit, der sich von Ideen der Gleichheit nährte. Wie in Frankreich die „Tragédie bourgeoise“, in Deutschland das bürgerliche Drama im Mittelpunkt standen, so begann auch in Italien der Alltag mehr zu interessieren als das Schicksal ferner in Einsamkeit thronender Könige.

Auf die Bildung der italienischen Schrift- und Umgangssprache war die philosophisch praktische Richtung gleichfalls von Einfluss. „Cose e non parole“ war das Losungswort des gebildeten Publikums; fort mit der Literatur, die so vieler Worte bedarf, um nichts zu sagen. Das alte Schrifttum und der alte Glaube haben die Menschheit lange genug irregeführt, wir wollen Wahrheit und nichts als Wahrheit wiederholte die philosophische Schule.

In der Renaissance hatte man gelegentlich das Mittelalter barbarisch genannt, jetzt wurde die Renaissance mit diesem Namen bedacht. Das, was den Stolz der Renaissance-Literatur ausmachte: die Glätte der Form, wurde verachtet und galt als stilistische Versteinerung; der Wortschatz der Renaissance und des XVII. Jahrhunderts genügte nicht mehr; man nahm seine Ausdrücke, wo man sie fand, ohne zu fragen, ob Dante oder Boccaccio sie gebraucht hätten; man forderte, dass die Sprache den praktischen Bedürfnissen angemessen sei, ohne Rücksicht auf die Vorschriften der Florentiner Akademie „Crusca“, die über der sogenannten Reinheit der Sprache wachte. An der Spitze dieser Bewegung stand Cesarotti, um seine Gedanken klar und schlagend auszudrücken, schöpfte er die ihm passend erscheinenden Ausdrücke aus dem Dialekt und selbst aus fremden Sprachen. Durch eine gelehrte Abhandlung über die Philosophie der Sprache, dem Sprachgebrauch des Italienischen angemessen, suchte er seine Ansichten zu stützen. Die gleichen Tendenzen vertrat Goldoni; jeder Ausdruck erschien ihm als geeignet, der den Gedanken klar wiedergab, den Dialog belebte und die Schriftsprache der Umgangssprache annäherte. Baretti, Verri, Galiani, Beccaria bedienten sich dieser neuen Sprache, Opposition machte man in Florenz, wo man immer noch des Glaubens war, dass man nur in Toskana ein reines Italienisch spreche, und in Rom, dem Sitz der „Arcadia“, die erkannte, dass die neue Sprache ihr die Grundlagen ihres Seins entziehe. Nur im

Musikdrama duldete man abgerundete Phrasen und gesuchte Redewendungen und gab zu, dass Metastasio sich des arkadischen Stils bedienen müsse, um mit Violine und Klarinette im Einklang zu bleiben.

III.

Zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts gewann in Rom die Überzeugung immer mehr Boden, dass die Überreste der Vergangenheit Schätze seien, die man schonen und sammeln müsse. Die öffentliche Meinung verurteilte die italienischen Geschlechter, die sich ihres alten Kunstbesitzes entäusserten; man nannte die Giustiniani, Odescalchi, Ficoroni, Barberini, Ottoboni, die die in der Renaissance gesammelten Werke der griechischen und römischen Antike für bedeutende Summen verkauften.

Man versuchte diesen Verlust zu ersetzen und begann den Boden zu durchforschen, um Reste der Vergangenheit ans Tageslicht zu fördern. Zwar hatte bereits 1534 der Papst einen Konservator der römischen Antiken ernannt, aber im Verlauf des XVII. Jahrhunderts kümmerten sich die Betreffenden wenig um ihre Aufgabe, und das Amt eines Konservators erhielt erst im XVIII. Jahrhundert aufs neue Bedeutung. Gelehrte wie Venuti, Winckelmann und die beiden Visconti haben diese Stelle bekleidet. Das Wort „Scavi", Ausgrabungen, wurde zum Losungswort der Epoche, und die Päpste haben, freilich mit nur geringem Erfolg, die Ausfuhr antiker Statuen zu hindern gesucht. Aus in Italien gemachten Funden haben sich die in England entstandenen fürstlichen Sammlungen in der Hauptsache rekrutiert, die Galerien von Lord Pembroke, Peter Lely, Count Winchelsea, Burlington, Lord Leicester, Howard, ja sogar die „Society of Dilettanti" wurde begründet in der ausdrücklichen Absicht, Denkmäler antiker Kunst zu kaufen. Um eine gewisse Kontrolle über die Ausgrabungen zu haben, erteilte die römische Kurie in besonderen Fällen die Erlaubnis hierzu. Im XVIII. Jahrhundert wuchs die Zahl der Ausgrabungen und mit ihr die erzielten Resultate; die Zahl der neugefundenen römischen Marmorwerke stieg zwischen 1690—1763 in einem solchen Masse, dass neben den päpstlichen Museen eine Reihe von Privatsammlungen entstehen konnten. Gegraben wurde in der Villa Hadrians, in Corneto, Albano, Grottaferrata und an der Via Appia.

Die ungeheuren Summen, die die Engländer für antike Kunstwerke

bezahlten, die Anteilnahme von ganz Europa und der Enthusiasmus der fremden, Italien bereisenden Künstler steigerten die Leidenschaft des Sammelns. Die Zeitung „Cracas" berichtete über jede neue, der Erde entrissene Statue, und zu einer Zeit, wo die päpstliche Regierung verbot, sich mit Philosophie, fremder Literatur und Politik zu beschäftigen, absorbierten die „Scavi", wenigstens einen Teil der aufgespeicherten geistigen Energie.

Wieder war die Antike von Einfluss auf das Entstehen einer modernen Kultur. Die Epoche der Ausgrabungen hatte eine abermalige geistige Wiedergeburt zur Folge. Die früheren Funde hatten namentlich die Geisteswelt der antiken Schriftsteller offenbart; die Ausgrabungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts haben das Leben der Römer plastisch verkörpert und dazu eine Reihe von Handhaben zur Schätzung der alten Kunst geboten.

Als der Enthusiasmus für die „Scavi" seinen Höhepunkt erreicht hatte, wurden die Schätze von Herculaneum (1737) und Pompeji (1748) entdeckt. Diese Tatsache war ein Ereignis von grosser kultureller Bedeutung.

Glücklicherweise fanden die Ausgrabungen in Herculaneum statt, als Karl III. von Bourbon (1734—1759) in Neapel herrschte. Er war ein Sonderling, der aber auf seine Weise Respekt vor Wissenschaft und Liebe zur Kunst hatte. Der König war eigentlich im Stall und auf der Jagd erzogen worden, er war ein ausgezeichneter Reiter und galt als der beste Jäger von Europa; den Beweis dafür zu erbringen, wäre freilich schwer gewesen, da Süditalien damals wie heute wenig Wild hatte und ein paar geschossene Lerchen bereits einen Jagdtriumph bedeuteten. Karl III. war sich seiner Unwissenheit wohl bewusst, er war ängstlich darauf bedacht, etwas Neues zu erfahren, und da er ein ausgezeichnetes Gedächtnis hatte, hatte er sich allmählich einen gewissen Schatz von Kenntnissen gesammelt. Wie die meisten Menschen, deren Wissen grosse Lücken aufweist, war er eifrig bemüht, seine Unwissenheit zu verbergen, und war im Gespräch mit Gelehrten sehr vorsichtig.

Er war auffallend hässlich, man fand, dass er einem Schöps nicht unähnlich sei, und wenn er auf dem Lande oder auf der Jagd Lederhosen trug, wollene Strümpfe und ein Wams mit grossen Taschen, in die er alles mögliche hineinstopfte, hätte man ihn eher für einen Gärtner aus Caserta als für den König halten können. Nur der kurze Zopf, den er der damaligen Mode gemäss trug, liess erkennen, dass sich

dieser seltsam ausstaffierte Mensch in der Sphäre des Palastes zu bewegen pflege. Er hatte übrigens künstlerische Liebhabereien, zeichnete und modellierte Figürchen aus Wachs, besuchte die Künstler in ihren Ateliers und quälte sie stundenlang, indem er ihrer Arbeit zusah, er entwarf auch Grundrisse, denn Architektur war seine Lieblingskunst. Während seiner Regierung waren die Oper und das Museum in Neapel erbaut worden, sowie der in seinen Dimensionen gewaltige Palast zu Caserta, den Goethe bewundert und eines Fürsten für würdig befunden hat. Anders, strenger, hat ein heutiger Gelehrter die architektonischen Bestrebungen des Bourbonen beurteilt, dieser Stil erschien ihm „von höchster Langeweile".

Dieser von seltsamen künstlerischen Aspirationen erfüllte König beschäftigte sich auch mit den Ausgrabungen in Herculaneum. Sie waren der Stolz seiner Regierung und eifersüchtig darauf, dass niemand ihm diesen Schatz raube, gönnte er den gelehrten Archäologen nicht einmal den Zutritt zu diesen Ausgrabungen, da er den Ruhm eines Erweckers der Antike ungeteilt für sich in Anspruch nehmen wollte. Als Winckelmann nach Neapel kam, gestattete ihm der König, die Ausgrabungen in Herculaneum nur unter der Bedingung zu betrachten, dass er versprach, weder zu zeichnen noch Notizen zu machen. Der König hat auch geglaubt, dass die ausgegrabenen Schätze den Reichtum des Landes steigern würden, und war in dieser Beziehung ausserordentlich gewissenhaft. In den Trümmern von Pompeji war ein goldener Ring mit einer in einen Karneol geschnittenen Kamee gefunden worden, den Karl III. so bewunderte, dass er ihn stets trug. Als er nach Madrid ging, um den spanischen Thron zu besteigen, konnte er es nicht über sich gewinnen, den Ring zu behalten, und lieferte ihn getreulich dem Museum von Neapel aus.

Infolge der Eifersucht des Königs, der niemand den Zugang zu den Schätzen von Herculaneum gönnte, lag zwanzig Jahre nach dem Beginn der Ausgrabungen noch kein authentischer Bericht über die dort gemachten Funde vor. Zwar hatte Karl III. den Monsignore Ottaviano Bojardi (1695—1758) mit einem beschreibenden Werk über Herculaneum betraut, aber dieser Geistliche war für breit angelegte Bücher, und der Hinweis genügt, dass er eine Chronologie der katholischen Kirche in vierzig Bänden kompiliert hat. Nach mehreren Jahren veröffentlichte der Monsignore zwei einleitende Bände über Herculaneum, sie enthalten griechische, lateinische, hebräische, chaldäische und ara-

bische Zitate, Abhandlungen über babylonische, ägyptische und persische Masse und Gewichte, aber er starb, ehe er zu seinem eigentlichen Thema gekommen war. Der Abate Jacopo Martorelli hat zwei Bände über ein in Herculaneum gefundenes kleines Bronzegefäss geschrieben, das er für ein Tintenfass hielt — vermutlich war es ein Salzfass.

Infolge dieser Vorkommnisse hat einer der berühmtesten damaligen französischen Archäologen, der Graf Caylus, dem Kardinal Picciardi empfohlen, allmählich Herculaneums Geheimnisse zu erschleichen, es zu machen wie die Katze, die unverdrossen stundenlang auf die Maus lauert. „Wir haben doch", schreibt Caylus, „Geduld und vielleicht auch Geld genug, um zusammen mit der italienischen Intelligenz ans Ziel zu gelangen."

Zuletzt hielten es auch der König und sein Minister Bernardo Tanucci für ihre Pflicht, die Neugierde der europäischen Gelehrten zu befriedigen; um einen genauen Bericht über die Ausgrabungen zu veröffentlichen, begründeten sie 1755 die Akademie von Herculaneum, da es damals nicht ohne Akademie ging. Fünfzehn Mitglieder, die alle vierzehn Tage zusammenkommen sollten, forderte Tanucci zu dieser gelehrten Korporation auf. Jedem wurde die Aufgabe zuteil, über drei ausgegrabene Gegenstände in der nächsten Sitzung zu sprechen. Die alten Mitglieder der Akademie fanden diese Arbeit für ihren ermüdeten Geist zu schwer, und als Karl III. nach Spanien ging, kamen sie nicht mehr zu den Sitzungen. Erst der energische Pasquale Carcani machte sich, von Galiani angeregt, an die Arbeit und gab sieben Bände heraus, mit Abbildungen nach den Fresken und Bronzen aus Herculaneum, so wurde der Schatz endlich den europäischen Gelehrten zugänglich.

Einer der kostbarsten Funde in Herculaneum war eine aus Papyrusrollen bestehende Bibliothek, die im Jahre 1750 bei der Grabung eines Brunnens ans Licht kam. In einem kleinen Zimmer einer Villa standen Schränke mit diesen Kostbarkeiten, die wie verbranntes Holz aussahen. Antonio Piaggi, dem gelehrten Frate aus dem Orden der Scolopi, war es mit einem von ihm erfundenen Apparat gelungen, die einzelnen Blätter der verbrannten und verkohlten Papyrusrollen abzuwickeln und auf Bogen aufzukleben, von denen sie abgelesen werden konnten. Auf diese Weise hat der geduldige Mönch etwa tausend Rollen der Vergessenheit entrissen. Karl III., sehr interessiert für diese Entdeckung,



GHEZZI (Phot. Schramm)

Der Jäger

Wien: Albertina

hat Piaggi häufig besucht und ihm bei seiner mühseligen Arbeit zugesehen. Die geretteten Rollen wurden vom Mönch sofort abgeschrieben, und seine Fähigkeit, alte Schriften zu kopieren, kam ihm dabei ausserordentlich zustatten.

Zur Erkenntnis griechischer Kunst trugen die Vasensammlungen bei, die man zum Teil in Herculaneum, zum Teil an anderen Plätzen in Süditalien gefunden hatte. Karls III. Nachfolger, König Ferdinand IV., der die Sammelpassion seines Vorgängers teilte, ging jedem neu entdeckten Scherben mit Leidenschaft nach und hielt seine Beute geheim, um nicht auch andere Sammler zu Nachforschungen anzuregen. Am englischen Gesandten hatte er jedoch einen sehr gefährlichen Nebenbuhler. Sir William Hamilton, ein Verehrer von Wissenschaft und Sport, war beim König sehr gut angeschrieben, sie verbrachten ganze Tage zusammen in Wäldern oder beim Fischfang in Castellamare. Bei dieser Gelegenheit hat der geschickte Engländer dem König so manches Geheimnis entlockt und die Arbeit auf eigene Faust angeordnet. Im Jahre 1766 erfuhr Hamilton, dass sich im Gebirge, zehn Meilen oberhalb Capuas, an einer fast unzugänglichen Stelle etruskische Vasen von grosser Schönheit in der Erde befänden. Hamilton machte sich sofort auf die Suche, ohne ein Wort von seiner Absicht zu verraten, und liess in Casale di Tregghia etruskische Gräber öffnen. Er hat bei Carlo da Pisa gewohnt und eine Menge kostbarer Dinge mitgebracht. Als der Minister Tanucci von diesem „Verbrechen" erfuhr, liess er Carlo da Pisa gefangennehmen, konnte aber Hamilton nicht hindern, seine Vasen mitzunehmen. Der Engländer gab etwas von seiner Beute dem König ab, um den Monarchen bei guter Laune zu erhalten, und der Maler Tischbein hat Hamilton gesehen, wie er in grosser Gala ins Schloss ging, mit Ordensband und Brillantstern auf der Brust und den Henkel eines Korbes in der Hand, der zweite Henkel ruhte in der Faust eines Lazzaroni. Der Korb enthielt Vasen, die für den König bestimmt waren, um ihn gnädig zu stimmen.

Goethe hat „das geheime Kunst- und Gerümpelgewölbe Sir Williams" besucht, wo es wie auf einem Trödelmarkt aussah. Bunt durcheinander lagen Marmorbüsten, Bronzen aus den verschiedensten Epochen und Geräte aus sizilischem Achat; der Engländer hat seine Schätze eifersüchtig gehütet und sie nur den Menschen gezeigt, bei denen er sicher war, dass sie ihn nicht dem König verraten würden. Später veröffentlichte Hamilton ein zweibändiges Werk über seine Vasen. Es gab

übrigens keinen vermögenden Aristokraten oder gelehrten Forscher in Neapel, der nicht gesammelt hätte, waren es nicht etruskische Vasen, so zum mindesten Bruchstücke marmorner Inschrifttafeln. Zu den glücklichsten Sammlern gehörte auch der Duca di Carafa.

Die Passion für etruskische Altertümer stieg mit jedem Tage, neben Neapel war Florenz der Hauptsitz des Sammlerwesens. Etrurien war modern; die Herren und Damen der vornehmen Gesellschaft zogen sich „all' etrusca" oder zum mindesten „alla greca" an.

Die griechische Vergangenheit war aufs neue von ungeheurem Einfluss, nicht allein auf Malerei und Plastik, sondern auch auf die Literatur. Die Epoche des Barock war zu Ende. Galiani schrieb an Madame d'Epinay, die Alten seien uns in allem überlegen gewesen, niemals hätten sie den Tod gemalt oder gemeisselt, diese hässliche Gestalt, „hideuse, dégoutante, révoltante", die uns in nichts fördert und uns nur das Leben vergiftet. Die Darstellungen der Alten auf Gräbern seien immer heiter und wohlanständig und ihre Hölle der Aufenthalt „de gens de bien et de goût". Wie fern war diese Auffassung von Berninis Skeletten auf den Grabdenkmälern berühmter Männer!

IV.

Der nationale Geist hat sich im XVIII. Jahrhundert in Italien am reinsten offenbart in Musik, Gesang und Theater, das in dieser Epoche bereits eine hohe Blüte erlangt hatte. Durch seine Oper, seine Komponisten, Sänger, Sängerinnen, Tänzer und Balletteusen hat Italien auf die Kultur von ganz Europa keinen geringen Einfluss gehabt.

Im Zeichen der vier Musik- und Gesangschulen von Neapel, Rom, Bologna und Venedig stand gewissermassen die gesamte damalige musikalische Welt. Die Schule von Neapel hat, infolge des ungewöhnlichen Talents der Sängerdynastie der Scarlatti, die wichtigste Rolle gespielt. Domenico Scarlatti (geb. 1683 in Neapel) hat England, Frankreich, Spanien und Portugal mit dem Ruhm italienischer Musik erfüllt, sein Enkel Giuseppe Scarlatti hat den grössten Teil seines Lebens in Wien verbracht. Der neapolitanische Sänger Farinelli (geb. 1705) wurde spanischer Grande und Ritter des Calatrava-Ordens, er war der Liebling europäischer Fürsten und hatte selbst auf die Politik grossen

Einfluss. Maria Theresia schrieb ihm in freundschaftlichem Tone. Von 1737—1761 stand er an der Spitze der Oper zu Madrid und hat die für damalige Begriffe ungeheure Gage von zweitausend Pfund Sterling jährlich bezogen.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunders hat die Gesangschule von Bologna dominiert. Zu den dortigen Sternen hat die berühmte Brigida Banti gehört, deren Namen in ganz Europa einen guten Klang hatte. In Metastasios Opern hat sie in London, Paris, Wien und Warschau gesungen, und der König Stanislaus Poniatowski hat ihren Sohn zur Taufe gehalten. Als sie nach Italien zurückkam, hat sie einen derartigen Beifallssturm entfesselt, dass einige ihrer Verehrer die Diener in den Osterien bestochen haben, um auf den Kissen zu schlafen, auf denen die Sängerin geruht hatte; auch die Marquise Bovio in Bologna hat alle Mittel angewandt, um die Nacht im Zimmer zu verbringen, das die Banti verlassen hatte. Einer ihrer Biographen behauptet: wenn die schönste Musik in Dantes Paradies erklingt, so darf Brigidas Stimme dort nicht fehlen.

Die Geister des XVIII. Jahrhunderts standen im Banne einer unbestimmten Sehnsucht, verschwommener Empfindungen, die erst in der französischen Revolution ihren Niederschlag fanden. Schärfer als in irgendeiner anderen Epoche sind die Extreme aufeinandergeplatzt. Ein französischer Denker, wenn ich nicht irre, Fontenelle, hat den Grundsatz verkündet, die Welt der Geister stehe nicht weniger als die der Körper im Zeichen von Zahl, Mass und Gewicht. Neben den Theorien über die Mechanik der Welt, neben Geometrie, die in den Bereich der Geisteswissenschaften eingeführt wurde, entstand das Verlangen nach schrankenloser Freiheit; neben mathematischen Wahrheiten trat eine poetische Sentimentalität immer deutlicher zutage, die in Musik und Gesang ihre besondere Befriedigung fand.

Wie in den höchsten alpinen Gebieten zugleich Bora und Föhn auftreten, so herrschen zwei entgegengesetzte Strömungen in den höchsten Sphären des menschlichen Gedankens: präzises Denken und verschwommenes Träumen. Friedrich der Grosse wollte die gesamte Menschheit militärisch organisieren, und gleichzeitig zerschmelzen die zärtlichen Herzen von Palermo bis nach Berlin, von Petersburg bis nach Odessa bei Metastasios Sentimentalitäten und berauschen sich, wenn auch nur in Worten, an der Idee der Freiheit. Dieser empfindsame Dichter hat in Italien, ja, in ganz Europa eine Zeit hindurch als Prophet gegolten,

ihm flogen schmachtende Herzen zu, die das Ziel der eigenen Sehnsucht nicht kannten. In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nahmen diese unbestimmten Wünsche eine festere Form an und waren auf ein Ziel gerichtet. Auf Metastasio folgt Alfieri, der die Wiedergeburt des italienischen Volkes angestrebt hat.

Im XVIII. Jahrhundert bis zum Ausbruch der Revolution beherrschen Italiener und Franzosen in künstlerischer Beziehung die Fürstenhöfe des Nordens. Namentlich der Wiener Hof steht unter italienischem Einfluss. Die kaiserliche Familie spricht untereinander italienisch, Caldara unterrichtet die jugendliche Maria Theresia, Porsile (1720—1750) ist der Hofkomponist. Conti (1703—1732) schreibt komische Opern, Karl VI. ernennt einen Venezianer, den bekannten Gelehrten Apostolo Zeno (1718—1729), zum Historiographen der kaiserlichen Familie. Zeno verfasst Texte für Opern und Oratorien, schreibt historische Dramen für die Wiener Bühne, ja, das literarische Leben der Hauptstadt steht eine Zeit hindurch völlig in seinem Zeichen. Vom alternden Venezianer empfängt Metastasio (1730) das Zepter der Hofpoesie und hat es bis zu seinem Tode, im Jahre 1782, inne. Metastasios Nachfolger ist Casti, als Hofdichter bezieht er eine Pension von 3000 Gulden, und Antonio Frizzi aus Udine besingt jedes Ereignis, das sich auf die Dynastie bezieht. Wien ist gewissermassen Italiens literarische Hauptstadt. Zu Metastasios Melodramen schreibt Boncini, Händels Zeitgenosse, die Musik und italienische Tänzerinnen beherrschen das Ballett.

Hofprediger ist Pater Granelli, der berühmte Redner. Ganz Wien bewundert ihn und rühmt seine unerhörte Geistesgegenwart. Betritt während der Predigt ein Mitglied der kaiserlichen Familie die Kirche, so begrüsst Granelli es mit einer Redewendung, die den Anschein erweckt, dass diese Begrüssung den notwendigen Inhalt der Predigt bilde.

In Dresden stehen Theater und Kunst fast ausschliesslich unter italienischem Einfluss. Unter August III. triumphiert die italienische Richtung endgültig über die französische. Die Oper steht im Zeichen von Alessandro Scarlattis Schule; der mit der in ganz Europa berühmten Venezianerin Faustina Bordoni verheiratete Capo Maestro Hasse schreibt die Musik zu Metastasios Libretti, Bibiena und Servandoni malen die Dekorationen und bestimmen die Bühnenbilder; Sänger und Balletttänzer sind fast ausschliesslich Italiener. August III. spricht und schreibt fliessend Italienisch, er ist ein vorzüglicher Musikkenner und kauft

italienische Bilder. In Italien hat er seine Agentur, als die Sixtinische Madonna gebracht wird, lässt er sie im Thronsaal aufstellen und sagt zu den Hofbeamten, die es unfassbar finden, dass der Thron dem Bilde weichen soll: „Platz für den grossen Raffael!“ Die Königin schenkt ihm, in der Absicht, ihm die grösste Freude zu machen, Bilder zu seinem Geburtstag. Den Plan für die Hofkirche zeichnet der Römer Chiaveri (1689—1770), ausgeführt wird sie von Italienern.

Die einzige Frau, der es gelungen ist, Friedrichs des Grossen Herz zu gewinnen, war eine italienische Tänzerin, die schöne Barberina Campanini (geb. 1721 in Parma). Antoine Pesne hat sie gemalt und ihre Porträts schmücken heute noch das Schloss von Sanssouci. Barberina hatte in Paris so viel Erfolg, dass sie dem Fürsten Carignan sagen konnte, selbst für hunderttausend Francs würde sie ihm nicht gestatten, auch nur ihre Hand zu küssen. Der Ruhm der Tänzerin kam bis zu Friedrich dem Grossen; 1743 engagierte er sie für das Berliner Ballett. Barberina unterschrieb den Kontrakt, lernte aber vor Antritt ihres Engagements Lord Stuart de Mackenzie kennen, der ihr Herz gewann. Der Lord widersetzte sich dem, dass seine Geliebte in den Dienst des preussischen Königs trete; beide entflohen nach Venedig, in der Hoffnung, dort vor dem mächtigen Monarch sicher zu sein. Aber es kam anders; der König übte einen solchen Druck auf die venezianische Republik aus, dass der Senat die kontraktbrüchige Sängerin gefangennahm. Der preussische Gesandte in Wien „lieferte“ Barberina nach Berlin; aber auch Friedrich der Grosse sollte nicht straflos ausgehen, wenn er Balletteusen gefangennahm, denn gleich beim ersten Auftreten der bezaubernden Italienerin verliebte er sich in sie und überschüttete sie mit Gunstbezeugungen. Wolter behauptet, Barberina habe den König nicht durch ihre Reize gefesselt, sondern allein durch den Umstand, dass sie Waden hatte wie ein Grenadier. Die Tänzerin hat später dem eifersüchtigen König Sorgen genug gemacht; sie starb in Schlesien im Jahre 1759 als Gräfin Barschau und Oberin eines von ihr begründeten Stiftes für adelige Fräulein. Auf ihrem Grabstein ist zu lesen: „Virtuti asylum“.

Nicht allein in Wien, Berlin, Petersburg und Warschau spielten die Italiener eine grosse Rolle, auch in London konnte man nicht auf sie verzichten, wenn es sich um Theater und Musik handelte. Italiener kommen im XVIII. Jahrhundert nach England; in aristokratischen Häusern geben sie Sprachstunden oder unterweisen englische Ladies im Gesang von Madrigalen, Kanzonetten und Arien aus italienischen

Opern. Der berühmte Improvisator Paolo Rolli rührt die englischen Schönen durch seine Gedichte in Metastasios Art, denn dieser Künstler war auch in England Mode. Ein Engländer, Charles Burney, hat 1796 ein dreibändiges Werk über Metastasio herausgegeben: „Memoirs of the life and writings of the abate Metastasio".

Neben Literaten, Künstlern, Sängerinnen und Tänzerinnen kamen auch Italiener nach London, die ihr Glück suchten oder aus der Heimat verbannt waren. Sie haben ihrer Nation nicht immer Ehre gemacht. Casanova warnt den Dichter Lorenzo da Ponte, Lokale in London zu besuchen, in denen seine Landsleute verkehren. Als man dem König empfahl, einen Italiener als Lehrer für seine Tochter kommen zu lassen, gab er ärgerlich zur Antwort: „Erinnert mich weder an Italiener noch an Katholiken, denn sie taugen alle nichts." Aber damals wurden auch Franzosen und Spanier in England nicht höher geschätzt.

In Paris haben die Italiener wohl eine geringere Rolle gespielt als in anderen europäischen Hauptstädten, aber auch dort hat der italienische Einfluss bis zur Revolution gedauert. Theater und Musik waren das Feld, auf dem die Italiener geglänzt haben. Der Ballettänzer Vestris wurde „Dieu de la danse" genannt, und er gab beglückt über diese Schmeichelei zur Antwort, dass nur drei Menschen auf der Höhe des Jahrhunderts stehen: „Ich, Voltaire und Friedrich der Grosse." Neben Vestris wirkte in Paris auch der bescheidenere, aber wertvollere Goldini, und Rosalba Carrieras Pastelle erregten lebhafte Bewunderung.

V.

Eine typisch aristokratische Provinz war die Lombardei. Die spanische Regierung hatte sich bemüht, sich die Aristokratie gefügig zu machen, um das Land mit ihrer Hilfe zu beherrschen. Die dem Klerus ausgelieferten Schulen arbeiteten bereits auf dies Ziel hin; in Mailand gab es drei Unterrichtsinstitute, die fast den Charakter einer Universität hatten: die Jesuitenschule in der Brera, das Institut der Barnabiten zu Sant' Alessandro und das „Collegio de' nobili", das die Somasker leiteten. Die Aufgabe dieser Institute bestand eher darin, die Jugend vom praktischen Leben fernzuhalten als sie darauf vorzubereiten. Es galt als erstrebenswertes Ziel, tüchtige Lateiner, Dichter und Weltmänner nach dem abgegriffenen barocken Schema heranzubilden, an nützliche Staatsbürger dachte niemand. Ein Jüngling aus vornehmem Hause

lernte reiten, fechten, Gitarre spielen, er kannte sich im verwickelten Ehrenkodex vortrefflich aus, war ein vorzüglicher Tänzer und in die Kunst der Verbeugungen tief eingedrungen. Die zahlreichen Abstufungen in den Verbeugungen waren das Kennzeichen eines Mannes von guter Erziehung; einer Fürstin gebührte eine andere Verneigung als einer Marquise, der Bischof hatte ein Anrecht auf einen anderen Bückling als ein kaiserlicher Statthalter. Die Gewandtheit im Tanzen eröffnete dem Jüngling den Zutritt zu den verschiedensten Salons. Der Dichter Ippolito Pindemonte war fast in ganz Europa als Tänzer berühmt. Auf einem Balle, der 1790 vom neapolitanischen Gesandten gegeben wurde, pries ihn der Fürst von Sachsen als geschicktesten Tänzer.

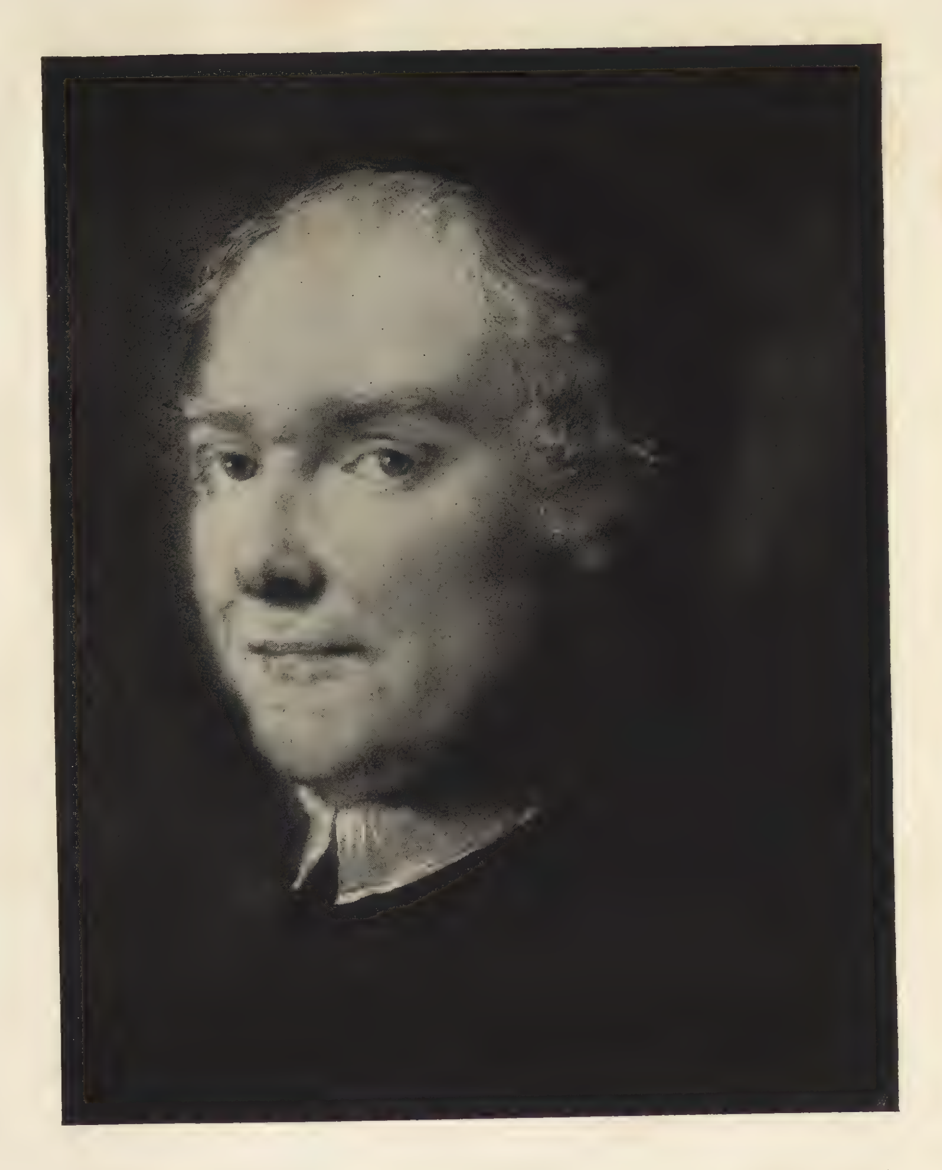
Das Leben in der Lombardei spielte sich in aristokratischen Kreisen ab. Der Adel hatte alle Würden und Ämter inne und fast jede bekannte Familie hatte ihre besonderen Privilegien. Im Rat der Sechzig durften die Serbelloni zwei Stimmen abgeben; beim Erzbischof hatten die Confalonieri den Vortritt; die Marliani durften vor ihrem Palast die halbe Strasse absperren, und viele Familien hatten infolge ihrer angenommenen Gewohnheiten eine gewisse Berühmtheit in der Gesellschaft. Die seltsamste Tradition hatte sich im longobardischen Geschlecht der Pusterla vererbt. An einem bestimmten Tage zogen die Diener der Pusterla ein ungeheures Holzpferd von der Porta Ticinese in Mailand bis zum Dom. Dieses trojanische Pferd wurde von Musikanten und den zahlreichen Klienten der Familie umringt. Vor der Kathedrale hielt der Zug und dem Innern des Pferdes entstieg ein Abgesandter der Pusterla mit kostbaren Gaben für den Erzbischof. Zur Zeit der Herrschaft übermütiger Adelsgeschlechter verwandelte Graf Vitaliano Borromeo einen nackten, aus dem Lago Maggiore ragenden Felsen in die bezaubernde Isola Bella, mit zehn übereinander aufsteigenden Gärten und einem sie beherrschenden Palast.

Luxus, Hochmut und Eitelkeit waren die Kennzeichen dieser Aristokratie. Als der Marchese Landi aus Piacenza sich mit Isotta, der Schwester des Dichters Pindemonte, verlobte, stellte er der Familie die Bedingung, dass einer der Pindemonte Malteserritter werde, trotzdem diese militärischen Orden damals gar keine Bedeutung mehr hatten. Aber die jüngeren Söhne der vornehmen Familie suchten ihre Armut hinter den Uniformen der Malteserritter zu verbergen, da der Besitz, der zumeist Majorat war, dem ältesten Sohne zufiel.

Im Jahre 1749 wurde ein heraldisches Institut in der Lombardei begründet, und zwanzig Jahre später erliess die Regierung genaue Vorschriften, um die äussere Pracht des mailändischen Adels zu regeln. Nur Mitglieder der vornehmen Familien durften in der Kirche Fussschemel und Gebetbücher mit Silbereinband und silberner Hülle benützen. Nur adelige Frauen durften Kleider tragen, die am kaiserlichen Hofe im Gebrauch waren, und die Aristokratie allein durfte von Fackeln begleitet ins Theater kommen. Auch Diener in Livree durfte nur der Adel halten.

Das gesellige Leben stand so sehr im Zeichen eines öden Formalismus, dass der Adel trotz all seiner Vorrechte sehr wenig Abwechslung hatte und sich masslos langweilte. Während der spanischen Herrschaft verkehrte jede vornehme lombardische Familie nur untereinander, nur bei besonderen Festlichkeiten trafen Männer und Frauen verschiedener Familien zusammen, und die einzige Abwechslung der Edelfrauen waren die Besuche des Priesters, der jeden Morgen „al baciamano“ kam, sich sehr eingehend erkundigte, wie die Herrschaften geschlafen hätten, wie es dem jungen Markgrafen ginge, und bei der Gelegenheit alles erzählte, was sich im Laufe der letzten vierundzwanzig Stunden in der Umgegend zugetragen hatte. Als der Herzog von Ossuna zu einer Gesellschaft in seinem Hause nicht nur Männer, sondern auch Frauen einlud, wurde ihm dies so verübelt, dass es bei dem einen Mal sein Bewenden hatte. Erst dem letzten spanischen Gouverneur, dem Fürsten de Vaudemont, gelang es, freiere französische Sitten einzuführen, er veranstaltete Feste in der Art englischer Garden parties, aber die Gesellschaft, des freien Verkehrs ungewohnt, machte sich die neue Einrichtung und den Schatten der Lorbeerbäume mit so viel Eifer zunutze, dass diese Abende bald das Ärgernis aller Matronen und kahlköpfigen Marquis waren. Die Männer benahmen sich wie Jünglinge, die aus einem Jesuiteninternat entlassen waren, und bei den Frauen war es nicht viel anders.

Nachdem die Spanier die Lombardei verlassen hatten und unter Maria Theresia ein vernünftigeres und milderes Regiment begann, traten die aristokratischen Kreise in Mailand aus ihrer Reserve heraus, und der Reisende Richard lobt die Stadt, in der man beinahe täglich in gewähltester Gesellschaft speisen könne. Jetzt begannen auch die Moden häufiger zu wechseln, die Gesellschaft stand im Zeichen des Rokoko, und eines Tages erschien sogar eine in der vornehmen Welt



ROSALBA CARRIERA *(Phot. Tamme)*
Bildnis Metastasios
Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

tonangebende Dame in einer Perücke mit langem Kometenschweif. Piero Verri verfasste zur Feier dieses Ereignisses das Gedicht: „Una relazione d'una prodigiosa cometa, osservata a Milano l'anno 1763".

Natürlich bildeten all diese neuen Einrichtungen, die Moden, Wagen und Livreen ein unerschöpfliches Thema für die Satiriker. Gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts war Bartolommeo Dotti in Norditalien wegen seiner boshaften Verse berühmt. Einige Persönlichkeiten fühlten sich so verletzt, dass sie dem Verfasser Rache schworen, und er für seinen scharfen Witz nicht weniger scharf verwundet wurde.

Der bekannteste italienische Satiriker im XVIII. Jahrhundert war der Abate Parini (geb. 1729), er hatte Gelegenheit genug, das unnütze, törichte Leben der lombardischen Aristokratie kennen zu lernen, und als heisser Patriot trauerte er über den Untergang seines Volkes. Nachdem er die geistlichen Weihen empfangen hatte, wurde er Hauslehrer bei den Serbelloni, die zum höchsten mailändischen Adel gehörten. Donna Maria Vittoria, eine geborene Ottoboni, die Fürstin auf Fiano, war eine gebildete und für damalige Begriffe moderne Frau, mit ihrem Sohn las sie Rousseau und liess es dem Hauslehrer an nichts fehlen. Als sie sich von ihrem Manne scheiden liess, verfasste der boshafte Abate einen Vierzeiler, den ihm der Fürst nicht verzieh, weil er die Gründe der Trennung zu deutlich enthüllte:

„Cari figli, non piangete
Che, se nati ancor non siete,
Non potendo vostro padre
Vostra madre vi fara."

Die Fürstin verzieh dem Abate diesen „capriccio" und gab ihm nach wie vor Zeichen ihrer Gunst. Aber bald erwies sich, dass Donna Maria sich nicht zu den Prinzipien der Menschlichkeit bekannte, die die französischen Philosophen verkündeten, während es Parini Ernst damit war.

Im Landhause der Fürstin lebte die Tochter des berühmten Komponisten Sammaritani, der gewissermassen als Vorgänger von Haydn gilt. Die junge Dame, die sich bei der Fürstin nicht wohl fühlte, verlangte, nach Mailand zum Vater zurückzugehen. Die Serbelloni widersetzte sich diesem Wunsch, in einer erregten Auseinandersetzung verabfolgte sie dem jungen Mädchen zwei Ohrfeigen und jagte es aus dem Hause.

Da geriet Parini in furchtbaren Zorn, er gab seine angenehme Stel-

lung auf, brachte das Mädchen nach Mailand, und empört über die feudalen Gewohnheiten der Aristokratie, veröffentlichte er den ersten Teil seines Gedichtes, das ihm Ruhm und die Dankbarkeit der Nation eintragen sollte. Sein Gedicht, die Schilderung des Faulenzerlebens der lombardischen Jugend, trägt den Titel: „Il Giorno", es zerfällt in vier Teile: „Il Mattino", „Il Meriggio", „Il Vespero", „La Notte" und ist ein getreues Abbild der damaligen Sitten.

„Il Mattino" empörte die Aristokratie aufs äusserste; der Fürst Belgiojoso fühlte sich persönlich beleidigt und glaubte sich im „Giovin signore", der Hauptperson, verspottet. Es hiess, dass der Fürst, ein reicher Verschwender, jeden Monat einen Friseur aus Paris kommen lasse, um seine Haare stets nach der allerletzten Mode zu tragen. Belgiojoso liess dem Dichter sagen, er möge, wenn ihm sein Leben lieb sei, die weiteren Teile seines Gedichtes unterdrücken. Trotz dieser Drohung erschien „Il Meriggio" noch vor dem Jahre 1763.

Parini war in Mailand sehr bekannt und erfreute sich dort einer grossen Beliebtheit; er war ein hübscher Mann, ein glänzender Redner, und wenn ihn ein Gegenstand hinriss, schienen all seine Muskeln zu spielen und seine Gedanken mit zu verkörpern. Er bewegte sich gern im Kreise einiger guter Freunde, war Stammgast im Hause der Marquise Paoli Castiglioni, einer Frau von feiner Kultur und grossem Verstand, und war im allgemeinen ein leidenschaftlicher Verehrer des schönen Geschlechts. „Mein Alter", schreibt er an einen seiner Freunde, „ist kein Schutz vor der furchtbaren Waffe, der weiblichen Schönheit." Parini starb am 15. August 1799.

Die glücklichste Zeit der Lombardei war unter Maria Theresias Herrschaft, sie führte ein ruhiges, die nationalen Eigentümlichkeiten der Italiener berücksichtigendes Regiment, und die grössten damaligen Geister, Beccaria, Parini, Verri, sangen ihr Lob. Sie führte den ersten Schlag gegen die die Kraft der Nation lähmende Allmacht der Geistlichkeit. Die Zahl der Feiertage wurde verringert, die Menge der Klöster beschränkt, ihre Unantastbarkeit aufgehoben und administrative Reformen durchgeführt; unter den Statthaltern gab es sehr verdienstvolle Männer. Josef II. hat die Überreste scholastischer Philosophie bekämpft, verschiedene Bräuche, die mit dem Ernst der Religion unvereinbar waren, aufgehoben, Begräbniskosten, die eine schwindelhafte Höhe erreicht hatten, auf einen normalen Betrag festgesetzt, verboten, Tote auf freiem Felde zu bestatten, und wenn Fried-

rich der Grosse ihn auch aus diesem Grunde „seinen Bruder Sakristan“ genannt hat, so war seine Regierung für die Lombardei in vieler Beziehung von grossem Nutzen.

Anders wurde es, als die französischen Sansculotten über die Alpen kamen und Freiheit und Gleichheit verkündeten. Es waren traurige Zeiten von der Einführung der Cisalpinischen Republik bis zur nachnapoleonischen Reaktion. Die Bevölkerung zerfiel in Parteien, die sich fanatisch hassten, und unter Gleichheit verstand der Pöbel Gleichheit des Vermögens. Alte Denkmäler wurden zertrümmert, wenn man ein bekanntes Wappen darauf entdeckte; in Sant' Eustorgio und in Santa Maria delle Grazie wurden viele schöne Gräber zerstört. Die Cisalpinische Republik wurde der Sammelpunkt aller unruhigen Elemente, die Italien barg; die Cittadina Lattanzi schrieb eine Abhandlung über die Unfreiheit der italienischen Frauen, widmete sie Josephine Bonaparte und bat um Aufhebung dieses Sklaventums. Bald zerfiel die gesamte Bevölkerung in zwei feindliche Parteien, die eine strebte ein einiges Italien an, der anderen erschien die Föderation als Regierungsideal. Aber alle erkannten, dass die napoleonische Republik räubere, wo sie könne, und die „freien Bürger“ an den Bettelstab bringe. Selbst dem der Aristokratie feindlich gesinnten Parini war es bald peinlich, wenn ihn der erste beste Kerl auf der Strasse duzte, und als man ihm einst Mangel an Patriotismus vorwarf, weil er einem gefangenen deutschen Soldaten eine Unterstützung gab, gab er zornig zur Antwort: „Ich will Juden, Türken und Arabern Almosen geben, ja jedem, der es nötig hat.“ Unglücklicherweise hat die Revolution sich nicht an diesen edlen Grundsatz gehalten, sondern ihm sein Brot genommen und ihn, der als Professor an der Akademie der Brera tätig war, abgesetzt, so dass er nach einem 70jährigen Studium von fremder Hilfe leben musste, nachdem er all seine Illusionen über die Freiheit der Völker eingebüsst hatte.

Das nationale Unglück, die Entfesselung der wildesten Leidenschaften innerhalb der Gesellschaft, die Epoche der Denunziationen und der Erbitterung hat einen leidenschaftlicheren Dichter als Parini erzeugt. Es war Ugo Foscolo, der Verfasser von „Ultime Lettere di Jacopo Ortis“ und von „I Sepolchri“. In „Lettere“ schildert Foscolo ein Gespräch zwischen dem Helden des Buches und dem alten müden skeptischen Parini. Parini spricht über den Untergang des Vaterlandes, Empörung steigt in ihm auf über die ehemalige Tyrannei und die heutige Zügel-

losigkeit. Da beginnt das Blut im jungen Jacopo zu kochen und er bricht in die Worte aus: „Sollen wir unsere Kräfte nicht versuchen? Wenn der Tod uns schreckt, so bleiben wir immer elende Sklaven!" Der greise Dichter gab ihm ruhig zur Antwort: „Dich verlangt nach Taten? Bedenke, der Ruhm der Helden besteht zu einem Viertel aus Mut, zur Hälfte aus Glück und im übrigen aus Verbrechen. Die Zeit zerstört die mächtigsten Tyrannen, Blut wird durch Blut gesühnt."

Von noch grösserem Einfluss als der Roman war das Gedicht „I Sepolchri", von dem noch die Rede sein wird.

Alfieri, Parini und Foscolo, die politischen Dichter, haben die Wiedergeburt des italienischen Volkes vorbereitet.

ZWEITES KAPITEL

PIETRO METASTASIO

I.

Im ersten Jahrzehnt des XVIII. Jahrhunderts sah ein wohlhabender römischer Advokat, der Abate Gian Vincenzo Gravina, als er durch die Strassen der ewigen Stadt ging, einen zehnjährigen Knaben, der vor versammeltem Publikum Verse improvisierte. Der Abate schnappte seinen Namen auf, blieb stehen, hörte zu und war von der Begabung des Knaben überrascht.

Da der Improvisator, ein magerer, ungenügend ernährter Knabe, elend und verkümmert aussah, trat Gravina näher und wollte ihm eine silberne Münze geben. Aber der Knabe wies die Unterstützung zurück, und der Abate bat ihn, ihm die Wohnung seines Vaters zu zeigen. Es war der Sohn von Felice Trapassi aus Assisi und von Francesca Galastri aus Bologna (1698 geboren). Felice hatte erst im päpstlichen Heer gedient, dann einen Kramladen begründet, in dem die arme Bevölkerung alles fand, dessen sie bedurfte. Es gab auch Kramladen, die den stolzen Namen „Arte bianca“ trugen.

Gravina, ein grosser Pedant, war ein sehr beliebter Advokat, er hatte nur die Schwäche, sich als bedeutenden Dichter aufzuspielen. Infolgedessen verfolgten ihn die Arkadier mit boshaften Satiren und haben ihm damit sein Leben vergiftet. Der kleine Trapassi gefiel Gravina so gut, dass er beschloss, ihn in sein Haus zu nehmen und einen bedeutenden Juristen aus ihm zu machen. Der Vater gab den Sohn mit Freuden her, und Gravina nahm es mit der Bildung seines Zöglings so genau, dass er ihn die schwierigsten alten Schriftsteller lesen liess. Da er aber zugleich sein poetisches Talent anerkannte, gestattete er ihm, von Zeit zu Zeit bei den Sitzungen der verschiedenen in Rom existie-

renden Akademien Verse zu improvisieren. Das Improvisatorentum stand hoch im Kurs, besonders jugendliche Begabungen wurden geschätzt. Der eine oder andere aus der Gesellschaft setzte sich ans Klavier, schlug einige Töne an, und der Improvisator legte sich unterdessen eine gereimte Antwort auf das aufgegebene Thema zurecht. Dann begann er zitternd und blass seine Improvisation, bis ihm die Versammelten durch Zunicken oder lautes Bravo Mut machten. Da errötete der Knabe vor Freude, und die Verse strömten ihm zu. Gravina war so glücklich und stolz, als wenn der Beifall ihm selbst gegolten hätte.

Einige Jahre, nachdem Gravina Pietro in sein Haus genommen hatte, musste er sich nach Calabrien, in seinen Geburtsort Rogliano, begeben. Er hielt sich in Neapel auf, und der junge Trapassi improvisierte in einer literarischen Versammlung bei Don Gaëtano Argento achtzig Stanzen, ohne zu stocken. In Calabrien lebte ein Verwandter von Gravina, der alte gelehrte Gregorio Caloprese, ein Dichter und Philosoph, der den meisten gelehrten Akademien in Neapel angehört hatte und als einer der ersten in Süditalien von Aristoteles abgefallen war, um Descartes' Theorien zu verkünden. Gravina blieb einige Monate mit Pietro bei Caloprese, und der Philosoph war glücklich, dass er den Jüngling, der sich bis dahin nur wenig um Philosophie gekümmert hatte, in Descartes' Theorien einweihen konnte.

Gravina war auf seinen Schüler so stolz, dass er sich bei seiner Rückkehr nach Neapel wieder mit seiner improvisatorischen Begabung brüsten wollte. Diesmal fand die „Vorstellung" in den Salons des Fürsten di Limatola statt, aber der vierzehnjährige Knabe erschrak beim Anblick der glänzenden aristokratischen Versammlung so sehr, sah so abgespannt und kränklich aus, dass Donna Anna Pinelli di Sangro Gravina inständig bat, ihn nicht in Gesellschaft improvisieren zu lassen und ihn zur Erholung in ihre Villa ins Gebirge zu schicken. Berauscht von der Schönheit der Natur und den Reizen seiner Beschützerin, schrieb Pietro damals eine seiner ersten Kanzonen „Primavera" und widmete sie Donna Anna. Sie heiratete später den Fürsten Belmonte und vergass den Verfasser der „Primavera" nicht, sondern blieb zeitlebens seine Beschützerin.

Den alten Gravina ärgerte es, dass sein Zögling den hässlichen Namen des römischen Krämers trug, er nannte ihn griechisch Metastasio, und bald vergass man, dass der Dichter bis zu seinem vierzehnten Jahr Trapassi geheissen hatte. 1718 starb Gravina, man sagte aus Ärger darüber,

dass man sein nach klassischen Mustern geschriebenes Drama ausgelacht und ihn in einer scharfen Satire verspottet hatte. Er hatte sein Vermögen zugunsten von Metastasio in eine Art Fideikommiss umgewandelt.

Als der unerfahrene Jüngling der Besitzer eines nicht unbedeutenden Vermögens geworden war, begann er weit über seine Verhältnisse zu leben, so dass er bald in Schulden geriet und seine Einnahmen nicht reichten. Er scheint sich damals um ein Amt im Vatikan beworben zu haben, auf die Hilfe bekannter Kardinäle hoffend. Aber die Sache glückte nicht, und Metastasio, von seinen Gläubigern gedrängt, verliess Rom und übersiedelte nach Neapel, um dort von seiner Advokatur zu leben.

Neapel war die Stadt der Prozesse und Advokaten, nur wenige der Juristen nahmen eine angesehene Stellung ein, die meisten unter ihnen waren nur Winkelschreiber und Rechtsverdreher. Die Bezeichnung „paglietta" galt nicht als sehr ehrenvoll und wurde auf das juristische Gesindel angewandt. Metastasio trat in das Bureau des sehr bekannten Advokaten Castagnoli ein, da dieser eine Antipathie gegen Dichter hatte und sie nicht um sich litt, musste Metastasio versprechen, keine Gedichte zu machen und sich ernsthaft um Prozessakten zu kümmern. Castagnoli gehörte zur antivatikanischen Partei, der sich mehrere Rechtsanwälte angeschlossen hatten, da sie es als Ungerechtigkeit empfanden, dass die neapolitanische Bevölkerung dem Papst Tribut entrichten solle.

Metastasio hatte schon während seines ersten Aufenthaltes in Neapel den Philosophen Vico kennen gelernt; jetzt verkehrte er in seinem Hause, dem die unordentliche Donna Vico, von einer Schar hässlicher Kinder umgeben, vorstand. Sie war so unwissend, dass sie nicht einmal ihren Namen schreiben konnte. Die eine der Töchter, Luisa, sass den ganzen Tag über den Büchern, machte Gedichte und war so anmutig, dass unser Dichter ihren Reizen nicht lange widerstehen konnte. Er brach sein Versprechen und verfasste zwei Kanzonen zum Preise ihrer schönen Augen: „D'Amore il primo dardo" und „La libertà". Die erste setzte Porpora in Musik, und ganz Neapel sang das Lied des noch unbekannten Dichters.

Der Jüngling begann an sein Talent zu glauben, und als Donna Anna Pinelli di Sangro, Principessa di Belmonte, seine ehemalige Protektorin, den Marchese Pignatelli heiratete, trat er kühn mit einer ihr zu Ehren verfassten Serenade „Endimione" an die Öffentlichkeit. Selt-

samerweise widmete er diese Serenade nicht der Principessa selbst, sondern ihrer Kusine, Donna Marianna Pignatelli, der Gattin des Grafen d'Althan, der der Neffe des späteren Vizekönigs von Neapel war. Er hatte übrigens so unrecht nicht, die achtundzwanzigjährige Gräfin d'Althan war eine der schönsten Frauen Neapels und verstand selbst den kalten und ernsten Kaiser Karl VI. zu bezaubern. Sie wurde Metastasios Freundin, und in Wien hiess es sogar, dass der Dichter sich nach dem Tode ihres Gatten heimlich mit ihr hatte trauen lassen.

Bald nach der Hochzeit der Fürstin di Belmonte bot sich dem jungen Dichter wieder eine Gelegenheit, in Neapel von sich reden zu machen. Karls VI. Gemahlin, die Braunschweiger Elisabeth, erwartete einen Erben, und der Vizekönig, Fürst Borghese, traf frühzeitig Vorkehrungen, um den freudigen Augenblick zu feiern. In Neapel war es Sitte, zu Ehren aller festlichen, die Dynastie betreffenden Ereignisse im Schloss eine Theateraufführung zu veranstalten, daran schloss sich eine für diesen Abend verfasste Kantate oder Serenade. Die Principessa Belmonte scheint den Vizekönig auf den jungen Metastasio aufmerksam gemacht zu haben.

Eines Tages erhielt Metastasio die Aufforderung, sich beim Fürsten Borghese zu melden. In Sorgen ging der Dichter ins Schloss, da er nicht wusste, was ihn erwartete, freudig empfing er den ehrenvollen Auftrag und bat den Fürsten nur, seinen Namen geheim zu halten, da er Castagnoli versprochen habe, keine Verse zu machen, und fürchten müsse, seine Stelle zu verlieren, wenn Castagnoli seine Autorschaft erführe. Lächelnd versprach der Fürst sein Geheimnis zu bewahren und hat Wort gehalten.

Metastasio schrieb seine Kantate „Orti Esperidi", brachte sie dem Fürsten und erhielt dafür die sehr grossartige Belohnung von zweihundert Dukaten. Die Musik komponierte Porpora auf Wunsch des Vizekönigs, und die berühmtesten Sänger der Stadt sollten bei der Aufführung mitwirken, darunter als Venus Marianna Bulgarelli, Romanina genannt. Die Aufführung verlief glänzend, die Musik fand zwar weniger Beifall, dafür aber begeisterte das Gedicht die Hörer, und neugierig fragte man nach dem Verfasser.

Fürst Borghese schwieg, aber die Bulgarelli verging beinahe vor Neugierde. Durch Bestechung der Diener erhielt sie das Manuskript der Kantate; als sie von Metastasios geheimnisvollem Besuch beim Vizekönig erfuhr, verglich sie die Schrift des jungen Advokaten mit



Gräfin Althan-Pignatelli (*Phot. Schramm*)
Schloss Frain in Mähren

der des Manuskripts und hatte bald mit weiblicher Schlauheit den Verfasser herausgefunden. Unter einem Vorwand liess sie ihn zu sich kommen, Metastasio musste seine Autorschaft bekennen, und am nächsten Tage wusste ganz Neapel, ein römischer Advokat sei der Verfasser der „Orti Esperidi".

Die Bulgarelli war damals Neapels berühmteste Sängerin; zwar war sie über die erste Jugend hinaus, war aber gut gewachsen, sie hatte keine besonders schöne Stimme, jedoch eine glänzende Technik und war eine vorzügliche Schauspielerin. Im Umgang ziemlich reserviert, unterschied sie sich von den übrigen Schauspielerinnen durch ihre Bildung und ihren ungewöhnlichen Verstand. Sie beherrschte ihren Gatten, der vollkommen vergessen wurde.

Der Sängerin gefiel der junge Metastasio besonders gut, sie lud ihn zu sich ein, und bald war der Dichter ihr unzertrennlicher Gefährte. Ganz Neapel sprach vom Verhältnis dieser beiden; zwar sucht der Abate d'Ayala, der Herausgeber von Metastasios nachgelassenen Werken, zu beweisen, dass nur ein unschuldiges, intimes Freundschaftsverhältnis zwischen dem Dichter und der Sängerin bestanden habe, aber der Abate hat den Roman nicht miterlebt, und die neapolitanische Bevölkerung war vielleicht besser unterrichtet als der spätere Literat, der in der Absicht, seinen Helden zu idealisieren, ihm nicht die Schwäche zugestehen will, den Reizen einer verheirateten Frau erlegen zu sein. Das spätere Benehmen der Romanina beweist ihre grenzenlose Liebe zum Dichter, es ist das starke Gefühl der reifen Frau für den Jüngling.

Unter Neapels Literaten hatte Metastasio bereits aufrichtige Verehrer. Zu seinen grössten Bewunderern gehörte der Advokat Severio Mattei, ein Dichter und Philologe, der Vorträge über orientalische Sprachen hielt, vorzüglich Harfe spielte, Psalmen nach Art der alten Propheten dichtete und es bei alledem auch noch fertig brachte, ein stattliches Vermögen zu erwerben. Verschiedene Literaten, zu denen auch der boshafte Ferdinando Galiani gehörte, hatten eine ausgesprochene Antipathie gegen Mattei. Dieser bekannte Abate veröffentlichte zusammen mit dem Dichter Lorenzi im Herbst 1775 eine Opera buffa unter dem Titel: „Il Socrate imaginario", und da musste der arme Mattei herhalten, seine musikalischen Passionen so gut wie seine Pedanterie und seine ehelichen Verhältnisse; besonders seiner boshaften Frau, die als moderne Xanthippe figurierte, wurde übel mitgespielt.

Die Oper wurde nur einmal im „Teatro nuovo“ aufgeführt; Mattei hat die Regierung veranlasst, weitere Aufführungen zu inhibieren.

Metastasio begann jetzt die musikalisch-artistische Luft Neapels mit vollen Lungen einzuatmen, und diese sangbare, anmutige, etwas oberflächliche Kultur hat ihm ihr Zeichen unauslöschlich aufgeprägt. Er ist der letzte und begabteste Vertreter des heroischen Hirtenidylls, das auf die Phantasie der Neapolitaner einen starken Eindruck gemacht hat. Diese südliche Note hatte Sannazaro bereits in der Renaissance angeschlagen; der Cavalier Marino geriet, auf gleichen Wegen wandelnd, ins literarische Barock; Metastasio knüpfte wieder an diese poetische Richtung an und vermochte bei seinem Streben nach Mass das poetische Ideal seines Volkes am harmonischesten zu gestalten.

Unmittelbar nach dem Entstehen der „Orti Esperidi“ verfasste Metastasio eine zweite Kantate dieser Art, die Don Antonio Caracciolo anlässlich eines Hoffestes bei ihm bestellt hatte. Diese Kantate, ihrem Inhalt nach der ersten sehr verwandt, trug den Titel „Angelica“. Gesungen wurde sie wieder von der Bulgarelli und dem damals siebzehnjährigen Carlo Broschi, der sich später Farinelli nannte. In der gesamten musikalischen Welt wurde er sehr gefeiert, er war ein besonderer Liebling des Madrider Hofes, ersang sich ein grosses Vermögen und hat seine letzten Lebensjahre in einer wunderschönen Villa zu Bologna verbracht. Farinelli und Metastasio waren sehr befreundet, der Sänger trat zumeist in den Melodramen des Dichters auf, beide standen einander so nahe, dass man sie die Zwillingsbrüder genannt hat.

Der erfahrenen Bulgarelli war es jedoch darum zu tun, dass Metastasio sich nicht in Kantaten ausgebe, sondern sich an ein grosses musikalisches Werk mache; unter ihrem Einfluss verfasste er den Text zu seinem ersten Melodrama: „Didone abbandonata“. Sie schloss sogar in seinem Namen einen Kontrakt mit dem Theater San Bartolommeo in Neapel und war darauf bedacht, dass seine Einnahmen sich vermehrten. Natürlich hat sie mit ihrer Bühnenerfahrung dem Dichter geholfen; es heisst sogar, dass sie ihn zu der sehr wirkungsvollen Eifersuchtsszene im zweiten Akt inspiriert habe.

Metastasios Erfolg war gross: das Theater San Bartolommeo war vollgefüllt, ein vornehmes Publikum spendete lebhaften Beifall, namentlich die letzten Szenen rührten die Mehrzahl der Zuschauer zu Tränen. Der Sitte gemäss wurden in den Zwischenakten komische „Intermezzi“

aufgeführt, die Metastasio gleichfalls verfasst hatte. Das Theater wiederhallte vor Freude und Lachen, und so fanden die Zuschauer im Zwischenspiel ein Gegengewicht gegen die empfangenen tragischen Eindrücke.

Nach dieser Aufführung galt Metastasio als erster unter den Melodramatikern Italiens, und die Bulgarelli, die sein Talent auch in Rom zur Geltung bringen wollte, beschloss, mit ihm in die päpstliche Hauptstadt zu gehen. Wie gross ihre Liebe für den jungen Dichter war, beweist, dass sie ein Haus auf dem Corso mietete und darin ihren Mann, Metastasio und seine ganze Familie: die Eltern Trapassi, zwei seiner Schwestern und einen Bruder, einen klientenlosen Advokaten, unterbrachte, — Opfer, die selbst über die Kraft einer liebenden Frau gingen. Dazu kam, dass diese grosse Familie in der Hauptsache auf Kosten der Romanina lebte, trotzdem ihr in Rom das Theater als Einnahmequelle verschlossen war, da damals Frauen dort nicht auf der Bühne auftreten durften. Um die Zinsen, die ihr Vermögen abwarf, einigermassen zu vergrössern, gab sie Knaben, die im Theater Aliberti sangen, Unterricht.

Trotz aller Anstrengungen konnte sie jedoch die zahlreiche Familie nicht auf die Dauer erhalten, vielleicht kamen noch Misshelligkeiten mit den Trapassi dazu, kurz, sie schloss aufs neue einen Kontrakt mit dem San Bartolommeo-Theater in Neapel und trat in der Saison 1726 bis 1727 dort auf. Metastasio begleitete sie, um so mehr als sein zweites Melodrama „Sirre“, das bereits in Venedig einen grossen Erfolg gehabt hatte, dort aufgeführt werden sollte.

Das Jahr 1729 war eines der traurigsten im Leben der Romanina. Die vornehmen Neapolitanerinnen, die ständige Beziehungen zum kaiserlichen Hof in Wien hatten, berichteten von den Triumphen des jungen Dichters, so dass man in Wien den Plan fasste, Metastasio an Stelle des alternden Hofdichters, Apostolo Zeno, der in seinen alten Tagen in seine Heimat Venedig zurückgegangen war, zu berufen. Unserem Dichter wurde eine jährliche Pension von dreitausend Gulden angeboten, ein Betrag, den er in Italien nicht erreichen konnte. Dazu galt es in den Augen des damaligen italienischen Publikums als höchste Ehre, zum kaiserlichen Hofe zu gehören; damals lebte auf der Halbinsel noch die dantesk-ghibellinische Tradition, die im Kaiser den Beschützer von Italien verehrte. Ausdrücke wie: „Sacro Romano Imperio“ oder „Sacra Cesarea Maestà“ waren für das Volk von hinreissendem Klang — die Antipathie gegen Österreich entstand erst später.

Metastasio nahm den glänzenden Ruf an, und Romanina selbst hat

ihn wohl dazu veranlasst. Aber sie konnte die Trennung vom geliebten Dichter nicht ertragen, sie wurde krank und alt vor Sehnsucht und hatte nur den einzigen Wunsch, nach Wien zu gehen. Aber diese Sehnsucht sollte sich nicht erfüllen. Metastasio schmachtete dort in neuen Liebesbanden und erfand einen Vorwand nach dem anderen, um ihr Kommen zu verzögern. Die Bulgarelli ist an ihrer grossen Liebe zugrunde gegangen und ist vier Jahre nach Metastasios Abreise gestorben. Sie setzte ihn zum Erben ihres Vermögens ein, das 30000 Skudi betrug. Ihren Gatten hatte sie übergangen, aber Metastasio war anständig genug, die Erbschaft nicht anzunehmen und zugunsten des Ehemannes zu verzichten. Als der Witwer bald nach Romaninas Tod eine neue Ehe eingehen wollte, versuchte Metastasios prozessüchtiger Bruder Leopold den Verzicht des Dichters umzustossen, da er angeblich nur dem Witwer zugute kommen sollte. Als Metastasio von diesen Machenschaften erfuhr, geriet er in einen solchen Zorn, dass er die Beziehungen zu seinem Bruder für längere Zeit gänzlich abbrach.

II.

Zu Metastasios Abreise aus Rom hat auch eine geheimnisvolle Geschichte beigetragen, die bis auf den heutigen Tag nicht aufgeklärt ist, da die zeitgenössischen Schriftsteller sie schweigend übergangen haben. Es scheint, dass es ihm darum zu tun war, einem Prozess zu entgehen, der eine Frau der guten Gesellschaft kompromittiert hätte. Schon einmal hatte ihm dieser Prozess gedroht, aber er war ihm durch seine Reise nach Neapel ausgewichen, jetzt veranlassten seine Erfolge neidische Literaten, nach Mitteln zu suchen, um ihm in der öffentlichen Meinung zu schaden. Dazu sollte der Prozess herhalten, aber Metastasios Gönner, der Kardinal Gentili, hat durch seinen Einfluss die Gefahr abgewandt.

Metastasio verliess sein Land mit Bedauern, aber nicht frei von Bitterkeit; einige Jahre später schrieb er dem Kardinal, jeder fände Schutz in seinem Vaterland, nur er sei gezwungen gewesen, in die Verbannung zu gehen und sich in der Fremde eine Existenz zu gründen, da er in seinem eigenen Lande nur Betrug und Niedrigkeit gefunden habe.

In Wien konnte er zwar der Intrigen vergessen, die ihn in Italien beunruhigt hatten, aber dafür fiel es ihm schwer, sich in das völlig

andere Leben, in Formalismus und Etikette, die am kaiserlichen Hof herrschten, hineinzufinden. Er bewegte sich fast ausschliesslich unter Italienern, wohnte im Hause des Zeremonienmeisters, des päpstlichen Nunzius Niccolo Martinez. Frau Martinez war ängstlich um seine Gesundheit besorgt und umgab ihn mit allen möglichen Bequemlichkeiten.

Metastasios pekuniäre Lage in Wien war glänzend; Kaiser Karl VI. hat sein Einkommen im Laufe der Jahre von 3000 auf 5000 Gulden erhöht und ihm ausserdem eine Sinekure übertragen, das Amt eines Steuereinnehmers, eine sogenannte „Percettoria“ in Cosenza, die ihm jährlich 1500 Gulden abwarf. Der Dichter verstand es auch, seine Interessen zu wahren; als die Spanier Neapel eroberten, verlor Metastasio diese Einnahme, er machte sofort die verschiedensten Versuche in Madrid und Neapel, um sich die Percettoria wieder zu sichern, was ihm jedoch nicht gelang. Als ihm infolge des Krieges gegen Ende von Karls VI. Regierung die Pension unregelmässig ausgezahlt, und er ausserdem, wie auch die anderen Hofleute, besteuert wurde, klagte er in den Briefen an seine Freunde bitterlich. Nach längerem Aufenthalt in Wien hatte er jedoch keine Lust, nach Italien zurückzugehen; 1754 berief ihn der Papst nach Rom, aber er kam der Aufforderung nicht nach und schrieb seinem Bruder, dass er nur dann die Stelle am päpstlichen Hof annehmen könnte, wenn er eine gleich hohe Pension wie in Wien bekäme, im übrigen misstraue er römischen Versprechungen und ziehe vor, seine sichere Stelle zu behalten.

Übrigens haben nicht Geldfragen allein Metastasio an Österreich gebunden; die Gräfin Althan-Pignatelli war nach dem Tode ihres Gatten nach Wien übersiedelt, da sie Karl VI. sehr nahe stand. Nach dem Tode des Kaisers vermochte die immer noch schöne Frau Metastasio zu entflammen. Der Dichter war ein häufiger Gast im Schlosse der Althan zu Frain in Mähren, in dem sich heute noch ein Bild der Gräfin befindet. Metastasios Beziehungen zur Althan haben bis zu ihrem Tode gedauert und waren nicht nur freundschaftlicher Art. Es heisst sogar, dass sie im Jahre 1745 eine geheime Ehe eingegangen sind. Wahrscheinlich war dies nicht der Fall; die Freundschaft zwischen Metastasio und der Gräfin sollte nur durch dieses Gerücht an Maria Theresias tugendhaftem Hof gerechtfertigt, ja idealisiert werden und der berühmten „Sittenkommission“ der Kaiserin jede Möglichkeit zum Einschreiten genommen werden.

Metastasios Talent nahm in Wien, da er sich frei von materiellen

Sorgen fühlte und in einem ruhigen Verhältnis zur Gräfin Althan stand, einen immer kühneren Aufschwung. Mehrere Dramen entstanden, darunter auch sein Meisterwerk „Attilio Regolo" und die „Olimpiade", die den Frauen am besten gefiel.

Metastasios Ruhm erfüllte nicht nur Europa, auch in Amerika wurden seine Kanzonetten und Auszüge aus seinen musikalischen Dramen gesungen. Basilio Gama schrieb dem Dichter aus Brasilien, sein Name erklinge in Amerikas Urwäldern, und Alcestes und Kleonices Seufzer seien auch denen vertraut, die von Wiens Existenz keine Ahnung haben. Der in London lebende Baretti erzählt, er habe viele Engländer die Kanzonette an Nice papageienartig nachplappern gelehrt, da keine Übersetzung imstande sei, den klangvollen Vers der Originalsprache wiederzugeben. Stanislaus August von Polen schrieb im Jahre 1771, nichts sei ihm ein solcher Ansporn gewesen, die schöne italienische Sprache zu lernen wie Metastasios Werke.

Trotz dieses Ruhmes war Metastasio nicht eingebildet und sogar viel eher dazu geneigt, sein Talent zu unterschätzen. Er klagt, seine guten Verse hätten ihn viel Mühe und Arbeit gekostet. Die Fabel seiner Dramen scheint er nur mühsam konzipiert zu haben, die leicht beschwingte Phantasie, die man von einem Römer, der einen Teil seiner Jugend in Neapel verbracht hat, erwarten dürfte, hat ihm gefehlt. Nie hat er ein seinem Inhalte nach einheitliches Drama erdacht, aber mit grosser Geschicklichkeit seine von Geschichte und Mythologie beeinflussten Themen zu einem geschlossenen Ganzen zusammengeschmolzen, und es verstanden, das Publikum durch den Heroismus seiner Helden und rührende Szenen zu fesseln und durch seine theatralischen Effekte zu verblüffen.

Er hatte einen ausserordentlich stark entwickelten Formensinn, und sein musikalisches Ohr hat nie versagt. Damals war der Dichter die ausschlaggebende Persönlichkeit im Melodrama, er hat den Komponisten Ideen suggeriert. Metastasio hatte einen starken Einfluss auf Künstler wie Caldara, Hasse, Gluck, Pergolese und verstand eine grössere Harmonie zwischen Text und Musik zu schaffen als irgendeiner seiner Vorgänger. In einem Briefe vom Jahre 1794 an Hasse, den Dresdener Opernkapellmeister, gibt er dem berühmten Komponisten Winke, wie die Musik zum Rezitativ sein müsse, wie er die Handlung steigern könne, wo er den Nachdruck auf die Violine, wo auf begleitende Instrumente zu legen habe.

Die Beziehungen zwischen Komponist und Librettist haben sich erst später geändert. Der Fürst de Ligne erzählt, Josef II. habe einst seinem Hofpoeten Casti gesagt: „Salieri hat die Musik bereits komponiert, ich bitte Sie, den Text dazu zu schreiben." Der beleidigte Dichter schrieb zwar einen Text zu Salieris Musik, nannte sein Libretto jedoch: „Prima la musica, poi le parole".

Der Vers musste sich allmählich dem musikalischen Rhythmus anpassen.

Metastasio verstand die poetische Grundstimmung der vorrevolutionären Gesellschaft auszudrücken. Seine Gedichte und die auf den gleichen Ton eingestellte Musik haben das Sehnen von Tausenden und aber Tausenden verkörpert. Liebe, Sehnsucht, Schmerz, die ganze Skala der Leidenschaft fand ihren Ausdruck im Lied. Und diese Kanzonetten und Arien entsprachen in ihrer Form und ihrer Art, Schmerz oder Freude auszudrücken, so sehr der damaligen Art zu fühlen, dass jeder einzelne, der sie sang, sich mit seinem Sehnen darin wiederfand.

Metastasios Sprache erscheint uns heute insofern unnatürlich, als in seinen Dramen Könige und Hirten, Edle und Bösewichte die gleiche gewählte Ausdrucksweise haben, die an den Salon erinnert. Metastasios Wortschatz umfasst kaum viertausend Worte, während nach Barettis Berechnungen die italienische Sprache damals mindestens 44000 besessen hat.

Fassen wir Metastasios Wesen näher ins Auge, so erkennen wir darin ebenso wie in seinen Gedichten eine gewisse Rundung und Glätte, und sein Charakter verschwindet gewissermassen im Nebel. In einem Briefe an die Bulgarelli gesteht er selbst zu, dass er keine ausgesprochene geistige Physiognomie habe. Die Worte, die er in der dritten Szene des dritten Aktes seines „Hadrian" dem Kaiser in den Mund gelegt hat, umschreiben seinen eigenen, nervösen, momentanen Schwankungen unterworfenen Charakter:

„. . . . . Scelgo, mi pento;
Poi d'essermi pentito
Mi ritorno a pentir. Mi stanco intanto
Nel lungo dubitar, tal che dal male
Il ben più non distinguo. Alfin mi veggio
Stretto dal tempo, e mi risolvo al peggio."

Metastasio, der in seiner Jugend heiter gewesen war, war später melancholisch. Er hat zu lange gelebt; als 82jähriger im Jahre 1780

war er immer noch Hofdichter. Die Protektorin, der er sehr zugetan war, Maria Theresia, „augustissima padrona", war tot, und die Erzherzöge und Erzherzoginnen, die ihn einst mit Gunstbezeugungen beglückt hatten, waren über ganz Europa verstreut, Josef II. mit Kriegen und Staatsreformen beschäftigt, dachte wenig an Metastasio; seine besten Freundinnen hatte er überlebt: Romanina, die Gräfin Althan, die Principessa Belmonte waren tot; es gab niemand, dem er hätte schreiben, niemand, dem er sich hätte anvertrauen können. Die grossen Komponisten und Sänger, die den Ruhm seiner dramatischen Werke verbreitet hatten, waren tot. Namentlich den Tod der Gräfin Althan hat er nicht überwunden; Vernon Lee, der ihn in seinen letzten Lebensjahren gekannt hat, erzählt, Metastasio, der als der glücklichste unter den Sterblichen galt, hatte in Wahrheit ein gebrochenes Herz.

Er hat seine Bühnenwerke überlebt; die Komponisten, die dem Orchester im Musikdrama eine wesentlichere Rolle angewiesen haben, haben die Rolle des Dichters eingeengt. Die Sänger, die die Bravour ihrer Stimmen in den Glanzarien missbrauchten, haben damit das musikalische Empfinden auf ein tieferes Niveau hinuntergedrückt. Metastasios Werk war mit der grossen neapolitanischen Gesangschule eng verknüpft, ihr Niedergang hat auch den Niedergang des Dichters bewirkt. Ein englischer Kritiker, der in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nach Neapel kam, hat in den berühmten Gesangschulen nichts als mittelmässige Leistungen gehört, und Metastasio durfte mit Recht klagen, „unsere Sänger und heroischen Sängerinnen haben den Ballet-teusen Platz gemacht, und die Oper ist eine langweilige Beigabe der Bühnenaufführungen geworden".

Die Theaterleitung von Neapel riet im Jahre 1742 den Direktoren der neuen Oper von San Carlo, Metastasios Dramen nicht mehr aufzuführen, sie entsprächen dem Geschmack der Zeit nicht mehr, langweilten das Publikum, enthielten wenig spannende Episoden und seien für eine reiche Szenerie ungeeignet. Dieser Rat wurde später häufig wiederholt.

Die revolutionäre Bewegung bemächtigte sich auch der Bühne; Liebesszenen und zärtliches Geflüster wurden als Beweis von Schwäche und weibischer Art verachtet; Tyrannenhass musste im Drama verkündet werden; man verlangte nach tragischen Abenteuern, blutigen Katastrophen; die Liebe wurde von der Bühne fast verbannt oder musste sich im besten Falle mit einem untergeordneten Platz begnügen.



PIETRO LONGHI (*Phot. Naya*)
Bei der Schokolade
Venedig: Museo Correr

Die Epoche des Melodramas war vorüber, die Tragödie beherrschte wieder die Bühne.

Daher sah auch Alfieri mit Verachtung auf Metastasio herab und las die Werke seiner Nachahmer nicht, sondern verwarf sie als „Roba Metastasiana".

Traurig hat unser Dichter in seinen letzten Lebensjahren auf seine Vergangenheit zurückgesehen und seinem Schmerz in einigen Versen seines Lehrdramas „Demofonte" Ausdruck verliehen. Der zu Tode verurteilte Timante stellt Betrachtungen über den Wert des Lebens an:

„Perchè bramar la vita? E quale in lei
Piacer si trova? Ogni fortuna è pena
E miseria ogni età. Tremiam fanciulli
D'un guardo al minacciar. Siam giuoco adulti
Di fortuna e d'amor. Gemiam canuti
Sotto il peso degli anni. Or ne tormenta
La brama d'ottenere, or ne trafigge
Di perdere il timore. Eterna guerra
Hanno i rei con sè stessi; i giusti l'hanno
Con l'invidia e la frode. Ombre, deliri,
Sogni, follie son nostre cure: e quando
A scoprir s'incomincia, allor si muore."

Es war ein Glück für den Dichter, dass er im 82. Lebensjahre starb, denn die nachrevolutionäre Epoche hatte ihn in schlechter Erinnerung und verachtete ihn als elenden Höfling des österreichischen Hauses. Das italienische Publikum vergass, dass die Österreicher, als sie die Regierung übernahmen, vom ganzen Volke als Befreier vom verhassten spanischen Feind begrüsst worden waren. Die italienischen Kritiker haben unter dem Einfluss neuer politischer Strömungen ungerechterweise Metastasios Werken allen Wert abgesprochen. Nur im Volk und bei den Frauen, die den Herzenston im Gedicht höher geschätzt haben als historische Erinnerungen, hat Metastasio sich behauptet. Das neapolitanische Volk dachte nicht daran, dass Metastasio einst der Lehrer der verhassten Königin Maria Carolina gewesen war, sondern hat während der Revolution, die gegen sie und ihren Minister Acton gerichtet war, die Verse des geliebten Dichters gesungen. Die an „Nice" gerichtete Kanzonette, die Maria Carolina in Wien als heiteres Jugendlied gehört hatte, klang ihr später als blutiger revolutionärer Hymnus wieder.

Aber das XIX. Jahrhundert hat dem Dichter jene Stellung in der Literatur wiedergegeben, die ihm gebührt, und Carducci hat in Bologna vom Katheder verkündet, dass, „da Metastasio sich so lange im Herzen und im Gedächtnis des Volkes zu erhalten vermochte, nicht daran zu zweifeln sei, dass er ein Stück der Volksphantasie verkörpere".

DRITTES KAPITEL

ROKOKO IN VENEDIG

I.

Im Barock hat in Sitten und Kunst ein männliches Element überwogen; die gelegentlich allzu phantastische Architektur trug das Gepräge der Pracht, und Plastik und Ornament standen im Zeichen schöpferischen Reichtums. In den Menschen gärte es von Kraft und Energie, sie war nicht immer nützlich, nicht immer sittlich, aber sie war der Beweis starker Organismen. Im XVIII. Jahrhundert beginnt die Herrschaft der Frau; sie rächt sich für die harte Behandlung, die ihr oft zuteil geworden ist, für das gewaltsame Fernhalten vom öffentlichen Leben und beginnt vom Salon aus die Welt zu regieren.

Die zum grössten Teil früh verbrauchten Männer büssen ihre Energie ein und ergeben sich dem Müssiggang; der venezianische Staat, zu politischer Untätigkeit verurteilt, des Handels und der Industrie beraubt, verfällt in Stagnation, und dieser Zustand beeinflusst die gesamte Gesellschaft, die keine Initiative mehr hat. Der Adel verarmt immer mehr, und ein grosser Teil der Nobili lebt auf öffentliche Kosten. Fast das gesamte San Barnaba-Viertel wird von Patrizierfamilien bewohnt, denen der Staat umsonst Wohnungen in kommunalen Häusern anweist. Die Barnabotti, wie man sie genannt hat, haben das Recht, im Grossen Rat zu stimmen, und der Verkauf dieses Privilegs, ihre fast einzige Einnahmequelle, schädigt den Staat empfindlich.

Mit dem Verfall des Reichtums steigert sich der Luxus; wer noch Vermögen besitzt, lebt weit über seine Verhältnisse, um den Beweis zu erbringen, dass es noch für Empfänge, Bälle, Gondoliere in glänzenden Livreen und für lockere Verhältnisse mit leichtlebigen Künstlerinnen vom Theater oder von der Oper lange.

Die Frau, die Familienmutter, nahm die Zügel des Hauses in die Hand, um wenigstens einige Trümmer des ehemaligen Wohlstandes zu retten, und wenn ihre Absichten weniger ernst waren, wollte sie ihren Teil an Amüsement und Genuss haben. Das politische, literarische und künstlerische Leben begann sich im Salon zu konzentrieren und änderte damit seinen Charakter. In der Politik herrschte weiblicher Einfluss und Intrige, in der Literatur Witz unter Preisgabe aller anderen schriftstellerischen Vorzüge, in der Kunst Weichlichkeit und Phantastik. In einer von Goldonis Komödien sagt Pantalone, mit Frauenhilfe mache man alles; wer ein Amt, eine Gunst ergattern wolle, bedürfe der Fürsprache einer Frau. Das weibliche Geschlecht feiere Triumphe, die Frau führe den Mann, diesen Götzendiener der Schönheit, an der Kette wie einen Sklaven. Selbst in der Architektur kann man weiblichem Einfluss nachspüren. Es entstanden nur wenig neue Paläste, aber bei den neuerrichteten oder umgebauten war man darauf bedacht, durch Glanz zu blenden, Wände und Decken standen mit Perücken und Brokatstoffen im Einklang, vergoldeter Gips ohne Mass, Kartuschen, seltsame Schnörkel, Putten, die sich in den Lüften tummelten, kündeten das Wollen einer neuen Generation.

Baldassare Longhena, der Erbauer von Santa Maria della Salute, ist der letzte grosse Barock-Architekt in Venedig gewesen. Er hat die Stadt um die grossartigen Paläste Labia, Rezzonico und Pesaro bereichert. Das Innere dieser Paläste und selbst jener, die einen gotisch-orientalischen Anstrich hatten, war ausserhalb des Machtbereiches des Architekten, dort walteten Stuckarbeiter und Tapezierer unter der Herrschaft der Frau. Die Farben wurden abgedämpft, sie sollten sanft sein, ineinander verschmelzen und Harmonien bilden. Die Patrizierin war weder für zügellose Leidenschaft noch für gewaltigen Schmerz. Die Möbel wurden weiss lackiert, mit Gold verziert, hellgelb oder grünlich angestrichen, hier und da mit anämischen Blumen oder chinesischen Figürchen verziert, und die Stoffe haben sich dieser milden Tonalität eingefügt. Die Wände wurden mit Seidenstoffen überzogen, die Renaissance-Ledertapete begann allmählich zu verschwinden. Die Fresken an der Decke erhielten Stuckrahmen; damit erzielte man gelegentlich sehr schöne Wirkungen so in den Palazzi Morosini zu San Stefano, Pisani a San Polo, Mocenigo zu San Benedetto. Dazu gesellten sich Spinnen aus farbigem venezianischen Glas, damit sich das Licht in weichen Strahlungen breche. Es wurde eine besondere Kunst, die

Farben der Kleidung denen der Einrichtung anzupassen; die Farben von Reisstroh, Pistazien, Aprikosen, Pfirsichen, verwelkten Rosen, Seewasser entsprachen dem neuen künstlerischen Empfinden.

In die Harmonie der Einrichtung fügte sich Kleinplastik vorzüglich ein, Buchsbaum und Ebenholz begannen Bronze zu ersetzen, und die kostbaren Möbel von Andrea Brustolon und seinen Schülern, Fauteuils, auf deren Lehnen Kinder spielten, wurden das Verlangen der Patrizierinnen. Die höchsten Ehren erlangten Porzellan und Chinoiserien, die Frauen holten sich im XVIII. Jahrhundert aus dem Orient das, was ihnen am meisten lag: originelle und amüsante Dinge.

Aus den Einrichtungen der Paläste spricht ein sybaritisches Empfinden, Leidenschaften, die im Verborgenen glimmen, nie zur Flamme werden, aber erfreuen, weil ihre Dauer unbegrenzt ist. Die Damen der vornehmen Gesellschaft kamen zur Überzeugung, dass man die Liebe am Gängelbande führen müsse, um sie stets zur Verfügung zu haben. Der Mann soll ein ewig waches Verlangen nach der Frau empfinden, und ihre Pflicht ist es, mit ihren Gunstbezeugungen sparsam umzugehen. War der Venezianer einst mitleidslos für weibliches Empfinden gewesen — jetzt wurde Rache genommen, der Mann war der Spielball von Salonlaunen. Nichts als Verführung: im entblössten Busen der Schönen, in den spielerischen Deckengemälden, in den mythologischen Liebesszenen der Kleinplastik. Die Frauen liessen sich Besuchskarten mit so drastischen, übrigens glänzend ausgeführten Darstellungen machen, dass die Kurtisanen es sich früher überlegt hätten, ob sie solche Unanständigkeiten in einem fremden Hause hinterlassen dürften. Diese Mode war so verbreitet, dass selbst Manin, der letzte Doge der Republik, Visitenkarten mit einem im Schatten einer Eiche ruhenden Adonis und zwei sich schnäbelnden Tauben hatte.

Die Sehnsucht der Frau war nicht mehr auf eine grosse Liebe, die ihr ganzes Leben beherrscht hätte, gerichtet, sondern sie hatte das Verlangen, zu gefallen. Die Frauen der vornehmen Gesellschaft verbrachten sieben Stunden täglich bei ihrer Toilette und vor dem Spiegel, und damit ihnen die Zeit nicht zu lang werde, haben der Cicisbeo und gelegentlich auch der Friseur diese angreifende Arbeit verkürzt. Albergati, der Venedig vorzüglich kannte, lässt in seinem Lustspiel „Il saggio amico" einen Friseur von den Freuden und Leiden seines Berufes erzählen. Zu den ersten zählt er die Verhältnisse zu den Patrizierinnen, die, wenn sie den Friseur einige Stunden täglich sehen, ihm gestatten,

ihre Reize zu geniessen. Die Bekannten hüten sich wohl, zu stören, denn sie wissen, dass die Damen während der Toilette entweder sehr schlechter Laune sind oder Liebesfreuden geniessen.

Es kam so weit, dass der Friseur grössere Chancen hatte als die Männer der guten Gesellschaft, aber die Schuld lag weniger an den Frauen als an den weibisch gewordenen, früh verbrauchten Männern, die nur noch eines unschuldigen Flirts fähig waren. Selbst das Kostüm der damaligen Jünglinge hatte etwas Weibisches. Die Venezianer des XVIII. Jahrhunderts haben die französische Mode angenommen, sie trugen kurze Hosen, weisseidene Strümpfe, Spitzenkragen und -manschetten und einen dreieckigen Hut; der einzige Beweis ihrer Männlichkeit war ein Degen, der aber so klein war, dass er mehr als Schmuck denn als Waffe wirkte. Gasparo Gozzi nennt sie Elegants mit zerbrechlichen Knöchelchen, Porzellanfigürchen, mit Baumwolle ausgestopft.

Die Frau, das einzige lebendige Wesen in dieser verfallenden Gesellschaft, hat Sitten, Bräuchen und Kunst ihren Stempel aufgeprägt. Und da ihr lebendiges Schönheitsgefühl sich in allem auswirkt, was sie tut, hat sie die gesamte malerische Kultur, die man Rokoko genannt hat, durch ihre Reize erhöht. Obgleich die Sache und der Name ursprünglich in Frankreich entstanden sind, war Venedig der geeignetste Schauplatz für die Entwicklung der charakteristischen Eigenheiten dieser seltsamen Richtung, die stille, in phantastisches Licht getauchte Stadt, die zu künstlerischem Träumen lockt. Nirgends wirkt das Rokoko so heiter und festlich wie in der Dogenstadt.

Der Verfasser dieses Buches ging einst am Ufer des Mittelländischen Meeres neben einer Frau, die gelegentlich phantastische Einfälle hat. Sie sah träumerisch in die tiefe Himmelsbläue und sagte plötzlich: „In einer Gondel voll duftender Blumen, die frei ins Meer hinausführe, möchte ich mein Leben beschliessen, damit niemand Zeuge meines Sterbens sei."

Der Staat Venedig, die über tausend Jahre alte Macht, ist auf diese Weise gestorben. Niemand hat die Todeskrämpfe und die Leichenblässe auf dem Antlitz der Beherrscherin des Adriatischen Meeres gesehen. Ganz Europa kam im letzten Augenblick, um der Stadt zu huldigen, Goethe so gut wie Rousseau und alle, Italiener und Fremde, boten der bezaubernden Stadt den Abschiedsgruss: „Tu sei il sorrizo del mondo", „Du bist das Lächeln der Welt", und alle haben sehnsüchtig verlangt, wiederzukommen.

Und das sterbende Venedig hatte noch so viel Schöpferkraft, um Maler wie Tiepolo und die Rosalba, einen Musiker wie Gallupi und einen Komödiendichter wie Goldoni zu erzeugen.

II.

„Sensa“ — dieses Wort hat alljährlich auf den Lippen aller handeltreibenden Europäer und Asiaten geschwebt, es war der vierzehntägige Jahrmarkt in Venedig, der mit der Vermählung des Dogen mit dem Meere begann. Aus „Ascensione“ war das kürzere, leichter auszusprechende „Sensa“ geworden, das Türken, Perser und Ägypter besser behalten konnten.

Auf dem Markus-Platz wurde eine ovale Holzgalerie mit zwei Eingängen von der Kirche S. Marco und der Piazza S. Moisè erbaut. Im Innern der Galerie haben Juweliere, Pelz- und Seidenwarenhändler ihr Lager aufgeschlagen, nach aussen lagen Läden mit weniger kostbaren Waren. Die Galerie trug zwar nicht zur Verschönerung des prachtvollen Platzes bei, aber sie verunstaltete ihn auch nicht wesentlich, da sie sich dem Stil der Prokurazien annäherte.

Nach vollzogener Vermählung des Dogen mit dem Meer begann der Jahrmarkt. Das patriotische Fest und der Handel bildeten eine Einheit. „Sposalizio del mare“ war eine Zeremonie, die zur Erinnerung an den Sieg der Venezianer über Friedrich Barbarossa im Jahre 1178 gefeiert wurde. Im „Grossen Buch“ war das dabei zu beobachtende Zeremoniell sorgsam verzeichnet. Der Ehrenritter des Dogen war an jenem Tage Zeremonienmeister, er lud die Podestà aus Murano, Torcello und Malamocco ein, dem Oberhaupt des Staates bei seiner Fahrt im Bucentaur nach der Richtung des Lido Gesellschaft zu leisten. Dem Dogen folgte eine grosse Flotte, der sich kleinere und grössere Barken und festlich geschmückte Gondeln anschlossen. Dem Beherrscher des Meeres fuhr das Oberhaupt der Kirche, der Patriarch von Venedig, entgegen, den gleichfalls mehrere Schiffe begleiteten; dort, wo zwei Forts den Zugang zur Stadt verteidigten, bot er dem Dogen Rosen auf silberner Schüssel dar. Kirchenmusik intonierte den Hymnus: „Ne turbetur cor vestrum“, und das Orchester des Dogen antwortete mit einem der Weihe des Augenblicks angemessenen, ernsten Madrigal.

Beide Flotten setzten sich in Bewegung, machten im offenen Meer halt, der Doge warf einen schlichten Goldreif ins Wasser und sprach

die feierlichen Worte: „Ich vermähle mich dir, o Meer, zum Zeichen einer ewigen und wirklichen Herrschaft.“

Im XVIII. Jahrhundert hatten diese Worte keine Bedeutung mehr, von der Herrschaft Venedigs über das Meer war nicht mehr die Rede, und die anwesenden fremden Diplomaten, die Engländer und Holländer, mussten während dieser Zeremonie ein boshaftes Lächeln unterdrücken.

Nach der Vermählung hielt die Flotte vor der S. Niccolo-Kirche auf dem Lido, der Doge wohnte dort dem Gottesdienst bei und kehrte, nachdem er die Mönche reich beschenkt hatte, in die Stadt zurück. In Venedig läuteten alle Glocken, um den Herrscher zu begrüssen, und der Bucentaur trug ihn unter Chorgesang und Musik bis zur Piazzetta.

Von San Giorgio Maggiore bis zu Santa Maria della Salute war der Kanal mit Barken und Gondeln so dicht bedeckt, dass man das Wasser nicht sah, und vom Markusturm aus hatte es den Anschein, als wenn ein blühendes Tulpenfeld in Bewegung geraten wäre.

Auf der Piazzetta erwartete den Dogen der geflügelte Löwe, das Zeichen von Venedigs Macht, und das Volk schrie aus Leibeskräften: „Evviva San Marco!“

Im Augenblick, wo der Principe den Palast betrat, begann der Jahrmarkt. In der ganzen Stadt hörte man den Ruf: „Andar in Sensa“, die Menge drängte sich, um die Wunder der eigenen und fremden Industrie anzustaunen und fremde Gestalten zu mustern, die Orientalen im Turban und weiten farbigen Gewändern, die Männer aus dem Westen in Perücken, enganschliessenden Fräcken und Röcken. Solange der Jahrmarkt dauerte, genossen die Kaufleute wesentliche Erleichterungen, die Zölle waren herabgesetzt, und das Publikum durfte wie während des Karnevals in Masken einhergehen.

Zumeist drängten sich die Kaufenden in den 117 Läden der Galerie, die namentlich am Abend prachtvoll wirkte, wenn die Lichter in den grossen Kandelabern aus der Glasfabrik zu Murano angesteckt wurden. Kopf an Kopf stand die Menge um die nach der neuesten Pariser Mode gekleidete Puppe, die während eines ganzen Jahres den Damen und Schneidern als Vorbild dienen sollte. Auch die Auslagen, in denen Edelsteine, Brokate, Spitzen, Pelzwerk, Tuche und Wäsche einer schau- und kauflustigen Menge gezeigt wurden, waren umlagert, und die Gelehrten drängten sich vor den Botteghen, die kostbare Bücher, Hand-



PIETRO LONGHI (Phot. Naya)
Beichte
Venedig: Museo Correr

schriften und Kunstwerke enthielten, denn auch die Buchhändler aller Länder brachten ihre Schätze nach Venedig.

Zwei weitere Feste lockten viel Fremde nach Venedig: „Sagra del Redentore“ und „Sagra della Madonna della Salute“. Beides waren traurige Gedenktage, die an die Pest im Jahre 1576 und an die vielleicht noch furchtbarer auftretende Seuche im Jahre 1630 mahnten; im Verlauf von 16 Monaten waren damals in Venedig 80000 Menschen gestorben. Um Gott zu besänftigen und die Seuche von der Stadt abzuwenden, beschloss der Senat, dem Erlöser eine Kirche auf der Giudecca zu errichten. Andrea Palladio wurde der Schöpfer des bescheidenen Baues von bezaubernder Harmonie, den Goethe über alle Kirchen Venedigs gepriesen hat. Im Jahre 1579 legte der Doge Lodovico Mocenigo den Grundstein der Kirche; zur Erinnerung an dieses Fest wallfahrte das Volk alljährlich zum Redentore. Die Menge, die nach der Giudecca pilgerte, war so gross, dass es nicht Barken und Gondeln genug gab, um die Scharen überzusetzen, und Piazzetta und Redentore wurden durch eine schwimmende Brücke auf Kähnen verbunden. Nach einigen Jahrzehnten vergass man der Seuche und des feierlichen Gottesdienstes; die „Festa del Redentore“ wurde zu einem grossen Volksfest, zu einem lustigen Pilgerzug in die Gärten und Weinkeller der Giudecca, an dem sich auch die Bewohner des Festlandes gern beteiligten, um die farbigen Gewänder der schönen Frauen aus Murano, Forcello, Malamocco, Chioggia, Castello und Canareggio zu sehen.

Ein ähnliches Schicksal wurde der Prozession zu Ehren der „Madonna della Salute“ zuteil. Noch im XVIII. Jahrhundert führte eine schwimmende Brücke von der Kirche mit den phantastischen Voluten zum jenseitigen Ufer des Canale Grande, um dem Publikum die Teilnahme an der Prozession zu erleichtern; später blieb die Kirche, eines der markantesten Wahrzeichen in der Silhouette der Stadt, die einzige Erinnerung an das Fest.

Nahmen Kirchenfeste im XVIII. Jahrhundert bescheidenere Formen an, so begannen dagegen weltliche Feste im Leben der Stadt eine immer grössere Rolle zu spielen. Die Wahl des Dogen, der Einzug eines fremden Gesandten, der Besuch fremder Fürstlichkeiten — das waren ebensoviel willkommene Anlässe, um Bälle, Konzerte und besonders Regatten zu veranstalten, die die Phantasie der schöpferischen Geister der Stadt entzündeten. In den Regatten lebten Erinnerungen aus dem XVI. Jahrhundert wieder auf: Venus erschien von Putten um-

flattert, Apoll thronte auf einer feurigen Barke, Neptun huldigte Cynthia. Die vornehmste Gesellschaft nahm an den Festen teil; eines der glänzendsten war die Regatta im Mai des Jahres 1740, die Lady Montagu beschrieben hat. Die Barke der Pisani-Mocenigo stellte die vierundzwanzig Stunden von Tag und Nacht dar; ein künstlicher Mond suchte mit dem Vollmond zu konkurrieren, der, als er sah, wie elend die Menschen ihm nachahmten, sein rundes Gesicht wohl noch mehr als sonst zum Lachen verzogen hat. Auf der Gondel der Patriziers Soranzo tummelten sich die Personifikationen polnischer Provinzen; Labia, der Besitzer des bekannten Palastes, stellte Polen dar, im Begriffe Sachsen zu krönen. Auf Morosinis Gondel wurde der Triumph des Friedens verherrlicht; ausserdem gab es noch eine Menge anderer Einfälle, um die Schaulust der Menge und die Eitelkeit der Gondelbesitzer zu befriedigen. Die Triumphwagen der Renaissance waren aus Florenz und Rom auf den Canale Grande nach Venedig geflüchtet.

Gewöhnliche Gondelfahrten, die man „Fresco“ nannte, fanden an den Nachmittagsstunden jedes Sonn- und Feiertags statt; am Ostermontag beginnend, dauerten sie bis Ende September. „Fresco“ bestand aus dreissig bis vierzig Gondeln, die von der Kirche Santa Lucia ihren Ausgangspunkt nahmen und den ganzen Canale Grande hinunterfuhren. Es war eine Art Wettfahren, mit der Kreuzbrücke als Endziel. Nachts wurden Serenaden veranstaltet; diese Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

III.

Der 10. Juni war ein kritischer Tag für die venezianischen Nobili und Reichen. Über das Fest des heiligen Antonius von Padua in der Stadt bleiben, hiess sich den herrschenden Sitten widersetzen, gewissermassen nicht mehr zur guten Gesellschaft gehören. August und September durfte man in Venedig verleben, aber im Herbst zur Weinlese musste man wieder aufs Land gehen. Carlo Gozzi klagt, dass auch die Kleinbürger jetzt ihr Landhaus haben wollen; bis vor kurzem waren sie glücklich, wenn sie einen Ausflug nach dem Lido machen oder zur Vesper nach Murano fahren konnten, jetzt wollen sie es den Patriziern gleichtun und ihre Villa an der Brenta haben. Die Villen und Paläste der reichen Venezianer lagen im Friaul, den euganäischen Hügeln, am dichtesten aber waren sie an der Brenta gesät, dort hatten sich mehrere

Familien angesiedelt, man amüsierte sich vortrefflich, veranstaltete Wasserfahrten, stiftete Ehen und spann Abenteuer weiter, die man in der Stadt während des Karnevals angeknüpft hatte. Kein Ort an der Brenta klang dem Ohr der jungen Frauen verlockender als La Mira, die vornehmste aristokratische Villeggiatur. Zwischen Venedig und Padua verkehrte „il burchiello" täglich, ein sehr gut eingerichtetes, sauber gehaltenes, gedecktes Schiff, das namentlich die Männer gern benützten, um vom Lande nach Venedig zu fahren; man hatte die Chance, einen Freund zu treffen und mit ihm über Geschäfte zu sprechen oder eine schöne Kurtisane kennen zu lernen, da sie häufig ohne besonderen Anlass, nur in der Hoffnung auf ein neues Abenteuer, den Burchiello benützten. Der Weg war ziemlich lang, 25 Seemeilen von Venedig bis nach Padua, aber unterwegs konnte man an verschiedenen Stellen aussteigen. Der Präsident de Brosses nannte den Burchiello einen Enkel des Bucentaur, da er dem berühmten Dogenschiff sehr ähnlich war, nur kleiner und zierlicher. Die vermögenden Familien benützten ihre eigenen, mit grossem Luxus ausgestatteten Schiffe. Schon im XVIII. Jahrhundert wurden prachtvolle Villen und Paläste auf dem Festlande gebaut; die Contarini hatten ihren Besitz in Piazola, die Albrizzi in Terraglio, die Pisani in Stra, die Barberigi in Valsanzibio auf den euganäischen Hügeln; es wäre schwer, all die bekannten Sommerresidenzen aufzuzählen, von denen sich ein guter Teil bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die berühmtesten Künstler haben sie geschmückt und Tiepolo hat sie häufig genug ausgemalt.

Die Gärten mit ihren geschnittenen Alleen wimmelten von mythologischen Statuen, Fontänen mit Najaden, künstlichen Wasserfällen, die neun Musen und der Raub der Proserpina waren die beliebtesten Motive der Bildhauer. In der Villa Manin zu Passeriano im Friaul entführt Pluto Proserpina in den Hades mit einem prachtvollen Viererzug; in der Villa Barberigo ist fast der gesamte Olymp in den Garten herabgestiegen.

Auf dem Lande hat man freier als in Venedig gelebt, die jungen Leute haben sich ausgezeichnet unterhalten, hundert Personen und mehr pflegten sich in manchen Häusern zum Tanzen einzufinden. Dieses lustige Leben hat Giovanni Sagrado, ein venezianischer Patrizier, in seinen Geschichten „Arcadia in Brenta" geschildert. Giovanni hat hohe Ämter in der Republik innegehabt, und nach dem Tode seines Bruders, des Dogen Niccolo Sagrado, wurde er beinahe an dessen Stelle

gewählt, trotzdem er sehr unbeliebt war. Als sich die Nachricht in der Stadt verbreitete, Giovanni würde Doge werden, bemächtigte sich des Volkes eine solche Empörung, dass der Senat eine Revolution fürchtete und Sagrado freiwillig auf die Wahl verzichtete. „Arcadia in Brenta“ erschien 1667, es ist eine Novellensammlung, in ähnlicher Art zusammengestellt wie Boccaccios „Decamerone“, drei witzige Herren aus der vornehmen venezianischen Welt und drei lebhafte Frauen verleben die letzten acht Karnevaltage in einer Villa an der Brenta, um dem Lärm der Stadt zu entfliehen und ländlichenFrieden zu geniessen. Sie verbringen die Zeit mit Musik, Gesang, Gesellschaftsspielen, die viel Geistesgegenwart erfordern, und erzählen einander amüsante Geschichten. Diese Geschichten sind zumeist Bearbeitungen der damals viel gelesenen „Contes aux heures perdues“ von Antoine Le Metel d'Ouville, aber Sagrado hat sie venezianischem Leben und venezianischen Sitten so geschickt angepasst, dass man während des Lesens glaubt, ein italienisches Originalwerk vor sich zu haben. Einmal wurde Orakel gespielt; der eine der Herren trat als Apoll auf, und auf die Frage, wie das Mädchen beschaffen sein soll, das man zur Frau nehmen möchte, gab er die delphisch-zweideutige Antwort: Die Schöne ist gefährlich, die Hässliche von Übel, die Reiche unausstehlich, die Arme eine Bettlerin, die Kluge will herrschen, die Dumme ist ein Unglück, die Junge zu teuer, die Alte ein Bleigewicht am Fuss, am besten ist es, die Bescheidenste zu heiraten, um das kleinste Übel zu wählen. Die Frauen nahmen sofort ihre Rache und gaben Apoll eine Schilderung, wie der Mann beschaffen sein soll, den man zum Lebensgefährten wählt. Die Antwort war keine Schmeichelei für das männliche Geschlecht. Jung ist der Mann unbeständig, in mittleren Jahren eifersüchtig, alt — unausstehlich, hübsch — angenehm für die anderen, hässlich — widerwärtig, klug — eingebildet, dumm — im Zusammenleben unmöglich, reich — geizig, arm — ausgehungert, hitzig — ein Tyrann. Will man Ruhe und Frieden im Hause haben, so gilt es einen blinden und stummen Mann zu wählen:

„Chi vuol marito, ed haver pace seco,
Lo prenda muto e cieco.“

Trotz des Lebens auf dem Lande wurde die Schönheit der Natur nicht genossen, auch in den Villegiaturen führte man ein künstliches, luxuriöses Leben, das sich in Empfängen, Festen und Amüsements erschöpfte. Man bezog Köche aus Frankreich, ersann neue Gerichte, arrangierte die Tafel auf originelle Weise. Eine Zeit hindurch herrschte

die Mode, eine Mahlzeit in drei verschiedenen Sälen einzunehmen, in dem einen wurde Suppe und Fleisch serviert, im zweiten Braten, im dritten süsse Speisen und Obst. Kaffee und Likör wurden in Kiosken, die mit bunten Scheiben versehen waren, gereicht, da die Frauen im Halbdämmer vorteilhafter aussahen; gegen Abend wurde ein Spaziergang „La trottata“ veranstaltet, zumeist im Wagen, wenn zu Fuss, so stützte sich jede Dame auf den Arm ihres Abate oder Cicisbeo.

In den herrschaftlichen Villen und Schlössern rief die Glocke zum Aufstehen, zum Rasieren, zur Stärkung am Büfett, von zehn Uhr früh an rief sie nur noch zu Vergnügungen aller Art.

Auch im Winter bezog man eine Villa, besonders wenn es geschneit hatte und man auf eine Schlittenpartie hoffte. Die Venezianer kannten kein grösseres Vergnügen als Schlittenfahren, und der Aufschneider Antonio Longo erzählt eine amüsante Geschichte, die sich, als der erste Schnee fiel, zugetragen haben soll. Als er in Mira wohnte und es geschneit hatte, war der Wunsch, eine Schlittenpartie zu machen, sehr gross, aber der Schlitten fehlte. Er setzte sich mit seinem Freund, einem Maler, ins Einvernehmen; aus Brettern und Stangen stellten sie in aller Eile einen Schlitten her, strichen ihn bunt an und schmückten ihn mit Bändern und Federn. Longo sollte den Schlitten als Apoll lenken, aber es fehlte an einer Sonne. Sie gingen zu einem Bildhauer, damit er ihnen aus der Not helfe, trafen ihn aber nicht zu Hause. Im Wagenschuppen fanden sie einen alten Holzkopf, nahmen ihn mit, versahen ihn mit Pfauenfedern, fanden ihn einer strahlenden Sonne ähnlich und brachten ihn am Schlitten an. Am nächsten Tage jagte der neue Apoll durch Mira, vor der Osteria verlangsamte er sein Tempo, denn dort erwarteten ihn die Freunde und der Ortsgeistliche. Es wurde „Evviva! Evviva!“ gerufen, aber plötzlich sprang der Geistliche auf und schrie empört: „Bei Gott, das ist Kirchenschändung! Das ist der Kopf meines Täufers, die Kirche muss diesen Frevel bestrafen!“ Alle blickten überrascht auf, bis sie begriffen: der Kopf gehörte zu einem Johannes und war beim Bildhauer in Reparatur.

Einige Tage darauf wurde Longo zum Bischof nach Padua zitiert, aber der sanfte Prälat ermahnte ihn nur väterlich, ein nächstes Mal in der Wahl seines Schlittenschmuckes vorsichtiger zu sein.

Longos Nachbar in Mira war der Marchese Carlo Spinola, der als der grösste Verschwender und Sonderling in Italien galt. Jeden Tag wusste man Neues von ihm zu erzählen. In seiner prachtvollen Villa

wimmelte es von Dienern, Musikanten und Gästen, unter denen es nicht wenig Berufskartenspieler gab. Häufig war er in Padua, in „Aquila d'oro" waren stets Zimmer für ihn reserviert, und da er sich der Atmosphäre der Universitätstadt anpassen wollte, lud er täglich acht Gelehrte und Literaten zu Tisch. Während des Essens musste einer der Gäste aus einem ernsten Buch vorlesen, und da der Marchese dem Lektor acht Zechinen bezahlte, drängten sich Männer genug zu diesem Amt.

Spinola nahm sich stets misshandelter Tiere an, was damals in Italien ein Ausnahmefall war. Als er sah, dass die Hotelmagd mit den Schweinen, die ihren Stall im Hofe hatten, schlecht umging, schickte er zum Wirt, um ihm wegen dieser Tierquälerei Vorwürfe zu machen. Der erschrockene Padrone legte sich ins Bett und liess dem Marquis sagen, er könne nicht zu ihm kommen, da er schwer krank sei. Allmählich beruhigte sich der Marquis, die Schweine erhielten auf seine Kosten so grossartiges Futter, wie es keiner dieser Vierfüssler je zuvor bekommen hatte. Aber seitdem war ihm „Aquila d'oro" unsympathisch und er liess sich sein eigenes prachtvolles Kasino im „Prato della valle" zu Padua bauen.

So gern er sich der Tiere annahm, so sehr war er bereit, Menschen zu quälen. Als er im Winter nicht schlafen konnte, da der Wind heulte und Schnee gegen die Fenster schlug, stand er auf und kam auf den Einfall, er wolle sehen, wie sich sein Wagen und seine Diener im Schneetreiben ausnehmen. Er liess seinen Sekretär, einen armen Geistlichen, wecken, der musste sich in die von sechs Pferden gezogene Galakutsche setzen und zwei Stunden im Prato fahren. Zwei Stallknechte mit Fackeln gingen voran, drei Diener: der Heiduck, der Jäger und der Stallmeister froren, hinter dem Wagen stehend. Die Exzellenz sah zum Fenster hinaus, der Spass währte zwei Stunden, dann wurden der Sekretär und die Diener reichlich beschenkt.

Die meisten venezianischen Aristokraten hatten ein Theater in ihrem Landhaus, auf dem Liebhaber aus der Gesellschaft spielten; bei besonders festlichen Anlässen liess man Berufsschauspieler aus Venedig kommen. Solch ein denkwürdiges, häufig besungenes Fest, das in der Villa Contarini zu Piazzola gefeiert wurde, war der Empfang zu Ehren des Herzogs Ernst von Braunschweig. Der geistliche Fürst war im August 1685 in Venedig, und da er unter der Hitze litt, äusserte er den Wunsch, sich auf dem Lande zu erholen. Contarini lud ihn ein,

errichtete dem berühmten Fremden zu Ehren einen Triumphbogen, und im Korridor der Villa wurden 40 Hellebardiere zur Parade aufgestellt, die nach Art der Schweizer gelb-rot angezogen waren. Der Gast durfte einige Stunden ausruhen, aber am Abend geleiteten ihn sechs Lakaien mit Fackeln in das Theater „delle Vergine“, wo trotz der Hitze das Drama „Ermelinda“ aufgeführt und ein bezauberndes Ballett gegeben wurde. Nach der Aufführung fuhr man im Bucentaur aufs Wasser, während des Abendessens traten allegorische Gruppen auf und ein Sängerkreis erheiterte die Gesellschaft mit seinen Liedern. Gondeln fuhren bis an den Palast heran und begrüssten den geistlichen Fürsten mit Böllerschüssen. Diese „Überraschungen“ währten fast die ganze Nacht, Gesang und Feuerwerk lösten einander ab, und Ernst von Braunschweig soll ehrlich bedauert haben, dass er das stille Venedig mit der eleganten, lauten Villa vertauscht hatte.

IV.

Jahrhunderte hindurch hatte man sich mit den Theorien der Liebe beschäftigt, von Barberino bis zu Bembo waren alle Empfindungen des menschlichen Herzens zergliedert worden, und die Grundlage dieser philosophischen Betrachtungen hatte stets Plato abgegeben. Platonische Liebe galt als höchstes Ideal, aber niemand war ernstlich bemüht, dieses Ideal zu erreichen, da es im Widerspruch mit der menschlichen Natur und der ganzen Weltordnung war. Abhandlungen über die Theorie der Liebe waren mehr oder minder geistreiche Phrasen, die den Beifall alternder Frauen fanden, wie der Caterina Cornaro, da es für sie, für eine andere als eine platonische Liebe zu spät war. Aus Asola, wo die Königin von Cypern ihr Domizil hatte, drangen diese Liebestheorien in die arkadischen Akademien, dort wurden sie zu sentimentalen Gemeinplätzen, die dem Platonismus ganz fernstanden, bis sie im Kult des Cicisbeo zur Karikatur der Theorien des griechischen Philosophen wurden.

Der Dritte in der Ehe, der Hausfreund, war seit langem in Frankreich und Spanien wohlbekannt, aber erst bei den Italienern wurde er zu einer durch Sitte und selbst Gesetz anerkannten Persönlichkeit. Der Cicisbeo, der jugendliche Freund, der sich dem Dienst der angebeteten Frau mit ganzer Seele hingab und vom Ehemann wohl gelitten war, trat zuerst in Genua auf, das im

Zeichen spanischer Sitte stand, nirgends aber wurde er zu einer so populären Figur wie in Venedig. Die Frau, Jahrhunderte hindurch in die Enge des Hauses eingeschlossen, wie eine Orientalin bewacht, nahm im XVIII. Jahrhundert Rache am männlichen Geschlecht, befreite sich von den ihr von Sitte und Gesetz auferlegten Fesseln, beschloss, gleichzeitig zwei, drei und auch vier Männer zu haben und sie je nach Laune zu beherrschen oder schlecht zu behandeln. Diese Möglichkeit hatte nur die vermögende Frau der höheren Gesellschaft; die Gattin eines armen Handwerkers oder Gondoliere konnte sich einen solchen Luxus nicht leisten.

Zumeist bestimmte die junge Frau bereits im Ehekontrakt den einen oder anderen ihrer Freunde, der namentlich genannt wurde und gewöhnlich im Alter ihres legitimen Gatten oder auch jünger war, zu ihrem Cavaliere servente. Gelegentlich wünschte sie selbst zwei Cicisbei, auch dagegen hatte der künftige Gatte nichts einzuwenden. Die Eltern hatten die Ehe beschlossen, entsprechend dem Vermögen und der sozialen Stellung ihrer Kinder; solch ein Bund, durch Gesetz und Sitte sanktioniert, war zur Erhaltung der Familie und des Namens notwendig. Für gewöhnlich spielte die Liebe in einem Kontrakt dieser Art keine Rolle, die Sympathie der jungen Frau galt dem zukünftigen Cicisbeo, und der Ehemann stand entweder bereits im Dienst einer anderen Frau oder hatte zahlreiche Verhältnisse im Theater und zweitklassigen Kasino. Alfieri nannte die italienische Ehe mit Recht ein Handelsgeschäft. Der Mann war nötig, damit die Kinder im Kirchenbuch seinen Namen trügen, und die Frau, damit er Einnahmen aus ihrer Mitgift beziehe. Wer in der Ehe nach Liebe gesucht hätte, hätte für einen Sonderling gegolten, und ganz Venedig hätte ihn verspottet, wenn er sich auf dem Markusplatz in Gesellschaft seiner Frau gezeigt hätte, hätte er sie aber nach französischer Sitte an der Hand geführt, so hätte selbst der Campanile auf dem Markusplatz über diesen ungewohnten Anblick zu lachen begonnen. In der Sitte, den Cicisbeo zu tolerieren, lag gewissermassen die Legalisierung der ehelichen Untreue. Sicherlich gab es auch Männer, denen die Gesellschaft des Dritten unangenehm war, die das Leben ihrer Gattin mit eifersüchtigen Augen betrachteten, aber schweigend trugen sie das ihnen zugefügte Unrecht, um dem Fluch der Lächerlichkeit zu entgehen, denn „la gelosia è passione ordinaria e troppo antica“ heisst es bei Goldoni. Und dann kam auch die Sorge vor der Nachrede, die Gattin sei so abstossend, dass sie



PIETRO LONGHI (*Phot. Naya*)
Nashorn
Venedig : Museo Correr

nicht einmal einen Cicisbeo finde. Ja, wenn der Mann wagte, seiner Frau des Freundes wegen Vorwürfe zu machen, durfte sie sich von ihm trennen und die Herausgabe ihrer Mitgift verlangen. Der Servente pflegte dann den Ehescheidungsprozess auf sich zu nehmen und die Kosten zu tragen.

Die Pflichten eines Cicisbeo waren übrigens durchaus nicht so leicht und angenehm, wie es den Anschein hatte. Er musste sehr viel Zeit haben, um fast den ganzen Tag zur Verfügung der Despotin zu stehen, ausserdem auch vermögend genug sein, um ihre Launen zu erfüllen. Um neun oder zehn Uhr morgens begann sein Dienst; unangemeldet betrat er das Schlafgemach seiner Angebeteten, öffnete die Fensterläden, brachte ihr die Schokolade ans Bett, war bei ihrer Toilette zugegen, indem er sorgfältig darüber wachte, dass jede Spitze und jedes Band nach den Regeln der Mode falle, gelegentlich zog er seiner Dame auch höchst eigenhändig die Strumpfbänder an. Gegen elf Uhr bestieg die Sultanin die Portantina, um sich in die Kirche tragen zu lassen, er schritt neben ihr her, steckte in der Kirche seine Hand in das Weihwasserbecken und reichte ihr das heilige Wasser, damit sie ihre Finger nicht in die Muschel einzutauchen brauche, die jede Bettlerin benützte. Und so verbrachte er den ganzen Tag und Abend in der Gesellschaft der Geliebten, ging mit ihr zu „Conversazioni", sass neben ihr während des Essens, begleitete sie ins Theater, zu Redouten, war ihr unzertrennlicher Schatten. Und selbst wenn die Herzensdame sich in der stillen Woche zur geistlichen Einkehr ins Kloster zurückzog, besuchte er sie, damit ihr die religiösen Praktiken nicht allzusehr lasteten. Dem Ehemann fiel es natürlich nicht ein, ein Gleiches zu tun.

Ein gefährlicher Rivale des Cicisbeo war das Haushündchen, das gelegentlich am höchsten in der Gunst der Modedame stand. Zu den ersten Pflichten des Cavaliere servente gehörte es, beim „Cagnolino" und Hauspapagei gut angeschrieben zu sein. Wenn das Hündchen den Cicisbeo ankläffte, argwöhnte die Signora, dass er ihr untreu sei. Folgte „Mimi" oder „Erbi" auf der Strasse ihrer Herrin und wagten andere Hunde sich ihr allzu vertraulich zu nähern, so musste der Cicisbeo die Ehre der Lieblingshündin verteidigen, was beim Publikum stets lebhafte Freude entfesselte. Die Hündin der eleganten Cecilia Tron, von der noch die Rede sein wird, war eines Tages verschwunden; der Cicisbeo liess Plakate drucken und an den Strassenecken ankleben, in denen „Erbis" ehrlichem Finder vier Lire „di mancia" versprochen

wurden bei Ablieferung des Tieres an Ihre Exzellenz. Ein andermal versprach die Besitzerin des Hundes drei Filippi für das entlaufene Tier; die Zofe, die schuld am Unglück trug, legte aus freien Stücken einen Dukaten dazu, und der Cicisbeo versprach einen Schinken, eine Flasche Wein und eine Schüssel Makkaroni.

Nie waren so viel Sonette, Kanzonen und Madrigale zu Ehren der Zimmerhündchen verfasst worden wie damals, und man konnte einer Frau keine grössere Freude bereiten, als wenn man sie auf der Strasse mit der abgegriffenen Phrase begrüsste: „Oh quanto è bello il suo cagnolino."

Das Verhältnis zwischen der Signora und dem Cicisbeo löste sich, wenn der Unglückliche seiner Despotin müde wurde oder ihr irgendwie zu nahe getreten war, dann wählte die Tyrannin, wenn sie noch jung genug war, ein anderes Opfer für ihre Launen und Gelüste. Ein Gleiches tat der Cicisbeo. Waren die Frauen über vierzig, so fehlte ihnen zumeist der Sklave, es blieben ihnen nur noch Freunde, die Bande der Dankbarkeit an sie fesselten.

Im Verhältnis des Cicisbeo zur jungen Frau hat die Eitelkeit eine grosse Rolle gespielt. Gern zeigte sich der „Servente" öffentlich in Gesellschaft einer hübschen Frau, er rühmte sich der Ketten, die aus ihren Haaren geflochten waren, eines von ihr stammenden Siegels oder Ringes, an denen süsse Erinnerungen hingen.

Der Cicisbeo war im Einklang mit seinen Pflichten nach der neuesten Pariser Mode angezogen, stets parfümiert und frisch. Die Frauen hatten nichts dagegen, dass „des petits abbés" die Funktion eines Cicisbeo bei ihnen erfüllten, es geschah häufig, dass ein junger Geistlicher, im seidenen Mäntelchen, mit zierlichen Schuhen und gold- oder rotgestickten Strümpfen, der unzertrennliche Gefährte einer Schönen war. Selbst Mönche haben diese Pflichten mit Freuden erfüllt. Eine Französin musste sich auf ihrer Reise längere Zeit in Savona, einem kleinen Nest, aufhalten. Um sich zu zerstreuen, fragte sie, ob ihr niemand ein Klavier leihen wolle. Sofort fand sich ein Mönch, der ihr sein Instrument zur Verfügung stellte und der Fremden begreiflich machte, dass, da es in Savona so wenig weltliche Männer gäbe, Mönche die Pflichten eines Cicisbeo erfüllen müssten. Der Bischof war erst ärgerlich, aber dann übersah er diese neue Einrichtung milde, denn „Frauen müssen bedient werden".

In seinen Lustspielen „Il Cavaliere Giocondo" und „Donna di buon

umore" charakterisiert Goldoni den Cicisbeo glänzend. Er beklagt sein Los: Vorwürfe und schlechte Laune ertragen, stets darauf bedacht sein, seiner Dame zu Willen zu sein, auf Freunde verzichten, lachen, wenn die Donna lacht, weinen, wenn sie traurig ist, Rivalen neben sich dulden, gelb vor Eifersucht werden und es nicht merken lassen — das seien die Freuden eines Cicisbeo. Zum Lob der Venezianerinnen muss betont werden, dass es als sehr unehrenhaft galt, den „Servente" zu hintergehen; seinem Manne Hörner aufsetzen, war ein angenommener Brauch, aber den Cicisbeo zu betrügen, erregte öffentliches Ärgernis. Man musste entweder völlig mit ihm brechen oder ihm treu bleiben.

Es hat nicht an naiven Gemütern gefehlt, die die Institution des Cicisbeo als hoch moralisch gepriesen haben, als Ausdruck höchster Ritterlichkeit der Frau gegenüber, die sich nur mit den mittelalterlichen „Cours d'amour" vergleichen liesse. Um die Stellung des Freundes und die angebliche Moral dieses Verhältnisses richtig einzuschätzen, genügt es, sich diesen Dritten in der Ehe vorzustellen, wenn er die Pflichten einer Kammerzofe bei einer schönen Frau erfüllt, die Spitzen auf ihrer Brust zurechtzupft und ihr rosa Pantöffelchen über die Füsse zieht. Wie hätte dieses Paar junges Blut haben und unschuldig bleiben können?

V.

Im Jahre 1668 kam der Patrizier Scipione Collalto aus Frankreich zurück und erschien auf dem Markusplatz in einer Perücke. Eine derartige Kopfbedeckung war in Venedig neu; im Dogenpalast nahm man daran Anstoss, die Senatoren gerieten in Unruhe, da ihnen jede Neuerung unangenehm war. Ehe die Signoria sich zu einem Entschluss aufraffen konnte, welche Stellung sie gegenüber dieser seltsamen französischen Mode einnehmen sollte, tauchten bereits mehrere Perücken in der Stadt auf; namentlich die Kahlen begrüssten die Neuerung mit grosser Freude. Die „Inquisitori di stato" durften nicht zögern: sie erliessen ein Verbot, um das Perückentragen zu inhibieren. Unterdessen hatten sich aber mehrere Elegants die Haare abrasieren lassen und sehr teure Perücken angeschafft; der Ärger war allgemein, dass die Regierung sich in fremde Angelegenheiten mische und selbst etwas so Unschuldiges wie das Tragen von Perücken verbieten wolle, trotzdem sie in Frankreich seit Ludwig XIII. ein beliebter Kopfschmuck waren.

Der Advokat Lorenzo Donato, der kein Haar mehr auf dem Kopfe hatte und an Rheumatismus litt, beschwor die strengen Beamten unter Tränen, ihm die Perücke zu belassen. Die Inquisitoren waren unerbittlich. Glücklicherweise war ihre Amtsperiode abgelaufen, andere, mildere kamen an ihre Stelle und gestatteten, ausnahmsweise kleine bescheidene Perücken zu tragen, sogenannte „Callotte“.

Perücken begannen wie Pilze aus der Erde zu schiessen, aus den kleinen wurden immer grössere, es galt durch die Finger zu sehen, besonders da ein grosser Teil der Patrizier-Jugend seine Mähne bereits auf dem Altar der Mode niedergelegt hatte. Die Alten machten immer noch lebhafte Opposition; der Vater von Niccolo Erizzo, der später Botschafter in Paris war, verbot seinem Sohne testamentarisch, eine Perücke zu tragen; sollte er jedoch wagen, sein Patrizierhaupt durch diese lächerliche Mode zu entweihen, so würde das väterliche Vermögen dem Ospedale della Pietà zufallen. Niccolo hatte zur Erinnerung an eine nächtliche Schlägerei eine Narbe auf dem Kopf und geriet in solchen Zorn, dass er vorzog, auf das väterliche Vermögen zu verzichten und die Perücke zu behalten. Er machte der Spitalverwaltung einen Prozess, der zuletzt durch einen Vergleich beigelegt wurde. Auch Antonio Correr war ein leidenschaftlicher Gegner der Perücke; es gelang ihm, 250 junge und alte Männer zusammenzubekommen, die den feierlichen Schwur ablegten, keine Perücke zu tragen. Alle Opposition war jedoch vergebens, die Perücke siegte, und 1709 eröffnete der Doge Giovanni Cornaro in diesem Schmuck die Ratsversammlung. Corrers Zorn und seinen Schmerz darüber, dass immer mehr von den 250 Eidgenossen abfielen, kann man sich leicht vorstellen. Er blieb fest und starb im Jahre 1757 im Schmuck der eigenen Haare.

Der Sieg der Perücke war vollständig, sie wurde die Tracht der Menschen, die sich zur sogenannten guten Gesellschaft gezählt haben. Das gesamte Patriziat trug Perücken und selbst die Geistlichen waren froh, sich in dieser Beziehung nicht von den Weltlichen unterscheiden zu müssen. Der höhere Klerus machte erst gegen diese neue Sitte Front; in umfangreichen Schriften wurde nachgewiesen, dass die Tonsur unvereinbar mit dem Schmuck fremden Haares sei und dass diese neue Mode gegen die Grundsätze der Kirchenväter und die Beschlüsse der Konzile verstosse. Als ein Geistlicher in Frankreich den Versuch machte, die Messe in der Perücke zu lesen, war die Empörung allgemein, und zuletzt galt das Tragen der Perücke beim Klerus doch nur

als Missbrauch. Untrennbar von der Perücke war Puder; weisse Perükken waren die allergesuchtesten, und für weisses Haar musste man unerhört hohe Preise bezahlen. Die Perücke des Prokurators Tron hat siebzig Zechinen gekostet. Man suchte sich damit zu helfen, dass man die Perücken puderte, und als die Frauen den Männern die neue Mode neideten und ein Toupet zu tragen begannen, wurde das Pudern der Perücken allgemein. Die schönsten Haare der Venezianerinnen fielen unter der Schere der modernen Friseure. Für das Privileg, Puder („Ciprio, polvere da cipro") zu erzeugen, bezahlte Pietro Capranica der Regierung zweitausend Dukaten jährlich, aber sein Puder erzeugte bei der Berührung der warmen Menschenhaut ganze Schwärme ekelhaften Gewürms. Das hielt die Frauen durchaus nicht ab, das moderne Pulver zu benützen, und erst als boshafte Verse in der Stadt zu zirkulieren begannen, nahm sich die väterliche Regierung der Sache an und hob das Pietro Capranica erteilte Privileg mit Rücksicht auf die Gesundheit und Sauberkeit der Venezianerinnen auf. Der Nachfolger dieses Fabrikanten, sein Sohn, führte Reispuder ein, der allen hygienischen Vorschriften entsprechen sollte, aber leider erwies sich auch diese Hoffnung als trügerisch, und solange gepuderte Perücken getragen wurden, musste man gegen das sich darin einnistende Ungeziefer kämpfen. Gasparo Gozzi schickte seiner Freundin Caterina Tron im Jahre 1772 eine moderne Perücke mit dem Wunsch, dass „quei benedetti pidocchi" sie verschonen und die Perücke den Winter über aushalten möge. Ein Satiriker nannte dieses quälende Ungeziefer ein heimliches Heer, das die elegante Frau auf eigene Kosten ernähren müsse; die Zahl dieser Soldaten sei so gross, dass viele von ihnen in der Art irrender Ritter fern von der Besitzerin ihr Heil suchten.

Erst die französische Revolution hat den Perücken ein Ende gemacht und damit in den Haaren der Frauen unzählige Lebewesen zerstört, deren blosser Name uns heute Ekel erregt.

Perücken und ihre verschiedenen Abarten gaben den Friseuren eine besondere Stellung, sie wurden „illustrissimi" und „Messieurs" genannt. In Venedig galt der Franzose Legros als Meister in seiner Kunst, er verstand den Frauenkopf auf zweiundvierzig verschiedene Arten herzurichten. Er begründete eine Perückenschule, die in Venedig 852 Adepten zählte und sich im Himmel Cosmas und Damian als besondere Schutzheilige ausersehen hatte. 1750 eröffnete ein anderer Franzose, Monsieur Galimbert, seinen Laden in den Prokurazien; er erfreute

sich bei den Frauen eines solchen Erfolges, dass man ihn den Sultan nannte.

Die Franzosen wurden tonangebend in allen Modefragen, nur einen italienischen Kopfschmuck vermochten sie nicht zu verdrängen, den „Zendado", ein hauchzartes, schleierartiges Gewebe. Der Zendado war in Venedig im XVIII. Jahrhundert eingeführt worden, und dieser Schleier, dem „die fast magische Kraft, die Hässlichen zu verschönen und die Reize der schönen Frauen zu erhöhen" zugeschrieben wurde, wurde die beliebte Kopfbedeckung der Bürgerfrauen. In Goldonis Lustspiel: „La serva amorosa" klagt Lelio: „Verfluchter Zendado! Jetzt weiss man nicht mehr, welche hässlich und welche schön ist. Die Schönen verhüllen sich aus Bescheidenheit, die Hässlichen aus Scham, die Alten aus Verzweiflung!"

Auch der Zendado hatte wie alle Neuerungen einen heissen Kampf mit den „Provveditori alle pompe", ja selbst mit dem Senat zu bestehen. Die Regierung opponierte gegen den Schleier, weil er die Unterschiede zwischen den Ständen aufhebe; unter dem Zendado könne man die „Nobildonna" weder von der Bäuerin noch vom Dienstmädchen, ja nicht einmal von der Frau von schlechten Sitten unterscheiden. Dieser Schmuck entsprach den aristokratischen Prinzipien der Oligarchie nicht. Wie gewöhnlich siegten auch in diesem Fall die Frauen durch ihre Ausdauer. Die Signoria musste nachgeben, und der Zendado hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Die traurigste Niederlage, welche nicht allein die venezianische Regierung, sondern auch der gesunde Menschenverstand erlitt, waren die Reifröcke, die „guardinfante", die die Modedamen lange genug der französischen Vorschrift gemäss trugen. Selbst die Cicisbei empörten sich gegen diese Mode, wenn sie auf der Strasse mit ihrer Donna sprechen wollten, so mussten sie sie umkreisen, dicht an sie herankommen und wieder zurücktreten, als wenn sie Menuett tanzen würden. Auf Guardis Bildern sehen wir, wie diese vielfarbigen, aufgeputzten Ballons die engen venezianischen Gässchen mit ihrem Umfang füllen. Goldoni verglich sie mit einem Globus und nannte sie „un gran mappamondo".

Unablässig hat die Frauenmode in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts gewechselt; es gab englische, deutsche, selbst türkische Moden. Die eleganteste Frau gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, Cecilia Tron, nannte man „la moda universale", da diese schöne Patrizierin Kleider hatte, die den Moden der verschiedensten Völker entsprachen.

Einen ähnlichen Kampf wie die Frauen um den Zendado hatten die Männer um den Mantel auszufechten. Nach den Verfügungen der Republik durften die Patrizier nur Togen auf der Strasse tragen. Die Togen waren jedoch unbequem und allzu prätentiös, und so begann die aristokratische Jugend im XVIII. Jahrhundert kurze spanische Mäntelchen, „tabarro" genannt, zu tragen. Aus dem Dogenpalast fielen Verbote wie Blitze gegen diesen Missbrauch, „intollerabile abuso", herab, und als man die Wünsche der grossen Männer, die dort tagten, nicht berücksichtigte, erliessen die „Inquisitori di stato" drakonische Verfügungen, um zu verhindern, dass Pförtner in den Kasinos, Barbiere oder Kaufleute Patrizier in kurzen Mäntelchen in die Lokale einliessen. Todesstrafe stand darauf. Niemand wurde wegen Übertretung dieses Gebotes aufgeknüpft, aber derartige Verfügungen beweisen, in welchem Grade die Macht der venezianischen Regierung gesunken war; die Androhung der Todesstrafe wurde nicht ernst genommen und erweckte nur ein Lächeln. Der Tabarro hatte sich durchgesetzt, er schützte vor Wind und Regen, was um so wichtiger war, als Regenschirme in Venedig erst im Jahre 1739 eingeführt wurden. Es wurde noch schlimmer, als ein Schneider das Modell eines Mantels in vier Farben entwarf, es fand so ausserordentlichen Beifall bei der Jugend, dass diese harlekinartigen Mäntel sofort in grossen Mengen auftraten. Zumeist wurden jedoch blauweisse Mäntel mit goldenen Tressen getragen.

Durch dieses Festhalten an allzu konservativen Grundsätzen, die dem Geist der Zeit zuwiderliefen, durch dieses Sichsperren gegen den Wechsel der Mode, hat die Regierung die eigenen Interessen geschädigt, da die Frauen, um sich in den Augen der Fremden nicht lächerlich zu machen, immer häufiger Stoffe und Toiletten-Gebrauchsgegenstände aus dem Ausland bezogen, sehr zum Schaden der heimischen Industrie.

VI.

Im XVIII. Jahrhundert spielte alle Welt Karten: der Gondoliere, der Handwerker, der Mönch, so gut wie der Prokurator der Republik, die Wäscherin und die Patrizierin ebenso wie die Dogaressa. Gespielt wurden Bassette, Ombra, Macao, Calabracha, Pamphile, Tarock und etwa zwanzig andere Spiele, deren Namen heute vergessen sind. Pharao

war das beliebteste Spiel, das nicht nur zahllose Spielhöllen, sondern auch die Salons vornehmer Venezianerinnen beherrscht hat. Pharao haben die Italiener bei den Franzosen gelernt. Als Madamigella de Valois, die Braut des Herzogs von Modena, zu ihrem künftigen Gatten reiste, suchte sie der Langeweile der Reise dadurch zu steuern, dass sie Pharao spielte, wenn sie ihr Nachtquartier aufschlug; bei diesem Hasardspiel geriet sie in solchen Eifer, dass der helle Morgen sie gelegentlich vor dem Kartentisch überraschte. Sie war damals achtzehn Jahre alt. In Venedig gab es später keine vornehme Gesellschaft, die nicht die Bank beim Pharao hätte halten können.

Die wesentlichste Rolle bei den Hasardspielen spielten Barbiere und Friseure. Fast ein jeder hatte ein verschwiegenes Stübchen neben seinem Laden, in dem sich die vertrauten Kunden heimlich vor dem Spieltisch zusammenfanden. Die Polizei war darüber orientiert, betrat diese Spielhöllen aber nur, wenn eine Denunziation vorlag oder eine Schlägerei unter den Spielern entstand, was häufig vorkam. Die meisten „Bische“, wie diese Spielhöllen genannt wurden, befanden sich in den Alten Prokurazien und in der Gegend des Markusplatzes. Unmittelbar neben dem Palazzo Ducale gab es eine Spelunke, „Biscaccia Baroni“, die in besonders üblem Rufe stand; die Lokale in den Alten Prokurazien waren sehr gesucht, da sie zwei Ausgänge hatten: auf den Markusplatz und auf Seitengässchen, so dass, wenn die Polizei die Spieler auf frischer Tat ertappen wollte, man immer noch die Möglichkeit hatte, durch die Hintertür zu entwischen. Ausserdem wurden Hasardspiele in fast allen Cafés, Osterien, Schenken, in denen Malvasier verkauft wurde, ja selbst in den Notarbureaus gespielt, und an Sonn- und Festtagen waren alle „Bische“ überfüllt. An Festtagen litten die Venezianer keinen Mangel, es gab ihrer siebzig im Jahre, abgesehen von lokalen Feiertagen, wenn etwa ein neuer Seelenhirt das Kirchspiel übernahm oder neu erwählte Prokuratoren ihr Amt antraten. Ausserdem feierte jede Korporation den Tag ihres Schutzpatrons damit, dass sie sich den ganzen Tag in den Osterien herumtrieb und bis in die Nacht hinein Karten spielte. Zu den Pflichten der „Esecutori contra la bestemmia“ gehörte es, strenge Gesetze gegen Hasardspiele zu erlassen, sie hatten ihr Bureau im Dogenpalast, den Spielern aber machte es ein seltsames Vergnügen, sich in unmittelbarster Nähe dieses moralischen Instituts niederzulassen, das Volk spielte sogar auf den Treppen oder in den Kolonnaden des Palastes. Gelegentlich tauchte einer der Sbirren auf dem



ART DES P. LONGHI
Patrizierin in der Portantina
Venedig: Museo Correr

(Phot. Naya)

Markusplatz auf, die Spieler versteckten die Karten oder drehten ihm den Rücken zu, da er selbst gern sein Glück mit Würfeln versuchte, er erhielt von ihnen auch Geschenke dafür, dass er sie nicht gesehen hatte.

Es gab Spieler, die in Cafés oder Läden Räume mieteten, um ganz unter sich zu bleiben. Beim Chirurgen Francesco Tiepolo kamen vierundzwanzig Spieler zusammen, darunter waren mehrere Kaufleute, zwei Ärzte, einige Fremde und vier Mönche, die, um mit Religion und Kirche im Frieden zu bleiben, jeden Monat in der Santa Trinita vier Messen für ihre sündigen Seelen lesen liessen. Einigen Spielgesellschaften gehörten Frauen an; in Spielhöllen in den Alten und Neuen Prokurazien konnte man Senatoren begegnen: den Contarini, Gradenighi, Memi, und niemand nahm daran Anstoss. Der Würdenträger liess sich rasieren und verschwand nachher in einem Nebenraum, wo er am grünen Tische Juden, Geistliche, Mönche und Frauen von lockeren Sitten fand. In der Leidenschaft des Spieles waren alle gesellschaftlichen und religiösen Unterschiede aufgehoben.

Eine der bekanntesten Bische unterhielt die „Nobildonna" Lucrezia Nani; im Wunsch, sich eine möglichst grosse Einnahme zu sichern, schickte sie ihre Agenten auf den Markusplatz, an den Hafen, in Kirchen, damit sie Fremde anlockten „alla sua conversazione", mit diesen Opfern wurde zumeist falsch mit gezeichneten Karten gespielt. Wenn die Agenten einen wohlhabenden Fremden erblickten, begannen sie ihr Manöver damit, dass sie ihn „Eccellenza" ansprachen, ihn auf die Pracht der Markuskirche mit ihren kostbaren Mosaiken aufmerksam machten, ihn in den Dogenpalast führten, und das alles geschah ohne jegliches Entgelt, aus blosser Liebe zur Kunst und zur grossen Vergangenheit ihrer Stadt. Hatten sie ihr Opfer so umgarnt, so fragten sie, ob es nicht ein Kasino sehen wolle, in dem sich die beste Gesellschaft zu versammeln pflege. Der erfreute Fremde liess sich in eine Spielhölle führen, konnte dort nicht genug über die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit der Venezianer staunen, bis er das Lokal nach einem einige Stunden währenden Spiel mit leeren Taschen verliess.

Das Paradies der Spieler war das grosse öffentliche „Ridotto" in San Moisè, calle Vallaressa; bereits im Jahre 1638 hatte die Regierung einer aristokratischen Gesellschaft, an deren Spitze Marco Dandolo stand, die Konzession erteilt. Es hiess, der Rat der Zehn wolle, indem er dem Patriziat einen erstklassigen Spielklub anvertraue, den verderblichen Einfluss der kleinen „Ridotti" einschränken; tatsächlich lag es aber

so, dass auch die herrschenden Oligarchen ihren Nutzen aus der allgemeinen Spielleidenschaft ziehen wollten. Dandolos „Ridotto" wurde 1768 erneuert und kostbar eingerichtet, so dass es zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehörte. Spielen durfte man mit oder ohne Maske. Man betrat einen grossen Saal mit vergoldeten Ledertapeten und begab sich in den Konversations- und Festraum, in dem sich auch Frauen aufhielten. Rechts und links waren Büfetts aufgestellt, man konnte Schokolade, Tee, Kaffee, Wein, Käse, die verschiedensten Wurstarten usw. bekommen. Dort herrschte lange Zeit der berühmte Liberale, ein in den Kreisen der vornehmen Lebemänner wohlbekannter Wucherer, der auf Pfänder lieh, wenn den Spielern das Bargeld ausgegangen war. Im Konversations- und Speiseraum ging es laut und lustig her, im eigentlichen Spielzimmer, der „Camera lunga", herrschte absolutes Schweigen, dort durfte, um Streit und Zank zu vermeiden, nicht gesprochen werden. Man hörte nichts als die Schritte der Kommenden und Gehenden und den Klang rollender Goldmünzen. Es war ein seltsamer Anblick: lauter kleine Tische und vor jedem hielt ein Patrizier in purpurner Toga und grosser Perücke, der sogenannte „Tavoliere", die Bank. Gespielt wurde Pharao, Bassette, Biribisse oder Pamphile. Am Abend erhöhten zwei hohe brennende Wachskerzen neben dem Bankhalter den feierlichen Eindruck des Instituts. Während des Spiels bewahrten die Patrizier ihre gewohnte Ruhe, es waren geübte Hasardspieler, die mit gleich kühler Miene grosse Gewinne einstrichen oder eine Sprengung der Bank registrierten. Die meisten Spieler trugen Masken, den Patrizierinnen war es jedoch gestattet, die Säle des „Ridotto" ohne Maske zu betreten. Die Fremden bewunderten zumeist die Spielsäle, ehe sie San Marco betraten. Jeder Fürst, der nach Venedig kam, ging ins Ridotto. 1709 hat König Friedrich von Dänemark dort Pharao unter dem Schutz der Maske gespielt und dabei die Bank gesprengt; als der Patrizier ihm das gewonnene Gold zurechtlegte, stiess der König scheinbar unabsichtlich den Tisch um, benützte die entstandene Verwirrung, um das Lokal zu verlassen, und überliess anderen die Möglichkeit, das verstreute Geld einzusammeln.

Gespielt wurde nur mit Dukaten oder Zechinen, aber trotz dieses hohen Einsatzes wuchs die Zahl der Spieler fortwährend, so dass man alljährlich die Zahl der Tische vermehren und neue Bankhalter einstellen musste. 1767 gab es vier Tische für Bassette und achtzig für Pharao.

Im Laufe der Jahre hatten sich so viele venezianische Familien im Ridotto ruiniert, dass der Maggior Consiglio sich gezwungen sah, den Spielpalast gesetzlich zu schliessen. Dieses Gesetz, das am 2. November 1774 erlassen wurde, nahm das Publikum mit grosser Freude auf; die Mitglieder der Ratsversammlung wurden im Triumph auf Schilde gehoben, und selbst eine Medaille wurde zur Erinnerung an dieses befreiende Gesetz geprägt. Die professionellen Spieler dagegen waren traurig und empört; Frau Sara Goudar, eine Fremde, die sich damals in Venedig aufhielt, berichtet, die ganze Stadt sei in Hypochondrie verfallen: die Juden, die den Spielern Geld gegen Wucherzinsen geliehen hatten, seien wachsgelb, die Maskenfabrikanten nagen am Hungertuche und die Patrizier, die gewohnt seien, täglich zehn Stunden Karten zu mischen, wüssten nicht, was sie mit ihren Fingern anfangen sollten. Traurig war auch der spanische Gesandte, der bis um zwei Uhr nachts im Ridotto zu bleiben pflegte und dann von zwei maskierten Dienern nach Hause begleitet wurde. Er litt an Podagra und bekam im Maskengedränge, wenn er die Stufen hinabschritt, so viel Püffe und blaue Flecken, dass er sich laut beklagte und sich verschwor, nie wieder ins Ridotto zu gehen. Aber am nächsten Tage war er pünktlich wieder zur Stelle:

„Dove l'oro se gettava
Ell' onor se negoziava
Più a buon prezzo della tara."

Das Schliessen der Spielhölle bedeutete durchaus keinen Rückgang der herrschenden Spielsucht, im Gegenteil, mit dem Fall der Republik wuchs diese Passion. Kaffeehäuser, Kasinos, Friseurläden vermochten die Zahl der Gäste nicht mehr zu bergen. Es hiess, Nicoletto Corner habe in einer Nacht 10000 Zechinen an Mocenigo verspielt. In der Spielhölle von Martini, in der Soldaten, Geistliche und Fremde verkehrten, wurden täglich hundertfünfzig Kartenspiele verbraucht, der Padrone konnte sich auch frühzeitig aus dem Geschäft zurückziehen und ein ruhiges, „ehrbares" Leben führen.

Abenteurer schlichen sich häufig in Patrizierkreise ein und betrogen im Spiel. Dies geschah im Jahre 1757 im Salon der Prokuratorsgattin Elisabetta Cornaro, Foscarinis Witwe. Mailänderinnen hatten ihr einen französischen Edelmann, Monsieur de Beaujeu, empfohlen, der ein professioneller Falschspieler war. Er trug kostbare Kleider und hatte die Allüren eines grossen Herrn. Eines Abends verlor die Nobildonna

Zorzi Erizzo, die Frau des venezianischen Gesandten in Paris, 1500 Zechinen an ihn auf Ehrenwort. Da sie kein Geld hatte, schob sie die Einlösung dieser Schuld immer wieder hinaus, bis Beaujeu mit einer Veröffentlichung in der „Holländischen Zeitung“, dem damals meistgelesenen Blatt, drohte. Zuletzt kam es zu einem Vergleich, Frau Zorzi bezahlte anstatt der verlorenen 1500 nur 500 Zechinen. Einige Tage darauf wurde Beaujeu in Mestre von unbekannten Sbirren überfallen und verwundet, als er das Haus des Signor Niccolini, des Günstlings des Braunschweiger Bischofs, der damals in Venedig war, verliess. Bei der Untersuchung ergab sich, dass Beaujeu unter angenommenem Namen auftrat und ein internationaler Falschspieler war. Er wurde sofort aus der Stadt verbannt.

Eine Revolution unter den Besitzern von Spielhöllen erzeugte der Maler Pietro Lanterna, der Schüler des berühmter G. B. Piazetta, der, nachdem er sein ganzes Hab und Gut verspielt hatte, sich rächte und in einem kleinen Buch alle Mittel veröffentlichte, mit denen Berufsspieler ihre Kunden zu betrügen pflegen. Die beleidigten Padroni reichten „contro la bestemmia“ von Lanterna eine Denunziation ein: er gehe nicht in die Kirche, trage einen Dolch, betrüge im Kartenspiel und sei ein Mann übelster Sitten. Lanterna verteidigte sich energisch, wies nach, dass er seine Kreide- und Kohleskizzen zum Preise von 3 bis 8 Filippi verkaufe und damit seine Familie ernähre. Das Gericht überzeugte sich von der Wahrheit dieser Aussagen und sprach ihn frei.

Hasardspielen und das Halten von Spielhöllen unterstand schweren Strafen, aber sie wurden kaum je in ihrer ganzen Strenge vollzogen, sonst hätte man drei Viertel der venezianischen Gesellschaft fortwährend Geldstrafen auferlegen müssen. Ausserdem war es der Regierung darum zu tun, dass sich das Publikum nicht um Politik kümmere, das Spiel hatte die Leidenschaften in einer für die Patrizier-Oligarchie ungefährlichen Weise abgelenkt. Venedigs aristokratischen Prinzipien entsprechend wurden Spieler aus den Kreisen des Patriziats und gewöhnliche professionelle Spieler auf ganz verschiedene Weise bestraft. Während vornehme Damen oder Mitglieder bekannter Familien mit Hausarrest bestraft wurden, wurden Leute aus dem Volk zur Galeere verurteilt. Zu den Damen, die man väterlich ermahnt und später für einen Monat in ihrem eigenen Palast eingesperrt hatte, gehörten Patrizierinnen, wie Annetta Morosini, Chiara Pesaro, Marina Labia und viele andere. Gelegentlich konnte man zwischen zwei Säulen auf der Piazzetta arme

Sünder sehen, die einen unheilverkündenden Zettel auf der Brust trugen: „Per bestemmie, parole indegne e barerie", „für Gotteslästerung, Beleidigung und Falschspiel". Vor Vollzug der Todesstrafe hat der Henker den Verurteilten aufs unmenschlichste gequält, ihm die Zunge „in giova", ein wahrhaft satanisches Instrument, gelegt, das vom Teufel erfunden schien. Das Volk sah zu und amüsierte sich.

VII.

Der Literat Melchior Gioia fragte einst eine Fremde, was ihr in Venedig am besten gefiele, und erhielt die überraschende Antwort: „Am meisten Spass macht mir, dass ich den ganzen Tag nach Herzenslust schwatzen kann." Die Venezianer waren im XVIII. Jahrhundert für ihre Schwatzhaftigkeit berühmt, und wer keine Gelegenheit zum Sprechen hatte, hielt sich dadurch schadlos, dass er sang. In seinen Tagebüchern schildert Goldoni den Frohsinn der Bevölkerung. In den Strassen, auf den Plätzen, auf dem Wasser wurde gesungen; die Kaufleute sangen, wenn sie ihre Waren auslegten, die Arbeiter auf dem Heimwege, die Gondoliere den Gast erwartend. Das Volk war heiteren Charakters und venezianische Sprichwörter sind voll scherzhafter Wendungen. Wenn sich die Fesseln etwas lockerten, mit denen die Signoria selbst private Veranstaltungen band, schlug alles sofort über die Stränge. Der Rat der Zehn hatte immer wieder ermahnt, dass sich die Mitglieder des Patriziats mit den Fremden so wenig wie möglich einlassen und besonders die auswärtigen Gesandten und deren Umgebung vermeiden sollten. Als der Rat im Jahre 1712 erfuhr, dass die Nobildonna Laura Dolfin Fremde bei sich empfange, wurden ihre erwachsenen Söhne in den Dogenpalast zitiert und ihnen das Verhalten der Mutter aufs strengste vorgeworfen. Die Regierung wirkte im geheimen und fürchtete, ihre politischen Pläne könnten bei engeren Beziehungen mit fremden Würdenträgern bekannt werden, überall argwöhnte sie Spione feindlicher Mächte. Den vornehmen Damen, die in ihren schönen Palästen offenes Haus hielten, waren diese Verbote sehr unbequem, und sie suchten sie, als es mit der Macht der Signoria zurückging, zu umgehen. Fränzösisch wie die Mode war auch die Sitte, seine Salons zu öffnen, und so manche Patrizierin wünschte eine glänzende Gesellschaft von Diplomaten, Literaten und Dichtern bei sich zu sehen. Die Damen, die zuerst derartige regelmässige Veranstaltungen,

„Conversazioni“, arrangierten, wurden von der Regierung väterlich ermahnt, ihre Gastfreundschaft einzuschränken; die Gräfin Tarpinetti aus Rom wurde aus diesem Grunde sogar aufgefordert, das Gebiet der Republik im Laufe von drei Tagen zu verlassen. Aber der Kampf mit den Frauen war schwer, trotz aller Ermahnungen stieg die Zahl der Empfänge und einige Patrizierinnen richteten zu diesem Zwecke besondere Wohnungen ein, die man „Casino“ nannte. Die Regierung wurde müde, sie begann bei dieser Neuerung durch die Finger zu sehen und erliess nicht länger diesbezügliche Verbote. Wie Pilze schossen Kasinos aus der Erde, und bald gab es keine Strasse von San Marco nach Ognissanti, von San Paolo nach San Moisè, von Santa Lucia nach San Giobbe, und zur Madonna dell' Orto, wo nicht eine Nobildonna „Conversazioni“ veranstaltet hätte. Nach einigen Jahren gab es über hundert Kasinos. Der Doge Francesco Loredan, der in den Alten Prokurazien ein eigenes Kasino eröffnete, gab damit den „Conversazioni“ gewissermassen die amtliche Sanktion. Er mietete eine grosse Wohnung, richtete einige Räume sehr luxuriös ein, liess die Wände mit seidenen Stoffen bespannen, ungeheure Spiegel und Glasspinnen aufhängen und empfing nicht nur Venezianer, sondern auch Fremde. Vier Diener boten Süssigkeiten, Schokolade und Eiswasser an. Ohne Schokolade ging es bei keinem Empfang ab, es gab Elegants, die, um sich das Abendessen zu ersparen, von einer „Conversazione“ in die andere gingen und so den ganzen Winter lebten. Zu welcher Zeit man in das Kasino einer eleganten Frau kam, stets bekam man Schokolade vorgesetzt, aus diesem Grunde lässt Goldoni den Chor im ersten Akt seines Melodramas „La conversazione“ singen:

„Viva pur la cioccolata
E colui che l'ha inventata . . .“

Schokolade, der Freude am Intrigieren, Tanzen und am Pharao ist es zuzuschreiben, dass es an tausend „Conversazioni“ und Kasinos in Venedig gegeben haben soll, als die Republik sich ihrem Ende zuneigte.

Eine besondere Klasse von Menschen, die von Intrigen und boshaften Witzen lebte, tauchte auf. Zu ihnen gehörte der Abate Tribolato aus Toskana, der in der vornehmsten Gesellschaft verkehrte. Um Geld und Ansehen zu haben, kam es ihm nicht darauf an, fremde Ehre durch boshaftwitzige Sarkasmen zu vernichten. Auch sein Lob enthielt stets eine tüchtige Portion Frechheit. Darum drohte ihm der Cavaliere Giovanni Bonfadini mit Prügeln, falls er es wagen würde, gut über ihn zu

sprechen. Einige Herren, die man „buoni viventi" nannte, haben ihm ein monatliches Gehalt ausgesetzt, damit er nur über die Personen, die sie ihm näher bezeichneten, Bosheiten sage. In entlegenen Strassen war er wiederholt durchgebläut worden, aber das kurierte ihn von seiner Lust am Intrigieren nicht. Vom Marchese Pepoli erhielt er regelmässig Mittagbrot und zehn Zechinen monatlich, der Marchese schrieb auch seine Biographie und hatte die Absicht, dieses komische Opus „La Triboleide" drucken zu lassen. Tribolato erschrak, er wollte nicht öffentlich verspottet werden, um seinen Lebensunterhalt nicht zu verlieren. Pepoli einigte sich mit ihm: er liess das Gedicht drucken, versprach ihm dafür aber eine lebenslängliche Rente von zwanzig Zechinen monatlich und die Einnahmen vom Verkauf der „Triboleide".

Tribolato war ein in Cafés und Spielhöllen gern gesehener Gast, besonders da er alles verspielte, was er durch seine Bosheit gewann. Dank seiner Popularität fand er viel Nachahmer, und man darf sagen, dass er in Venedig Schule gemacht hat.

Die Venezianer, die zur vornehmen Gesellschaft gehören wollten, hatten ihr Kasino in der Gegend von San Marco. Die Paläste der Patrizier lagen ziemlich weit vom Mittelpunkt der Stadt; nachts von einem Feste nach Haus zu kommen, war, namentlich im Winter, unbequem und mitunter sogar gefährlich. Wer es sich nur einigermassen leisten konnte, mietete eine Wohnung auf der Piazza, um dort zu übernachten, seine Freunde zu empfangen und sich mit ganzer Seele dem Vergnügen hinzugeben. Während des Karnevals gab es fast in allen Häusern neben San Marco ein Kasino; eine unternehmende Venezianerin, Paolina Marchi, hatte elf Wohnungen gemietet und sie als Kasinos eingerichtet. Sie war unter dem Namen „Paolina dei Casini" bekannt. Auch die meisten fremden Gesandten hatten ihr Kasino, und die Polizei wachte so aufmerksam über alles, was dort vorging, dass sie der Regierung berichtete, in Ercolanis Kasino sehe man fast täglich Checa Scaletera, eine Frau von leichten Sitten. Die Moral des Gesandten war der Signoria gleichgültig, aber sie fürchtete, Ercolani könne durch Checa, die Beziehungen zu verschiedenen einflussreichen Persönlichkeiten hatte, wichtige politische Nachrichten erhalten.

Einige Kasinos waren mit grosser Pracht ausgestattet, die Fussböden waren mit orientalischen Teppichen belegt, an den Wänden hingen Bilder bekannter Meister, schlüpfrige Darstellungen wurden bevorzugt, und in den Badeanstalten hingen Bilder, die heute als unmög-

lich gelten würden. Auf den Tischen lagen französische Bücher, die schlimmer waren als die einst beliebten Geschichten von Masuccio, daneben die Gedichte des venezianischen Patriziers Giorgio Baffo, des Lieblings der poetisch veranlagten Priesterinnen der Venus. Gelegentlich wurden selbst in den allervornehmsten Kasinos derartige Orgien gefeiert, dass nicht einmal die Diener den Saal betreten durften; die Festteilnehmer bekamen die Speisen durch ein kleines, eigens zu diesem Zwecke in der Mauer angebrachtes Fenster aus dem Entree hineingereicht. Die neugierigen Lakaien hatten jedoch kleine Spalten in die Tür hineingebohrt, und am nächsten Tage wusste die ganze Stadt, auf welche Weise in Alvise Contarinis Kasino die Gesellschaft, die aus zwanzig Damen, ihren Ehemännern und „noch anderen Frauen" bestand, die Nacht verbracht hatte. Die Schilderungen der neugierigen Lakaien lassen sich nur mit Szenen aus Aretinos „Ragionamenti" vergleichen.

VIII.

Die Frauenklöster in Venedig, und es gab ihrer etwa fünfunddreissig, zerfielen in zwei Kategorien; in den einen wurde gebetet und im Chor gesungen, in den anderen sollten die Insassinnen nur ihr Leben so angenehm wie möglich verbringen. Zu den Kapuzinerinnen, Eremitinnen und in andere Klöster strenger Observanz kamen die armen Mädchen, die aus innerem Zwang oder äusserer Not den Schleier nahmen, aber in die anderen Klöster kamen vermögende junge Damen mit dem goldenen Schlüssel in der Tasche, der ihnen die Klosterpforten öffnete, so dass sie Schäferstündchen in der Gondel verleben oder verkleidet den Karneval mitmachen konnten. Viele Patrizierfamilien setzten, um das Vermögen nicht durch Teilung zu zersplittern, den ältesten Sohn zum Haupterben ein und gaben die jüngste Tochter in ein „aristokratisches" Kloster. Da das Familienvermögen gross war, konnte man, ohne ihm Abbruch zu tun, die fürs Kloster bestimmte Tochter relativ glänzend ausstatten, bis die Signoria diesen Betrag auf 1000 Dukaten als Höchstsatz normierte, um der Vergeudung zu steuern.

Die Einkleidung dieser Novizen wurde zumeist festlich begangen, die Dichter verfassten Lobeshymnen auf die Familie und das „engelgleiche Wesen", das sich Gott widmete, die jungen Verehrer sagten ihr: „Auf Wiedersehen im Parlatorium." Besonders drei Klöster waren modern:



(Phot. Naya)

ART DES P. LONGHI
Besuch im Kloster
Venedig: Museo Correr

die Benediktinerinnen von Santa Zaccaria, die Augustinerinnen, die sogenannten „venezianischen Jungfrauen“ und die Nonnen „di San Lorenzo“. Den schlechtesten Ruf hatten die Nonnen von Santa Zaccaria; es geschah nicht selten, dass sie ihr eigenes kleines Appartamento in stillen Seitengässchen hatten, um ihre Verehrer ungestört empfangen zu können.

Allmählich wurde auch das Parlatorium im Kloster zum Empfangsalon. Hinter Gittern mit grossen Öffnungen sassen blumengeschmückte Nonnen in ausgeschnittenen Kleidern, sie waren modern frisiert, hatten gepudertes Haar, und neben jeder befand sich entweder der Herzensfreund oder eine Schar von Anbetern. Die Nonnen verstanden sich ausgezeichnet anzuziehen: schrieb die Ordensregel ein Habit aus weissem Kamlot vor, so ersannen sie eine dunkle Girlande, um nicht ganz in Weiss zu erscheinen. Der Reisende Limojon de Saint-Didier erzählt, diese Damen seien besonders auf die Schönheit ihrer Wäsche bedacht gewesen, und es gebe keinen hübscheren Anblick als diese blumengeschmückten Nönnchen.

Im Saal vor dem Gitter gab es gelegentlich allerhand zu sehen, da fanden Marionettenaufführungen statt, Sänger und Zauberkünstler taten ihr Bestes, und zur allgemeinen Freude wurden selbst wilde Tiere vorgeführt. Nirgends waren die jungen Leute so gern wie bei den Empfängen ins Kloster; Erfrischungen und die unvermeidliche Schokolade wurden gereicht, und einen Roman mit einer schönen Augustiner- oder Benediktiner-Nonne zu erleben, war ein Reiz besonderer Art. Natürlich war es schwierig, die Geliebte häufig zu sehen, aber diese Hindernisse hielten die Sehnsucht wach. Zuweilen versuchte die Aebtissin gewisse Regeln vorzuschreiben, wenn nicht der Moral, so doch zum mindesten des Anstands wegen, aber das nützte nichts, die jungen Nonnen fanden immer Mittel, um ihre Wachsamkeit zu umgehen. Für den Jüngling, der sich über die Mauer in die Zelle schlich, wo ihn die Nonne erwartete, gab es eine besondere Bezeichnung; er wurde „Moneghino“ genannt. Seit dem XIV. Jahrhundert erliess die Regierung ein Dekret nach dem anderen gegen den Moneghino, aber diese Erlässe blieben tote Buchstaben. Selbst die angedrohten zweijährigen Gefängnisstrafen im dunklen Verliess „dei Pozzi“ oder Geldstrafen bis zu 1300 Lire konnten die Moneghini nicht abhalten, die Nonnen aus den Klostermauern zu entführen.

Während des Karnevals wimmelte es im Parlatorium von seltsamen

Masken; der vornehmen Jugend galt es als Hauptspass, von Kloster zu Kloster zu gehen und die Nonnen mit sehr weltlichen Spässen zu amüsieren. Und wenn der Karneval zu Ende ging, hatten die Nonnen auch den letzten Rest der Klosterregeln vergessen, sie zogen weltliche Kleider an, kostümierten sich sogar als Männer, steckten wallende Federn an ihren Hut und begrüssten die vorüberziehende Jugend in diesem Aufzug hinter dem Klostergitter.

Natürlich wurden auch die Gitter des Parlatoriums gelegentlich als peinliche Schranke empfunden. Die verliebteren, leidenschaftlicheren Nonnen durchbrachen alle Fesseln. Eine der tapfersten war Maria de Riva; die 16jährige hatten die Eltern gezwungen, bei den Benediktinerinnen von San Lorenzo einzutreten. Der französische Gesandte, Graf de Froulay, der häufig ins Parlatorium kam, verliebte sich in sie und gewann bald ihre Gegenliebe. Die Riva war damals dreissig Jahre alt, Froulay war verheiratet und hatte einen Sohn. Den Staatsinquisitoren kam dieser Roman bald zu Ohren, und da sie fürchteten, dass infolge der hohen Stellung des Fremden allzuviel über seine Beziehungen zur Nonne geklatscht werden würde, begannen sie ihn heimlich zu beobachten. Sie gewannen seinen Diener, der ihnen jeden Tag genauesten Bericht erstattete; die diesbezüglichen Eintragungen der Inquisitoren befinden sich bis auf den heutigen Tag im Archiv „degli inquisitori di stato".

Froulay war mit dem Patrizier Daniele Bragadino befreundet, den Casanova lange Zeit ausgenützt hat. 1753 wurde Bragadino zum Prokurator von San Marco gewählt, das war die höchste Ehrenstelle nach dem Dogen, und der Sitte gemäss gab er einen glänzenden Empfang in seinem Palast auf San Marino, der jetzt dem Grafen Papadopoli gehört. Wohl im Einverständnis mit dem Hausherrn brachte Froulay auch die maskierte, als Mann verkleidete, Maria de Riva auf dieses Fest. Am frühen Morgen ging sie in ihr Kloster zurück.

Als die „Inquisitori di stato" davon erfuhren, verboten sie der lustigen Nonne, das Parlatorium zu betreten, um auf diese Weise eine Verständigung zwischen den Liebenden zu verhindern. Der beleidigte Froulay wandte sich nach Paris an seine Regierung, eine diplomatische Korrespondenz war die Folge, und Maria de Riva wurde in ein Kloster nach Ferrara überführt.

Ihr Roman mit dem Gesandten war zu Ende, aber die ungehorsame Nonne knüpfte in Ferrara ein Liebesverhältnis mit dem Obersten Moroni an und entfloh mit ihm nach Bologna, wo sie sich trauen liessen. Als

die Brüder der Riva davon erfuhren, setzten sie alle Hebel in Bewegung, um den Neuvermählten einen Prozess zu machen. Sie wurden in Bologna gefangengenommen, aber mit Rücksicht auf die hohe soziale Stellung der Familie Riva wurde Maria ein Zimmer im Palast des Erzbischofs angewiesen und sehr sanft mit ihr verfahren. Moroni wurde bald in Freiheit gesetzt, und die ehemalige Nonne bat den Erzbischof um die Erlaubnis, als Busse zur Madonna di San Luca zu wallfahren; die Kirche lag ausserhalb der Stadt. Der arglose Erzbischof wollte ihr frommes Vorhaben nicht hindern, er ahnte nicht, dass ihr Gatte in San Luca wartete und bereits alle Vorkehrungen zur Flucht getroffen hatte. Die Kirchenbehörde erfuhr bald, dass Signor und Signora Moroni glücklich in der Schweiz lebten.

Casanova, der die Details von Maria de Rivas Teilnahme am Feste bei Bragadino kannte, hat sie benützt, um seine Geschichte vom Abenteuer mit der Nonne M. M. lebendiger zu gestalten.

Geschichten von venezianischen Nonnen könnte man ins Unendliche variieren, doch soll dies eine Beispiel genügen. Der Würde der Kirche taten die weltlichen Geistlichen noch mehr Abbruch als die Nonnen, besonders die „Abatini“, eine charakterische Erscheinung in der Gesellschaft des XVIII. Jahrhunderts.

Die Abatini haben mit den Cicisbei in der Verehrung der Damen gewetteifert. Gepuderte, parfümierte Prälaten in seidenen Strümpfen traf man in den Salons, im Theater, in Konzerten, sie unterschieden sich nur durch ihren Anzug von weltlichen Elegants. Junge Patrizier, die sich den Pflichten des öffentlichen Dienstes entziehen wollten, nahmen das geistliche Kleid, das sie nicht einmal verpflichtete, Messe zu lesen. Ein Dichter des XVIII. Jahrhunderts schildert sie in folgender Weise:

„Spirava dolce odore di manteca;
Aveva un zazzerino impolverato;
Nel visetto pareva Elena Greca.
Di nero il farsettino ricamato
E il giustacuore avea . . .“

Nicht alle Abatini hatten es so gut. Da es ungeheuer viel niedrige Kleriker gab, mussten Geistliche jede Arbeit verrichten, um sich über Wasser zu halten. Als ein Fremder Girolamo Cornaro besuchte, sah er den Hauskaplan die Pflichten eines Dieners erfüllen: er machte die Tür auf, nahm den Eintretenden die Garderobe ab und servierte Schokolade mit der Serviette unter den Arm.

Es gab viel Kleriker, aber wenig Religiosität. Der berühmte Präsident de Brosses beobachtete im Theater zu Venedig einen Prälaten, der sich angesichts eines viertausendköpfigen Publikums lustig mit einer der bekanntesten Kurtisanen unterhielt. Während de Brosses' Aufenthalt in der Lagunenstadt wurden Vorbereitungen zum Empfang des apostolischen Nunzius getroffen, und da der römische Würdenträger ein Mann in den besten Jahren war, stritten sich drei Nonnenklöster um die Ehre, welches von ihnen dem berühmten Gast eine Gefährtin zur Verfügung stellen solle, damit er sich in Venedig nicht langweile. Die Verantwortung für diese Geschichte müssen wir freilich Herrn de Brosses überlassen.

IX.

Man stand vor unerhörten Ereignissen! Während des Karnevals wurde das Gerücht laut, Caterina Bonlini, Marco Dandolos Gemahlin, würde sich auf der Piazzetta mitten unter den Gymnastikern auf dem Seil präsentieren. Im Karneval galt alles als erlaubt; die schöne junge Bonlini wollte einen Beweis ihrer Geschicklichkeit erbringen. Der Platz war überfüllt; vornehme Frauen, Kurtisanen, Cicisbei, Mönche, Fremde, Monsignori, Türken, Dalmatiner lauerten ungeduldig auf den Augenblick, in dem die junge Aristokratin auftreten würde. Die Menge bot einen interessanten Anblick, die meisten Frauen trugen Spitzenmasken und leichte seidene Mäntel, die Männer hatten Perücken aufgesetzt, und einige alte Senatoren, die jugendliche Allüren markierten, drängten sich um Zanzzara, eine berühmte Kurtisane. Der eine hielt ein Vergrösserungsglas in der Hand, das er unablässig gebrauchte, um unter der Maske etwas von den Reizen der schönen Frau zu erspähen, die ihm übrigens wohl bekannt waren. Es war Signor Frangipani, mit dem Spitznamen „Innamorato morto", er machte sich seit mehreren Jahrzehnten an jede Schöne heran, aber die Frauen wussten, was sie von ihm zu halten hatten.

Plötzlich verstummte die Menge, ein Gerichtsdiener der Inquisitoren verschwand in der Seiltänzerbude. Was war geschehen? Vor diesen Repräsentanten der verhasstesten Institution hatte das Publikum stets eine gewisse Angst. Das Rätsel war bald gelöst: der Gerichtsdiener ersuchte Signora Dandolo, nach Hause zu gehen und ihren erlauchten Namen nicht für Komödiantenaufführungen zu missbrauchen.

Da es viele andere Dinge zu sehen gab, war die Menge bald getröstet. Unweit der Seiltänzerbude zeigte der Impresario Carlo Duclos einen Löwen, der sanft wie ein Haushund war. Dem Tier ging ein grosser Ruf voraus: in Metastasios Stück „Didone" war es auf der Bühne des bayerischen Kurfürsten und in Wien aufgetreten und war der erklärte Liebling des kaiserlichen Hofes. Es hiess „Leone delle dame", und Duclos erzählte, er habe dem Löwen in Sizilien während eines Schiffunglückes das Leben gerettet, und seitdem sei er ihm dankbar zugetan. Der Impresario riss diesem angeblichen Freund den Rachen auf, packte ihn an der Zunge, stieg auf seinen Rücken, schien aber trotzdem der Freundschaft nicht ganz zu trauen, einige grosse Malteser Hunde standen stets Wache und zwei gewaltige Schäferhunde hatten zu beiden Seiten des Löwen Posto gefasst und harrten auf den leisesten Wink des Bändigers, um das afrikanische Tier an den Ohren zu packen. Duclos liess sich ein Eintrittsgeld von 10 Soldi bezahlen, und der Andrang in die Bude war so gross, dass er eine durchschnittliche Tageseinnahme von 200 Dukaten hatte. Er führte seinen Löwen in Patrizierpaläste und Nonnenparlatoria und erregte überall ungeteilte Bewunderung. Duclos zeigte auch eine besondere Hunderasse, die im Kostüm englischer Soldaten komische Tänze aufführte. Pietro Longhi hat den Löwen gemalt (Galleria Querini-Stampaglia), aber vermutlich aus dem Gedächtnis, da er dem stilisierten Löwen von San Marco merkwürdig ähnlich sieht.

Den älteren Venezianern fiel es beim Anblick des Löwen ein, dass ein Fremder 1751 auf der Piazzetta ein Nashorn gezeigt hatte — seit Titus' Zeiten hatte man solch ein Tier nicht in Italien gesehen. Es wog 50 000 Pfund, frass täglich 60 Pfund Heu, 20 Brote und trank 14 Eimer Wasser. Longhi hat es zweimal gemalt.

Es wäre des Aufzählens kein Ende, wollte ich hier all die wunderbaren Dinge nennen, die man während des Karnevals auf der Piazzetta und dem Markusplatz anstaunen konnte. Bewunderung erregte ein irländischer Riese, man amüsierte sich über eine winzige Frau, die von nur 3 Unzen Fleisch täglich lebte, und es war ganz rätselhaft, auf welche Weise in einem grossen, hermetisch verschlossenen Glasgefäss vier Elemente zugleich existieren konnten: Fische im Wasser, Vögel in der Luft, flammendes Feuer und Pflanzen auf dem Boden. Der Liebling des Publikums war jedoch ein gelehrter Kanarienvogel, der mit Buchstaben, die auf dünne Täfelchen geschrieben waren, geographische

und historische Fragen lösen, bis zu dreissig zählen und Farben unterscheiden konnte.

Eine sehr amüsante und für die damalige Zeit ausserordentlich bezeichnende Persönlichkeit muss hier noch erwähnt werden. Es war ein Zahnoperateur und Charlatan, der auf keinem Karneval fehlte. Weithin sichtbar thronte er auf seiner Estrade auf dem Markusplatz und gab gute Ratschläge gegen alle möglichen Krankheiten. Zumeist war er wie ein Zauberer angezogen, trug einen hohen schwarzen Zuckerhut und eine mit kabbalistischen Zeichen und Tieren bemalte oder bestickte Toga. Neben ihm stand sein Regisseur, der seinen Ruhm verkündete und all die Krankheiten aufzählte, für die der Meister unfehlbare Mittel hatte. Goldoni hat ihn in seiner Komödie: „Mercato di Malmantile“ als Rubicon verewigt, der berühmte Arzt, von Kopf bis Fuss mit Medaillen behangen, präsentiert sich dem Publikum in folgender Weise:

„Ecco, signori, l'operatore;
Io sono medico di gran valore
Che a tutti reca la sanità . . .“

Rubicon hat dem Komponisten der Oper „Elisir d'amore“ als Modell für Delcamara gegolten, die vor etwa hundert Jahren alle europäischen Bühnen beherrscht hat.

Um die Patienten mit allen Mitteln der Reklame heranzulocken, verwandelte sich die Estrade des Dentisten nach einigen Stunden in eine Bühne. Es war alter italienischer Brauch, dass eine kleine Komikertruppe, die im Dienst des Charlatans stand, eine Aufführung veranstaltete, nachdem die Zähne gezogen waren. Der Dentist legte sein ernstes Zauberkostüm ab und amüsierte das Publikum als Pantalone. Gelegentlich kamen zwei Charlatans zum Karneval, und dann gab es einen heftigen Konkurrenzkampf. Eines Tages eröffnete der junge Giovanni Bissoni aus Bologna sein Zelt unmittelbar neben Girolamo, dem altbekannten Medizinmann, der Arzneien gegen alle Leiden verkaufte. Das Publikum drängte sich vor Girolamos Bude, und Bissoni machte sehr schlechte Geschäfte. Da kam er auf den Einfall, den vor seiner Bude Versammelten zu erzählen, er sei Girolamos Sohn und habe ihm alle Rezepte gestohlen. Girolamo sei ihm ein schlechter und grausamer Vater gewesen und habe ihn aus nichtigen Beweggründen aus dem Hause gejagt. Das Publikum wurde gerührt und der junge Bolognese machte sich diesen Umschwung zunutze, lief zu seinem Konkurrenten,

warf sich ihm zu Füssen und flehte den angeblichen Vater, ihn wieder in sein Haus aufzunehmen. Girolamo, der nicht wusste, was das bedeute, jagte den Zudringlichen fort und schwor, dass er keinen Sohn habe und unverheiratet sei. Das Publikum glaubte ihm nicht, empört über den hartherzigen Vater, kaufte es dem verstossenen Sohn all seine Medikamente ab. Bissoni füllte auf diese Weise seinen Beutel und verschwand eiligst aus Venedig.

Für den zahnärztlichen Beruf hatten die Charlatans eine besondere Vorliebe. Während des Karnevals und auf Jahrmärkten erschienen sie in Venedig in grosser Zahl. Giovanni Trinsi reiste wie ein Fürst mit einem grossen Tross von Wagen und Dienern. Er verkündete, dass er Zähne schmerzlos ziehe, und hatte ungeheuren Zuspruch. Im Jahre 1753 hatte er jedoch in Venedig kein Glück, er verliebte sich in ein Mädchen, nach dem die Polizei fahndete, und um die Geliebte der unvermeidlichen Gefängnisstrafe zu entziehen, floh er mit ihr und liess Wagen und Pferde in Mestre zurück. Ein Charlatan, der einige Jahre darauf nach Venedig kam, hat ihn noch übertrumpft, auf der Giudecca unterhielt er zwölf Pferde und mehrere Kutscher. Seine Bude schlug er auf dem Markusplatz auf und verkündete, er habe ein das Leben verlängerndes Elixier und Mittel gegen die schwersten Krankheiten. Die Menge belagerte seine Bude und trug ihm Geld zu. Die sanitäre Behörde nahm an den Medikamenten Anstoss, besonders da „Cosmopolita“, wie der Charlatan sich nannte, auch in seiner Wohnung Patienten empfing. Nachdem er den Dominikaner Don Antonio Sardelli, den die venezianischen Ärzte für unheilbar hielten, von seinen Leiden befreit hatte, verliess er Venedig. Diese Kur wurde als Wunder gepriesen, aber der arme Dominikaner hatte nur wenig Freude über seine wiedererlangte Gesundheit und starb vierzehn Tage, nachdem Cosmopolita aus Venedig verschwunden war.

Der Karneval war gewissermassen ein Moratorium, alle ehelichen Rechte und alles, was Sitte und Anstand hiess, war bis zur Fastenzeit aufgehoben. Abgesehen von Mord und Gewalttaten, war alles unter der Maske gestattet. Tag und Nacht drängten sich Menschen auf dem Markusplatz. In diesem kreischenden Haufen, der die seltsamsten Laute unter der Maske hervorbrachte, waren Harlekin und Colombine das einzige treue Ehepaar. Harlekin trug als zärtlicher Vater seinen jüngsten Sprössling, einen in Kissen eingebündelten Pudel, den nur der aus dem Kissen heraushängende Schwanz verriet. Colombine, um das kör-

perliche Wohl des Kindes bedacht, gab ihm hier und da die Flasche. Eine andere zärtliche Mutter, in Trauerkleidern und mit einem Hündchen im Arm, lief verzweifelt von einem zum anderen und fragte, ob sie nicht ihren treulosen Geliebten gesehen hätten, der verschwunden sei, nachdem er ihr dies Kind geschenkt und sie in Not zurückgelassen habe.

Verkleidungen gab es genug: Bauern aus der Terra ferma, Chioggiotti und Zucchine, Frauen von der Giudecca in ihrer besonderen Tracht, Signor Tonin Bonagrazia, ein hochmütiger Edelmann aus Torcello, mit seiner Familie, der der Menge kaum einen Blick gönnte, Landleute von der Brenta, Bergamasken, deren seltsamer Akzent allgemeine Heiterkeit erregte, Karikaturen von Türken, Engländern, Deutschen, Franzosen und Spaniern. Jeder war darauf bedacht, die charakteristische Komik des Typus, den er repräsentierte, zu unterstreichen. Nur die Muranesen duldeten keinen Spott, und aus Angst vor ihren Dolchen hütete man sich wohl, sie zu kopieren. Dagegen fehlte es nie an Neapolitanern und Pulcinellen, diese Blagueurs und Lügner waren für den Karneval wie geschaffen.

Gelegentlich tauchten sehr amüsante Gruppen auf: der Teufel erschien in Begleitung der sieben Todsünden, die der Geizhals, der Bauer, die Kurtisane, der Advokat, der Arzt, der Soldat und der Apotheker verkörperten. Den grössten Jubel erweckte die „Katzenmusik“, eine Gruppe von Männern und Frauen, die Katzenjunge in Körbchen und Windeln trugen, oder Kater, die als Türken, Spanier und Raubtiere kostümiert waren. Zog man die Tiere am Schwanz, so stimmten sie ein wahnsinniges Konzert an, und der Katzenchor hatte nicht seinesgleichen.

An Sonn- und Festtagen gab es während des Gottesdienstes keine Masken auf dem Markusplatz, „ad onore di Dio e della cattolica religione“; die eigentliche Festesfreude begann erst nach dem Vespergottesdienst, und dann erklang von allen Seiten Musik und Gesang. Auf der Piazzetta stellten sich die Paare zum Tanz auf und amüsierten sich bis zum frühen Morgen. Hatten aber Wein und Liebe Köpfe und Herzen erhitzt, so war das Messer schnell zur Hand, und das Fest hatte ein tragisches Ende. Wiederholt liess der Rat der Zehn Lampen in dunklen Gässchen anstecken und die Stadt von Patrouillen durchziehen. Am gefährlichsten war der Donnerstag vor Fastnacht, die Menge wollte den Freudenkelch bis zur Neige leeren. Nur an diesem Tage gestattete



Alvise Pisani

nach einem zeitgenössischen Kupferstich

die Regierung, die blanke Waffe zum eigenen Schutz zu tragen. Ein Fremder, der diesen Brauch nicht kannte, ging spät in der Nacht unbewaffnet nach Hause. Zwei Strolche hielten ihn an und fragten in Karnevalslaune, weshalb er sich in seinen Mantel eingewickelt habe; als er erwiderte, dass ihm kalt sei, erklärte einer der Bettler, der heilige Martin habe trotz der Kälte seinen Mantel mit einem Armen geteilt, da ihrer zwei seien, müsse er im Sinne des mildtätigen Heiligen ihnen den ganzen Mantel abtreten.

Das Ende des Karnevals war ein Stierkampf, „caccia dei tori", der sich jedoch von den blutigen spanischen Gefechten sehr unterschied. Die Opfer des Spieles in Venedig waren junge Stiere oder Kühe, die noch keine Milch gaben, wilde Hunde wurden auf sie losgelassen. Die Veranstaltung dieser „Jagden" war Sache der Schlächter, sie errichteten Tribünen auf dem Markusplatz, und wenn das arme gehetzte Tier verwundet in der Arena zusammenbrach, schlugen sie ihm unter dem Beifall des Publikums den Kopf ab und trugen ihn unter das Fenster ihrer Geliebten, wo sie Serenaden anstimmten.

Die Venezianerinnen waren dieses nervenaufpeitschende Spiel so gewohnt, dass am letzten Karnevalsonntag die „caccia dei bovi" im Hof des Palazzo ducale stattfand, als Huldigung für die Damen aus der Dogenfamilie. Diese Jagd nannte man „la caccia delle damigelle della dogaressa". Der Doge sah in Gesellschaft seiner Damen und der höchsten Würdenträger dem Schauspiel aus den Arkaden des Palastes zu, für das Publikum wurden hölzerne Estraden errichtet. Nach vollendetem Spiel unterhielt sich die Dogaressa mit den Gästen, „teneva Circolo", wie man sich ausdrückte.

Im Jahre 1799 wurden Jagden auf dem Campo San Stefano veranstaltet; bei Beginn der Vorführung brachen die schwachen Tribünen zusammen, einige hundert Menschen blieben tot oder schwerverwundet auf dem Platze. Da verbot der Rat weitere Spiele dieser Art.

War der Karneval zu Ende, so wurde Feuerwerk auf der Piazzetta abgebrannt, die erhoffte Wirkung blieb jedoch aus, denn es musste in der Dämmerung abgebrannt werden, wenn es zum „Angelus" läutete. Das Volk trug den Karneval erst zu Grabe, wenn die Fasten bereits begonnen hatten. Auf dem grössten Platz jedes Stadtviertels wurde eine Puppe aufgestellt, der bekanntesten Patrizierin, die dort wohnte, in Ausdruck und Kleidung ähnlich. Am Abend angesichts des versammelten Volkes wurde die Figur in zwei Hälften geteilt, und zur grossen

Freude aller Anwesenden fielen Bonbons, Kuchen und Früchte heraus, um die bis tief in die Nacht gekämpft wurde.

Die Folgen des Karnevals, die angeknüpften Liebesverhältnisse, währten gelegentlich ein ganzes Jahr. Aber das unbeständige, leichtsinnige junge Volk sehnte sich schon im Herbst nach dem Karneval und neuen Liebschaften.

VIERTES KAPITEL

CARLO GOLDONI

I.

Ein sonderbarer sympathischer Mensch, ein Abenteurer, aber anders als jene, die kein festes Einkommen haben und von der Hand in den Mund leben. Musste er in seiner Not Geld leihen, so quälte er sich so lange, bis er alles redlich wiedergab, und wenn es not tat, arbeitete er Tag und Nacht, ohne aufzuhören. Auch in den schwersten Augenblicken verlor er seinen Humor nicht und konnte selbst in der verzweifeltesten Lage Menschen und Dingen ihre komische Seite abgewinnen. Seine Feinde nahm er nicht ernst, und menschliche Verworfenheit war ihm nur ein Komödienmotiv. Unbesorgt um die Zukunft hatte er einen heiteren Gesichtsausdruck. Er hatte etwas vom typischen Pantalone, dem Vertreter des venezianischen Bürgertums in der „Commedia dell' arte", und war klug und gutmütig. Mit den verschiedensten Menschen verstand er gut auszukommen, da er ihre Schwächen frühzeitig erkannte und vorsichtig mit ihnen umging, ohne an die Wunden zu rühren, die das Leben ihnen geschlagen hatte. Er nannte sich selbst „Avventuriere onorato" und war der Ansicht, dass sein eigenes Leben, wenn er es zum Lustspiel umdichten könnte, ein sehr interessantes, lehrreiches und komisches Stück abgeben würde, voll von seltsamen, unwahrscheinlichen Ereignissen.

Er war im Jahre 1707 in Venedig geboren und glich in vielem seinem Vater. Dieser, Giulio Goldoni, der in der Lagunenstadt lebte, nahm einst zärtlich Abschied von seiner Frau und fuhr für einige Monate nach Rom, um einen Freund zu besuchen — aus den Monaten wurden vier Jahre. Während dieser Zeit amüsierte er sich ausgezeichnet, studierte gleichzeitig Medizin, wurde Arzt, lernte die Baglioni und Antinori

kennen, die das Geschick von Perugia geleitet haben, erwarb ihr Vertrauen und liess sich mit ihnen im Lande des heiligen Franz von Assisi nieder.

Seinen Sohn Carlo liess er nachkommen. Die Reise war für den Knaben nicht leicht. Der Benediktiner Rinalducci, der nach Rom fuhr, nahm ihn mit. Die beiden Reisegefährten fuhren zuerst mit einer Barke, einer sogenannten Peota, nach Rimini, von dort aus musste man zu Pferde über die umbrischen Berge. Der kleine Venezianer, der noch nie auf einem Pferd gesessen hatte, wurde festgebunden, und die Kutscher verspotteten ihn nicht wenig. Auch der Benediktiner lachte, aber der Kleine stimmte lustig mit ein und verzog keine Miene, trotzdem die Reise sechs Tage währte. In Perugia richtete Carlo sich stramm auf, aber bald wurde er aufs neue ins Joch gespannt, er kam zu den Jesuiten und wurde in die Geheimnisse der höheren Mathematik eingeweiht. Er lernte gut und fasste so schnell, dass die Jesuiten ihn überreden wollten, in ihren Orden einzutreten. Aber das passte dem jungen Goldoni nicht, da er bereits Theaterfreuden gekostet hatte. Im Palazzo der Antinori wurde Theater gespielt, und da im Kirchenstaat Frauen nicht auf der Bühne auftreten durften, gab der bartlose Carlo Frauenrollen.

Giulio Goldonis Protektor Antinori starb bald darauf, und da der Arzt nur wenig Beschäftigung in Perugia fand, beschloss er, in seine Heimat zurückzugehen und sich in Chioggia anzusiedeln. Seinen Sohn liess er in Rimini, da die dortigen Dominikaner für ihre Auslegung der Logik berühmt waren. Der Knabe langweilte sich im Philosophie-Kolleg unbarmherzig, aber glücklicherweise kamen Komödianten aus Venedig nach Rimini. Er ging ins Theater, kannte alle Schauspieler und Schauspielerinnen, — in Rimini durften Frauen auf der Bühne auftreten. Die Schauspielerinnen freuten sich über den jungen Menschen, und bald war er mit dem Direktor und der ganzen Truppe so befreundet, dass er beschloss, den Dominikanern und dem heil. Thomas von Aquin untreu zu werden. Als die Truppe nach beendeter Spielsaison nach Venedig zurückging, stahl Carlo sich heimlich in ihre Barke und liess seine studentische Habe bei den Dominikanern zurück.

Im Schiff ging es laut und lustig zu: zwölf Schauspieler und Schauspielerinnen, der Souffleur, der Maschinist, der Garderobier, acht Diener, vier Stubenmädchen, zwei Ammen, Kinder verschiedensten Alters, Hunde, Katzen, Affen, Papageien, Tauben und ein Lamm wirbelten durcheinander. Die „Kompartiments“ der Frauen waren durch Vor-

hänge aus alten Segeln abgegrenzt, die Männer sahen zu, wo sie unterkommen konnten. Auf dem Deck zwischen Koffern und Körben, aus denen Blumenkohlköpfe heraussahen, hatte man das Speisezimmer eingerichtet. Der Schiffskoch war zugleich Reisemarschall. Als sich das Schiff in Bewegung setzte, wurde zum Frühstück geläutet, die ganze Gesellschaft gruppierte sich um einen ovalen Tisch, der mit Kaffee, Tee, Milch, Braten, Wasser und Wein bedeckt war. Die Primadonna, anspruchsvoll wie Theatersterne zu sein pflegen, verlangte „un poco di brodo“, und da es unglücklicherweise keine Suppe gab, wurde sie wütend, warf Löffel und Gabeln auf den Boden und konnte nur mit Not und Mühe durch eine grosse Portion Schokolade beruhigt werden.

Tagsüber spielte man Karten, und da die Seeluft appetitanregend wirkte, erwartete man das Mittagbrot ungeduldig. Der Koch wusste, mit wem er es zu tun hatte, und hatte drei ungeheure Schüsseln Makkaroni, Ochsenfleisch „alla moda“, kalte Hühner, einen grossen Kalbsbraten und, was Goldoni am besten mundete, vorzügliches Obst und Wein vorbereitet. Vier Stunden sass die Gesellschaft bei Tisch, amüsierte sich, machte Witze, und niemand ahnte, welches Unglück im Anzug war.

Die Katze der Primadonna war aus ihrem Käfig entschlüpft, die Besitzerin begann ihr nachzulaufen, bat, das Tier einzufangen, eine allgemeine Verwirrung entstand, Schauspieler und Diener sprangen über Koffer und Körbe, die erschrockene Katze flüchtete auf den Mast, und als einer der Matrosen sie packen wollte, sprang sie von Sinnen ins Meer. Frau Clarice, die Schauspielerin, sprang in ihrer Verzweiflung dem Tier beinahe nach, schrie, weinte, und da sie die Kammerfrau beschuldigte, den Käfig geöffnet zu haben, liess sie ihre ganze Wut an der Unglücklichen aus. Glücklicherweise kam der Direktor, er verstand mit Schauspielerinnen umzugehen, beruhigte Clarice, tröstete und streichelte sie so lange, bis sie selbst über das Abenteuer zu lachen begann.

Dieser diplomatische Direktor, Florindo dei Maccheroni genannt, da er als Harlekin das Publikum mit Makkaroniessen amüsierte, begleitete Carlo in Chioggia zu seinen Eltern, um den ersten Sturm abzuwehren, weil er der Philosophie davongelaufen und unter die Schauspieler gegangen war. Aber Giulio Goldoni war voller Nachsicht, da er es selbst nicht mit Philosophie hielt, und als er hörte, dass Clarice die Primadonna der Truppe sei, war er sofort guter Dinge. „Wie, Clarice?“ fragte

er, „die ‚prima amorosa‘ hässlich, aber stets guter Dinge? Die kenne ich und will ihr danken, dass sie meinen Sohn gebracht hat.“

So vergass die ganze Familie Goldoni bald Rimini und die Logik der Dominikaner. Für Carlo wurde nach einer neuen Beschäftigung gesucht. Zuerst machte er mit dem Vater Krankenbesuche, lernte, wie man den Puls fühlt und menschliche Gebrechen heilt, aber diese Dinge waren ihm zuwider, Arzt wollte er nicht werden. Ein entfernter Verwandter, der Senator Marchese Goldoni aus Mailand, der Gouverneur von Pavia, hatte ihm eine Freistelle verschafft im Kollegium Ghislieri zu Pavia, das dem Apostolischen Stuhl unmittelbar unterstand. Dem siebzehnjährigen Goldoni wurde die Tonsur geschoren, aber dafür bekam er einen sehr eleganten Priesterrock aus englischem Tuch, ein gesticktes, spitzenbesetztes Mäntelchen, das man „Soprana“ nannte, denn das Institut hielt auf Form, und nur die Söhne vornehmer Familien wurden dort erzogen. Auf dem linken Ärmel trug er die Devise des Kollegs mit dem Wappen der Ghislieri, der päpstlichen Tiara und dem Petrusschlüssel in Gold und Silber.

Die Tracht war sehr kleidsam, die jungen Leute wurden vorzüglich gepflegt und hatten fast zuviel Freiheit. Zwar durften sie nur zu zweien auf die Strasse gehen, aber an der nächsten Strassenecke trennten sie sich und jeder ging seine eigenen Wege, am Abend trafen sie sich auf dem gleichen Fleck und kamen der Regel entsprechend zusammen ins Kolleg zurück. Ausserdem war der Pförtner sehr nachsichtig, wenn er ein kleines Trinkgeld bekam. Im Institut gab es Tanz-, Fecht- und Musikunterricht; Hasardspiele waren zwar verboten, aber Goldoni versichert, dass er l'hombre erst dort gelernt habe. Bei den Damen der Stadt hatten die Institutszöglinge viel Erfolg, und Carlo war als Venezianer und Verfasser von Sonetten ihr besonderer Liebling.

Für die Ferien ging er zu seinen Eltern. In Modena, wo Vater Goldoni ein Haus besass, hielt er sich einige Tage auf, und dieser kurze Aufenthalt genügte, damit sich Tognetta, das nicht mehr junge, aber hübsche Dienstmädchen der Freunde, bei denen er wohnte, in ihn verliebte. Unmittelbar vor der Abreise warf Tognetta sich ihm ohne weiteres um den Hals und erklärte, dass sie mit ihm nach Chioggia wolle, falls er sie nicht mitnehme, würde sie sich aus dem Fenster stürzen. Glücklicherweise löste sich die Episode in einem Strom von Tränen auf.

Das dritte Institutsjahr sollte dem jungen Goldoni ein fataleres

Abenteuer als die Geschichte mit Tognetta bringen. Patrizierfamilien in Pavia, bei denen die Akademiker verkehrten, fühlten sich aus einem uns unbekannten Grunde verletzt und beschlossen, die jungen Sünder nicht mehr bei sich zu empfangen. Die Jugend war empört; die Kollegen überredeten Carlo, die Schule durch eine Satire auf die Damen von Pavia zu rächen. Goldoni weigerte sich zuerst, liess sich aber dann überreden und schrieb eine „Atellane", eine Art Volkskomödie, die schon die Römer gekannt haben, er gab ihr den Titel „Il Colosso". Das Stück hatte folgenden Inhalt: Ein Künstler hat die Absicht, eine gewaltige Statue von grosser Schönheit zu schaffen. Zu diesem Zwecke will er Mund, Nase, Hände und andere Körperteile nach Frauen aus Pavia modellieren, die mit vollem Namen genannt werden. Die Auswahl ist jedoch nicht leicht, der Bildhauer beruft seine Kollegen, um mit ihnen zu beraten, welche der Schönen als Modell zu benützen sei. Diese künstlerische Beratung bot Anlass zu sehr boshaften Anmerkungen über die dortige Gesellschaft, und die in einigen handschriftlichen Exemplaren unter dem Publikum verbreitete „Atellane" machte in der kleinen Stadt ein ungeheures Aufsehen. Die empörten Damen verlangten, dass der Verfasser des Pasquills zu Tode verurteilt werde, Goldoni wanderte ins Gefängnis, aber der Senator Goldoni und der Erzbischof, der Protektor des Instituts, wollten die Sache nicht auf die Spitze treiben, Carlo musste das Institut verlassen „propter satiricam poesim" und durfte in aller Stille nach Chioggia entfliehen.

Carlo fürchtete, es würde diesmal zu Hause schlimmer verlaufen als nach der Flucht aus Rimini, aber das Glück war ihm günstig. In Piacenza stieg ein Dominikaner aus Palermo ein, dem der junge Student besonders gut gefiel. Carlo vertraute dem Geistlichen seine Sorgen an, der Dominikaner versprach, beim Vater zu vermitteln, im elterlichen Hause wickelte sich alles in Ruhe ab, die Mutter umarmte den heimkehrenden Carlo, und der Dominikaner besänftigte den Vater mit der Geschichte vom verlorenen Sohn.

Da Carlo sich im Institut einige juristische Kenntnisse angeeignet hatte, entstand bei der stets zu neuen Entschlüssen bereiten Familie der Plan, ihn Advokat werden zu lassen. Alles klappte vorzüglich, der Doktor Giulio musste in den Friaul fahren, wo er eine Zeitlang praktizieren wollte, und da in Udine Morelli, ein berühmter Advokat, lebte, sollte Carlo bei ihm die Dinge lernen, die er in Pavia noch nicht gehört hatte. Der junge Mensch lernte tatsächlich in Udine im Verlaufe

weniger Monate mehr als in Pavia während dreier Jahre, obgleich er in der kurzen Zeit sechsunddreissig Sonette gemacht und verschiedene Romane erlebt hat. Diese Sonette sind für die Art des XVIII. Jahrhunderts sehr bezeichnend. Während der Fastenzeit predigte ein Augustiner, Pater Cataneo. Carlo besuchte diese Predigten und brachte zu Hause den Eindruck der frommen Ermahnungen in Sonettform. Das gefiel in Udine, und literarische Kenner sagten: „Bravo, Goldoni!"

Die Freundschaft mit der schönen Tochter eines Cafetiers setzte den jungen Dichter jedoch solchen Gefahren aus, dass er, um einer Messerstecherei zu entgehen, eiligst aus der Stadt fliehen musste. Wieder war das Glück ihm günstig. Graf Lantieri hatte den Arzt Giulio nach Kärnten berufen, Carlo fuhr zum Vater und hat die peinlichen Erinnerungen an Udine später für sein Lustspiel „Pasquali" verwandt.

Graf Lantieri lebte im Städtchen Vipack und war einer der vermögendsten Magnaten Kärntens. Die beiden Goldoni haben vier Monate in seinem Schloss verbracht, und Carlo behielt diesen Aufenthalt in guter Erinnerung. Er, der Makkaroni und Risotto gewöhnt war, schwelgte in den Freuden der gräflichen Küche: Hasen, Fasane, Rebhühner und Bekassinen. Anstatt der italienischen Minestra gab es bei Tisch stets drei verschiedene Suppen: als erstes Gericht, eine Gemüsesuppe nach dem ersten Fleischgang, die dritte war eine Grütze nach dem Braten. Es hiess, dass diese Art der Ernährung die Verdauung befördere. Und der Wein war so gut, dass Goldoni, als er sechzig Jahre später seine Erinnerungen schrieb, seiner gedachte. Besonders eine Weinsorte, der man den bezeichnenden Namen „Fafigliuoli" gegeben hatte, unterschied sich von allen anderen Getränken und bot immer neuen Anlass zu witzigen Bemerkungen.

Aber die vielen Toaste fand er sehr langweilig. Am Geburtstag des Kaisers stand vor jedem Gast ein hoher, gläserner Kelch, der Glo-Glo genannt wurde. Er bestand aus Glasballons, die durch Röhren miteinander verbunden waren und nach oben immer kleiner wurden. Der Kelch hatte eine bequeme Offnung, und wenn der Wein durch Ballons und Röhren kam, gab es seltsame Geräusche. Alle Gäste mussten wie auf Kommando den Kelch im gleichen Augenblick an die Lippen führen, und während sie die gewaltige Portion austranken, erzeugten sie eine amüsante Trinkmusik.

Um sich von den Banketts im gastlichen Schloss zu erholen und etwas vom fremden Land zu sehen, ging der junge Goldoni auf Reisen



ALESSANDRO LONGHI (*Phot. Naya*)
Bildnis Carlo Goldonis
Venedig: Museo Correr

und kam bis nach Graz. Von dort aus ging er zusammen mit dem Vater, da die Kur des Grafen Lantieri beendet war, nach Chioggia. Unterwegs gab's wieder eine Überraschung. Der Tagliamento war in der Nähe von Udine über seine Ufer getreten; der alte Giulio wollte die Überschwemmung in der Stadt abwarten, der Sohn riet unter den verschiedensten Vorwänden ab. Schliesslich drängte der Vater und wollte die wahre Ursache wiessen. Und nun beichtete Carlo alles: das Abenteuer mit der Kaffeehausbesitzertochter und die drohende Messerstecherei. Der Vater war klug und einsichtig, und da auch das Wasser des Tagliamento gefallen war, setzten sie ihren Weg nach Venedig fort.

II.

In Chioggia fand Doktor Giulio einen Brief von seinem Vetter, Signor Zavarisi aus Modena. Er meldete, der dortige Fürst habe ein altes Edikt erneuert, das Grundbesitzern verbot, ohne besondere Erlaubnis ausserhalb des Territoriums des Herzogtums zu wohnen. Ein solcher Erlaubnisschein war sehr teuer. Da die Familie Goldoni aus Modena stammte und Giulio, wie erwähnt, dort ein Haus besass, galt es sich auf irgendeine Weise dem herzoglichen Befehl zu fügen.

Die Universität von Modena war nicht weniger berühmt als die von Pavia, Carlo sollte nach Familienbeschluss seine Studien dort zu Ende führen und sich dort um Doktorwürde und Advokatur bemühen. Auf diese Weise würde er wieder, gleich seinen Vorfahren, ein Bewohner Modenas werden, mit Gottes Hilfe heiraten und sich zur Zufriedenheit des Herzogs dort niederlassen.

Mit dem Kurierschiff, wie es genannt wurde, trotzdem es sich sehr viel Zeit liess, begab sich Carlo nach Modena. Der Besitzer des Schiffes, Bastia, war ein alter magerer Mann mit strengem Gesicht. Vierzehn Reisende waren auf dem Schiff, und Bastias Vorräte wirkten vertrauenerweckend. Er war sehr fromm, als es dunkel wurde und man zwei Lampen auf dem Deck angesteckt hatte, bat er die Reisenden, sich in zwei Gruppen aufzustellen, er selbst stellte sich in die Mitte, nahm den Rosenkranz in die Hand und sprach laut eine Litanei an die Mutter Gottes. Die eine Hälfte der Gesellschaft sollte während des Gebets einstimmen und „Pater“, die andere „Ave“ sagen. Die meisten fügten sich diesen Anordnungen, aber drei Männer sonderten sich von den übrigen

ab, behielten ihre Hüte auf und verspotteten die Betenden. Bastia bat sie, sich anständig zu verhalten, wenn sie am Gottesdienst nicht teilnehmen wollten, aber die „Ketzer“ verachteten auch diese Aufforderung. Einer der Mitreisenden machte den Wirt darauf aufmerksam, es seien Juden, da warf Bastia ihnen vor, dass sie unmittelbar vorher gegen die Vorschriften ihrer Kirche Schinken gegessen hätten, er aber verachte Menschen, die keinen Glauben haben. Angesichts dieser unerwarteten Strafpredigt begannen die Juden zu lachen, auch einige andere Reisende nahmen die Sache von ihrer komischen Seite, und der verletzte Bastia hörte auf, allgemeinen Gottesdienst abzuhalten.

Im Oktober 1725 kam Goldoni nach Modena, er besuchte die Universität und arbeitete praktisch beim berühmten Advokaten Muratori. In den ersten Tagen seines Aufenthalts in Modena hatte er einen sehr peinlichen Eindruck. Auf der Strasse sah er eine grosse Menschenmenge vor einer kleinen Tribüne, auf der ein barhäuptiger Mann mit gebundenen Händen stand. Nähertretend, erkannte er den Geistlichen G. B. V., einen berühmten Dichter, dessen Namen in ganz Italien einen guten Klang hatte. Neben ihm stand ein Kleriker mit dem Buch in der Hand und stellte Fragen, auf die der Abate G. B. V. stolz und würdig antwortete. Das Publikum, mit seiner Haltung zufrieden, applaudierte lebhaft. Goldoni konnte die aufregende, unwürdige Szene nicht mitansehen und ging empört weiter. Welcher Dinge bezichtigte man den Geistlichen, den man wie einen gemeinen Verbrecher an den Pranger gestellt hatte? Eine Frau hatte ihn beschuldigt, während der Beichte eine ungebührliche Unterhaltung mit ihr geführt zu haben; um diese Schuld zu büssen, musste er nach den Vorschriften der geistlichen Gerechtigkeit laut und öffentlich widerrufen. Dann wurde er für sechs Jahre ins Gefängnis geworfen.

Als Carlo dies Erlebnis zu Hause berichtete, pries sein Wirt, ein Mitglied der Brüderschaft der geistlichen Jurisdiktion, die den armen Geistlichen verurteilt hatte, die Würde der Zeremonie und die gerechte Demütigung des Sünders. Goldoni ergriff ein solcher Abscheu vor der sogenannten menschlichen Gerechtigkeit, dass er beschloss, sich von der Welt zurückzuziehen und Kapuziner zu werden. Sofort schrieb er dem Vater und bat um die Erlaubnis, seinen Beruf zu wechseln und das geistliche Habit zu nehmen.

Der Arzt kannte die leicht zu beeinflussende Gemütsart des Sohnes; er erklärte sich mit allem einverstanden und bat ihn nur, ehe er die

Kapuzinerkutte anlege, nach Hause zu kommen, um sich von seinen Eltern zu verabschieden.

Carlo erfüllte den Wunsch des Vaters, in Chioggia veranlasste ihn der verständige Alte, noch einmal nach Venedig zu gehen, ehe sich die Klostermauern hinter ihm schlössen. In Venedig führte der Vater ihn ins Theater, und als Carlo die Bühne sah und sich der lustigen Fahrt mit den Schauspielern aus Rimini entsann, waren die Kapuziner und die Tragödie von Modena vergessen.

Aber vom Kloster kam er nicht los. Die Mutter Goldoni, eine fromme Frau, war mit den Franziskanerinnen sehr befreundet, und Carlo war über diese Beziehungen sehr froh, da die Nonnen hübsche Zöglinge hatten. Eine Waise, die unter dem Schutze der Nonne B. stand, gefiel ihm besonders, und da sie sehr vermögend war, hatte auch die Signora Goldoni nichts gegen diese Freundschaft einzuwenden. Carlo kam ins Parlatorium, und die Nonne sorgte dafür, dass er ihren Zögling hinter dem Gitter sprechen könne. Ausserdem hatten die Schülerinnen Mittel gefunden, um sich auch ausserhalb des Parlatoriums zu verständigen. Die Wohnung der Goldoni lag dem Franziskanerkloster gegenüber. Die Turmfenster waren aus undurchsichtigem Glas, durch die man jedoch gewisse Zeichen wahrnehmen konnte; für Eingeweihte bedeuteten sie die Zeichen des Alphabets. Auf diese Weise konnte man mit den Nonnen und dem Pensionat verkehren.

Die Nonne B. versprach dem jungen Goldoni die Hand ihrer Pflegebefohlenen, ihn lockte die Aussicht auf eheliches Glück mehr als die aufs Kloster. Plötzlich schienen die Zeichen vom Turm ein Unglück zu verkünden. Die Nonne B. hatte ihre Absichten geändert und das junge, unerfahrene Mädchen mit einem alten Freund verlobt, der dem Kloster für diese freundliche Vermittlung ein grosses Geschenk versprochen hatte. Die Goldoni waren über den Treubruch der Nonne empört, aber sie behauptete, bei allem Carlos Wohl im Auge zu behalten: der alte, kranke Gatte ihres Zöglings würde in wenigen Jahren sterben, und dann könne Carlo die reiche, junge Witwe ehelichen.

Bald nach diesem Ereignis übersiedelte der alte Goldoni, der ein unruhiger Geist war, mit seiner Frau nach Bagnacavallo, wo er eine feste Anstellung bekommen hatte. Unmittelbar nach seiner Ankunft erkrankte er schwer und starb im Frühling des Jahres 1731. Carlo musste die Interessen der Familie wahrnehmen, und die Mutter drängte, dass er seine Studien beende und sich als Advokat in Venedig niederlasse. So

geschah es auch; in Padua erhielt er die Doktorwürde, zog die Toga an, setzte eine gewaltige Perücke auf und eröffnete sein Bureau in Venedig. Tage, Wochen, ja Monate vergingen, ohne dass ein einziger Klient erschien; um der Langweile zu steuern, verfasste der junge Advokat ein Libretto: „Amalasunta“, sowie einen gereimten Almanach auf das Jahr 1732, der neben einer Kritik der damaligen Sitten Prophezeiungen für jeden Tag des Jahres enthielt, so z. B. die Prognose für eine venezianische Mondäne, dass sie wegen des Friseurs die Messe am Ostersonntag verpassen würde:

„In si gran giorno una gentil contessa
Al parrucchier sagrifica la messa.“

Da die erhofften Einnahmen von den Klienten ausblieben, begann die Mutter eine reiche Frau für Carlo zu suchen. Eine Braut fand sich leicht, als es jedoch dazu kam, die Mitgift festzustellen, erwies es sich, dass das Mädchen zwar Anrecht auf eine Rente hatte, die die Republik vermögenslosen Patrizierinnen ausgesetzt hatte, dass aber vier Kandidatinnen sterben müssten, um Platz für sie zu schaffen. In der Familie dieser projektierten Braut gab es zwar kostbare Brillanten, aber diese Kleinodien sollten ihr erst nach dem Tode der Mutter zufallen, die sich bei Lebzeiten nicht davon trennen wollte. Unter diesen Umständen konnte von der Ehe nicht die Rede sein, und Goldoni setzte alle Hoffnungen auf sein musikalisches Drama „Amalasunta“. Mit seinem Manuskript ging er nach Mailand, um mit der Direktion des Theaters della Scala einen Vertrag bezüglich der Aufführung seines Werkes zu schliessen und Geld zu machen. Er hatte einen Empfehlungsbrief an Bertolini, den Minister der venezianischen Republik bei der dortigen Regierung, aber der nützte wenig, da die Theaterleitung die „Amalasunta“ als für die Aufführung ungeeignet verwarf. Der arme Verfasser ging in eine Osteria, für den Rest seines Geldes ass er gut zur Nacht, verbrannte das Manuskript, auf das er so viel Hoffnungen gesetzt hatte, und ging ruhig zu Bett. Am nächsten Tage berichtete er Bertolini von seinem Missgeschick.

„Gib mir das Manuskript,“ sagte der Minister „ich möchte es durchsehen.“

„Ich habe es verbrannt, mein ganzer Besitz, all mein Hab und Gut, meine einzige Hoffnung ist dahin.“

Bertolini lachte, nahm Carlo in sein Haus und anvertraute ihm die Obliegenheiten „d'un gentiluomo di camera“. Seine Aufgabe bestand

darin, die vornehmen nach Mailand kommenden Venezianer zu empfangen und mit den mailändischen Ämtern in Sachen der Republik zu verhandeln. Goldoni wurde Diplomat, fand sich gut in die Situation, und als Bertolini für kurze Zeit nach Venedig ging, liess er sich über alles berichten, namentlich über den Krieg mit dem König von Sardinien.

Plötzlich tauchte in Mailand ein seltsamer Mann auf, ein Scharlatan, der unter dem Namen „Anonimo“ auftrat. Er stammte aus einer angesehenen Familie in Buseto und hiess Bonafede Vitali. Als Zwölfjähriger hatte er einen öffentlichen philosophischen Disput in Parma und war eine Zeit hindurch Jesuit. Angeekelt vom Klosterleben trat er ins Heer, aber auch diese Tätigkeit gefiel ihm nicht, und er begann in Parma Medizin und Chirurgie zu studieren. Nachdem er seine Studien beendet hatte, trat er abermals als Arzt ins Heer, machte zwei Schlachten mit, wurde bei Turin verwundet und musste den Dienst quittieren. Wieder erwachte sein Wissensdurst, er ging auf die Universität nach Canterbury, blieb drei Jahre dort, schrieb während einer Pestepidemie im Jahre 1710 eine Abhandlung über diese Krankheit und bewies, dass ihre Ursache ein sich verbreitender Schmarotzer sei. Es gibt nichts Neues auf der Welt, zur Mikrobentheorie hat sich ein Italiener bereits im XVIII. Jahrhundert bekannt.

Bonafede, ein unruhiger Geist, bereiste Frankreich, Holland und Deutschland, er war in Hamburg, Kopenhagen, Danzig, Petersburg und kam bis nach Stockholm. Karl XII., der eine hohe Meinung von Bonafedes Wissens hatte, schickte ihn nach Lappland, um die dortigen Bergwerke zu studieren. Im äussersten Norden war es ihm jedoch zu kalt, und wir finden ihn bald darauf in Lissabon als Verwalter der königlichen Hütten. Auch in Portugal blieb er nicht lange. 1714 war er in Genf, führte dort zum erstenmal den Namen „Anonimo“ und verkündete, er sei bereit, öffentlich Antworten aus jedem Gebiet menschlichen Wissens zu erteilen.

Zuletzt liess er sich in Rom nieder, begann als Arzt zu praktizieren und wurde berühmt durch die Heilung der schönen Faustina, sie war die Tochter des Malers Maratta und Gemahlin des Dichters Zappi, der Herzog Cesarini hatte sie in satanischer Eifersucht verwundet. Rom war Bonafede bald zuwider, er übersiedelte nach Neapel und erwarb dort, als bereits bekannter Arzt, innerhalb kurzer Zeit 24000 Dukaten.

Selbst ein so grosser Gewinn vermochte ihn nicht an den Ort zu binden, 1716 ging er nach Venedig, von dort aus nach Mailand, Parma und

Rom, zuletzt liess er sich in Palermo nieder, dort machte seine medizinische Abhandlung viel von sich reden, er verwarf die damaligen Theorien über die Beschaffenheit des menschlichen Blutes und bewies, dass das Blut keine Säuren enthalte. Der Universitätsenat ernannte ihn zum Lektor für Chemie und experimentelle Philosophie, was ihn jedoch nicht hinderte, nach Venedig zu gehen und die Leitung der Bergwerke auf der Insel Schio zu übernehmen. Er hatte ein Einkommen von 100 Dukaten monatlich, aber auch das vermochte ihn nicht zu halten, seine Abenteuerlust jagte ihn nach Florenz, nach Genua, wo er den schwerkranken Dogen Balbi heilte, nach Turin und zuletzt nach Mailand. Dort veröffentlichte er eine später berühmt gewordene und wiederholt aufgelegte Broschüre: „Lettera ad un cavalier suo padrone in difesa della professione del salimbanco“, in der er beweist, dass nur die empirische, auf Erfahrung beruhende Medizin einen effektiven Wert habe. Er war übrigens ein entschiedener Gegner des Zur-Ader-Lassens. Anonimo kam also zu der heute allein anerkannten empirischen Theorie der Medizin, aber trotz dieser richtigen Erkenntnis vermochte er sich von tief eingewurzelten Vorurteilen nicht freizumachen. Als wirksamstes Heilmittel gegen Angina empfiehlt er z. B. eine karmoisinrote Schnur, mit der eine Schlange erwürgt wurde, oder behauptet, dass Pulver aus einem zerstossenen menschlichen Schädel Epilepsie heile.

Anonimos Rezepte beweisen, wie schwer es selbst einem ausserordentlich begabten Menschen fällt, sich von Vorurteilen und Phantastereien, die die Zeit beherrschen, zu befreien.

Im Frühling des Jahres 1733 tauchte Anonimo wieder in Mailand auf, er stand an der Spitze einer kleinen Schauspielergesellschaft, veranstaltete am Abend Aufführungen im Freien beim Schein von Wachskerzen und verkaufte daneben Arzneien. Dieser seltsame Abenteurer hat Goldoni sehr interessiert. Er ging zu ihm und bat um ein Heilmittel gegen seine Leiden. Dem erfahrenen Arzt entging es nicht, dass der angebliche Patient ganz gesund war, und dass ihn nur die Neugierde zu ihm geführt habe. Er liess dem Gast Schokolade reichen und sagte, dies sei das beste Mittel gegen seine Krankheit. Er fragte Goldoni, ob er ihm durch seine Beziehungen zum Minister und zu den Damen der mailändischen Gesellschaft die Erlaubnis verschaffen könne, im Theater Aufführungen zu veranstalten, besonders da die Stadt damals keine Truppe hatte. Goldoni nahm sich der Sache gern an, da der gelehrte Scharlatan ihm den besten Eindruck gemacht hatte, er war ein

geistreicher Mensch und hatte sehr gute Umgangsformen. Dank Goldonis Fürsprache gestattete die Theaterleitung Anonimo, Vorstellungen vom Herbst bis in den Frühling zu geben. Aus Dankbarkeit überliess Vitali Goldoni eine Loge für zehn Personen, und so konnte er seine Freunde nach Herzenslust einladen.

Zu Anonimos Truppe gehörte Gaetano Casali, Silvio genannt, einer der bedeutendsten italienischen Schauspieler in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts; er überredete Goldoni, eine dramatische „Kleinigkeit" für ihr Theater zu schreiben. Carlo liess sich nicht lange bitten und verfasste ein komisches Intermezzo mit Gesängen: „Gondolier Veneziano". Es gefiel ausserordentlich und ist das erste Lustspiel des gescheiterten Advokaten. Bald darauf spielte Anonimos Truppe eine elende sinnlose Tragödie: „Belisario". Das Thema gefiel Goldoni jedoch, und er beschloss es für ein Trauerspiel zu benützen.

Goldoni schrieb seinen „Belisario"; die Aufführung in Venedig war ein grosser Erfolg, aber das Stück wurde nicht mehr von Anonimos Truppe gespielt, denn der Scharlatan war bereits in der Terra ferma, in Görz, Triest, später in Verona, und dort harrten seiner Ehrungen, wie sie Äskulap seinerzeit in Griechenland gefunden hatte. In Verona herrschte damals eine Epidemie, Anonimo erzielte mit Honig und Cypernwein glänzende Heilerfolge und verfasste bei dieser Gelegenheit eine Abhandlung über Epidemien, die in Nürnberg ins Lateinische übersetzt und in einer Zeitschrift gedruckt wurde. Anonimos Ruhm drang nach Deutschland, der König von Preussen bot ihm eine Professur an der Universität mit einem Einkommen von 5000 Gulden an, aber der Arzt, der so viele Patienten von einem vorzeitigen Tod errettet hatte, vermochte sich selbst nicht zu helfen und starb in Verona im Jahre 1745.

Er war einer der interessentesten italienischen Abenteurer im XVIII. Jahrhundert, Soldat, Arzt, Chemiker, Philosoph, Theaterdirektor, Geologe und Dramatiker, in seinen letzten Lebensjahren schrieb er ein Lustspiel: „La bella Negromantessa" und ein Drama: „Circe". Der Markgraf Valentino Gonzaga aus Mantua, der ihn gut gekannt hat, hat ihn für einen der genialsten Menschen seiner Zeit gehalten, er war auch ein glänzender Redner, der seine Zuhörer mitgerissen hat.

Goldonis diplomatische Karriere fand ein schnelles Ende. Infolge des Erbfolgekrieges um Parma zwischen Österreich und Savoyen übersiedelte der venezianische Minister 1733 nach Cremona, mit ihm auch

sein Sekretär Carlo. Dort beschäftigte ihn eine schöne venezianische Abenteurerin allzu lebhaft, er verbrachte seine Nächte kartenspielend bei ihr, und als der Minister ihn infolge plötzlicher Nachrichten vom Kriegsschauplatz notwendig brauchte, war er nicht aufzufinden. Infolgedessen gab es am nächsten Morgen eine peinliche Szene, und da Goldoni seinem Vorgesetzten keine Antwort schuldig blieb, musste er den Dienst quittieren. Da ihn nichts mehr in Cremona hielt, ging er nach Modena, wo seine Mutter lebte. Unterwegs, bei Parma, stiess er mit den kämpfenden Truppen zusammen, konnte nicht weiter und wandte sich nach Brescia.

Sein Reisegefährte war ein junger, sehr für das Theater interessierter Geistlicher. Sie verstanden sich bald, Goldoni zog seinen „Belisario“ aus der Tasche und begann vorzulesen. Mitten in der dramatischesten Szene tauchten fünf Kriegsknechte aus dem Gebüsch auf, rissen Goldoni und den Geistlichen aus dem Wagen und begannen zu plündern. Der Dichter wurde das Geld, das er bei sich trug, seine silberne Uhr und noch einige Kleinigkeiten los, packte sein Manuskript und lief aus Leibeskräften davon, um wenigstens seine Kleider vor den Räubern zu retten. Auf seiner Flucht begegnete er Feldarbeitern, sie teilten ihre Polenta mit dem Hungrigen und schickten ihn zum Geistlichen. Als der Geistliche erfuhr, wer der unglückliche Reisende sei, rief er zwei Vikare, und wieder wurde „Belisario“ vorgelesen. Die Hörer waren begeistert, Goldoni vergass alles Vorgefallene, und der Priester schickte ihn nach Brescia, wo er ohne einen Pfennig ankam. Glücklicherweise traf er einen Bekannten, der sich seiner annahm und ihm nach Venedig weiterhalf. Froh darüber, dass er sein Werk gerettet hatte, las er es in Verona dem Theaterdirektor Imler vor, der mit seiner Theatergesellschaft für die Wintersaison nach Venedig ging.

„Belisario“ wurde am Tage der heil. Caterina im Grimani-Theater, das Imler für einige Monate gepachtet hatte, aufgeführt.

III.

Venedig hatte in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nicht weniger als sechzehn Theater, die zum grössten Teil die Namen der Heiligen trugen, nach denen das Kirchspiel benannt war. Ihre Besitzer waren zumeist reiche Patrizier; San Benedetto und San Cassanio waren die allerbekanntesten Theater. Man darf jedoch nicht glauben,



Eintrittskarte ins Theater (*Phot. Naya*)
Venedig: Museo Correr

dass diese Theater mit dem Luxus der Patrizierhäuser ausgestattet waren. Molmenti schildert sie ausführlich. Gewöhnlich wurden zwei Stunden vor Beginn der Aufführung unmittelbar vor der Bühne zwei elende Lampen an Holzstangen angesteckt — das war die einzige Beleuchtung des ganzen Raumes. Ähnlich wie bei der heutigen Wagnerbühne lag der gesamte Zuschauerraum in tiefstem Dunkel, die Sparsamkeit der Theaterbesitzer war daran schuld, und nicht jene traurige Theorie, durch Verdunklung das Interesse auf die Bühne zu konzentrieren. Nur in den Logen brannte hier und dort ein verlorenes Lämpchen; bei Talgkerzen, die furchtbare Gerüche verbreiteten, mussten die Musikanten ihre Noten lesen, was jedoch nicht hinderte, dass die den Musikanten und der Bühne nächstgelegenen Plätze die gesuchtesten waren. Bei besonders interessanten Vorstellungen erschienen Dienstboten schon bei Tagesgrauen, um gute Plätze für ihre Herrschaften zu reservieren. Die Holzbänke, hintereinander aufgestellt wie in der Kirche, waren unbequem und hart. Bei Komödien sassen nur die Frauen aus dem Volke auf Bänken, die Damen der Gesellschaft hatten die Logen inne. Bei Opern reichten jedoch die Logenplätze für das elegante Publikum nicht, und auch Patrizierinnen mussten sich mit Plätzen auf den Bänken zufriedengeben. Da der ganze Saal im Dunkel lag, konnte man sich ganz frei benehmen, mehr noch in den Logen, die der Privatbesitz vornehmer Familien waren. Malamani, ein italienischer Schriftsteller und Kenner der Sitten des XVIII. Jahrhunderts in Venedig, erzählt, die Logen seien Venustempel gewesen, und der grösste Teil des venezianischen Patriziats „habe sein Leben im Theater begonnen". Die Freiheit in den Logen ging so weit, dass es den jungen Patriziern als Hauptspass galt, auf die Hüte der Plebejer im Parterre zu spucken oder sie mit Orangenschalen zu bewerfen.

Zwischen den Bänken drängten sich Verkäufer mit Apfelsinen, Kastanien, Kuchen und Wasser, das mit „Mistra" (Anisette) zubereitet war, in die Logen brachten Kellner Schokolade und Eis.

Beamte, die für die allgemeine Sicherheit sorgten, fehlten, nur einige Vertraute der Serenissima waren im Saal verteilt, die sich aber keineswegs durch ihre Tracht von den übrigen Anwesenden unterschieden.

Das Publikum war laut und unruhig; ganz ungeniert machte man Witze und Bemerkungen über die Schauspieler, die wahre Lachsalven entfesselten; das gesamte Theater schien eine grosse Familie zu beher-

bergen, die sich ihre Eindrücke gegenseitig mitteilte. In der Oper kam es zu zärtlichen Ergüssen seitens des Publikums. Wenn die Sängerinnen durch ihre Stimme entzückten, rief es durch den Saal: „Siestù benedeta! Benedeto el pare che t' ha fato! Ah cara! me butto zoso!“ Auch die Schauspieler benahmen sich während der Aufführung ganz zwanglos, gaben den Zuschauern Zeichen, unterhielten sich mit dem Souffleur, schnupften Tabak.

Die Vergötterung der Sängerinnen, Balletteusen und berühmten Schauspieler beeinflusste auch ihre gesellschaftliche Stellung; sie wurden in Privathäuser eingeladen, trotzdem die Signoria immer noch auf dem Standpunkt des Kardinals Borromeo stand, Schauspieler seien Menschen, die man nicht einmal in geweihter Erde begraben dürfe. Nicola Tiepolo, der Staatsinquisitor, hielt den Schauspielern noch im Jahre 1778 in einer Ansprache vor, sie seien Menschen, die selbst Gott verachte, und die Fürsten duldeten sie nur, weil die Menschheit der Spassmacher nicht entraten könne.

Der Inquisitor hatte insofern recht, als die „Commedia dell'arte“, Jahrhunderte hindurch der Stolz der Italiener, im XVIII. Jahrhundert so tief gesunken war, dass sie das Publikum nur durch unanständige Witze und Harlekinaden zu fesseln vermochte. Die Hauptmasken der Komödie waren in Venedig Pantalone, der venezianische Kaufmann, der Rechtsgelehrte von Bologna und die Dienstboten Harlekin und Brighella, um sie scharte sich eine ganze Reihe untergeordneter, aber feststehender Typen. Es gab eigentlich nur zwei Frauen auf der Bühne, die Kokette und ihre Mutter oder Tante, und auch dieser Umstand trug dazu bei, dass die „Commedia dell'arte“ erstarrte, und das sehr veränderte gesellschaftliche Leben des XVIII. Jahrhunderts nicht mehr spiegelte.

In der Entwicklung des italienischen Theaters war die Aufführung des „Belisario“ (am 24. November 1734) von grosser Bedeutung. Es war eine fünfaktige, gereimte Tragikomödie. „Meine Helden“, erzählt Goldoni in seinen Memoiren, „waren Menschen und nicht Halbgötter, sie äusserten ihre Leidenschaften, so wie wir es im Leben beobachten können, und zeichneten sich nicht durch Tugenden und Fehler aus, die allein in der Phantasie existieren.“ Goldonis Tat war sehr kühn, selbst in der Tragödie war er auf die Erde hinabgestiegen und hatte Alltagsmenschen geschildert. Aber trotz dieser Neuerungen war „Belisario“ ein grosser Erfolg, das Publikum war so gefesselt, dass es die

Schauspieler nicht durch Bemerkungen unterbrach, im Theater herrschte lautlose Stille, erst bei den Aktschlüssen durchbrauste ein nicht endenwollender Beifall das Haus, Bemerkungen zwischen Parterre und Logen wurden ausgetauscht und Goldoni war über Nacht ein berühmter Dichter.

Goldoni ward sich seiner Kraft bewusst, und Imler, der Direktor der Truppe, bat ihn um neue Dramen für seine Bühne. Aber bald erkannte Carlo, dass sein eigentlichstes Gebiet das Lustspiel und nicht das Drama sei. Die „Commedia dell'arte" in eine geschriebene Komödie umzuwandeln, die die Schauspieler auswendig lernen mussten, war eine schwere Aufgabe. Einmal war das Publikum so sehr an bestimmte Theatertypen, ihre Einfälle und Albernheiten gewöhnt, dass ihm ein Amüsement im Theater ohne Pantalone und Brighella als Unmöglichkeit erschien. Ausserdem waren die Schauspieler nicht gewöhnt, Konversationsstücke auswendig zu lernen, und fanden es unter ihrer Würde, fremde Worte zu wiederholen. In der „Commedia dell'arte" waren sie selbst in nicht geringem Masse die Verfasser der Stücke und wurden vom Publikum wesentlich höher eingeschätzt als Schauspieler, die fremde Worte wiederholten. Die Schwierigkeiten waren sehr gross und es galt bedachtsam vorzugehen. Goldoni sah zuerst davon ab, die vier Haupttypen von der Bühne auszuschliessen, aber er beschloss, Nebenfiguren, die dem Leben entnommen waren, einzuführen: Soubretten, Abenteurer, Hausfreunde, deren geschriebene Rollen die Schauspieler lernen mussten. Die Hauptdarsteller konnten ihre Gespräche auf der Bühne improvisieren, und damit war ihre Ehre gerettet. Trotzdem war es sehr schwer, die Reformen durchzuführen; die Schauspieler beklagten sich, Goldoni verachte ihr Talent; und sie suchten ihre alte Stellung durch Intrigen und Fürsprachen zu wahren, aber Goldoni hatte sich mit Geduld gewappnet und beschlossen, alle Hindernisse zu besiegen.

Die schwache Seite der „Commedia dell'arte" war, dass die Liebespaare stets an zweiter Stelle standen; der geschickte Goldoni ward sich dessen bewusst, wies den Liebespaaren den ersten Platz an, während er Pantalones und Brighellas Rollen immer mehr beschnitt, sie wurden zu Vätern, Besitzern von Osterien, geschickten Dienstboten usw. Auf diese Weise gewöhnte er das Publikum an neue, interessante, dem Leben entnommene Typen und gab den jüngeren Schauspielern Gelegenheit, sich in ihren Rollen auszuzeichnen.

Imler machte mit Goldonis Lustspielen so gute Geschäfte, dass er den Dichter mitnahm, als er im Frühling 1736 nach Genua zur Spielsaison ging. Unser Verfasser begann berühmt zu werden, seine Stücke wurden auf fast allen kleineren Bühnen Norditaliens aufgeführt, da man den heissen Atem des Lebens darin spürte. In Genua sah Carlo von seinem Balkon aus am Fenster des gegenüberliegenden Hauses ein sehr hübsches Mädchen. Als er grüsste, antwortete das Mädchen zwar höflich, verschwand aber sofort. Goldoni zog Erkundigungen ein und erfuhr, dass sein hübsches Visavis Maria Nicoletta heisse und die Tochter des Notars Agostino Connio sei. Er suchte die Bekanntschaft des Notars zu machen, begann in seinem Hause zu verkehren, das Mädchen gefiel ihm immer besser, er hielt um seine Hand an, wurde angenommen und bald darauf fand die Hochzeit statt. Maria Nicoletta wurde Goldonis treue Lebensgefährtin, sein Schutzengel, und verstand ihn so sehr an sich zu fesseln, dass er trotz des ständigen Verkehrs mit dem leichtlebigen Komödiantenvölkchen ihr nur sehr wenig Anlass zur Eifersucht bot. Nur einmal, soweit aus den Memoiren ersichtlich, hat ihm eine Schauspielerin einen starken Eindruck gemacht, aber die kluge und einsichtige Maria Nicoletta hat diese Schwäche nicht tragisch genommen.

Unmittelbar, nachdem Goldoni mit seiner jungen Frau nach Venedig gekommen war, starb der dortige genuesische Konsul Conte Tuo. Maria Nicolettas Familie setzte es bei der Regierung durch, dass Goldoni zum Nachfolger ernannt wurde. Aber die Freude war nur von kurzer Dauer, die Stelle warf so geringe Einnahmen ab, dass man nicht davon leben konnte. Für Goldoni kamen traurige Tage. 1740 brach der Krieg in der Lombardei aufs neue aus; Francesco III., Spaniens und Frankreichs Bundesgenosse, wurde der Anführer des gegen Österreich kämpfenden Heeres. Die Familie Goldoni besass, wie erwähnt, ein kleines Haus in Modena und hatte ihr bescheidenes Vermögen in der dortigen Bank „Luoghi di Monte" deponiert. Infolge des Krieges stellte die Bank ihre Zahlungen ein, und die kleine Einnahme versiegte gänzlich. Dazu kam, dass Carlos jüngerer Bruder, Giovan Carlo, der Soldat war, nicht ins Heer des Herzogs von Modena aufgenommen wurde und dem armen Konsul in Venedig zur Last fiel. Ein Abenteurer machte sich an den Soldaten heran; unter dem Vorwand, Offiziere für die österreichische Armee anzuwerben, gelang es ihm, ihn um 6000 Lire zu beschwindeln. Diesen Betrag hatte Carlo, um dem Bruder

zu helfen, geliehen. Als der Abenteurer das Geld in Händen hatte, verschwand er spurlos.

Carlo musste nach Modena gehen, um auf irgendeine Weise Bargeld zu beschaffen. Seine Frau begleitete ihn. Das junge Paar erreichte Catolica zu Schiff, liess Diener und Sachen dort zurück und ging nach Pesaro in das Quartier des Herzogs von Modena. Carlo hoffte, durch Vermittlung des Herzogs die Bank zu bewegen, ihm sein Geld auszuzahlen. Aber anstatt dessen erfuhr er in Pesaro, dass das österreichische Heer Catolica überfallen und seine Habe mit Beschlag belegt habe. Es wurde ihm geraten, sich ins österreichische Quartier zu begeben, da der Anführer des österreichischen Heeres ihm, dem Konsul und Dichter, die konfiszierten Sachen sicher wieder herausgeben würde.

Der mutige Goldoni nahm seine Frau, den einzigen Schatz, der ihm geblieben war, mietete einen Vetturino und fuhr nach Catolica, ins österreichische Hauptquartier. Ganz Pesaro wunderte sich über seinen Mut, aber Goldoni vertraute seinem Stern und tröstete sich damit, dass die Entfernung zum österreichischen Lager nur zehn Meilen betrug. Die Goldoni froren in ihren dünnen Kleidern auf dem Wagen, fünf Meilen waren bereits zurückgelegt, da musste Maria Nicoletta für einen Augenblick aussteigen. Der Vetturino hielt, Carlo war seiner Frau beim Aussteigen behilflich, und diesen Augenblick benützte der Kutscher, der sich vor den Österreichern wahnsinnig fürchtete, um den Wagen zu wenden und nach Pesaro zu entfliehen. Frierend blieben die Goldoni auf freiem Felde, ohne zu wissen, wie weit es bis nach Catolica war. Goldoni tröstete die weinende Frau, begann ein Liedchen zu singen, und sie setzten ihren Weg resolut fort.

Nach wenigen Schritten stiessen sie auf ein neues Hindernis: die Brücke über das Flüsschen war abgebrochen. Goldoni nahm seine Frau auf den Rücken, das Wasser war nicht tief, sie erreichten das jenseitige Ufer. Wieder kam ein Fluss, auch hier war die Brücke abgebrochen. Diesmal konnte das Wasser nicht ohne Lebensgefahr durchwatet werden; Frau Nicoletta brach abermals in Tränen aus, aber Carlo tröstete sie, am Ufer entlang gehend, würden sie einen Kahn finden, der sie übersetzen würde. Nach einiger Zeit begegneten sie Fischern, die sie hinüberfuhren. Sie stiessen bald auf eine kleine Osteria, Milch, Käse und Brot wurde ihnen vorgesetzt, und ein Landmädchen geleitete sie bis zum ersten österreichischen Pikett.

Der feindliche Sergeant musterte sie misstrauisch, als er ihre Pässe

sah, führte er sie zum Obersten. Der betrachtete den Pass und fragte überrascht: „Sind Sie Goldoni?" — „Ja leider." — „Der Verfasser des ‚Belisario' und des ‚Cortesan Veneziano'?" — „Jawohl." — „Und diese Dame ist Signora Goldoni?" — „Ja, es ist das einzige Gut, das mir geblieben ist." — „Man sagt mir, dass Sie zu Fuss gekommen sind?" — „Das stimmt," gab Goldoni zur Antwort und begann seine Odyssee in lebhaften Farben zu schildern. Der Oberst lachte; als er erfuhr, weshalb sie gekommen seien, versprach er ihnen ihr gesamtes Gut herauszugeben. Er sorgte für Unterkunft im Hotel und erklärte, dass sie sich in der Stadt ganz frei bewegen, aber nicht nach Pesaro zurückgehen dürften. Goldoni bat um die Erlaubnis, nach Rimini zu gehen, wo sie Freunde hatten; der Oberst hatte nichts dagegen einzuwenden, besonders da dort das Hauptquartier des österreichischen Heeres lag. Der Diener mit den Sachen kam, Goldoni wurde alles unversehrt wiedergegeben, und am nächsten Tage fuhr das unternehmungslustige Ehepaar nach Rimini.

Der Anführer der österreichischen Truppen war Feldmarschall Fürst Lobkowitz, und Goldoni traf einen alten Freund, Signor Boscari, der Sekretär des Fürsten und österreichischer Kapitän war.

Boscari und Fürst Lobkowitz nahmen den Verfasser des „Belisario" sehr freundlich auf; aber als Goldoni um die Erlaubnis bat, nach Genua zurückzugehen, wurde ihm der Pass verweigert und ihm bedeutet, dass er das Hauptquartier in Rimini nicht verlassen dürfe. „Und was soll ich hier machen?" fragte er unruhig, da es ihm an Mitteln für seinen Lebensunterhalt fehlte. „Beschäftigung wird sich finden," gab der Fürst zur Antwort. Und sie fand sich. Bald darauf sollte ein Fest stattfinden, um die Hochzeit der Schwester der Kaiserin Maria Theresia mit dem Fürsten Karl von Lothringen zu feiern; Fürst Lobkowitz empfahl unserem Autor, den Text für die Kantate zu schreiben, die zu Ehren des jungen Paares gesungen werden sollte. Goldoni wurde reichlich belohnt und notiert in sein Tagebuch, „er habe Geld gehabt, nichts zu tun und habe sich sehr glücklich gefühlt". Der heitere gutmütige Mensch wusste sich in alle Lebenslagen zu finden.

Zu Beginn der Fasten veranstalteten die Österreicher eine ungeheure Heeresschau, an der vierzigtausend Menschen teilnahmen. Goldoni war von diesem Anblick begeistert, und da das Lager in der Romagna nach der Revision aufgelöst wurde, war er frei. Er fuhr erst nach Florenz, dann nach Pisa, mit der Absicht, nach dreitägigem Aufenthalt nach Genua zu gehen. Aus den geplanten drei Tagen sind aber drei Jahre geworden.

Vor einem Palast fiel ihm ein Gedränge von Wagen und Equipagen auf. Als er fragte, was vorgehe, erfuhr er, dass eine Sitzung der „Arcadia" stattfinde, da Pisa eine Zweigniederlassung der römischen „Arcadia" habe. Interessiert betrat er den Saal, als er die verschiedensten poetischen Deklamationen hörte, fiel ihm ein, dass er in seiner Jugend ein Sonett für ein ähnliches Fest verfasst hatte, und bat um Erlaubnis, als Durchreisender sein Gedicht zu rezitieren. Das Sonett fand viel Beifall, und als man erfuhr, dass der Unbekannte Goldoni sei, wurde er von allen Seiten umringt. Man veranlasste ihn, sich in Pisa als Rechtsanwalt niederzulassen. Er hatte sehr viel Zuspruch und er, der in Venedig keine Klienten fand, musste hier Tag und Nacht arbeiten, um allen Ansprüchen gerecht zu werden. „Aber", sagt Goldoni, „der Teufel hat eine Schauspielertruppe nach Pisa gebracht", im selben Augenblick gab es kein Halten mehr, er ging ins Theater und begann Lustspiele zu schreiben. Es wurde noch schlimmer, als Sacchi, der bekannte Schauspieler und Theaterdirektor aus Venedig, zu ihm kam und um ein Stück bat.

Sacchis Name wirkte auf Goldoni belebend. Sacchi, Italiens grösster Schauspieler, war ein gebildeter Mensch, der an Begabung nicht hinter Talma zurückstand. Die prosaische Advokatur begann den Lustspieldichter ohnehin zu langweilen, und als zusammen mit Sacchis Brief ein Dekret eintraf, das ihn zum Mitglied der römischen „Arcadia" ernannte, war der Bann gebrochen. Er erhielt den Namen Polisseno und eine Investitur auf Tegea in Arkadien. Von jetzt an war er der Besitzer idealer Güter in Griechenland, die Türken säten dort ihren Weizen und er durfte ihn in Sonetten besingen. Er erhielt den Titel eines arkadischen Dichters und nannte sich Polisseno Tegeio.

Sacchi schickte er bald ein Lustspiel: „Il servo di due padroni", aber der Schauspieler liess ihm keine Ruhe und wollte noch mehr haben, da das Stück ausserordentlich gefallen hatte. Sacchi bat, dass Goldoni ihm so schnell als möglich ein neues Stück schicke. Tag und Nacht lag Sacchi Goldoni im Sinn, und im Verlauf von drei Tagen war eines seiner besten Bühnenstücke, die Komödie: „Il figlio di Arlechino perduto e ritrovato", fertig.

Goldonis Name als Advokat hatte in Pisa einen so guten Klang, dass er von Klienten aus allen Ständen und Berufen überlaufen wurde: vornehme Herren, reiche Bürger, Kaufleute, Geistliche, Mönche, Pächter, selbst Juristen, die in schwierige Prozesse verwickelt waren und seinen Rat suchten, drängten sich vor seiner Tür. Aber das Theater machte

der Weiterentwicklung der glänzenden Advokatenkarriere ein Ende. Medebac, ein bekannter Schauspieler und Theaterunternehmer, kam nach Livorno und meldete sich bald bei Goldoni mit der Bitte um ein neues Stück. Unglücklicherweise war die Signora Medebac eine ausgezeichnete Schauspielerin. Ihr bezaubernder Gesichtsausdruck, ihre schöne, klangvolle Stimme, ihre grosse Intelligenz versprachen eine glänzende Zukunft auf der Bühne. Goldoni fand es der Mühe wert, ein Stück zu schreiben, in dem die Vorzüge ihrer Erscheinung und ihres Temperaments zur Geltung kämen. Der geschickte Medebac und seine kluge Frau erkannten, dass es leicht sei, Goldoni auszunützen und durch ihn reich zu werden. Sie verstanden ihn so lange durch Liebenswürdigkeiten und Einladungen zu umgarnen, bis Carlo beschloss, seine Kanzlei in Pisa aufzugeben und Medebacs Theaterdichter zu werden. Im September 1746 entschloss er sich, den Kontrakt zu unterschreiben; beigetragen zu diesem Entschluss hatte der Umstand, dass Medebac das Theater Sant' Angelo in Venedig zu pachten im Begriff war, und Goldoni somit in seine geliebte Vaterstadt übersiedeln konnte.

Sechs Monate dauerte die Abwicklung aller Geschäfte in Pisa, dann ging Goldoni über Florenz nach Venedig. In Florenz wohnte er einem literarischen Fest bei, das am besten beweist, mit was für Kindereien sich die damaligen Akademien abgegeben haben. Das Fest fand in der Akademie „degli Apatisti", die sich „Sibillone" nannten, statt. Sibillon war ein zehnjähriger Knabe, der in die Sitzungen der Akademie kam, auf einem erhöhten Sitz Platz nahm und von den durchs Los bestimmten Mitgliedern der Versammlung befragt wurde. Der Knabe, der in den wenigsten Fällen verstand, um was es sich handelte, musste die Fragen mit einem einzigen Wort beantworten. Dann erhob sich der eine oder andere der Akademiker und versuchte zu beweisen, dass Sibillons Antwort absolut richtig und zutreffend war. Bei der Sitzung, an der Goldoni teilnahm, fragte ein Fremder den Knaben: „Weshalb weinen Frauen häufiger und leichter als Männer?" Sibillon gab ernsthaft zur Antwort: „Stroh." Darauf erhob sich einer der Akademiker, ein Abate, und bewies in einer langen Ansprache, dass die Antwort „Stroh" ausserordentlich zutreffend sei, da die Nerven der Frau so zart und zerbrechlich wie Stroh seien. Dreiviertel Stunden währte die Rede des Abate, er holte seine Beweise aus Botanik und Anatomie, und Goldoni fand, dass man die Bedeutung von Stroh nicht meisterhafter verdrehen könne.



FRANCESCO GUARDI (Phot. Naya)
Selbstbildnis
Venedig: Museo Correr

IV.

Die völlige Theaterreform, der Bruch mit der „Commedia dell'arte“ setzte erst mit Goldonis neuem Stück: „La Vedova scaltra“ ein, das im Sommer 1748 in Modena und während des Karnevals 1749 in Venedig aufgeführt wurde. Das Publikum nahm das Lustspiel sehr beifällig auf, und Goldoni selbst hielt den Beginn der Reform für glücklich. Aber die Opposition liess nicht lange auf sich warten. Die Schauspieler der übrigen Theater, in ihrer Existenz bedroht, begannen zu intrigieren, und nach wenigen Tagen wurde im Theater San Samuele eine Parodie auf Goldonis Stück aufgeführt: „La scuola delle vedove“, in der der Verfasser und sein Stück aufs witzigste verspottet wurden. Das Publikum, entzückt von den billigen und zugleich boshaften Witzen, sparte mit seiner Bewunderung nicht, und es hatte den Anschein, als wenn die Satire Goldonis Reform im Keim ersticken würde. Aber Goldoni streckte die Waffen nicht ohne weiteres, er schrieb die ganze Nacht; am nächsten Morgen wurde seine Verteidigung: „Prologo apologetico della vedova scaltra“ gedruckt und in 3000 Exemplaren in Venedig verteilt. Die Verteidigung war so geschickt, dass die venezianische Regierung die weitere Aufführung der „Scuola delle vedove“ verbot und eine Zensur der Theaterstücke einzuführen beschloss. Auch das Publikum begriff die Vorzüge von Goldonis neuer Komödie, so dass „La Vedova scaltra“ an dreissig Abenden wiederholt werden musste.

Auch das professorale Bologna rüstete gegen die Reform. Man behauptete dort, es sei unwürdig und unpatriotisch, die „Commedia dell' arte“, dieses nationale Schauspiel, das das Volk geschaffen und Jahrhunderte hindurch zu seinem Ruhm entwickelt habe, zu zerstören. Ausserdem wurde Goldoni vorgeworfen, dass er gegen Aristoteles' ewige Regeln, namentlich gegen die Einheit des Ortes sündige, und die Volkssprache einführe, da seine Prosa von Gallizismen und Trivialitäten wimmle. Aber gerade die natürliche Sprache war Goldonis grösster Vorzug; das italienische Leben wollte er, der Wirklichkeit möglichst nahekommend, auf der Bühne darstellen. Übertreibungen waren ihm in Prosa wie in Poesie gleich verhasst, er bekämpfte den Petrarkismus, die lächerliche Unnatur und den Seicentismus, dessen Hauptvertreter der Cavaliere Marino im XVII. Jahrhundert gewesen war. Goldoni hatte sich in seinen Lustspielen höhere Ziele gesetzt, er wollte die Ge-

sellschaft bessern und all jene Fehler an den Pranger stellen, an denen besonders die höheren Kreise krankten. Die „Commedia dell'arte" hatte im XVIII. Jahrhundert keine moralischen Tendenzen und wollte das Publikum nur auf die gewöhnlichste Art belustigen. Goldoni dagegen fasste das Theater als Institution auf, die zwar unterhält, aber die menschlichen Schwächen gleichzeitig geisselt. Eine ganze Anzahl seiner Lustspiele richtet sich gegen bestimmte Gebrechen, die dem Verfasser als die grössten Schäden der venezianischen Gesellschaft erschienen. Er bekämpfte den Cicisbeismus, verspottete ihn im Lustspiel: „Il cavaliere e la dama o cicisbei" und schilderte alle Leiden, die dieses Opfer einer törichten Mode, die das Familienleben erschütterte, zu ertragen hatte. In einem anderen Lustspiel „La donna prudente" verspottet er die Männer, die ihre Frauen lieben, aber aus Furcht, sich lächerlich zu machen, dem Cicisbeo alle Rechte im Hause einräumen. Don Roberto sieht gern mehrere Cicisbei gleichzeitig bei sich, da sie sich gegenseitig neutralisieren. Da er keinen anderen Ausweg in seiner unerträglichen Lage findet, entführt er seine eigene Gattin und lebt mit ihr in der Provinz in glücklichster Ehe.

In der Komödie: „La Bottega del caffè" geisselt Goldoni die Tunichtgute, die nach Venedig kommen, Karten spielen, Frauen verführen, Familiengeheimnisse verraten und sich zuletzt wundern, dass die undankbare Stadt ihre Verdienste nicht genügend schätze.

Eitle, auf ihre vornehme Abstammung pochende Menschen hat Goldoni in seinem Lustspiel: „Il Raggiratore" unbarmherzig verspottet. Don Eraclio behauptet, vom Kaiser Heraklius abzustammen, in alten Akten habe er den unwiderleglichen Beweis gefunden, dass sechsunddreissig Städte den Namen Eraclio getragen haben, seitdem nennt er sich: „Eraclio degli Eraclidi". Diesem Familienhochmut wird die Tochter geopfert, da sie keine Mitgift hat, kann der Vater keinen Gatten für sie finden, ohne das Andenken des Kaisers Heraklius zu beleidigen.

Fast alle Lustspiele von Goldoni verfolgen einen sittlichen Zweck; gelegentlich hat er sogar den Triumph erlebt, dass seine Stücke alteingewurzelte Schäden der Gesellschaft so unbarmherzig gegeisselt haben, dass dagegen eingeschritten wurde. So hat namentlich die Komödie: „La Bottega del caffè" dazu beigetragen, dass das berühmte „Ridotto" aufgehoben wurde.

Goldoni entwirft ein glänzendes Bild des venezianischen Lebens, sein Lustspiel: „La Bottega del caffè" veranschaulicht das damalige Venedig

nicht weniger als ein Bild von Guardi. Da ist der schmale Platz, das Campiello, die engen Gässchen, die Bottega des Barbiers, ein zweideutiges Café, ein heimliches Ridotto und das Haus der Balletteuse, in dem alle Pflastertreter vom Markusplatz aus und ein gehen. Und da ist Ridolfo, der Besitzer des Cafés, der Barbier, der Anführer der Sbirren, der Kaufmann Eugenio, der neapolitanische Edelmann Marzio, der Betrüger Leandro, der sich als Graf ausgibt, zwei Balletteusen, Leandros Frau Placida, die, als Pilger verkleidet, ihrem Mann nachspioniert, Vittoria, die verlassene Gattin des Spielers Eugenio, — all diese lebendig erfassten Gestalten sprechen und gestikulieren und veranschaulichen das venezianische Strassenleben des Rokoko.

Gelegentlich geisselt Goldoni seine Zeitgenossen unbarmherzig. In einem seiner älteren Lustspiele: „Banqueronte" (1746) begegnen Truffaldin und Brighella einander. Truffaldin, Pantalones Diener, bringt den Brief seines Herrn zu einer Sängerin; Brighella dient beim Grafen Silvio. Truffaldin, ein ehrlicher Kerl, beklagt sich bei seinem Kameraden, dass er sich zum Liebesboten hergeben müsse. Brighella rät ihm, Goldschmied zu werden.

„Eine einträgliche Beschäftigung," gibt Truffaldin zur Antwort, „aber jeder Goldschmied stiehlt und gibt Messing als Kupfer aus. Die Versuchung ist selbst für einen Edelmann zu gross."

„Und wie wär's, wenn du Drogist würdest?"

„Nein, mein Guter, das ist noch schlimmer. Ich habe mir erzählen lassen, dass diese Kaufleute, um einige Lire an den Arzneien zu verdienen, sich nicht bedenken, Kranke zu töten, sie machen die Ärzte ehrlos und scheinen mit den Totengräbern unter einer Decke zu stecken."

„Du hast anständige Grundsätze, mein Truffaldin, und machst unserer Stadt Ehre."

Brighella sucht nach einer anderen Beschäftigung für seinen Freund und schlägt ihm den Buchhandel vor. Aber auch diese scheinbar anständige Beschäftigung erweckt Truffaldins Misstrauen. „Um des Profites willen nehmen die Buchhändler schlechtes Papier, hässliche Typen und verkaufen für 20 Lire, was höchstens 6 wert ist."

„Ganz so ist's in jedem anderen Beruf auch. Dann bleibst du am besten Vermittler in Liebessachen. Du brauchst dich nicht zu quälen und richtest nicht mehr Schaden an als andere."

Da Medebac Goldoni schlecht bezahlte, schloss unser Dichter im Jahre 1752 einen achtjährigen Kontrakt (1753—1761) mit dem Thea-

ter San Luca ab, der Direktor versprach ihm eine monatliche Gage von 50 Dukaten. Medebac klagte, dass Goldoni ihm zu wenig neue Stücke liefere, und die Feinde des Dichters begannen das Gerücht zu verbreiten, er habe sich bereits verausgabt und könne nichts Gutes mehr schaffen. Der verletzte Carlo versprach dem Publikum durch den Mund der ersten Schauspielerin von der Bühne herab, im Laufe des Jahres, bis zum nächsten Karneval, sechzehn neue Komödien zu schreiben, da er noch Stoff genug für neue Stücke habe. Gemäss der auf der venezianischen Bühne geltenden Sitte hatte jedes Stück drei Akte und musste zwei und eine halbe Stunde dauern.

„Das ist ein furchtbares Jahr," schreibt Goldoni, „ich fühle mich an mein Versprechen gebunden." Mit dem Schreiben allein war's noch nicht getan, es galt darauf zu achten, dass die auftretenden Personen der Begabung und den Wünschen der Schauspieler entsprächen. Die Signora Medebac selbst war zwar eine ausgezeichnete Schauspielerin, aber eine Neurasthenikerin, die sich für krank hielt und hypochondrische Anfälle hatte. Goldoni verstand sie zu nehmen; die dankbarsten grössten Rollen gab er in einem solchen Falle einer untergeordneten Schauspielerin, und die Eifersucht machte die Frau Direktorin im selben Augenblick gesund. Der Verfasser quittierte mit einem Lustspiel, in dem er sie selbst auf die Bühne brachte. Sie erkannte sich zwar, wollte sich aber nicht dazu bekennen und spielte vorzüglich.

Im Laufe des Jahres hatte Goldoni tatsächlich bereits fünfzehn neue Lustspiele geschrieben, für den vorletzten Sonntag im Karneval fehlte noch eins, um die Zahl bis zum festgesetzten Termin einzuhalten. Er fand kein Motiv mehr und ging in Sorgen über den Markusplatz, ausschauend, ob ihm ein gütiger Zufall nicht zu Hilfe kommen wolle. Da sah er vor der Uhr einen alten Armenier, der auf der Strasse orientalische getrocknete Früchte, sogenannte „abagigi", feilbot. Und plötzlich kam die Inspiration. Goldoni hat diese bekannte Figur in den Mittelpunkt seines Lustspiels gestellt, sich in seine Wohnung eingeschlossen und ein Volksstück: „I Petegolezzi" geschrieben.

Am letzten Dienstag im Karneval wurde das Stück aufgeführt. Das Publikum war auf Goldonis Sieg so gespannt, dass hohe Preise für die Plätze im Theater bezahlt wurden. Das Stück gefiel, die Freunde umringten den bewegten Verfasser und freuten sich seines Sieges. Nach beendeter Aufführung wurde er im Triumph ins Ridotto getragen und dem versammelten Publikum gezeigt.

Aber dieser Triumph hat einen hohen Preis erfordert; Goldoni war 43 Jahre alt und musste mit seinen Kräften haushalten. Er erkrankte schwer und war auch über die Undankbarkeit des Theaterdirektors empört, der ihm für die Lustspiele, an denen er ein Vermögen verdient hatte, nicht einen Pfennig mehr gab als das kontraktlich ausbedungene jährliche Gehalt. Es sollte noch schlimmer kommen. 1752 war Goldonis Kontrakt mit Medebac abgelaufen; der Verfasser hatte die Absicht, seine Lustspiele in Buchform zu veröffentlichen, der Direktor widersetzte sich dem und behauptete, die Stücke seien für ihn geschrieben, und der Verfasser habe kein Recht, darüber zu verfügen. Um einen Prozess zu vermeiden, gab Goldoni seine Stücke in einem anderen Staat, in Florenz, heraus, nachdem er einige Änderungen daran vorgenommen hatte. Die ersten vier Exemplare seines Buches widmete er vier berühmten Persönlichkeiten in Venedig und freute sich über ihre Geschenke: eine goldene Uhr, eine goldene Schatulle, einen silbernen Handschuhkasten und Spitzenmanschetten, nicht wenig.

Goldonis Ruhm war so gross, dass er fortwährend aufgefordert wurde, für die verschiedensten Gesellschaften Theaterstücke zu schreiben, 1759 wurde er vom Theater Tordinona nach Rom eingeladen. Dort hatte er einen ausserordentlich peinlichen Eindruck. Der berühmteste Schauspieler stellte sich ihm vor, er spielte die Rolle des Pulcinella, wurde „la delizia di Roma" genannt und war dabei nicht mehr als ein neapolitanischer Hanswurst. Ein Barbier und ein Holzhändler gaben Frauenrollen, und das Publikum war ihre Albernheiten so gewohnt, dass es bei der ersten Aufführung von Goldonis Stück zu einem Entrüstungssturm kam und der herbeigerufene Pulcinella das Publikum nur mit Not und Mühe zu besänftigen vermochte. In der „Capranica" war Goldoni zwar glücklicher, aber er erkannte, dass er in Rom keine feste Tätigkeit finden würde, und ging nach Venedig zurück. Auch dort wurde er leidenschaftlich bekämpft; das Haupt der Opposition war Carlo Gozzi, von dessen Wirksamkeit noch die Rede sein wird.

Goldoni veröffentlichte, um die Opposition zu bekämpfen, Stücke aus dem Leben des venezianischen Volkes, namentlich aus dem Leben der Gondoliere und der Bewohner von Chioggia, die er aus seiner Jugend kannte. Es war eine gesunde Bevölkerung, die sich von den verdorbenen höheren Klassen lebhaft unterschied, hier gab es noch ein

stark entwickeltes Familiengefühl, Liebe und Fähigkeit zur Vendetta. Da das venezianische Volk den grössten Teil der Theaterbesucher ausmachte, durfte Goldoni auf einen Erfolg zählen. Er hat sich nicht getäuscht. Das erste Stück: „La Putta onorata“ wurde begeistert aufgenommen. Goldoni sagte den Gondolieren viel Angenehmes. „Wir Gondoliere“, sagt der eine, „bilden eine eigenartige Korporation. Gewiss stehen wir zur Verfügung des Publikums, aber wir haben eine noble Beschäftigung und behalten saubere Hände. In die allerverborgensten venezianischen Familiengeheimnisse sind wir eingeweiht und niemand kann sagen, dass wir sie verraten hätten. Unserem Vaterland sind wir blind ergeben, jeden Augenblick bereit, unser Blut dafür zu lassen, wir würden der ganzen Welt Trotz bieten, wenn sie wagen würde, das geliebte Venedig zu schmähen.“

Goethe hat am 10. Oktober 1786 der Aufführung eines Volksstückes von Goldoni: „Le Baruffe Chiozzotte“ beigewohnt, und trotzdem er das im Dialekt geschriebene Stück nur mühsam verstehen konnte, notiert er in sein Tagebuch: „Nun endlich kann ich denn auch sagen, dass ich eine Komödie gesehen habe! ... Aber auch so eine Lust habe ich noch nie erlebt, als das Volk laut werden liess, sich und die Seinigen so natürlich vorstellen zu sehen. Ein Gelächter und Gejauchze von Anfang bis zu Ende.“

Goldoni schrieb eine grosse Anzahl von Volksstücken, neben „La Putta onorata“ hatten „I Rusteghi“ den grössten Erfolg. In diesen Lustspielen konnte er ohne jegliche Rücksichtnahme Volkstypen darstellen, während er bei den Typen aus der aristokratischen Welt darauf achten musste, nicht mit der Signoria in Konflikt zu geraten.

V.

Goldonis Ruhm ging über Italiens Grenzen hinaus, in Deutschland und Frankreich wurden seine Lustspiele aufgeführt. In der Fremde wurde er fast mehr als im eigenen Lande geschätzt, da Gozzi seinen Ruhm in Venedig zu verdunkeln begann. Um das Jahr 1760 hatte man in Wien die Absicht, ihn als Hofdramaturg zu berufen, der jährlich eine bestimmte Anzahl von Stücken und Operntexten zu liefern hatte, er galt mit Recht als ein ausserordentlich fruchtbarer Bühnenschriftsteller. Dieser Plan kam jedoch nicht zustande, dagegen wurde er nach Paris gerufen, um das dortige italienische Theater zu reformieren, das

schon seit längerer Zeit daniederlag. 6000 Lire jährlich wurden ihm angeboten, und da seine materiellen Verhältnisse infolge des gegen ihn geführten Kampfes immer ungünstiger wurden, entschloss er sich, im April 1762 mit seiner Frau und seinem Neffen nach Paris zu gehen. Er reiste langsam, machte in Parma Station und kam erst drei Monate später nach Genua, der Heimat seiner Frau. Der Weg wurde zur See zurückgelegt, im Meerbusen von Lyon erlitt das Schiff einen schweren Unfall und nur durch ein Wunder entgingen sie dem Tode.

In Paris fand er eine Wohnung in demselben Haus, in dem Madame Riccoboni wohnte, die Witwe eines berühmten italienischen Schauspielers, der gleichfalls eine Theaterreform geplant hatte. Auch sie war früher Schauspielerin gewesen, hatte sich dann in Paris niedergelassen und schrieb sehr moderne Erzählungen und Romane. Mit den Pariser Theaterverhältnissen vertraut, konnte sie Goldoni sehr nützen und führte ihn in die dortige Schauspielerwelt ein.

In Paris fand er so rückschrittliche italienische Schauspieler, dass er zuerst eine Komödie: „a soggetto“ für sie schreiben musste, weil sie nicht gewohnt waren, Prosadialoge auswendig zu lernen.

Sein erstes, in Paris gespieltes Lustspiel: „L'Amore paterno o sia la Serva riconoscente“ gefiel nicht und war auch tatsächlich schwach. Dieser Misserfolg entmutigte ihn nicht, mit um so grösserem Eifer stürzte er sich in die Arbeit und schrieb im Verlauf von zwei Jahren vierundzwanzig neue Stücke, die seinen Ruhm zum Teil rechtfertigten. Besonders sein Lustspiel: „Il Matrimonio per Concorso“ hatte einen ungeheuren Heiterkeitserfolg, dieses Meisterwerk komischer Verwicklungen wurde später auf tausenderlei Arten nachgeahmt. Er schildert einen italienischen Kaufmann, der sich nach längerem Aufenthalt in England in Frankreich niederlässt, mit der Absicht, seiner Tochter Lisetta einen Mann zu suchen und die Mittel anwendet, die er bereits in England geübt hat. In der Zeitung: „Les petites affiches“ zeigt er an, dass er eine heiratsfähige Tochter habe, die Reflektanten werden gebeten, sich in der Wirtschaft „Zum Adler“, in der er sein Quartier habe, zu melden. Im gleichen Hotel steigt noch ein Italiener mit seiner Tochter Doralice ab, und Lisettas Prätendenten melden sich bei Doralices Vater, da Filippo, der Hotelbesitzer, Lisetta liebt und erklärt, dass seine Trauung mit ihr bereits stattgefunden habe. Es entstehen viele komische Verwicklungen, die zuletzt eine glückliche Lösung finden. Das Lustspiel enthält eine Fülle von Beobachtungen über das Pariser

Leben, über die in Frankreich lebenden Italiener, über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen, ja selbst über Fiaker, Remisen, Post und den Wert des Geldes.

Goldoni war in Paris bald sehr beliebt, er drängte sich niemand auf, lebte mit der ganzen literarischen Welt in Frieden und verstand sogar Diderot zu gewinnen, der ihn erst der Urheberschaft einiger gegen ihn gerichteten Kritiken verdächtigt hatte. Er erzürnte nicht einmal Jean Jacques Rousseau, der mit der ganzen Welt in Unfrieden lebte, und trat durch den venezianischen Gesandten Gradenigo auch mit dem Fürsten de Choiseul in Verbindung. Diese Protektion war ihm sehr nützlich; er wurde der französische Lehrer von Ludwigs XV. Töchtern, Mesdames de France; abgesehen von der Ehre, warfen ihm diese Stunden 4000 Lire jährlich ab; ausserdem hatte er die Möglichkeit, seine Stücke am französischen Hofe aufführen zu lassen, und selbst die Pforten der „Comédie Française“ öffneten sich ihm.

Trotzdem Goldoni nicht ganz zehn Jahre in Paris gelebt hat und etwa fünfzig zählte, als er in die Hauptstadt kam, machte er sich die französische Sprache so zu eigen, dass er ein französisches Stück: „Le Bourru bienfaisant“ schrieb. Der damaligen Sitte gemäss las er es zuerst im Salon von Madame du Deffand. Das Stück gefiel nicht und Madame du Deffand erklärte, es sei das langweiligste, gewöhnlichste Stück, das je geschrieben worden sei. Das Publikum war jedoch anderer Ansicht, bei der Aufführung war der Erfolg so gross, dass der Verfasser zusammen mit den Schauspielern auf die Bühne gerufen wurde. Diese Sitte existierte in Italien nicht; Goldoni war sehr überrascht, als er sich dem Publikum zeigen musste, und notiert in seinen Tagebüchern, er könne nicht begreifen, wie man den Autor zwingen könne, sich zu zeigen und gewissermassen zu sagen: „Hier bin ich, applaudieren Sie, bitte, fleissig.“ „Le Bourru bienfaisant“ hat sich lange auf der französischen Bühne gehalten und wurde zum Typus wie etwa Molières „Harpagon“. Geront, der Bourru, ein alter, reicher Junggeselle, schimpft und flucht den ganzen Tag, verzeiht aber dem Neffen seine grossen Schulden, der Frau ihre Koketterie und Verschwendungssucht, der Nichte, dass sie nicht den alten Mann heiraten will, den er ihr ausgesucht hat. Er schimpft zwar, möchte aber alle Menschen zufrieden und glücklich machen. Goldoni hatte damit alle Herzen erobert, nach Rousseaus Vorschriften musste jede junge Frau liebenswürdig, jeder Mann zärtlich, jeder Greis würdig sein. Im ganzen Stück tritt nicht ein schlechter

verdorbener Mensch auf, sie leiden an kleinen Schwächen, sind aber im Grunde genommen alle gutherzig.

Das Stück wurde so berühmt, dass es vor dem Hof in Fontainebleau aufgeführt wurde und Goldoni 150 Louisdor als Gratifikation aus der königlichen Schatulle bekam. Das machte ihm Lust, ein weiteres französisches Stück: „L'avare fastueux" zu schreiben, hier blieb der Erfolg jedoch aus. Goldoni wurde alt und begriff, dass es Zeit sei, aufzuhören, da die Einfälle ihm nicht mehr zuflogen. Übrigens durfte er auf seinen Lorbeeren ausruhen, er hat über zweihundert Stücke geschrieben und wusste die Zahl selbst nicht einmal genau. Einfälle für Texte zu komischen Opern hatte er noch genug und lieferte den französischen Theatern zwölf, ausserdem schrieb er seine Tagebücher, deren zweiter Teil, eine allzu genaue Analyse seiner Stücke, langweilig ist, während der erste und dritte sehr viel scharfe Beobachtungen enthält und einen gesunden Humor verrät. Goldonis letzte Lebensjahre vor der Revolution verliefen ruhig, er besuchte seine Freunde, freute sich, dass er die Zukunft seines Neffen sichergestellt hatte, und dachte in schlaflosen Nächten über ein venezianisches Dialekt-Wörterbuch nach, das er in seiner Jugend begonnen, aber nicht zu Ende geführt hatte.

Die Revolution machte diesem friedlichen Leben ein Ende. Die Pension wurde ihm genommen, und erst infolge der Bemühungen von Maria Joseph Chénier beschloss der Konvent am 7. Februar 1793, sie ihm aufs neue auszuzahlen. Goldoni hat diese angenehme Botschaft nicht mehr erlebt, er starb am Vortage dieses Beschlusses. Chénier ruhte jedoch nicht, bis die Witwe des grossen Lustspieldichters eine Pension von 1500 Francs erhielt.

Mit grösster Liebe hat Goldoni seiner Heimat gedacht, er vergass des dort erlittenen Unrechts, seine Erinnerung bewahrte nur das köstliche Bild der Lagunenstadt und ihres Volkes. In Paris entstand der Vierzeiler, der sein Empfinden am deutlichsten spiegelt:

„Da Venezia lontan do mile mia
No passa di che, no me vegna in mente
El dolze nome de la patria mia,
El linguazo e i costumi de la gente."

FÜNFTES KAPITEL

DIE BRÜDER GOZZI

I.

Um das Jahr 1736 sah es im Hause von Jacopo Gozzi zu Vicinale, in der Nähe von Pordenone im Friaul, seltsam genug aus. Gozzi nannte sich Conte, hatte viel Landbesitz von seinem Vater geerbt, war aber ein massloser Verschwender und leidenschaftlicher Jäger, der sich mehr um Hunde und Pferde als um Kühe und Ochsen kümmerte. Allmählich war er in Schulden geraten, hatte den grössten Teil seines Vermögens vergeudet und sass jetzt gelähmt in einem alten Fauteuil, dem Untergang seiner Familie schmerzlich zusehend. Und die Familie war zahlreich: vier Söhne, fünf Töchter und einige Enkel, denn der älteste Sohn Gasparo, der mit einer älteren Dichterin verheiratet war, hatte bereits das Seine dazu beigetragen, um die Zahl der Gozzi zu vermehren. Neben der Schwiegertochter Luiza, aus der Bottega des piemontesischen Flickschusters Bargello, verschwand auch die Gräfin-Mutter im Hause, trotzdem sie von der Patrizierfamilie Tiepolo abstammte.

Luiza war sich ihrer dichterischen und künstlerischen Begabung früh bewusst; sie gefiel dem Grafen Collalto, der sich bemühte, sie in Rosalba Carrieras Atelier als Schülerin unterzubringen. Luiza, die mehr an ihre dichterische als an ihre malerische Begabung glaubte, wandte sich an den berühmten Gelehrten und Kritiker Apostolo Zeno mit der Bitte, ihr literarischer Berater zu sein. Mit Zenos Hilfe errang sie einen gewissen Ruf als Dichterin und wartete im Atelier der Rosalba auf einen poetischen Jüngling, der sie zum Altar führen würde. Der 22jährige Gasparo Gozzi kam häufig zu Rosalba, und trotzdem Luiza damals schon dreissig Jahre alt war und Tabak schnupfte, verstand sie ihn so zu

umgarnen, dass er sie im Jahre 1738 gegen den Willen seiner ganzen Familie heiratete. Im ersten Liebesfeuer besang er sie:

„Cara, celesta, angelica figura
Per cui spendendo vo' gli anni e l'ingegno",

nannte sie „giglio amoroso", aber sein jüngerer Bruder Carlo beurteilte die Lage nüchterner und war der Ansicht, Gasparo habe Luiza „per distrazione" geheiratet.

Jedenfalls verstand sie es, im Hause Gozzi zu dominieren, sie hielt sich nämlich nicht nur für eine grosse Dichterin, sondern auch für das Finanzgenie der Familie, und kam fortwährend mit neuen Vorschlägen, um die Familieninteressen zu ordnen, trug aber nur das Ihre dazu bei, um die traurige Lage zu verwirren. Auf ihre Zugehörigkeit zu den Arkadiern war sie stolz, sie glaubte dadurch auch ihre vermeintlichen weiblichen Reize zu steigern und unterschrieb ihre Briefe gern mit ihrem Arkadiernamen: „Irminda Partenide".

Gasparo bedauerte seine „Zerstreutheit" sehr bald, zog sich, soviel er konnte, in sein Dachstübchen zurück, vergrub sich in seine Bücher und machte Gedichte. Er war ein langer, hagerer Mensch, mit brennenden, schwarzen, tiefliegenden Augen und ungeschickten grossen Händen. Er hatte übrigens Anlass genug, sich hinter Büchern und Papieren zu verstecken, da in den unteren Räumen, ja im ganzen Hause, ein Höllenlärm herrschte. Pächter kamen mit den verschiedensten Wünschen, Juden mahnten wegen der ausstehenden Zinsen auf das von ihnen vorgeschossene Geld, die Lehrer der jüngeren Brüder und Schwestern, junge Abbés, tauschten zärtliche Blicke mit den Dienstmädchen, Carlo und Francesco fochten untereinander. Gasparo stand nicht nur unter Partenides besonderem Schutz, sondern auch unter dem der Mutter, die ihn allen übrigen Kindern vorzog.

Fast die ganze Familie machte Gedichte, eine zeitgenössische Anthologie brachte Verse von Giacomo, Francesco, Marino, Girolamo und Gasparo Gozzi. Jeder Papagei im Hause, jede Katze, jedes neugeborene Kalb boten Gasparo ein erwünschtes Thema für lyrische Ergüsse. Das geringfügigste Ereignis war der Anlass zu einem Sonett. Als die Wäscherin ihrer Freundin ein Hündchen nach Padua schickte, hat Carlo diese Tatsache durch Verse verherrlicht. Und dabei hat Carlo selbst gelegentlich seine Familie verspottet und sein Vaterhaus ein Dichterspital genannt, da alle dort geborenen Verse hinken und nichts taugen. Zuweilen wurde in diesem unruhigen Hause Theater gespielt,

in szenischen Einfällen war Carlo unerschöpflich und seine Brüder und Schwestern geborene Schauspieler. Wenn Luiza zu sehr dominierte und die Familie ganz unter ihr Joch zwang, flüchtete Gasparo nach Padua und war dort Cavaliere servente der Signora Marianna Matraca, der Gattin des Juristen Stelio. Dort verbrachte er seine glücklichsten Stunden, besonders da der Professor sich mehr um Wissenschaft als um seine junge Frau kümmerte. Als Gasparo Partenides Launen nicht länger zu ertragen vermochte, flüchtete er einmal sogar ganz zu Marianna. Das hinderte jedoch nicht, dass seine Gattin das Vaterland jährlich um einen neuen Sprössling bereicherte, so dass es immer mehr Geschrei und Ammen im Hause gab. Der Zukunft eingedenk, verstand es Luiza glänzend, jedes Geldgeschäft, das sie zum Wohl der Familie abschloss, für sich zu benützen und in aller Stille etwas für ihre persönlichen Bedürfnisse zurückzulegen.

Die verzweifelten pekuniären Verhältnisse und Partenides allmächtiges Regiment, dem gegenüber die alten Gozzi und Gasparo hilflos waren, zwangen die jüngeren Brüder, sich ihren Lebensunterhalt und ihre Beschäftigung ausserhalb des Hauses zu suchen. Francesco flog als erster aus dem Neste, und mit Hilfe des Provveditore di mare Antonio Loredan erhielt er eine Anstellung in Korfu. Seinem Beispiel folgte Carlo; mit Hilfe seines Onkels Almero Tiepolo wurde der noch nicht Siebzehnjährige in das Heer der Republik eingereiht und als Kadett nach Zara, der damaligen Hauptstadt Dalmatiens, geschickt. Carlo nahm sein bisschen Wäsche, einige Bücher, seine Gitarre und bestieg seelenvergnügt das Schiff, das ihn nach einer beschwerlichen zwanzigtägigen Reise an seinen Bestimmungsort brachte. Das waren lustige Tage für ihn, trotzdem er, da er kein Geld von zu Hause bekam, in einem schmutzigen Zimmer wohnen musste, das keine Fensterscheiben, sondern nur zerrissene Vorhänge hatte, die sich bei jedem Windhauch wie Segel aufblähten. Unmittelbar nach seiner Ankunft in Zara erkrankte er schwer an Fieber, und zahllose Mückenschwärme trugen dazu bei, seine Leiden zu erhöhen. Der Protomedikus der Republik besuchte ihn und verschrieb ihm Pulver und Mixturen; da die nichts halfen, begannen die Weiber ihn mit Hausmitteln, Kräutern und Besprechungen zu kurieren. Auch diese Zauberkünste verfingen nicht, und erst die Hilfe seines Freundes Innocenzo Massimo aus Padua, der Kapitän der Hellebardiere in Zara war, rettete ihn vom sicheren Tod. Der vermögende Massimo nahm sich Gozzis an, liess ihm gute Pflege und alle nur mög-

lichen Erleichterungen zuteil werden, so dass der Patient bald gesund wurde. Innocenzos Freundschaft sollte ihm noch so manches Mal im Leben nützen.

Carlo fühlte sich als Soldat; er ritt, stellte Holzfiguren, die Soldaten darstellten, auf einem grossen Schachbrett auf, um auf diese Weise Strategie zu lernen und herauszufinden, wie man dem Feind am schnellsten eine Schlappe beibringe. Er besichtigte die Festungswälle, beobachtete den Aufbau von Verteidigungsmauern, am meisten aber interessierte ihn die Aufnahme der Morlaken ins Heer. Die Dalmatiner und Montenegriner unterschieden sich nach seiner Auffassung gar nicht von den homerischen Helden. Diese Mörder, Räuber und Wegelagerer hatten keine Ahnung von militärischer Zucht, und ihre Entsendung nach Italien brachte der Republik mehr Schaden als Nutzen. In ihrem Lande lastet die ganze Arbeit auf den Weibern, diese armen Geschöpfe werden so geknechtet, dass sie vor jedem Mann, dem sie begegnen, niederknien und ihm die Hände küssen, als wenn sie einen Heiligen vor sich hätten. Die Jungfernschaft einer Morlakin ist für einen festgesetzten, unerhört niedrigen Preis käuflich. Die Morlaken vernichten sich untereinander durch brudermörderische Kämpfe, und die Vendetta vererbt sich von Generation auf Generation gewissermassen als Fideikommiss. Das ganze Land riecht nach Knoblauch und Zwiebeln, die Dalmatiner vertilgen diese Pflanzen, die sie aus der Romagna einführen, in Unmengen und sind selbst nicht einmal imstande, Gemüse zu bauen.

Durch Theateraufführungen und Liebesverhältnisse versuchten die jungen Leute der Langweile des Provinzlebens zu steuern. Gewöhnlich gab Carlo Frauenrollen und trat am häufigsten als Colombine auf; in Liebessachen war er nicht sehr glücklich, er baute fest auf die Treue der Frauen und erlitt manch unangenehme Enttäuschung.

Nach dreijährigem Dienst ging er, an Heimweh leidend, mit seinem Freund Massimo nach Venedig zurück. Die Gozzi hatten ihren Familienpalast in Venedig in der Nähe der Jesuitenkirche. Der Palast enthielt kostbare Möbel, Gobelins und Bilder von Renaissancemeistern. Carlo, in der Absicht, sich des elterlichen Hauses zu rühmen und sich dem Freunde für seine ihm in Dalmatien erwiesene Güte dankbar zu zeigen, forderte ihn auf, sein Gast in Venedig zu sein. Wie gross war seine Enttäuschung, als eine alte Frau ihm die Tür eines leeren Hauses aufschloss! Der Steinfussboden war voll lebensgefährlicher Löcher,

der Wind blies durch leere Fensterrahmen, die verräucherten, zerrissenen Tapeten hingen in Fetzen von den Wänden. Partenide hatte die kostbare Einrichtung verkauft; übriggeblieben waren nur einige verräucherte Familienporträts von Tizian und Tintoretto.

Die Freunde verbrachten nur eine Nacht im leeren Palast und verliessen die ungastlichen Mauern so schnell als möglich. Carlo ging aufs Land in den Friaul, Massimo nach Padua.

Bald nach Carlos Rückkehr nach Vicinale wurde im Familienrat der Gozzi beschlossen, nach Venedig zu übersiedeln, denn Partenide trug sich mit Finanzplänen, die der Familie Gozzi ihren alten Glanz wiedergeben sollten. Der Zug, der sich in Bewegung setzte, glich einer wandernden Komödiantentruppe: der kranke Vater, der zerstreute Gasparo, die phantastisch aufgeputzte Partenide, die Gräfinnen in uralten Hüten, fünf kleine Kinder mit den dazu gehörigen Wärterinnen, Dienstmädchen und Lakaien in schäbigen Livreen, Hunde und Katzen in Scharen. Fluchend, lachend, scherzend und seufzend nahm die Gesellschaft Besitz vom leeren Palast. Carlo liess sich in einem kleinen Stübchen nieder, dessen kostbarster Besitz ein wackeliger, dreibeiniger Tisch war.

Der gelähmte Vater konnte diesen Anblick nicht lange ertragen und starb bald nach der Ankunft in Venedig; es gab nicht einmal Geld genug für ein anständiges Begräbnis. Partenide tröstete alle damit, dass sie noch nie einen Greis gesehen habe, der so schön gestorben sei; im Einverständnis mit der Gräfin, die vollständig unter ihrem Einfluss stand, begann sie ihre Finanzpläne durchzuführen. Carlo überraschte die Schwägerin in geheimnisvollen Gesprächen mit Juden und beobachtete, dass die Mutter und Partenide das Haus häufig maskiert verliessen. Im Einverständnis mit Gasparo wollten sie den Palast verkaufen. Es war höchste Zeit, dem unsinnigen Regiment der Dichterin Einhalt zu tun und zu retten, was noch zu retten war. Carlo setzte sich mit den jüngeren Brüdern und Schwestern ins Einvernehmen, nahm sich der schwebenden Prozesse an, ordnete die Geschäfte und überredete Mutter und Schwägerin, aus Sparsamkeitsgründen wieder aufs Land zu übersiedeln.

Das schlug dem Fass den Boden aus; Partenide, aufs empfindlichste gekränkt, wurde Carlos Todfeindin. Sie fügte sich dem Schwager nicht, sondern entwarf einen neuen, ungewöhnlichen Plan, der die Zukunft ihrer Kinder sicherstellen und ihren Mann mit Ruhm bedecken sollte. Ohne Carlos Wissen übernahm sie 1758 im Einvernehmen mit ihrem

Mann die Direktion des Theaters Sant' Angelo in Venedig und war überzeugt, auf diese Weise reich zu werden. Ihre Truppe bestand aus Bauern, Dienstmädchen, Wäscherinnen, Friseuren und Krämern, die sich für grosse Bühnentalente hielten, diesen „Schauspielern" versprach sie goldene Berge und machte laute Reklame. Die erste Aufführung verlief unglücklich, das empörte Publikum schrie, pfiff, fluchte und bewarf die Schauspieler mit Äpfeln, Kartoffeln und Stuhlbeinen. Dieser Misserfolg hat Partenide keineswegs entmutigt; da das Theater täglich leerer wurde, sparte sie an Regiekosten, verringerte das Orchester und führte an Stelle von Öllampen elende Dochtlämpchen ein, die das ganze Theater mit Rauch und Gestank erfüllten. Nach weiteren Misserfolgen konstatierte sie, dass es dem venezianischen Publikum an gutem Geschmack fehle, und ging mit ihrer Truppe in die Provinz, wo es ihr aber nicht besser ging.

Sie war gewungen, nach Venedig zurückzugehen; in der Absicht, ein Stück aufzuführen, das das Publikum locken und sie gleichzeitig an Carlo rächen sollte, weil er sie in ihren Finanzoperationen gestört hatte, schrieb sie mit Hilfe ihres Mannes das Stück: „L'Esopo in città".

Carlo, mit der Gräfin Ghellini-Balbi befreundet, wollte ihr eine Wohnung im Palazzo Gozzi vermieten. Partenide wollte nichts davon hören, sie verbreitete das Gerücht, dass Carlo ein Verhältnis mit der Gräfin habe, und verspottete in einer sehr boshaften Szene ihres Stückes, das nach französischem Muster gearbeitet war, Carlo, die Gräfin und zwei jüngere Brüder ihres Mannes Francesco und Almoro. Als man in Venedig erfuhr, dass Privatangelegenheiten der Familie Gozzi auf der Bühne verhandelt werden würden, war das Theater Abend für Abend brechend voll, aber dieser Erfolg nützte wenig, Partenide hatte so viel Schulden gemacht, dass das Theater geschlossen werden musste.

Der arme, kränkliche und nicht gerade energische Gasparo wusste sich Partenides nicht zu erwehren. Er tat alles, was sie wünschte, um nur einen Augenblick Ruhe zu haben. Im Laufe von zwei Jahren zog sie sechsmal um, ohne ihren Mann vorher zu verständigen. Gasparo, zur Verzweiflung gebracht, zog in eine elende Wirtschaft, die ihm nach den häuslichen Szenen wie ein paradiesischer Aufenthalt erschien. Damals schrieb er, Glück gebe es nur in der Osteria, wo man für einen vereinbarten Preis seine Bequemlichkeiten finde und weder unter schreienden Kindern noch unter einem keifenden Weibe zu leiden habe.

Der magenkranke Mann war zum Skelett abgemagert, melancholisch schlich er mit gesenktem Kopf durch die Strassen von Venedig, gab kurze, gelegentlich nicht zur Sache gehörige Antworten, da er stets nur an sein Elend dachte. Er hielt sich für den unglücklichsten Familienvater seit der Erschaffung der Welt. Er bedauerte, nicht kastriert zu sein, da er dann weder Frau noch Kinder, aber ein vernünftiges Auskommen hätte. Caffariello, ein kastrierter Sänger, hatte im Laufe einiger Jahre eine Million Lire ersungen.

Gasparos grösstes Vergnügen war, vor den Auslagen der Buchhändler stehenzubleiben. Er kaufte Hunderte von Werken, aber nur in seiner Phantasie, da er kein Geld hatte. Bücher lieh er bei Freunden, am meisten bei Apostolo Zeno, dem Besitzer einer berühmten Bibliothek, und gab sie mit Schmerzen wieder. Er trug schäbige Kleider und besang seinen Mantel in humoristischer Weise, vor ihm hätten der Prophet Elias und der heilige Martin ihn getragen, und nun schillere er in achtzig verschiedenen Farben:

Il mio mantello prima l'ebbe Elia,
Poi Eliseo nei tempi piu lontani,
Poscia non trovo chi l'ebbe in balia,
Ma certo furon guatteri e magnani.
Poi giunse a San Martin, che sulla via
Lo diede a Satanasso nelle mani,
Infino che divenne una corteccia.
Che sforacchiata par con una freccia.

Ebbe colori intorno più di ottanta
Questa tonaca cotta e piviale;
Chi non è negromante e non incanta
Non sa 'l suo color primo naturale!
Ma quando qualque pezzo se ne schianta
Escon fuor pulci, cimici e zenzale,
E mosche ch'eran piatte per la piova
E formiconi che covavan l'uova.

Als Partenides Theaterunternehmen verkracht war, übernahm Gasparo die Leitung einer Schule, ausserdem wurde er Bücherzensor mit einem Gehalt von 200 Dukaten jährlich und machte Gelegenheitsgedichte, wenn vermögende junge Venezianerinnen heirateten oder ins Kloster gingen. In diesem Fach war er eine Berühmtheit geworden,



(*Phot. Hanfstaengl*)

FRANCESCO GUARDI

Venezianisches Galakonzert

München: Königl. Ältere Pinakothek

und keine aristokratische Trauung oder Klostereinkleidung fand statt, ohne von ihm durch bestellte Verse verherrlicht zu werden.

Er schrieb unerhört viel: Zeitungsartikel, Gedichte, Satiren, Lustspiele, übersetzte Stücke aus dem Französischen und Spanischen, die zwar für die Bühne bestimmt waren, aber nie aufgeführt oder gedruckt wurden. Er übersetzte auch philosophische und historische Schriften aus dem Griechischen, Deutschen, Englischen und Französischen, war aber nur des Französischen mächtig und benützte bei den anderen Sprachen das Französische als Zwischenglied. Bei dieser Arbeit half ihm die ganze Familie: Frau, Kinder, selbst Freunde und die Verlobten der Töchter, wenn sie das Unglück hatten, im Augenblick zu kommen, wo die Arbeit drängte.

Gasparos Erzeugnisse haben einen geringen literarischen Wert, ein gelungener Witz oder ein treffender Sarkasmus ertrinkt in einem Meer von Versen, die allein um des Geldes willen geschrieben wurden. Bitter klagt er, er müsse, um die Bedürfnisse des Tages zu befriedigen, sich die Nerven aus dem Gehirn ziehen, wie ein altes Mütterchen in schlaflosen Nächten ihr Garn von der Spindel abspinnt, um sich ein Stückchen Brot zu schaffen. Das Herz blute ihm, weil er seine Seele auf die Wage legen müsse und sein Gehirn drachmenweise für geringen Preis abgeben wie ein Stück Ochsen- oder Schweinefleisch.

„Non è picciolo male ad oncia ad oncia
Metter l'alma in bilance, ed il cervello
Vendere a dramme; e peggior mal è ancora
Vendansi, che di bue carne o di ciacco
Oh mio dolore! oh mia vergogna eterna!"

Unter seinen Schriften stehen die „Sermoni" an erster Stelle. Es sind schlichte reimlose Satiren, aus denen ein ehrliches Empfinden spricht. Predigten und Beobachtungen dieser Art waren nicht neu, Chiabrera hatte sich als erster dieser Form bedient, aber Gasparo war ihm an Inhalt und Witz überlegen. Er entwirft ein vielseitiges Bild des italienischen Volkslebens, der unsinnigen Bräuche, die sich in der Gesellschaft eingenistet haben, und schildert alles mit einer wehmütigen, nicht verletzenden Ironie. Er verspottet die venezianischen Müssiggänger, den Cicisbeo, der sich zu einer weiten Reise rüstet, um holländische und deutsche Stecknadeln zu kaufen, die er stets bei sich haben muss, um einer Laune der angebeteten Donna willen, die Krämerfrauen, die, um es den Patrizierinnen gleichzutun, den Sommer an der Brenta verleben.

Zu den gelungensten Bildern gehört die Schilderung des Spaziergangs der Venezianerinnen auf dem Markusplatz im Mondschein; an den Tagen, an denen es Musik gibt, ist es auch heute nicht viel anders.

II.

Im Leben der Brüder Gozzi hat Caterina Dolfin-Tron eine wichtige Rolle gespielt, sie hat zu den Frauen gehört, die die Öffentlichkeit in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts in Venedig am meisten beschäftigt haben. Die „Procuratessa“, wie sie zumeist genannt wurde, hatte Verehrer, die sie in den Himmel erhoben, und Feinde, denen die Hölle für sie noch nicht schwarz genug war. Zu ihren Freunden gehörten Gasparo und auch Carlo Gozzi, der letztere hat ihr im Jahre 1772 sein Werk: „Marfisa bizzarra“ gewidmet.

Caterina, die Tochter von Giovanni Dolfin und Donata Salomon, war in Venedig am 8. Mai 1736 geboren. Giovanni, der kein Vermögen hatte, bekleidete verschiedene amtliche Stellungen und wurde im Jahre 1744 nach der Insel Zante geschickt. Bei ihrer Abreise vertrauten die Eltern das achtjährige Töchterchen den Nonnen von San Daniele zur Erziehung an; da Giovanni bald darauf starb, kam die kleine Caterina zu ihrer Mutter nach Venedig zurück und entwickelte sich zu einem ausserordentlich schönen Mädchen. Der Abate Barbaro schwärmt von „ihren himmlischen, Liebe gewährenden Augen, ihren roten Lippen und ihrem schneeigen Busen“, und Carlo Gozzi entzücken Caterinas goldschimmernde Haare.

Diese Reize fanden bald in Marc Antonio Tiepolo einen beglückten Verehrer, er heiratete Caterina am 22. März 1755. In ihrer Ehe fühlte sich die schöne, lebensprühende, ehrgeizige und gebildete Dolfin nicht befriedigt und suchte Trost in romantischen Verhältnissen. Es wird erzählt, dass Tiepolo ein Billetdoux entgegennahm, in dem Andrea Tron seine Frau einlud, maskiert zu einem Rendezvous zu kommen. Ohne ein Wort zu sagen, machte Tiepolo sich unkenntlich, spielte die Rolle des glühenden Liebhabers und liess sich dann von seiner Frau scheiden. Tron war eine der einflussreichsten Persönlichkeiten in Venedig. Geschickt, energisch, vermögend, ungewöhnlich begabt, wurde er venezianischer Gesandter am Wiener Hofe, später Staatsprokurator und war so beliebt, dass er allgemein „el paron“ (padron) genannt wurde. Caterina gab sich viel mit ihm ab, obgleich er älter als sie war, und be-

schloss, Procuratessa zu werden. Wie aus ihren Briefen ersichtlich, war sie längere Zeit nicht sicher, ob sie ihr Ziel erreichen würde, besonders da sie nach ihrer Scheidung von Tiepolo in ärmlichen Verhältnissen lebte und auf die Unterstützung des Prokurators angewiesen war. Gelegentlich erinnert sie ihn zaghaft an das gegebene Eheversprechen „il glorioso onore promesso“ und unterzeichnet ihre Briefe demütig „la sua Dolfina, la sua povera Dolfina, la sua serva“ usw. Als Ehrenmann hielt Andrea sein Versprechen, und die Trauung des seinem Alter nach ungleichen Paares fand am 15. Oktober 1772 in der Kirche der Madonna dell'Orto statt. Caterina fühlte sich ihrer Stellung gewachsen und war Procuratessa di San Marco in der vollen Bedeutung dieses Wortes. Immer noch hübsch, versammelte sie in ihrem Salon die berühmtesten venezianischen Persönlichkeiten. Als Josef II. 1775 in Venedig war, gab sie einen Ball zu Ehren des kaiserlichen Gastes und verstand sich so geschickt zu benehmen, dass ihre gesellschaftlichen Talente in der ganzen Stadt gepriesen wurden. Gratarol, ihr grösster Feind, von dem noch die Rede sein wird, schrieb „Sua Altezza“, wie er sie ironisch nannte, versammle Menschen der verschiedensten Gesellschaftschichten um ihre weiche Causeuse, vom Patrizier bis zum Kaufmann, und in ihrer Gunst stehe der am höchsten, der sich über seine Mitmenschen am boshaftesten mokiere und ihr am liebenswürdigsten schmeichle.

Zu Caterinas Verehrern gehörte der Abate Barbaro, der ihre Reize in einer nicht wiederzugebenden verliebt-poetischen Form besungen hat. Der arme Abate wurde später schwerhörig und unterschrieb seine vertraulichen Briefe „Il sordo d'Adria“, Tron nannte ihn dagegen „Cavalier Trombetta“, da man sich nur mittels eines Sprachrohres mit ihm verständigen konnte.

Unglücklicherweise begegnete der Abate in Frau Trons Salon der Principessa di Leonforte aus Palermo, die der Engländer Brydone in seinen Reiseberichten die schönste Frau Europas genannt hat. Er verliebte sich auf den ersten Blick, drückte seine Empfindungen in Versen aus und behauptete, die schöne Frau schenke den Augen paradiesische Freuden und entfache Höllenbrand im Herzen.

„Che ne da
L'inferno al cuor, ai ochi el paradiso.“

Caterina, verletzt darüber, dass die Bewunderung des Freundes einer anderen galt, und vielleicht auch des tauben Abate überdrüssig, entzog

ihm ihre Gunst, lud ihn nicht mehr ein und liess die neuerdings an sie gerichteten gereimten Liebesergüsse unbeantwortet. Der Krieg währte nicht lange, trotz seines bescheidenen Einkommens war der Abate ein lustiger und amüsanter Gesellschafter. Um ihm zu helfen, verschaffte sie ihm das Amt eines Revisors von Manuskripten und Flugschriften mit einem Einkommen von 10 Dukaten monatlich.

Auch die Freundschaft zwischen Caterina und Gasparo Gozzi war ursprünglich erotisch betont, die Procuratessa nannte ihn zwar Vater, aber dieses väterliche Verhältnis mutet seltsam an, angesichts der Titel, die der Dichter ihr gab, sie ist „ein goldhaariges Wesen des schöneren Geschlechts“, „sein Schutzengel“, und er unterschreibt seine Briefe als ihr „unendlich zugetaner und verpflichteter Diener und Vater. Amen“. Die Procuratessa vergass auch später dieser jugendlichen Gefühle nicht, sorgte stets für Gasparo Gozzis Familie und unterstützte sie in den Augenblicken der Not. Caterina scheint Gasparo die Stellung eines Korrektors an der Universität zu Padua verschafft zu haben und wollte ihn in Wien in die diplomatische Karriere hineinbugsieren, aber der zerstreute Dichter erschrak vor der Verantwortung und entschuldigte sich bei seiner Protektorin, bis jetzt sei er nur mit Büchern und Schriften beschäftigt gewesen und wisse nicht, was er unter Ministern machen solle, auch zweifle er, ob er seine Worte wägen und ein völlig neues Leben führen könne. Er bittet die Freundin, sich ihn im Samtfrack, frisiert, mit seidenen Strümpfen vorzustellen, sie würde sich dann sicher des Lachens nicht erwehren können.

Caterina konnte Partenide nicht leiden und ärgerte sich über ihre törichten finanziellen Unternehmungen. Eines Tages nahm die Procuratessa an Gedichten, die Partenide herausgegeben hatte, Anstoss, sie schrieb ihr sehr scharf und riet ihr, sich ihrem Alter entsprechend ruhig zu verhalten, zu essen, zu trinken, sich und ihre arme Familie Gott zu empfehlen, ohne sich um Dinge zu kümmern, die sie nichts angingen, sonst würde sie, die Procuratessa, die Gozzi ihrem Schicksal überlassen und selbst ihren Namen vergessen.

Partenide verstummte, und die Procuratessa protegierte Gasparo, seine Kinder und Schwiegersöhne nach wie vor; Gasparo war es gelungen, drei seiner Töchter zu verheiraten, aber er war von innigstem Mitgefühl für seine Schwiegersöhne erfüllt. „Meine armen Schwiegersöhne,“ schrieb er, „die Ehe wird sie ruinieren, besonders wenn sie in einigen Jahren ein ganzes Heer von Kindern haben werden. Möge der

Himmel ihnen beistehen, das fruchtbare Blut der Gozzi wird ihnen schon ordentlich mitspielen! Ich weiss, was ich sage!“ Er wunderte sich, dass eine seiner Schwestern, eine Nonne, keine Kinder geboren hatte.

Gasparo war glücklich, wenn er sich aus Venedig nach Vicinale flüchten konnte und dort mit einigen alten Freunden auf die Hasenjagd ging. Dann kam die Heiterkeit seiner Natur zutage, und wenn er in einer Osteria seinen Fiascone leerte, sprudelte er von Witz, und die ganze Gesellschaft hing an seinen Lippen. In einem übermütigen Brief bat er seinen Freund Seghezzi, aufs Land zu kommen. „Mit dem Schiff musst du bis Fossetta fahren,“ schrieb er, „dann gib dich, in Gottes Namen, in die Hände eines Vetturin, der dich einem Kollegen überantworten und bis nach Motta bringen wird. Der Weg ist beschwerlich, und deinen Augen, die die prächtigen Ufer der Brenta mit ihren stolzen Palästen gewohnt sind, werden die verfallenen Hütten, die langen Alleen und eine Gegend, wo man meilenweit weder ein Haus noch einen Christenmenschen sieht, seltsam genug erscheinen. Wird dir die Zeit lang, so versuche zu schlafen oder achte auf das Glockenspiel der Pferde. Kommst du an mein Haus, so werden dich zehn oder zwölf im Gebüsch versteckte Nachtigallen mit so schmelzendem Gesang begrüssen, wie du ihn nie zuvor gehört hast. Ich werde dir mit geöffneten Armen entgegenlaufen und ‚Halleluja‘ zu deiner Begrüssung singen. Kapaune, Hühner und Truthühner werden dich umringen, stolz ihr Rad schlagen und sich gleich Pfauen gebärden. Sollte dich das langweilen, so musst du dich mit Geduld wappnen, die Tiere geben dir ihr Versprechen, dass sie dir treu dienen wollen und bereit sind, ihr Leben für dich zu opfern, dir zu Ehren wollen sie sich braten, auf den Spiess stecken und in Stücke schneiden lassen. Der Kapitän dieser Armee ist eine wackelige, alte Bäuerin, eine grundehrliche Haut, die ihre Zöglinge aus ganzer Seele liebt und ihnen heiss nachtrauert, wenn sie dem Messer überliefert werden. Ausserdem erwarten dich rubinfarbener Wein, schneeweisses Brot und ein frohes Herz.“

Lange durfte sich Gasparo nicht der singenden Nachtigallen und gackernden Hühner freuen; Haus und Felder wurden verkauft, um die Gläubiger zu befriedigen, und nur ein bisschen Sand in einer Streubüchse blieb ihm übrig.

„Sol ti ricordo che il miglior terreno
Ch'io m'abbia al mondo e un orinol d'arena.“

Im Jahre 1760 begründete Gasparo die erste venezianische Zeitung: „Gazzetta Veneta", die zweimal wöchentlich erschien. Jede Nummer kostete 5 Soldi, das Jahresabonnement eine Zechine. Auf dem Titelblatt prangte ein kletternder Affe mit der Inschrift: „Ipsa alimento sibi". Das Programm war modern und fortschrittlich. Die Redaktion versprach, das Publikum nicht nur über alle Tagesfragen auf dem laufenden zu erhalten, sondern auch amüsante Dinge zu schreiben. Ausserdem sollte alles angezeigt werden, was in Venedig oder ausserhalb der Stadt verloren, gesucht oder gefunden worden war; ferner Warenpreise, Tageskurse, die Abfahrt der Schiffe nach Holland, England, Portugal, Norwegen und Amerika. Die Zeitung wurde an drei Stellen verkauft: auf dem Markusplatz, der Merceria und im Café Florian. Interessant sind die Anzeigen. Ein Mathematiklehrer meldet sich, dessen Adresse beim Käsehändler an der Brücke Santi Apostoli zu erfragen ist. Eine Bürgersfrau aus San Trinità berichtet von ihrer Henne, die zwei und ein halbes Jahr keine Eier gelegt habe und so leicht wie eine Feder geworden sei. Und eine junge Witwe, die bei Signora Zanetta Stefani, Nr. 1, wohnt, sucht nach passenden Herrenbekanntschaften, um eine neue Ehe einzugehen. Alles hat einen ganz modernen Anstrich.

Die Tätigkeit der Regierung durfte nicht kritisiert werden. Gozzi musste sich verhalten wie jener Franzose um das Jahr 1770, der behauptet, er schreibe nur über den Elefanten, weil er das einzige Tier sei, mit dem man sich straffrei beschäftigen dürfe. Die Signoria hatte den Historiker Baretti ausgewiesen, da er gewagt hatte, daran zu erinnern, dass der vor zweihundert Jahren gestorbene Bernardo Bembo einige unanständige Sonette gemacht hatte. Bembo gehörte zum Patriziat der Stadt, und von den Oligarchen der Republik durften nur schmeichelhafte Dinge gesagt werden.

Trotz der Zensur gibt Gozzis Zeitung ein wertvolles Bild des damaligen Venedig, da der scharf beobachtende Verfasser jedes wichtige Ereignis notiert und die venezianische Bevölkerung glänzend zu schildern versteht. Gleichzeitig gab Gozzi noch eine Wochenschrift heraus: „Il mondo morale", in der er einen allegorischen Roman über die menschliche Verderbtheit und die Mittel, um dem Verfall der Moral zu steuern, veröffentlichte, unter anderem erschien dort auch eine Übersetzung von Klopstocks „Messiade". Aber die Zeitschrift war zu langweilig, um sich lange zu halten.

Trotz der Strenge der Regierung gegen Kritiker und Journalisten

wurden vielleicht nirgends so viel satirische Gedichte und boshafte Sonette veröffentlicht wie in Venedig. Ein Dichter behauptet, in Zeiten, wo Sinnlichkeit, Luxus und Faulheit herrschen, sei allein die „Facetie“ geeignet, um die Sitten zu geisseln. Auch Frau Tron wurde nicht verschont. In einer Satire wurden Bilder und Statuen aufgezählt, die verschiedenen Persönlichkeiten als Geschenk vermacht werden sollen. Der Procuratessa ist die Statue einer büssenden Magdalena zugedacht, was insofern nicht stimmt, als sie, die in ihrer Jugend viel geliebt hatte, sich später gar nicht als Sünderin fühlte und gern gesündigt hätte, wenn das Alter es nur gestattet hätte.

„Gazzetta Veneta“ erschien fast ein Jahr, vom 16. Februar 1760 bis zum 31. Januar 1761. Später gab Gozzi nach dem Muster von Addisons „Spectator“ eine ernstere, literarische, aber weniger amüsante Zeitschrift heraus: „Osservatore“. Gozzi war der alleinige Verfasser des „Osservatore“, infolgedessen war die Zeitschrift einförmig, langweilig und konnte sich nicht im entferntesten mit dem „Spectator“ messen, der eine ganze Schar begabter Mitarbeiter hatte.

Während dieser journalistischen Unternehmungen starb Partenide; Gasparo atmete auf, er konnte wieder in Ruhe arbeiten, soweit seine zerrüttete Gesundheit und seine angegriffenen Nerven dies gestatteten.

Noch zu Lebzeiten seiner Frau scheint er ein Verhältnis mit Sara Cenet gehabt zu haben. Sie war Französin, die Tochter eines Gärtners und einer Pariser Näherin. Zwei italienische Balletteusen, die sich als vornehme Damen aufgespielt hatten, hatten sie überredet, mit ihnen nach Venedig zu kommen, und ihr goldene Berge versprochen. Das arme Mädchen erkannte in Venedig bald, dass die Unterstützung der Damen nichts bedeute, und begab sich in ihrer Not zum Priester von Sant' Angelo mit der Bitte, ihr eine Stelle in einer Familie zu verschaffen. Sie kam zu Marianna Matraca, Gasparos Freundin in Padua. Dort sah sie unser Dichter und fand so viel Gefallen an ihr, dass er sie als französische Lehrerin für seine Kinder engagierte, um, wie sein Sohn boshaft im Tagebuch anmerkt, um so leichter mit ihr verkehren zu können. Als die Töchter heranwuchsen, blieb die Cenet nach wie vor in Gasparos Haus, sie beschäftigte sich mit Schneiderei, nähte Kleider für Frau Dolfin-Tron, und um der Not im Hause Gozzi zu steuern, bezahlte sie für Wohnung und Unterhalt 100 Dukaten jährlich und galt als zur Familie gehörig. Nach Partenides Tod heiratete Gasparo sie zum grossen Ärger seiner Kinder. Als er seine redaktionelle Tätig-

keit aufgab, übersiedelte er nach Padua und fand in Sara eine wahre Freundin und Beschützerin. Als er in einem Fieberanfall in die Brenta sprang, hat sie ihn mit der grössten Aufopferung gepflegt und ihm das Leben gerettet. Nach Gasparos Tod wohnte sie auf dem Lande in Vicinale und starb dort.

Nach diesem traurigen Zwischenfall hiess es in Padua, Gasparo habe sich das Leben nehmen wollen, er selbst widersprach diesem Gerücht eifrig, behauptete, er sei zwar gelegentlich melancholisch, doch währten diese Anfälle nie lange, da zwei Seelen in ihm leben, die eine „floxia", die andere „temeraria". Beherrsche ihn die eine, so gehe er in sein Gärtchen und bestelle Kohl und Salat, wie einst Ariost. Eifrig studiere er daneben Bücher über Landwirtschaft, denn bei ihm sei das Buch Anfang und Ende aller Dinge. Um Jugenderinnerungen wachzurufen, hielt er Hühner und Kapaune, da es ihm aber an Futter fehlte, wurde das Federvieh so mager, dass es durch den Gartenzaun entschlüpfte.

Als er alt war, tat ihm alles weh, der Körper war ein empfindlicher Barometer geworden, geduldig trug er alle Schwächen, suchte nur seinen Kopf zu schonen und hatte wattierte und seidene Mützen, je nach der Jahreszeit, ebenso Mäntel als Schutz gegen Sonne, Kälte und Regen. Ein Wölkchen am Himmel genügte, um ihm einen schweren Kopf, Schnupfen oder gar Fieberschauer zu verursachen. Aber er behielt seine gute Laune und hat seine Leiden in Versen zu Papier gebracht. Die Procuratessa nahm sich seiner bis zu seinem Tode an und hat später auch seinen Sohn Francesco unterstützt.

Gasparo starb in Padua am 25. Dezember 1786.

III.

Im Jahre 1747 hatten Gasparo und Carlo Gozzi mit noch einigen lustigen Dichtern aus lauter Übermut eine Akademie in Venedig begründet. Sie gaben ihr den unpassenden Namen: „Accademia granellesca". Aber sie hatten auch ernsthaftere Ziele: mit Ironie und Satire wollten sie den Bombast in der Literatur, die Seuche der Metaphern und törichten Vergleiche, den Mangel an Einfachheit, den die Seicentisten eingeführt hatten, bekämpfen.

Zum Präsidenten der Akademie bestimmten die Brüder Gozzi den halb unzurechnungsfähigen Dichter Giuseppe Secchallari, einen

törichten, eingebildeten Menschen, und gaben ihm den Namen: „Arcigranellone". Der kleine, lächerlich wirkende Secchallari wurde auf den hohen kostbaren Präsidentenstuhl gesetzt und ihm weisgemacht, dass der Sitz einst dem berühmten Kardinal Pietro Bembo gehört habe. Dem armen Teufel wurde eine Krone aus Pflaumen aufgesetzt, und bei der ersten Sitzung wurden ihm zu Ehren Lobgedichte verlesen. Während der Sommerversammlungen erhielten die Mitglieder der Akademie Eis und Eissorbett, der Präsident jedoch als Zeichen besonderer Ehrung eine grosse Tasse dampfenden Tees auf silbernem Tablett. Im Winter, wenn die Akademiker sich mit Kaffee stärkten, wurde Secchallari mit einer Flasche Eiswasser beglückt. Bei jeder Sitzung gab es eine neue Überraschung für den Präsidenten, der behauptete, alles zu können und zu wissen. So wurde er vor Eröffnung der Sitzung gebeten, eine Arie zu singen, trotzdem er eine heisere Stimme hatte, oder nackt mit einem der Akademiker zu fechten. Nach dieser Einleitung liess sich Arcigranellone auf Bembos Stuhl nieder, und die Mitglieder der Akademie begannen ihre Gedichte vorzulesen. Allmählich wurde die Akademie ernster, und Venedigs berühmteste Männer haben ihr angehört, aber sie behielt ihren scherzhaften Charakter so weit bei, dass Arcigranellone den Sultan, Friedrich II. von Preussen, den Schah von Persien und mehrere andere Monarchen und Fürsten zu Mitgliedern ernannte.

Beide Gozzi, namentlich Carlo, gehörten zu den Anhängern des alten Regimes der Republik, der althergebrachten Institutionen, Sitten und Bräuche. Carlo bekämpfte die neuen, aus Frankreich stammenden philosophischen Strömungen, verlachte diejenigen, die unablässig nach „Freiheit" riefen, und setzte seine ganze Kraft und Begabung ein, um sein geliebtes Venedig vor dieser fremden Seuche zu bewahren. Er empörte sich über den Ausdruck „pregiudizio", den die Neuerer auf religiöse und moralische Grundsätze anwandten, schimpfte über die wahnsinnigen Weiber, die nichts als Pariser Moden, Romane und Kartenspiel im Kopfe haben und den seltsamsten Gelüsten nachgeben. „Die Männer", sagte Carlo, „haben jegliche Autorität im Hause eingebüsst, sie wagen nicht einmal dagegen Einspruch zu erheben, dass ihre Ehre geschändet, ihr Vermögen vergeudet und alle Familienbande aufgehoben werden. Die Moral verstummt vor dem magischen Wort ‚pregiudizio'." Carlo erklärte allen den Krieg, die von neuen Ideen ergriffen, irgendwelche Reformen in Literatur, Theater, Sitten oder Gewohnheiten

einführen wollten. Diesen kriegerischen Geist führte er auch in die „Accademia granellesca“ ein, die nach seinem Vorbild alle Neuerungen bekämpfte.

Im XVIII. Jahrhundert war es bei einzelnen italienischen Schriftstellern gewissermassen Mode, die alte nationale Literatur zu verkleinern. So behauptete z. B. der vielgereiste Journalist Giuseppe Baretti, der längere Zeit in England gelebt hatte, Boccaccio sei der Ruin des italienischen Schrifttums geworden, und auch Petrarca, Tasso, Machiavell, Pulci und Berni seien nicht viel wert. Ihm galt Metastasio als der grösste italienische Dichter. Ähnliche Tendenzen wie Baretti verfolgte der Exjesuit Saverio Bettinelli aus Mantua (1718—1808), ein Arkadier und Anhänger Voltaires, er begann einen Vernichtungskampf gegen Dante (Lettere dieci di Virgilio agli Arcadi, 1756), verspottete Petrarca, Boccaccio und ihre philosophische Richtung. Erfüllt von neuzeitlichen Ideen über Freiheit und religiöse Toleranz, konnte er frühere Epochen nicht begreifen und verspottete die Altmeister der italienischen Literatur, da in ihren Werken ein theologisches Element und mittelalterlicher Aberglaube überwiege. Im ganzen Dante fand er kaum einige Verse, die er für würdig hielt, auf die Nachwelt zu kommen.

Gegen diese Angriffe veröffentlichte Gasparo Gozzi 1758 seine Abhandlung: „Difesa di Dante“; seine Verteidigung des grossen Dichters gehört zu den besten Dingen, die in diesem Streit geschrieben wurden, und geschrieben wurde nicht wenig.

Die Vertreter der neuen Richtung benützten nicht nur Verse und literarische Abhandlungen als Kampfesmittel, sondern beherrschten auch das Theater in Venedig. Goldoni und der Abate Chiari bedrohten nach Carlo Gozzis Ansicht die alte Ordnung der Dinge am meisten. Gegen sie galt es den Kampf aufzunehmen, innerhalb der Akademie stellte sich Carlo an die erste Stelle. Im Jahre 1756 veröffentlichte er eine Satire in Form eines Kalenders: „Tartana degli influssi per l'anno bisestile 1756“, nach dem Vorbild von Pulci und dem des berühmten Dichter-Barbiers Burchiello griff er Goldoni und Chiari in Terzinen und Oktaven an. Carlos Verse waren nicht eigentlich eine Kritik der Lustspiele der beiden in Venedig beliebten Verfasser, sondern enthielten boshafte, gelegentlich sogar gemeine Angriffe. Gozzi ging in seiner Bosheit weit über das Ziel, und der Kalender machte den erhofften Eindruck nicht. Er bekennt mit Kummer, dass Goldonis und Chiaris Lustspiele in den Boudoirs mondäner Frauen so gut wie in den Bureaus

nüchterner Kaufleute zu finden seien, ja, selbst in Klöstern und Schulen gelten sie als Muster edler Literatur.

Goldoni blieb die Antwort auf die „Tartana degli influssi“ nicht schuldig, er handhabt die gleichen Waffen — Terzinen —, beleidigt seinen Gegner nicht weniger empfindlich, schildert ihn als unzurechnungsfähigen Choleriker, der, ohne Beweise zu erbringen, ebenso töricht wirkt wie der Hund, der den Mond ankläfft:

„Chi non prova l’assunto e l’argumento
Fa come il cane abbaia alla luna.“

Ganz Venedig spaltete sich in zwei Lager, die Alten und Jungen, die Anhänger Carlo Gozzis und die Verehrer Goldonis standen einander kampfbereit gegenüber, und diese literarische Fehde währte von 1757 bis 1761. Gasparo Gozzi hielt sich etwas zurück, er machte die leidenschaftlichen Angriffe seines Bruders gegen Goldoni nicht mit, ja, er schätzte sogar das ungewöhnliche Talent des dramatischen Dichters nicht wenig.

Carlo dachte eifrig darüber nach, wie er die Popularität des verhassten Lustspieldichters untergraben und seinen Stücken die venezianischen Theater sperren könnte. Er fasste schliesslich den kühnen Plan, auf der Bühne zu beweisen, dass Goldonis Stücke ihre Erfolge nur dem verdorbenen Geschmack des Publikums verdankten, und dass nichts leichter sei, als sie durch andere Werke zu ersetzen, die ebenso freudig, ja vielleicht noch freudiger aufgenommen werden würden, als die gegemeinen Erzeugnisse des überschätzten Verfassers. Das Publikum könne selbst mit Kindergeschichten amüsiert werden. Er beschloss, orientalische Geschichten aus: „Tausend und eine Nacht“ und Episoden aus neapolitanischen Sammlungen: „Lo Cunto de li cunte“ und „Posileipata“ zu dramatisieren. Da er ein Anhänger der alten „Commedia dell’arte“ war und es Goldoni nicht verzeihen konnte, dass er Truffaldin und Brighella von der Bühne verbannt hatte, schuf er etwas Neues, Nochnichtdagewesenes, verquickte Märchengestalten mit den beliebten Figuren der alten Komödie und präsentierte dem Publikum eine Bühnen-Mesalliance seltsamster Art. Alle Naturgesetze sind aufgehoben; in diesen dramatisierten Märchen sprechen wilde Tiere untereinander, das Wasser singt die verschiedensten Arien, Verstorbene lesen, Frauen verwandeln sich in Männer, Männer in Frauen. Alles wird in sein Gegenteil verkehrt, Greise werden wieder jung, Reisende legen Tausende von Meilen in wenigen Stunden zurück, gewaltige Paläste entstehen im Laufe einer Nacht und verschwinden ebenso schnell.

Gozzi liess die erste seiner „Fiabe drammatiche“, „Fiaba dell' Amore delle tre Melarance“, während des Karnevals 1761 aufführen, das Stück war gegen Goldoni und Chiari gerichtet. Der Zauberer Celio war eine Parodie auf Goldoni, die Zauberin Morgana auf Chiari. Goldoni verwendet, als gewesener Advokat, nur juristische Ausdrücke und Sentenzen, Chiari dagegen deklamiert übertriebene poetische Alexandriner. Beide Gegner streiten miteinander, ähnlich wie Euripides und Äschylos in Aristophanes' „Fröschen“, entfalten aber weniger Witz als ihr griechisches Vorbild.

Fürst Tartaglia ist der Repräsentant des venezianischen Publikums, das, nachdem es Chiaris vierzehnsilbige Verse angehört hat, solche Magenschmerzen bekommt, dass es dem Tode nahe ist. Es wird von Truffaldin aus der „Commedia dell'arte“ gerettet.

Im gleichen Jahre veröffentlichte Gozzi ein ausgezeichnetes dramatisches Märchen: „Il Corvo“, entgegen den Regeln des alten venezianischen Lustspiels ist es in Versen und lässt der Improvisation nur wenig Spielraum. Darauf folgte „Re cervo“, der König, der nach einer Frau sucht. Aber der König, dem zweitausendeinhundertachtundvierzig Jungfrauen zur Auswahl stehen, kann nicht so schnell zu einem Entschluss kommen, er führt eine nach der anderen vor eine Marmorstatue, auf deren Rat er sich verlässt. Die Statue ist schwer zu befriedigen, jede der Jungfrauen wird kopfschüttelnd zurückgewiesen, da sie nicht den König, sondern nur seine hohe Stellung liebt. Als eine ihre Jungfernschaft unter Schwüren versichert, beginnt die kluge Statue laut zu lachen. Zuletzt kommt Pantalones Tochter, mit dieser ist die Statue einverstanden, denn Angela liebt den König wirklich und schätzt seine hohen Eigenschaften. „Re cervo“ geht auf eine indische Legende von der Seelenwanderung zurück, die auch Théophile Gautier für seine schöne Novelle: „Avatar“ benützt hat.

Nach der Aufführung des „Corvo“ wurde gegen Gozzi der Vorwurf erhoben, in seinen Märchen kämen zuviel Wunder und Unwahrscheinlichkeiten vor. Bald darauf trat er mit einem vierten Märchen: „Turandot“ vor die Öffentlichkeit; hier sind die Zauberkünste ausgeschaltet, aber der poetische Inhalt hat die Zuschauer nicht weniger gefesselt. Pantalone, Tartaglia, Brighella und Truffaldin wirken als Minister des Kaisers von China, aber sonst spielt sich alles im Bereich der Möglichkeit ab.

Durch seine Märchenspiele hat Gozzi das venezianische Publikum

gewonnen; die Aufführungen hatten grossen Erfolg, sie haben Goldonis Einfluss wenigstens für eine gewisse Zeit verdrängt und Chiari vollkommen erledigt. Damals (1762) verliess Goldoni das undankbare, zurückgebliebene Venedig und ging nach Paris. Als der Abate Chiari erkannte, dass die Theaterdirektoren seine Stücke nicht aufführen wollten, gab er das Komödienschreiben auf und zog sich aufs Land in die Nähe von Brescia zurück.

Gozzi triumphierte; das gelungenste seiner Märchenstücke ist wohl „L'Augellin belvedere“. Jetzt hatte er es nicht mehr nötig, Goldoni zu bekämpfen, und trat gegen die französischen Enzyklopädisten auf, die den alten patriarchalischen Zuschnitt untergruben. Keines seiner Stücke enthielt eine solche Anhäufung von Unwahrscheinlichkeiten und Wundern. Tartaglia, der stotternde König von Monterotondo, ist leidenschaftlich in Barberina verliebt und will sie zur Frau nehmen. Aber die Königin-Mutter will nur dann ihre Einwilligung zu diesem Bund geben, wenn die Schwiegertochter folgende Dinge in die Ehe bringt: einen singenden Apfel, tanzendes Wasser und einen hellgrünen Vogel. Barberina gelingt es, einen hellgrünen Vogel zu fangen; er offenbart ihr, dass sie Tartaglia nicht heiraten könne, da sie seine Tochter sei, dagegen verwandelt er selbst sich in einen schönen jungen Fürsten und nimmt die Königstochter zur Frau. Es ist ein richtiges Märchen: Äpfel singen, Wasser tanzt, Tote auferstehen aus dem Grabe, marmorene Statuen wandeln wie Menschen und eine Fülle anderer Unwahrscheinlichkeiten passiert.

Der Wurstmacher Truffaldin verkörpert den Verstand, der sich gegen den Glauben empört, Barberina und Fürst Renzo sind die Opfer der neuen philosophischen Theorien. Das Unglück ihres Lebens ist, dass sie an die falschen Grundsätze von Rousseau, Helvetius und Voltaire glauben und in ihrem zum System erhobenen Egoismus und in ihrer Undankbarkeit jedes edlere Gefühl verspotten.

Aber Carlo Gozzi selbst wurde zuerst unbewusst, später getragen von der Kraft der neuen Strömung, zum Anhänger der verspotteten Theorien eines Rousseau und Voltaire. Während seine Märchen das venezianische Publikum fesselten, schrieb er ein komisch-satirisches Epos in zwölf Gesängen: „La Marfisa bizzarra“, aus dem ein ganz anderer Geist spricht wie aus seinen Theaterstücken. Zwar verspottet er noch Goldoni und Chiari, die unter dem Namen Matteo und Marco als Sittenverderber auftreten, aber er kritisiert Adel und Geistlichkeit sehr scharf.

Das Ganze spielt zu Karls des Grossen Zeit, aber die Paladine sind niemand anderes als die Vertreter der verdorbenen höheren Gesellschaft aus dem XVIII. Jahrhundert. Marfisa und Bradamante, die schon so häufig vornehme Damen der Renaissance verkörpert haben, werden jetzt zu Aristokratinnen des XVIII. Jahrhunderts. Bradamante ist zur Betschwester geworden, und Marfisa, die moderne sentimentale Bücher liest, ist an Hysterie erkrankt und beendet ihr Dasein als schwindsüchtige Frömmlerin. Es sind boshafte Karikaturen venezianischer Patrizierinnen, die unter dem Einflusse der intrigierenden Kapläne Don Gualfieri und Don Guottibuoffici stehen, Persiflagen bekannter Kleriker. In diesem Epos bekämpft Gozzi den venezianischen Adel und Klerus, die er früher so leidenschaftlich verteidigt hatte. Er war nicht der erste, der die Verderbtheit der italienischen Aristokratie gegeisselt hat, vor ihm hat bereits Giuseppe Parini in seiner Dichtung: „Giorno“ die Unfähigkeit, Verschwendungssucht und den Luxus bekannter italienischer Familien grausam und witzig verspottet.

Carlo gab sich der neuen französischen Strömung immer mehr hin und hat seinen Tagebüchern das Motto der französischen Revolution: „Freiheit und Gleichheit“ vorangestellt.

IV.

Carlo Gozzi war in der Liebe nicht glücklich; schon als Kadett in Zara wurde er von den Dalmatinerinnen betrogen, später erwarteten ihn noch schlimmere Enttäuschungen in Venedig. Eine seiner Liebesgeschichten ist so typisch venezianisch, dass es der Mühe lohnt, sich ausführlich mit ihr zu befassen.

Die Fenster von Carlos Zimmer gingen auf ein so enges Gässchen, dass man der gegenüberwohnenden Nachbarin fast die Hand reichen konnte. Und dass dort eine schöne junge Frau wohne, verriet ihre Stimme, sie sang melancholische Arien. Einmal sah Carlo sie vor dem Fenster; die Schönheit der Unbekannten übertraf seine Erwartungen. Er versuchte, die Nachbarin häufiger zu sehen, auch sie machte sich viel vor dem Fenster zu schaffen. Carlo begann sie zu grüssen, auf diese Weise wurde die Bekanntschaft angeknüpft. Einmal wehte der Scirocco besonders scharf, die Venezianer hatten Kopfweh, da wagte Carlo, als er seine Nachbarin sah, zu fragen, wie es ihr gehe, ob sie in dieser stürmischen Nacht gut geschlafen habe. Die Frage wurde gut

aufgenommen, man begann sich häufiger von Fenster zu Fenster zu unterhalten, doch wurden die Gespräche durch die Schritte Vorübergehender unterbrochen. Bald erfuhr Carlo, dass die Signora siebzehn Jahre alt und mit einem älteren, kranken Mann verheiratet sei.

Eines Tages war die Nachbarin unruhig und verlegen: vor zwei Tagen hatte sie Carlo geschrieben und ihm ihr Bild geschickt, aber keine Antwort bekommen. Als Gozzi sagte, dass er nichts von dem Briefe wisse, wurde sie blass, sank fast ohnmächtig auf einen Stuhl, und Carlo hörte nur die Worte: „Gott, ich bin verraten!" Bald darauf erschien sie wieder am Fenster, sagte leise, sie brauche einen Rat, sie befinde sich in einer sehr fatalen Lage und bitte ihn, sie in der einundzwanzigsten Stunde an der Sant' Apollinare-Brücke zu erwarten, sie würde in einer Gondel kommen und mit einem weissen Tuche winken, zum Zeichen, dass er einsteigen solle.

Klopfenden Herzens fand sich Carlo auf der Brücke ein; die Nachbarin kam, schöner denn je, herrlich geschmückt. Sie trug eine kostbare Kette mit Anhänger, alte venezianische Ohrringe und Ringe mit schimmernden Edelsteinen. Sie befahl dem Gondoliere, die Vorhänge zuzuziehen und nach der Giudecca zu fahren, wo sie eine Nonne besuchen wollte. Carlo verstummte, die Unbekannte begann in kurzen Worten zu erzählen, was sie beunruhigte. Im Hause ihres Mannes, direkt unter ihren Fenstern, wohne ein armes Ehepaar, dem sie viel Wohltaten erwiesen habe. Vor einigen Tagen sei der Mann zu ihr gekommen und habe ihr bekannt, dass er den Herrn, der ihr gegenüber wohne, kenne, sein Vertrauen geniesse und ihr einen Brief bringe, den sie gewiss beantworten würde.

Die schöne Nachbarin holte einen Brief hervor, den sie in den Falten ihres Kleides verborgen hatte, und reichte ihn Carlo.

„Ich habe diesen Brief nicht geschrieben," gab Carlo zur Antwort. „Wie konnten Sie glauben, dass ich zu so plumpen Mitteln greifen und Verse von Metastasio zitieren würde wie der erste beste Gondoliere?"

„Unglücklicherweise habe ich diesen Brief beantwortet," sagte sie. „Der Kerl wird ihn meinem Manne geben. Was soll ich tun?"

Carlo versuchte sie zu beruhigen, er riet, die Gespräche mit ihm für einige Zeit einzustellen, und wenn der Verräter ihr wieder einen fingierten Brief bringen sollte, ihm zu sagen, dass sie weder mit einem leichtsinnigen Menschen im brieflichen Verkehr stehen noch ihren Mann verraten wolle.

Diese Worte überzeugten die junge Frau, und sie beschloss sich danach zu richten.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr Carlo, dass ihr Mann sie vergöttere, dass er kränklich sei und keinen Menschen sehen wolle, ihr jedoch gelegentlich erlaube, Verwandte zu besuchen.

Unterdessen kamen sie vors Kloster, die Nachbarin drückte Gozzi die Hand, stieg schnell aus und warf ihm noch einen herzlichen Blick zu. Carlo bestieg eine andere Gondel und kam verliebt nach Hause.

Volle acht Tage mied die Signora das Fenster, endlich am neunten Tage erschien sie wieder und warf in Carlos Wohnung einen Brief, der an einen Stein gebunden war. Wieder wurde ein Rendezvous in der Gondel mit einem weissen Tuch als Erkennungszeichen vorgeschlagen. Diesmal ein längerer Ausflug auf dem Canale grande. Der Verräter hatte ihr einen zweiten Brief, angeblich von Gozzi, eingehändigt, war aber verabredetermassen abgefertigt worden; da er ausserdem des Diebstahls verdächtig war, war ihm die Wohnung gekündigt worden. Die schöne Frau war infolgedessen ihren Beobachter los und war an diesem Tage besonders guter Laune. Gozzi versichert, dass sie noch schöner war als gewöhnlich, trotzdem hat er ihr zum Abschied nur die Hand geküsst. Die gemeinsamen Gondelfahrten fanden häufiger statt; nach sechs Monaten in einem Gärtchen zu Murano bekam das platonische Verhältnis eine irdischere Wendung — vielleicht war die Schuld der Nachbarin grösser als die des philosophischen Carlo.

Nach einiger Zeit starb der schwindsüchtige Gatte, die Witwe erbte ein grosses Vermögen und wurde nach Gozzis Versicherungen mit jedem Tage schöner. In seiner Liebe war Carlo träge. Er bekam den Besuch eines Freundes, eines schönen Mannes, der Frauen gegenüber energischer war. Gozzi vertraute ihm sein Geheimnis an und pries die Nachbarin als Ausbund aller Tugenden und Vorzüge. Der Freund lachte und behauptete, Carlo habe seine Frauenkenntnis nur aus spanischen Romanen geschöpft. Bald erbrachte er ihm den Beweis dafür. Die junge Witwe, die zwei Jahre hindurch barmherzige Schwester bei ihrem Manne gespielt hatte, verlangte nach Zerstreuung und Amüsement. Das begriff Carlo nicht, er wollte sie aufs neue ins häusliche Kloster einsperren und war empört, als sie ihm durchs Fenster sagte, sie habe eine Loge im Theater San Luca genommen, er möge mit seinem Freunde kommen, den sie schon durchs Fenster gesehen hatte, auch sie würde eine Freundin mitbringen. Zur bezeichneten Stunde erschienen



FRANCESCO GUARDI
Ansicht des Marcusplatzes in Venedig
Berlin: Kaiser Friedrich-Museum

die Frauen in Masken, und ehe Gozzi sich dessen versehen hatte, hatte sich der Freund „wie ein Habicht“ auf die junge Witwe gestürzt, und für ihn blieb nur die Freundin übrig, eine üppige Blondine. Die Blondine war im Theater ganz bei der Sache, der Freund jedoch flüsterte fortwährend mit der Witwe, und Carlo wurde abwechselnd rot und blass, obgleich er vorgab, das Gespräch nicht zu beachten.

Nach der Aufführung gingen die beiden Paare in die Osteria della luna zum Essen; der Freund wich nicht von der Seite der Witwe, und Carlo musste sich mit der vollen Blondine unterhalten. Ehe der Tisch gedeckt war, promenierte der Freund bereits Arm in Arm mit der Witwe durch die Stube, und Gozzi wurde es schwarz vor den Augen. Die Blondine war verstummt, da ihr Gesprächsstoff ausgegangen war, auch Gozzi schwieg in Qualen. Plötzlich verschwanden der Freund und die Witwe in einem dunklen Nachbarzimmer, das ein elendes Sofa hatte, Gozzi konnte es vor Unruhe und Nervosität kaum noch aushalten. Als das Paar nach einer Viertelstunde im Esszimmer erschien, zeigte die derangierte Toilette der Witwe, dass „un terribile avvenimento“ vor sich gegangen war. Die Witwe wollte sich neben Gozzi setzen, aber er stiess sie unwillig fort. Glücklicherweise erschien der Wirt, das Abendessen wurde aufgetragen, man unterhielt sich über das Theater, der Freund ass mit grossem Appetit, die Witwe führte ihr Weinglas mit zitternder Hand zum Munde, Carlo würgte ein Kotelett herunter, das ihm „wie Arsenik erschien“.

Am nächsten Morgen reiste der Freund fort und sagte Gozzi zum Abschied, er verstünde sich besser auf die Weiber. Die Witwe versuchte sich mit Carlo zu versöhnen, suchte ihn durch Tränen und Blässe zu rühren, aber er war zu tief verletzt, um wieder zu ihr zurückzukehren.

Einige Monate später teilte sie Gozzi mit, dass sie einen reichen Kaufmann zu heiraten im Begriffe sei. Er sah sie gelegentlich auf der Strasse und konstatierte mit Wehmut, dass sie immer noch schön sei.

Eine andere unglückliche Liebe hat Carlo noch tiefer getroffen und ihm nicht wenig Sorgen und Unannehmlichkeiten bereitet. Als er begann, Goldoni auf der Bühne zu bekämpfen, knüpfte er Beziehungen zu Antonio Sacchi an, der nach einem furchtbaren Erdbeben aus Lissabon nach Venedig gekommen war und das Theater San Samuele gemietet hatte. Sacchi war damals der berühmteste Schauspieler nicht allein in Venedig, sondern fast in ganz Europa, und trat in der „Commedia dell'arte“ als Truffaldin auf. Die gesamte Truppe war ihres Direk-

tors würdig. In seinem Tagebuch rühmt Gozzi die Eintracht, Ordnung, Zucht und das moralische Verhalten der Künstlerinnen. Die Schauspieler bildeten gewissermassen eine grosse Familie, die Künstlerinnen durften von ihren Verehrern keine Geschenke annehmen, was später dem geizigen Gozzi besonders angenehm war.

Im Karneval 1761 liess Carlo in San Samuele sein dramatisiertes Märchen: „Fiaba dell'Amore delle tre Melarance" aufführen, das er eine „Stravaganza scenica" nannte. Die Aufführung war ein grosser Erfolg, das Märchen wurde häufig wiederholt, und Carlo und die Künstler wurden so befreundet, dass unser Verfasser der Freund und Ratgeber wurde, der Streitigkeiten zwischen Unternehmer und Künstlern schlichtete, Trauzeuge und Pate war, wenn sich die Truppe um einen hoffnungsvollen Sprössling vermehrt hatte. Er lebte mit ihnen, ging mit ihnen ins Ridotto, zum Speisen oder zur Maskerade.

Dieses ideale Verhältnis währte bis zum Jahre 1771. In jenem Unglücksjahr wurde eine neue Künstlerin gesucht, auf Gozzis Veranlassung engagierte Sacchi, etwas gegen seinen Willen, die junge Theodora Ricci aus Genua, die mit einem ziemlich unbedeutenden Schauspieler verheiratet war. Die Ricci war eine leidenschaftliche, ehrgeizige Frau, die Tränen sassen ihr sehr locker, beim geringsten Misserfolg bekam sie Fieber, verfluchte Sacchi und Venedig und schrieb Gozzis künstlerischen Rat in den Wind. Als Carlo sie besser kannte, schrieb er ein Drama: „Principessa filosofa"; die Hauptrolle, in der sie sich sehr gefiel, war für sie bestimmt. Damit hatte sie auf der ganzen Linie gesiegt, in Venedig sprach man von nichts anderem als von ihrem Talent und ihrer Schönheit, und Gozzi triumphierte. Er wurde ihr dramatischer Lehrer und Berater und war sich fürs erste vielleicht gar nicht bewusst, dass er sich in die junge Schauspielerin verliebt hatte. Gozzi war damals bereits fünfzig Jahre alt; geizig und philosophisch veranlagt, eignete er sich wenig zum Protektor der jungen Künstlerin. Er glaubte, literarische Ratschläge und platonische Freundschaft würden ihr genügen, er träumte davon, ein sittliches Vorbild aus ihr zu machen, und war glücklich, wenn er die grosse Künstlerin in ein Patrizierhaus in Venedig einführen konnte. Die Ricci hatte jedoch ganz andere Wünsche, sie wollte schöne Toiletten und kostbaren Schmuck haben, wollte nach Paris gehen, denn Frankreich war damals das Ziel der Sehnsucht aller italienischen Schauspielerinnen. Der Senatsekretär Pietro Antonio Gratarol, der spätere venezianische Gesandte in Turin, begann sich

lebhaft für die Künstlerin zu interessieren. Er war noch jung, hübsch, zog sich sehr gut, gelegentlich etwas zu originell an und hatte bei Frauen viel Erfolg. Ins Theater kam er in einem hochroten seidenen pelzgefütterten Mantel, und brachte den Damen, mit denen er befreundet war, Zuckerwerk und kandierte Früchte „diavoloni napolitani" mit. Zur Freundschaft mit einer Schauspielerin war er prädestiniert, er bemühte sich aber auch darum, einer so einflussreichen Frau wie der Signora Tron zn gefallen, und obgleich die Procuratessa damals nicht mehr jung war, liess sie sich gern von jungen Leuten, namentlich wenn sie so gut aussahen wie Gratarol, den Hof machen.

Die Ricci begann Gozzi zu vernachlässigen, und der bejahrte Anbeter, der sie frührer zweimal täglich gesehen hatte, war von brennender Eifersucht auf Gratarol erfüllt.

Carlo überarbeitete damals für Sacchi eine spanische Komödie: „Le droghe d'amore"; eine der Hauptpersonen war Don Adone, ein Jüngling, der viel Glück bei Frauen hatte, diese Gestalt liess sich leicht als Gratarol umbilden. Sacchi, dem Gratarols Verhältnis zur Ricci nicht verborgen geblieben war, scheint den Komiker Vitalba überredet zu haben, diese Rolle in der Maske des Senatsekretärs zu spielen. Der Direktor scheint geglaubt zu haben, das venezianische Publikum würde das Theater stürmen, wenn es erführe, dass es Gratarols Doppelgänger bewundern könne. Vitalba war dem Senatsekretär zum Verwechseln ähnlich, er hatte die gleiche Frisur, den gleichen Anzug mit dem gleichen Spitzenmuster, kopierte seine Bewegungen, seine Art, „all inglese" zu gehen, und seinen kurzsichtigen Blick. Das Publikum war entzückt, applaudierte aufs lebhafteste, und Gratarol, der nichts ahnend mit einer venezianischen Schönen in der Loge war, verschwand schleunigst und setzte am nächsten Tage alle Hebel in Bewegung, damit Sacchi dieses unglückliche Stück zurückziehe. Er wandte sich an die Regierung, um die Aufführung des ihn beleidigenden Stückes zu inhibieren, aber der Zensor erklärte, dass „Le droghe d'amore" ein einwandfreies Stück seien, und kein Grund vorliege, die erteilte Erlaubnis zurückzuziehen. Hinter der Zensur stand Frau Dolfin-Tron, die Gratarol diese Schlappe gern gönnte und alles tat, damit das Stück weitergespielt wurde. Ihren Bekannten erklärte sie, die Kleinigkeit sei nicht der Rede wert. Der unglückliche Senatsekretär überredete seine Freundin Ricci, im Stück nicht aufzutreten und einen verstauchten Fuss vorzuschützen. Auch das nützte nichts, das Publikum verlangte das

Stück, und für die Ricci sprang eine andere Schauspielerin ein. Gratarol hatte viel Feinde in Venedig: eifersüchtige Ehemänner, Frauen, die er verlassen, nachdem er sie seiner Liebe versichert hatte. Die Freude war allgemein, der Sekretär wagte sich nicht mehr auf der Strasse zu zeigen und schlich durch Hintergässchen in sein Bureau. Frau Tron arbeitete hinter den Kulissen so gut, dass die venezianische Regierung bald zur Einsicht kam, man könne einen so lächerlich gewordenen Menschen wie Gratarol unmöglich als Vertreter der Republik nach Turin schicken. Immer neue Intrigen tauchten auf, zuletzt begann der arme Teufel für sein Leben zu fürchten und entfloh im Herbst 1777 aus Venedig. Die Regierung forderte ihn zur Rückkehr auf, und als er sich in Venedig nicht stellte, traten die härtesten Gesetze in Anwendung, die man gegen desertierte Beamte erlassen hatte. Am 22. Dezember 1777 verurteilte ihn der Rat der Zehn zum Tod in contumaciam, zur Konfiskation seiner Güter und bedrohte jeden mit den schwersten Strafen, der dem Deserteur helfen oder ihn in sein Haus aufnehmen würde. Gratarol ging erst nach Braunschweig, von dort nach Stockholm, dann nach England, wo Pitt ihn sehr liebenswürdig aufnahm und mit Geldmitteln unterstützte. In England blieb er nicht lange, 1784 begegnen wir ihm in den Vereinigten Staaten, ein Jahr darauf in Brasilien. Auch dort blieb er nur einige Monate, schloss sich Beniowskis Expedition nach Madagaskar an und starb dort im Oktober 1785, vierzig Jahre alt.

Während seines Aufenthaltes in Stockholm schrieb Gratarol 1779 eine umfangreiche Broschüre: „Narrazione apologetica“, in der er die Gründe seiner Abreise aus Venedig anführt und gegen Carlo Gozzi und das Ehepaar Tron Klage führt. Über Frau Caterina äussert er sich bitter und verächtlich: „Diese Dame, die aus einer adligen, aber verarmten Familie stammt, ist ganz hübsch und lebhaft, aber sehr launisch, aus dem Schmutz ist sie bis aufs Dach gestiegen. Sie hat aber nicht geglaubt, dass dieser Geruch ihr anhaften wird, selbst wenn sie die höchste Bergspitze erklommen hat. ‚Bel salto il passare dalla condizione di mercenaria alla stato di gran Matrona.‘“ Diesem „boshaften Geschmeiss“ schreibt Gratarol einen vielleicht zu starken Einfluss in der venezianischen Regierung zu, sicher aber ist, dass Frau Tron in der Geschichte des unglücklichen Sekretärs eine sehr hässliche Rolle gespielt hat, vielleicht ohne die tragischen Folgen ihrer Intrigen zu ahnen.

Bald nach Gratarols Abreise erschien Frau Caterina den Inquisitoren des venezianischen Staates verdächtig. Früher schon, einige Monate

nach ihrer Trauung mit Tron, hatte man eine Revision bei ihr vorgenommen und einige „gottlose philosophische“ Bücher konfisziert, später verboten die Inquisitoren die Versammlungen in ihrem „Casino a San Giuliano“, da dort Freidenker zusammenkamen und über religiöse und politische Fragen diskutierten, an denen nicht gerüttelt werden durfte. Der Abate Angelo Barbaro klagte in makkaronischen Versen über dies Verbot der Montagabende, an denen man sich mit Rousseau beschäftigt, sich in Bonmots überboten und ausgezeichnet unterhalten hatte.

Ohne diese Montagabende wäre Andrea Tron nach dem Tode des Dogen Alvise Mocenigo zum Oberhaupt des venezianischen Staates ernannt und Signora Caterina Dogaressa geworden. Sie setzte damals alle Hebel in Bewegung, bot den Einfluss ihrer Freunde in Venedig und Padua auf, um die Wahl ihres Mannes durchzusetzen, aber ihre Bemühungen waren vergebens. Am 14. Januar 1779 wurde Paolo Renier zum Dogen gewählt. Zu dieser Wahl hatten Trons fortschrittliche Ideen nicht wenig beigetragen, er war darauf bedacht, die Zahl der Klöster zu beschränken und andere Reformen durchzuführen. Die Gesellschaft war jedoch bereits so versteinert, das Patriziat fürchtete jede Neuerung in der Organisation des Staates so sehr, dass Trons eigene Kandidatur angesichts dieser rückschrittlichen Tendenzen keine Aussicht auf Erfolg hatte. Sein Einfluss ging immer mehr zurück, boshafte Epigramme auf ihn erschienen, und ein bekannter Venezianer berichtete damals dem Vertreter der Republik nach Paris, Tron sei durchgefallen, da seine Philosophie keinen Anklang gefunden habe. Es war nie zuvor so viel von Philosophie die Rede wie damals, jeder Schuster und Schneider und jede Kurtisane führte sie im Munde.

Es lässt sich nicht leugnen, dass Tron der bedeutendste Mann von Stand im damaligen Venedig war, selbst Gratarol nennt ihn „die berühmteste, mächtigste Persönlichkeit der Republik“. Er hatte viele Neider, und im August des Jahres 1774 fand man in der Urne des Grossen Rates folgende Verse.

„Serenissima Signoria,
La Republica xe finia
Voleu saver il perchè?
Perchè un savio vol far da Re
Andreas Tronus Venetiarum Rex.“

Tron starb am 25. Juni 1785 auf dem Lande in der Nähe von Treviso. Caterina, die ihn überlebte, versammelte einen Kreis von Freun-

den in ihrem „Casino a San Giuliano“ zu Venedig, aber ihre Rolle in der Gesellschaft war ausgespielt. „Gazzetta urbana Veneta“ brachte am 16. November 1793 die Nachricht, dass sie gestorben sei.

Als die Procuratessa vergessen war, trat Cecilia Tron in die Arena der grossen Welt zu Venedig. Sie war eine geborene Zen, mit Francesco Tron, Andreas Bruder, verheiratet. Cecilia, viel schöner und jünger als Caterina, wurde eine der berühmtesten „Löwinnen“ vom Ende des XVIII. Jahrhunderts. Die berühmtesten Dichter haben sie besungen. Von ihr wird noch die Rede sein.

V.

Aber zurück zu den Brüdern Gozzi. Carlo war berühmt, vielleicht weniger in seinem Vaterland als in Deutschland, Frankreich und England. In Venedig waren seine dramatischen Märchen bald verklungen, Goldoni verdrängte ihn wieder, dagegen wurden seine „Fiabe“ ins Deutsche und Französische übersetzt, und Kritiker und Dramaturgen in Deutschland, von Goethe und Schiller bis zu Tieck, Schlegel, Hoffmann, Wagner und Schopenhauer, haben seine Phantasie und seine grosse Begabung für die Bühne gepriesen und sogar Anleihen bei ihm gemacht, so Schiller in „Turandot“, Tieck im „Blaubart“, Wagner in den „Feen“. In Frankreich haben Madame de Staël, Sismondi, Chasles und Musset seinen Ruhm verkündet; in seinen Märchen verblüffte das seltsame Gemisch von Realismus und Phantasie, von moralischer Allegorie und persönlicher Satire, von übernatürlichen Motiven und Masken aus der „Commedia dell'arte“. Die Mängel, an denen die Italiener Anstoss nahmen, empfanden die Fremden nicht: die vernachlässigte Form, die unreine Sprache, eine gewisse Gleichgültigkeit in der Behandlung der Dinge, die so sehr im Widerspruch mit der Glätte und Durchführung stand, die man von Alfieri oder Metastasio gewöhnt war. Seine Erfolge verdankte Carlo der romantischen Strömung in der Literatur im Beginn des XIX. Jahrhunderts, die auf alles Phantastische reagierte.

Gasparo Gozzi war von Haus aus ein stärkeres Talent als Carlo, aber er ist im Elend und Kampf ums tägliche Brot zugrunde gegangen; Carlo, der leidenschaftlichere, reizbarere, den literarischen Kampf suchende, hat zumeist die formale Abrundung seiner Werke einem Augenblickszorn, einer plötzlichen Stimmung geopfert, und man kann sagen, dass er

stets im Zorn geschrieben hat. Gegen Goldoni war seine „Tartana degl' Influssi“ und sein „Teatro comico all'osteria del Pelegrino“ gerichtet, gegen Chiari „Fogli sopra alcune massime del genio e costumi del secolo“, gegen Gratarol „Memorie inutili“, gegen Goldoni und Chiari all seine „Fiabe“. Um Goldoni zu ärgern und ihn zu stürzen, schrieb er schnell und flüchtig, ohne auf seine literarische Würde bedacht zu sein. Freilich war sein Hass von Patriotismus erfüllt, die alte Regierung der Republik und ihre Institutionen hat er als das höchste Gut seines Vaterlandes betrachtet und sich auf jeden gestürzt, der Neuerungen einführen wollte. Er war jedoch zu kurzsichtig und kannte die Sitten anderer Länder zu wenig, um zu begreifen, dass er für eine der Verteidigung unwürdige Institution eintrete und einen morschen Baum zu stützen versuche. Gegen Ende seines Lebens erkannte er, dass der Verfall der alten venezianischen Gesellschaft unaufhaltsam sei, aber er war schon zu alt, um erfolgreich für neue Ideen einzutreten.

Im Jahre 1780 schrieb er Tagebücher, denen er, wie bereits erwähnt, das Motto „Libertà, Eguaglianza“ voranstellte. Früher hätte er dieses Losungswort nicht benützt. Die Tagebücher verfolgten namentlich den Zweck, den Verfasser gegen Gratarols Beschuldigungen in seiner „Narrazione apologetica“ zu verteidigen, aber die venezianische Regierung verbot den Druck des Manuskriptes, um eine Sache nicht wieder aufzurühren, die für die Staatsinquisition nicht sehr ehrenvoll verlaufen war. Erst im Jahre 1798, als man Gozzi unter der neuen Regierung abermals Vorwürfe wegen der Gratarol-Affäre machte, konnte er seine Tagebücher herausgeben, er hat sie bis zu ihrer Veröffentlichung weitergeführt. Dieses Buch, in manchem sorgfältiger durchgearbeitet als die „Fiabe“, ist trotz seiner interessanten Details von einer erschrekkenden Breite. Der Verfasser wiederholt sich, erörtert gleichgültige Dinge, schimpft, und es bedarf viel Geduld, um die beiden Bände durchzulesen. Er verteidigt sich übrigens das eine und andere Mal mit Advokatenkniffen und ist häufig sehr parteiisch.

Gozzi starb am 4. April des Jahres 1806 und erlebte noch die Aufführung der ihm nachgedichteten „Turandot“ auf deutschen Bühnen. Obgleich er zeitlebens über seine traurigen finanziellen Verhältnisse klagte, hinterliess er dank seiner Sparsamkeit, die schon fast Geiz war, vier Häuser.

Einen der hartnäckigsten Verteidiger „temporis acti“ hatte Venedig mit Carlo verloren.

SECHSTES KAPITEL

FRANCESCO ALBERGATI

I.

Mit seltsamen Absichten kam im Jahre 1769 der Markgraf Francesco Albergati nach Venedig, er war Senator von Bologna, Generaladjutant und Kammerherr des polnischen Königs und von ältestem Adel. Es war ihm darum zu tun, ein Eheversprechen zurückzunehmen, das er unüberlegterweise brieflich einer einfachen Venezianerin, ohne sie je gesehen zu haben, gemacht hatte.

Er war ein eigenartiger interessanter Mensch. Mit fünfundzwanzig Jahren war er Gonfaloniere di Giustizia, der erste Würdenträger des bolognesischen Senats, geworden, aber der Gonfaloniere hatte nichts zu tun, da Bologna, seitdem es Provinz des Kirchenstaates war, sich zwar eines Senats rühmen durfte, der aber eine Magistratur ohne Macht war. Dort herrschte, wie man zu sagen pflegte, ein weissgekleideter Monarch, der in Rom residierte und alle sechs oder zehn Monate einen Kleriker in Purpur entsandte, damit er in seinem Namen regiere. Diesem purpurnen Kardinal unterstanden etwa zwanzig Kleriker in Schwarz, die einem Zivilbeamten mit goldener Kette und Medaillon ihre Befehle erteilten. Der also geschmückte Würdenträger stand an der Spitze der Polizei, die aus sechzig Soldaten bestand, und sperrte alle der Hierarchie unbequemen Menschen in ein enges Loch, in dem man sein Essen umsonst bekommt. Dies war der einfache weiss-rot-schwarze Regierungsapparat, völlig ausreichend, um Bologna zu beglücken.

Francesco Albergati selbst unterstand jedoch dem sehr strengen Regiment seiner aristokratischen, despotischen Mutter, die ihren zwanzigjährigen Sohn, um ihn vor leichtsinnigen Streichen zu bewahren, mit der gleichaltrigen Teresa Orsi vermählte (am 18. Februar 1748).



FRANCESCO GUARDI
Aufstieg eines Luftballons über dem Kanale der Giudecca in Venedig
Berlin: Kaiser Friedrich-Museum

Die Verlobten, die einander gleichgültig waren, gingen schweren Herzens zum Altar und haben trotz mütterlicher Befehle nur anderthalb Jahre zusammengelebt. Der verständige Papst Lambertini, ein Bolognese, gab die Einwilligung zur Scheidung. Teresa ging ins Kloster, Francesco widmete sich der Übersetzung französischer Dramen und arrangierte Theateraufführungen in seiner schönen Villa Zola bei Bologna. Er hatte dort ein hübsches, kleines Theater, das dreihundert Zuschauer fassen konnte, eingerichtet und trat als guter und passionierter Schauspieler selbst auf seiner Bühne auf. Goldoni, sein Freund, besuchte ihn 1752 in Zola. In ganz Italien gab es keinen Schauspieler, der die Helden der Tragödie und Liebhaber der Komödie so gut dargestellt hätte, wie Albergati, und da er Goldonis Bestrebungen unterstützte, hatte er bald das ganze professorale Bologna gegen sich, das einstimmig erklärte, es sei eines Italieners und besonders eines Bolognesen unwürdig, die „Commedia dell'arte", das Kleinod und den Ruhm der Nation, zu untergraben. Trotzdem war das Theater in Zola stets überfüllt, besonders infolge der Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit des Hausherrn. Für Albergatis Theater schrieb Goldoni fünf Lustspiele, ausserdem wurden dort in italienischer Übersetzung aufgeführt Voltaires „Sémiramis", Corneilles „Cinna", Racines „Phèdre" und „Iphigénie". Durch seine Übersetzungen aus dem Französischen trat Albergati in Beziehungen zu Voltaire, die mehrere Jahre gedauert haben. Die vornehmen Bologneserinnen nahmen an Albergatis Komödiantentum Anstoss, und die Mutter, die alte Markgräfin, hätte den Sohn am liebsten verleugnet. Empört über die Aufführungen und die bedeutenden Summen, die das Theater in Zola verschlang, machte sie ihrem Sohn leidenschaftliche Vorwürfe, er aber erklärte kühl, dass er entweder in Zola weiter Komödie spielen oder nach Venedig übersiedeln würde. Doch kam es nicht zu diesem Äussersten, er verliebte sich in die Gräfin Maria Orsi, die Kusine seiner gewesenen Frau, und wurde ihr Cavaliere servente, wogegen der Gatte, Graf Ercole Orsi, nichts einzuwenden hatte. Die junge, liebenswürdige, lustige Gräfin trat mit viel Erfolg in Zola auf, als Goldoni sie auf der Bühne sah, war er so begeistert, dass er sich später in seinen Briefen an Albergati stets der unvergleichlichen „Contessina" empfehlen liess.

Die Aristokratie von Bologna war über das Komödiantenpaar empört und missgönnte ihm seine Erfolge, dagegen beschlossen Francesco und die Gräfin im Winter ein völlig demokratisches Theater in Bolo-

gna zu eröffnen, hier durften aristokratische Dilettanten nicht auftreten, ja, man verkaufte Mitgliedern der Gesellschaft nicht einmal Theaterbilletts. Albergati trat unter dem Pseudonym Francesco Capacelli auf und nannte sein Theater „dei Ravvivati", boshafte Zungen legten ihm bald den Spitznamen „dei Rovinati" zu.

Das Unternehmen war allerdings von vornherein dem Untergang geweiht, denn Francescos Partnerin, die Gräfin Maria, war mit ihrem Cavaliere servente unzufrieden, und die heisse Liebe des Schauspielerpaares erkaltete im Winter. Die Gründe dafür sind uns unbekannt. Francesco scheint die Enttäuschung schwerer als die Gräfin verwunden zu haben. Dazu wurde er mit Satiren und Spottversen überschüttet; man warf ihm vor, er beflecke die ehrwürdige Senatorentoga, sei ein Libertin, ja Ketzer, Revolutionär und Demagoge.

Albergati verlor seine Freundin, musste all diese Pöbeleien geduldig ertragen, und gleichzeitig liess ihn auch sein bester Freund, der Abatino Taruffi, der von früh auf sein Mentor gewesen war, im Stiche. Taruffi wurde Sekretär des päpstlichen Nunzius Visconti bei Stanislaus Poniatowski, dem König von Polen, und vertauschte Bologna mit Warschau. Blutenden Herzens verliess er die Stadt, denn er war, wie er seinem Freunde, dem Abatino Cesarotti, am 3. Juni 1765 schrieb, in eine schöne Frau leidenschaftlich verliebt, und der Gedanke, dieses bezaubernde Wesen für immer zu verlassen, erfüllte ihn mit Schrecken. Er scheint sich jedoch in Warschau schnell getröstet zu haben, und der „Abbé Taruffinski", wie er dort genannt wurde, besang bald die Warschauer Schönen.

Taruffi, ein sehr gebildeter Mensch und glänzender Gesellschafter, war lange als Sekretär des Nunzius Visconti tätig und hat sich in diesem Dienst aufgerieben. Er starb jung. Viscontis Feinde wussten, dass er seine politischen Erfolge in Warschau und Wien Taruffi zu danken habe, und versuchten alles mögliche, um ihm den Abate abspenstig zu machen. Visconti verstand nur zu repräsentieren, die Arbeit leistete Taruffi, seine Berichte für Rom sind diplomatische Glanzleistungen. Während des Konklave vor Pius' VI. Wahl gab sich Taruffi die grösste Mühe, um Viscontis Wahl durchzusetzen. Visconti war ein enger, fanatischer Geist; als ein Literat ihm seinen Roman vorlegte, der nach griechischem Muster verfasst war, gefiel er dem Nunzius sehr; er bemerkte jedoch, dass sich nicht alle Ereignisse verwirklichen liessen.

„Das ist auch nicht nötig," gab der Literat zur Antwort, „das sind doch Fiktionen."

„Wieso! Fiktionen, also Lügen, und Lüge ist Sünde." Damit warf er das Buch empört in die Ecke.

Albergati fühlte sich in Bologna immer unglücklicher; ihn quälten die Mutter, das Publikum, dazu kamen seine Liebesenttäuschungen. Er beschloss, Bologna mit Verona zu vertauschen, wo er einen anregenden, lustigen Kreis fand. Von seinem Kummer befreite er sich in einem Lustspiel, das er „L'Amor finto e l'amor vero" nannte und Goldoni widmete. Es war seine erste Originalarbeit und enthält eine Menge satirischer Anspielungen, die heute nicht immer verständlich sind. Diese in Verse gebrachte Rache genügte dem Dichter nicht, er wollte der Aristokratie von Bologna beweisen, dass er ohne sie fertig werden und eine Position in der Welt erringen könne. Er bat Taruffi, ihm beim König von Polen einen Titel zu verschaffen. Taruffi, der in Begleitung des Nunzius für längere Zeit nach Wien gegangen war, betraute damit Monsignore Ghigiotti, den ermeländischen Kanonikus und persönlichen Sekretär des Königs, der seit längerer Zeit in Warschau lebte. Die beiden Abatini erreichten, dass der König den bolognesischen Senator am 27. April 1767 zum Kammerherrn ernannte. Das genügte Albergati nicht, ihn verlangte nach einer grösseren Auszeichnung, er wandte sich wieder an Taruffi, damit er ihm diese mit Ghigiottis Hilfe verschaffe. Taruffi missfiel diese Aufdringlichkeit, als ehemaliger Mentor schrieb er ihm offen und nachdrücklich, an Stanisläus Augusts Hof lasse sich nicht alles so leicht durchführen, wie er wohl glaube, trotzdem er und Ghigiotti Albergatis Interessen nicht aus dem Auge verlieren. Zudem wäre Ghigiotti Hofmann und müsse „balanzieren", um sich im Gleichgewicht zu erhalten. Als einflussreiche und geschickte Persönlichkeit habe er viele Gegner, und Taruffi würde sich nicht wundern, wenn Ghigiotti eines Tages gestürzt würde, trotzdem er beim rechtliebenden König gut angeschrieben sei. Überdies riet er Albergati, Geschenke nach Warschau zu schicken, denn darauf reagierten nicht allein Menschen, sondern selbst Götter.

Albergati beherzigte diesen Rat und machte die „Leda" von Giovanni Battista Cignarola, Veronas berühmtestem Maler, dem König im September 1767 zum Geschenk. Das Bild gefiel dem König sehr, nach Taruffis Brief an Albergati (Wien, 17. März 1768) hat er beim Anblick des Bildes dreimal wiederholt: „Wenn ich doch auch die ‚Danaë' von Cignarola als Gegenstück zur ‚Leda' hätte!"

Ghigiotti, der von Albergati 50 Zechinen für seine Mühe erhalten

hatte, veranlasste den König, dem Markgrafen für seine „gentilezza“ und „attenzione“ zu danken und sich über das Bild rühmend auszusprechen, ausserdem gestattete er Albergati, die Uniform der polnischen Armee zu tragen, und schickte ihm das Patent eines Feldadjutanten (aiutante di campo), trotzdem er diesen Rang Menschen, die nicht im Lande lebten, sonst nicht zu erteilen pflegte. Der Brief schliesst mit der Bitte des Königs an Gott um das Wohlergehen des neuen Adjutanten*).

Albergati nannte sich dem Patente gemäss: „Generale aiutante di campo al servizio di Sua Maestà il Re di Polonia“ und zog eine weisse Uniform mit goldenen Schnüren, blauer Weste und blauen Aufschlägen an.

Der bolognesische Senator kam nicht in die Lage, sein Blut im Dienst des polnischen Königs zu wagen; um sich für die Ehre, die zu keinerlei Dienst verpflichtete, dankbar zu erweisen, machte er dem König die begehrte „Danaë“ so schnell als möglich zum Geschenk. Der Künstler nahm sich in diesem zweiten Bild Taruffis Anmerkungen zu Herzen: „Die ‚Danaë‘ möge weniger geheimnisvoll als die ‚Leda‘ sein und kühner gegenüber den Angriffen ihres blitzeschleudernden Cicisbeo.“

Obgleich der König Albergati nur zu seinem Generaladjutanten ernannt hatte, gab sich dieser als polnischer General aus und unterschrieb seine Briefe sogar mit diesem Titel. Im stillen Bologna machten die Auszeichnungen des Marquis einen ungeheuren Eindruck, besonders da man dort seit Menschengedenken keine kriegerische Uniform mehr gesehen hatte. Albergati fühlte sich für alle Schikanen, die er von seinen Mitbürgern erlitten hatte, glänzend gerächt. Aber einige Jahre später wurde das Geheimnis offenbar, dass Albergati nicht General, sondern nur Generaladjutant des polnischen Königs sei. Verraten hat es kein Geringerer als Casanova. Der berühmte Abenteurer kam 1773 nach Bologna, er wollte Albergati kennen lernen, bemühte sich um einen Empfehlungsbrief und fuhr eines Tages nach Zola. Da er weder einen Pförtner sah, noch irgend jemand, der ihn hätte anmelden können, drang er bis ins erste Stockwerk, machte die erste beste Tür auf und stand dem Hausherrn gegenüber. den er im Tête-à-tête mit einer schönen Frau beim Frühstück überraschte.

*) Archivio Albergati in Bologna. Trascrizione Tognetti. Lettera di Stanislao Augusto Re di Polonia al marchese Albergati, da Varsavia 10. Febbraio 1768. Zitiert bei Ernesto Masi: La vita i tempi, gli amici di Francesco Albergati, Bologna, Nicola Zannichelli 1888.

„Marquis Albergati?" fragte Casanova.

„Jawohl, Sie wünschen?"

„Ich habe einen Brief an Ihre Exzellenz."

Albergati nahm den Brief, steckte ihn aber ungelesen in die Tasche und erklärte ziemlich kurz, er pflege vor dem Mittagessen Briefe nicht zu öffnen, nach Durchsicht würde er etwaige Wünche gern erfüllen.

Casanova fuhr empört nach Bologna zurück; als er am nächsten Tag eine Visitenkarte erhielt: „Son Excellence le Général Albergati", nahm er für die erlittene Kränkung Rache und verbreitete, dass Albergati nur der Adjutant des polnischen Königs sei und militärischen Rang habe, ohne je im Heer gedient zu haben. Casanovas Zorn über die ihm in Zola gewordene Abfertigung spürt man auch in seinen Tagebüchern sowie in seinem Briefe an den Fürsten Lubomirski vom 14. Juni 1772, in dem er die Sorgen des Marquis wegen seiner Uniform sehr amüsant schildert.

Albergati hatte die Absicht, im Juli des gleichen Jahres im Institut der schönen Künste zu Bologna einen Vortrag über Kunst zu halten, daran sollte sich eine Preisverteilung an Maler, Bildhauer und Architekten anschliessen. Zu dieser Feierlichkeit wollte der Marquis in seiner polnischen Uniform und nicht in der Senatorentracht erscheinen; die Senatoren, die ihre Plätze neben ihm hatten, waren darüber empört, da sie es als eine Nichtachtung der würdigen Toga mit grossem Kragen empfanden. Albergati gefiel sich in der bunten Uniform besser und behauptete, ein Offizier dürfe, vor dem Publikum stehend, nicht auf die äusseren Anzeichen seiner Würde verzichten. Ganz Bologna ergriff Partei in diesem Streite, die Frauen standen auf Albergatis Seite, die Männer waren in der Opposition. Wer in diesem Kampf gesiegt hat, wissen wir nicht, vermutlich die Frauen, aber Casanova hoffte, Albergati würde wieder eine lächerliche Tragödie oder ein tragisches Lustspiel schreiben.

II.

Schon im Jahre 1768 hatte Albergati von der Venezianerin Bettina Caminer gehört. Sie galt als schön, machte Übersetzungen aus dem Französischen, schrieb Lustspiele und interessierte ihn ausserordentlich. Sie war damals achtzehn Jahre alt und half ihrem Vater, Dominico Caminer, bei der Herausgabe einer elenden kleinen Zeitung, die den stolzen

Titel: „Europa letteraria“ trug, ohne sich mit Gasparo Gozzis und Barettis Zeitschriften messen zu können. Bettinas Mutter, eine ruhige, vernünftige Frau, wünschte ihrer Tochter ein sichereres Einkommen als literarische Arbeiten zu verschaffen. Sie gab sie zu einer Modistin in die Lehre; als sie jedoch bemerkte, dass Bettina am Abend von einem jungen Herrn nach Hause begleitet wurde, liess sie aus Angst vor einem vorzeitigen Roman ihre Tochter nicht mehr aus dem Hause gehen, und die Lehrzeit fand ihr Ende. Das Mädchen half dem Vater bei seiner journalistischen Arbeit, lernte Französisch und übersetzte Dramen und Tragödien. Bettina war nicht unbegabt und wurde sogar die Konkurrentin von Gasparo Gozzis Frau Partenide. Dazu war sie jung, hübsch, witzig, sogar elegant, was sie wohl den Kundinnen der Modistin abgesehen hatte. Einige der von ihr übersetzten Dramen wurden aufgeführt, die Frauen begannen sie zu beneiden, Klatschgeschichten tauchten auf, und Antonio Piazza, vielleicht ein verschmähter Liebhaber, schrieb sogar einen Roman: „I castelli in aria“, in dem er ihren Ruf arg zerpflückt. Dagegen hat Giuseppe Parini ihr Talent und ihre Schönheit besungen:

„. . . . donna
Che vaga e bella in gonna
Dell'altro sesso anco le glorie attiene,
Fra le Muse immortali
Con fortunato ardor spiegando l'ali.“

Bettina war die erste, die in Venedig französische, sogenannte „Drammi lagrimosi“ von Mercier, d'Arnaud und anderen eingeführt hat. Diese Dramen, zu denen auch die Stücke von Saurin und Beaumarchais gehören, schöpfen ihre Motive aus dem Leben der Mittelklasse und haben den Kampf gegen soziale Vorurteile und die Tyrannei der bestehenden Gesetze aufgenommen. Im Kampf gegen die aristokratische Ordnung der Dinge haben sie Bresche geschlagen und waren die Vorläufer des Sansculotten-Theaters.

Carlo Gozzi ist sehr scharf gegen Bettinas Ubersetzungen aufgetreten, im Glauben, dass diese Dramen verderbliche Grundsätze fördern und unreife Köpfe zur Rebellion gegen die bestehende Ordnung, gegen Staatsbeamte und Patrizier reizen, während sie gerade für Zucht und Gehorsam im Staat eintreten.

Bettinas Ruf drang zu Albergati, er trat mit ihr von Verona aus in Korrespondenz, und die Antworten der Unbekannten entzückten ihn in solchem Masse, dass er brieflich um ihre Hand bat. Bettina miss-

traute erst den zärtlichen Gefühlen des für seine Liebesabenteuer bekannten Marquis, aber da Albergati immer wieder versicherte, seine Absichten seien „legitimes", ja „très legitimes", begann sie ihm zu glauben, um so mehr als die markgräfliche Krone, der Palast in Bologna und die Villa in Zola sie lockten, als das glänzendste Los, das einem venezianischen Bürgermädchen zufallen konnte. Übrigens betonte der Marquis, er sei sich dessen bewusst, dass er nach bolognesischem Gesetz durch die Ehe mit einer Bürgerlichen den Adel für sich und seine Nachkommen einbüsse, doch sei ihm dies gleichgültig, da diese Dinge für ihn völlig wertlos seien.

Als er jedoch in einem weiteren Brief Bettina aufforderte, eine heimliche Ehe mit ihm einzugehen, begannen ihre Hoffnungen zu schwinden. Ausserdem musste Albergati nach dreijährigem Aufenthalt in Verona infolge finanzieller Gründe uud Streitigkeiten mit seiner Mutter nach Bologna gehen, diese Rückkehr in alte Verhältnisse erschien Bettina gefährlich, was schon ganz richtig war. Albergati war zu eitel, um sich den Demütigungen auszusetzen, die diese Ehe im Gefolge gehabt hätte. Ausserdem war er in der Liebe unbeständig. In Bologna interessierte er sich für eine hübsche Balletteuse, die bis dahin die Freundin des päpstlichen Vizelegaten, Monsignore Buoncompagni, gewesen war. Die Tänzerin war gern bereit, den Monsignore mit dem reichen Marquis zu vertauschen; Buoncompagni war ausser sich vor Wut und Eifersucht, besonders da bald darauf eine anonyme Komödie in der Stadt zirkulierte, die ihn aufs drastischeste persiflierte. Das Pasquill wurde Albergati zugeschrieben, und obgleich er entschieden gegen die Autorschaft protestierte, glaubte Buoncompagni seinen Versicherungen nicht und beschloss sich zu rächen. Es gelang ihm, die römische Kurie zu veranlassen, durch Vermittlung des Nunzius Schritte beim König Stanislaus August zu unternehmen, um Albergati den Kammerherrnschlüssel und die Adjutantenuniform zu nehmen. Als Albergati von der ihm drohenden Gefahr erfuhr, bat er Ghigiotti, den König zu veranlassen, in Rom formell Genugtuung für die seinem Kammerherrn zugefügte Beleidigung zu fordern. Natürlich konnte Ghigiotti dies nicht erreichen, aber Stanislaus August beliess den Markgrafen in seiner Würde und liess dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal Branciforte, in Bologna schreiben, dass er keinen Anlass habe, Albergati seine Gunst zu entziehen*).

*) Vgl. Ghigiottis Briefe an Albergati vom 24. Januar und 14. März 1770 im Archiv der Albergati, zitiert im erwähnten Werk von Ernesto Masi.

Der beglückte Albergati reichte in der Absicht, mit dem verleumderischen Vizelegaten zu brechen, seine Demission als Senator in Rom ein. Sie wurde nicht angenommen, da es dem Papst aus dynastischen Gründen darum zu tun war, dass die Mitglieder der vornehmen Familien sich nicht von den Ämtern zurückzögen. Albergati blieb jedoch unversöhnlich und erklärte, er würde neun Monate im Jahre in Venedig wohnen, die übrigen drei auf dem Lande und wolle von Bologneser Würden nichts mehr hören.

Im August 1769 kam der Marquis nach Venedig und sah endlich die ersehnte Bettina; er vermied jede Anspielung auf das gegebene Eheversprechen, und anstatt sie zum Altar zu führen, machte er ihr den Vorschlag, mit ihm aufs Land zu gehen — um zusammen Englisch zu lernen. Mit diesem Studienplan waren weder Bettina noch ihre Eltern einverstanden, ein Freundschaftsbündnis trat an Stelle der Ehe, aber auch dies war nicht von Dauer; Bettina heiratete ein Jahr später den Arzt Turra und zog nach Vicenza. Dort gründete sie der damaligen Mode entsprechend einen literarischen Salon und scheint es mit der ehelichen Treue nicht sehr streng gehalten zu haben. Einer ihrer Verehrer, verletzt, dass sie nur gegen ihn so spröde war, beklagt sich folgendermassen:

„Che siete bella me l'han detto quanti
Vi vennero dinanzi ad ochi sani,
E che innamovereste uomini e santi,
Tedeschi, gesuiti e luterani."

Bettinas Salon stand im Zeichen eines revolutionären Voltairianertums, denn sie galt als Frau, die mit der Kirche gebrochen hatte. Als sie in ihrer Jugend lebensgefährlich erkrankt war, kam ein Priester, um sie mit Gott zu versöhnen, und ohne auch nur einen Versuch zu machen, lief er in die Kirche, um von der Kanzel die Bekehrung der Sünderin zu verkünden. Als die Todkranke dies erfuhr, nahm sie all ihre Kraft zusammen, um diese Lüge zu zerstören.

Als Albergati nach Venedig kam, war Bettina bereits durch eine andere Frau aus seinem Herzen verdrängt worden. Seit mindestens zwei Jahren hatte er ein Verhältnis mit Caterina Boccabadati, sie lebte in Bologna und stammte aus anständigem bürgerlichen Hause aus Modena. Die eine ihrer Schwestern war an einen venezianischen Patrizier, Gian Alvise Foscarini, verheiratet, die andere an den Bolognesen Petronio Gabussi, der „maestro di casa" bei Albergati war. Durch Gabussi

lernte Albergati Caterina oder Cattina, wie sie im venezianischen Dialekt genannt wurde, kennen und trat bald in intime Beziehungen zu ihr. Cattina schenkte ihm 1770 einen Sohn; er schloss eine heimliche Ehe mit ihr, da seine Mutter noch lebte und alles aufgeboten hätte, um diesen Bund zu verhindern. Als die alte Markgräfin 1771 gestorben war, bekannte er sich öffentlich zu seiner Frau und hatte sogar die Absicht, mit ihr nach Warschau zu reisen, aber Ghigiotti widerriet, da es unmöglich sei, sie bei Hofe vorzustellen, und aus dieser Reise nur Unannehmlichkeiten folgen würden. Er gab seinen Plan auf, und das war ganz günstig, da gerade damals ein Anschlag auf Stanislaus August' Leben versucht worden war, der ganz Warschau erregte. Albergati veranstaltete in Bologna einen Dankgottesdienst; aus Freude darüber, dass dem König nichts geschehen sei, wurde im Dom ein feierliches Tedeum gesungen, das machte in Warschau einen so guten Eindruck, dass der König ihm den Stanislausorden schickte. Albergati war über diese Auszeichnung so erfreut, dass er dem König 1772 ein drittes Bild: „Una Venere, hominum Deorumque voluptas“ von Valiani schenkte. Das Bild war nicht ganz nach dem Geschmack des Königs, und er konnte in seinem Dankbrief die Bemerkung nicht unterdrükken, das Bild wäre wesentlich schöner, wenn die Farbe den übrigen Vorzügen entspräche. „Aber die Verehrer von Malerei und Zeichnung“, fügt der König hinzu, „dürfen von den modernen Künstlern nicht diese Vorzüge erwarten, die sie bei den alten bewundern.“

Als Äquivalent für die Bilder erhielt Albergati bei jeder Gelegenheit Beweise der königlichen Gunst. Stanislaus August war bereit, die Patenschaft bei seinem Sohn Luigi zu übernehmen. Später handelte es sich darum, dass Luigi, trotzdem er Cattinas Sohn war, also bürgerlicher Abstammung, nach dem Vater Senator von Bologna werde. Da der Papst nicht nachgeben wollte, bat Albergati den König um seine Protektion. Durch Stanislaus Augusts Vermittlung bei Pius VI. wurde Luigi das Recht der Nachfolge bestätigt.

Albergati beschäftigte sich eifrig mit Literatur, schrieb viel und verfolgte die Arbeiten seines erfolgreichen Konkurrenten Alfieri aufmerksam. 1783 veröffentlichte Alfieri seine ersten vier Tragödien. Sie gefielen unserem Marquis nicht, er behauptete, Alfieri habe einen schweren, dunklen, „unitalienischen“ Stil. Er blieb auch bei dieser Ansicht, als Alfieri ihn im Juni 1783 in Zola besuchte und einige Szenen vorlas. Albergati fand, Alfieri habe „un temperamento di diamante“, ein sehr

zutreffender Vergleich, denn in Alfieris Charakter und Stil liegt etwas vom Glanz, von der Reinheit und Härte des Diamanten.

Albergatis Lustspiele begannen populär zu werden, besonders da er die Schwächen der höheren Gesellschaftsklassen auf der Bühne geisselte, was Goldoni aus Angst vor der venezianischen Regierung nicht zu tun gewagt hatte. Albergati, der selbst Aristokrat, einflussreich und vermögend war, liess man so manches durchgehen. In seiner Komödie: „Il saggio amico" schildert er aufs boshafteste den Cicisbeo und Friseur, den begehrtesten Freund der Damen, ihren Vermittler in Liebessachen, der gelegentlich ihre Gunst ganz besitzt. Charakteristisch für die Zeit ist das kleine Stück: „Le convulsioni", die Heldin ist infolge der Lektüre von Rousseau, Voltaire und Holbach hysterisch geworden und wird durch die Sarkasmen ihres Mannes geheilt. Albergati hatte aber kaum das Recht, den Einfluss der französischen Enzyklopädisten zu verspotten, denn er war selbst ihr Schüler und begeisterter Anhänger.

Sein bekanntestes Luspiel war: „Il ciarlator maldicente". Der boshafte Intrigant ist diesmal ein Musiker, auch er eine für das XVIII. Jahrhundert bezeichnende Figur. Etwas höher als der Friseur steht „Musico Scarpinello", der weniger von der Musik als von seinen Intrigen und Klatschgeschichten lebt, die er in jedem Salon verbreitet. Das Urbild dieses Musikers scheint der bekannte Farinelli gewesen zu sein, der am spanischen Hofe ein reicher Mann geworden war und sich in Bologna niedergelassen hatte. Er hatte alle Fehler eines Salonscharlatans, der es verstand, sich die im XVIII. Jahrhundert herrschende musikalische Mode zunutze zu machen.

Albergatis Komödien mussten sich überleben, da er oberflächlich aufgefasste Typen auf die Bühne gebracht hat. Seine Stücke existieren heute nur noch für die Literaturgeschichte.

III.

Albergati war 1786 achtundfünfzig Jahre alt und seit siebzehn Jahren mit Cattina Boccabadati verheiratet, die ihm drei Söhne geschenkt hatte. Aus all der Zeit wissen wir nicht viel über Cattina, sie scheint eine gebildete Frau gewesen zu sein, da Alfieri seine Dramen in ihrem Beisein vorgelesen hat, und muss auch die markgräfliche Krone mit Würde getragen haben, hatte Albergati doch die Absicht, sie am königlichen Hofe zu Warschau vorzustellen.

In den ersten Jahren war das eheliche Zusammenleben glücklich, trotz des launischen ungleichmässigen Charakters der nervösen Frau. Sie wurde leicht zornig, war eigensinnig und schwierig im Zusammenleben. Diese Fehler verschlimmerten sich im Laufe der Jahre, so dass Albergati es nicht leicht mit ihr hatte. Cattina konnte in eine so namenlose Wut geraten, dass sie einst in Venedig den Henkel eines Glasgefässes abgebissen und dabei einige Splitter verschluckt hat. Ein andermal packte sie eine Schere und hätte sich Verletzungen beigebracht, wenn Albergati ihr nicht noch rechtzeitig das in ihrer Hand gefährliche Instrument entrissen hätte. Ihre Dienstmädchen riss sie an den Haaren und warf sie wütend auf den Boden. Der Mann flüchtete vor ihrer Wut in ein verschlossenes Zimmer, das reizte sie so, dass sie mit Fäusten gegen die Tür trommelte, wenn dies nichts nützte und der Marquis stumm blieb, tat sie, als wenn ihr Zorn verraucht wäre, und bat mit sanfter Stimme um Einlass, da sie ihm etwas Wichtiges zu sagen habe.

Zuletzt verliebte sie sich in einen Venezianer, und ihr „Servente", dessen Namen wir nicht kennen, war sogar eine Zeit hindurch in Zola. Albergati war er ein willkommener Gast, da Cattina sich während seines Besuches weniger gehen liess. Als der Cicisbeo im August 1786 nach Venedig zurückging, bekam Cattina beim geringsten Anlass wieder ihre Wutanfälle. Am Abend des 15. August sollte eine Tanzgesellschaft in Zola stattfinden, und da Luigi, der Sohn des Hauses, keine Handschuhe hatte, hatte Cattina den Hausverwalter beauftragt, sie in Bologna zu besorgen. Der Maestro di casa hatte die Besorgung vergessen, infolgedessen geriet Cattina in Wut und behauptete, im Hause, weil sie nicht aristokratischer Herkunft sei, gering geachtet zu werden. Bei Tische nahm sich die neurasthenische Frau der Gäste wegen etwas zusammen. Nach Tische zog sie sich in ihre Gemächer zurück und machte abermals eine Szene wegen der fehlenden Handschuhe. Plötzlich hörte ihre Tochter Eleonora die Worte: „Ich habe genug von alldem, ihr sollt sehen, was ich machen werde!" Erschrocken lief sie ins Zimmer der Mutter, und als sie sah, dass Cattina ein Messer in der Hand hatte, rief sie entsetzt um Hilfe. Albergati, Diener, Gäste stürzten hinein, aber ehe man begriffen hatte, was hier vorging, hatte die Marquise sich das Messer in die Brust gestossen und rief ihrem Manne zu: „Ich verblute!" Die Wunde war tödlich, Cattina starb wenige Stunden später.

Am folgenden Tage kam eine Gerichtskommission aus Bologna. Das Protokoll wurde aufgenommen, der Kardinallegat drückte Albergati seine Teilnahme aus, und nichts deutete an, dass man den Marquis verdächtige, die Schuld am Tode seiner Frau zu tragen. Plötzlich tauchte das Gerücht in Bologna auf, Albergati habe Cattina ermordet, infolgedessen wurde er gefangen genommen und eine Untersuchung eingeleitet. Sie währte zwei Monate, als Albergatis Unschuld zutage trat, wurde er am 9. November 1786 in Freiheit gesetzt. Am selben Tage zeigte er sich, theatralisch genug, in seiner Loge im Theater Zagnoni der versammelten vornehmen Welt von Bologna. Am nächsten Tage fuhr er mit seinen Kindern nach Venedig.

Wie es in solchen Fällen stets zu gehen pflegt: Albergatis Feinde verstummten nicht, es hiess, der Marquis verdanke den Freispruch nur seiner hohen Stellung und der Protektion in Rom. Der gewaltsame Tod der Frau wirkte auf die dichterische Phantasie der Zeitgenossen und wurde viel besungen. Wenige Monate nach dem traurigen Vorfall in Zola veröffentlichte der Abate Compagnoni, der als Arkadier Ligofilo hiess, ein Gedicht: „Cattina, ossia Lettera di questa donna al marchese Albergati“, es war den „zärtlichen“ Frauen Italiens gewidmet. Hier wird der Marquis zwar nicht direkt des Mordes verdächtigt, aber doch auf seine Schuld gegen die unglückliche Gattin hingewiesen. Auch der römische Lustspieldichter Girand wirft in seinem einige Jahre nach Albergatis Tod erschienenen Drama: „Il sospetto funesto ossia la sventura degli infelici coniugi Albergati“ den Schatten eines Verdachtes auf den Marquis. Der Sohn, Marchese Luigi, hat öffentlich gegen diese unerhörte Beschuldigung protestiert, aber der Protest hat wenig genützt, Girands Tragödie wurde später in Musik gesetzt und das Melodrama um 1840 auf allen italienischen Bühnen aufgeführt.

Albergatis Gewissen war rein, und die häusliche Tragödie hat ihm, trotzdem er nicht mehr jung war, nichts von seiner Lebenslust genommen. Im XVIII. Jahrhundert entschlug man sich seiner Sorgen leicht, Melancholie war noch nicht in Mode gekommen; Voltaire, das Vorbild, nach dem der Marquis sich richtete, gebärdete sich mit siebzig Jahren noch wie ein Jüngling. Albergati ging, getreu dem Geist der Zeit, nach Venedig, um sich zu amüsieren.

Die lustigste Gesellschaft traf man im Hause von Frau Cecilia Zen-Tron, der Aspasia des untergehenden Venedig. Dort begegnen wir auch unserem Marquis.

Frau Cecilia hatte ihren Salon in Sant' Eustachio, bei ihr trafen sich Bischöfe, Äbte, Fürsten, Schauspieler, Gesandte, Balletteusen, vornehme Damen und Abenteurerinnen. Jeder Fremde bemühte sich darum, in ihrem Hause zu verkehren, ihr Salon war kosmopolitisch im Gegensatz zur ausschliesslich venezianischen Gesellschaft, die man bei Frau Caterina Tron traf. Die Namen all der Männer aufzuzählen, die in Frau Cecilia verliebt waren, hätte seine Schwierigkeiten, ihre berühmtesten Verehrer waren der Dichter Parini und der Abenteurer Cagliostro. Parini widmete ihr seine Ode: „Il Pericolo", nannte sie „Donna d'incliti pregi" und hatte einen leicht spöttischen Unterton für seine Liebe und Verherrlichung der schönen Frau, von der ganz Venedig wusste, dass ihre Gefühle sich häufiger in irdischen als in himmlischen Sphären bewegten. Cagliostro verstand sie während seines kurzen Aufenthaltes in Venedig zu erobern, obgleich er damals durchaus kein anmutiger Jüngling mehr war. Aber Cecilia war nicht schwer zu erobern und machte auch kein Hehl daraus. Als der Herzog von Kurland nach Venedig kam, wurde Frau Cecilia gebeten, ihm ihre Loge im Theater abzutreten; die schlaue Patrizierin verlangte für diese Liebenswürdigkeit den nicht geringen Preis von 80 Zechinen. Diese Habgier wurde ihr sehr verargt und der Vers zirkulierte:

„Brava la Trona:
La vende el palco
Più caro della persona."

Jemand wiederholte ihr dies boshafte Epigramm, worauf sie ruhig zur Antwort gab: „Hanno ragione, perchè la persona la dono."

Der anwesende Gatte lachte und freute sich über seine schlagfertige Frau.

Der amüsante, als Dichter bekannte und durch seine Erlebnisse berühmte Albergati war ein sehr begehrter Gast bei Frau Cecilia. Bei einer der ersten „Conversazioni", bei der er zugegen war, gab er einen Beweis seiner Geistesgegenwart. Es wurde getanzt, und ein Franzose machte im Menuett so groteske Sprünge, dass Albergati laut zu lachen begann. Der beleidigte Franzose trat an ihn mit den Worten heran: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich mich gut schlage, wenn ich auch schlecht tanze." „Dann schlagen Sie sich doch, aber tanzen Sie niemals." Die ganze Gesellschaft amüsierte sich über diese Antwort, der Franzose war versöhnt und dachte nicht mehr ans Duell.

Bei Frau Cecilia traf Albergati Alessandro Pepoli, den Bologneser Senator, der seit einigen Jahren in Venedig lebte. Pepoli, viel jünger als Albergati, war ihm in vielen Beziehungen ähnlich. Sehr begabt, dabei eitel und vom Wunsch erfüllt im Mittelpunkt, zu stehen, trat er als tragischer oder komischer Heldendarsteller auf Privatbühnen auf, zeichnete sich als Seiltänzer aus, focht die unglaublichsten Duelle aus und vollführte halsbrecherische Kunststücke zu Pferde. Während eines Jahrmarktes in Padua fuhr er zusammen mit seinem Freunde, dem Marquis Orologio, sechs Pferde und machte solches Aufsehen, dass ein furchtbares Gedränge entstand. Menschen wurden verwundet, und die Inquisitori di stato haben ihm für dieses Abenteuer eine Haftstrafe von einigen Tagen auferlegt.

In ruhigeren Stunden verfasste Alessandro Lustspiele und Dramen und vertiefte sich in wissenschaftliche und literarische Studien. Im Jahre 1781 erhielt er vom Rat der Zehn die Erlaubnis, die komische Oper: „Vendemia“ in seinem Palast aufzuführen. Diese Aufführung machte viel von sich reden; einer der Gäste, der Abate Carquelli, schrieb seinem Freunde, die Musik sei gut gewesen, das Orchester ausgezeichnet, zwei Ballette, in denen Pepoli selbst als „primo ballerino“ zusammen mit der Tänzerin Celini vom Theater San Cassan aufgetreten sei, hervorragend. Pepoli habe zwar nicht die Schulung eines Berufstänzers, aber er habe mit „bravura“ getanzt und die schwierigsten Figuren ausgeführt. Vierhundert Personen seien zugegen gewesen, Damen und Herren aus der Gesellschaft hätten die ersten acht Reihen gefüllt, ausserdem waren Bekannte des Marquis, denen man die Billetts geschenkt hatte, gekommen. Diese Laune hat Pepoli 700 bis 800 Zechinen gekostet.

Pepolis bekanntestes Drama war: „Ladislao e tentativi d'Italia“, ausserdem hat er Gedichte veröffentlicht: „Pianti d'Elicona“ und viele andere. Er hat auch Auszüge aus Miltons „Verlorenem Paradies“ übersetzt und in der Absicht, seine Werke gut auszustatten, eine eigene Druckerei: „Tipografia Pepoliana“ begründet. Er war ein leidenschaftlicher Kartenspieler, man traf ihn in den verschiedensten Gesellschaften und Spielhöllen. Sobald er kam, wurden die Einsätze von zehn Soldi auf acht Lire und mehr erhöht, von allen Seiten strömten die Spieler zusammen, in der Hoffnung, sich sein Unglück im Spiel zunutze zu machen. Am Spieltisch war er nicht wählerisch, ob er mit den Wucherern Zarlo oder Giuseppe Pino oder mit dem Juden Elias Vitali spielte,

war ihm einerlei; eine Zeit hindurch war sein Partner der Räuber Gaetano Zanni, der später im „Caffè della Londra“ festgenommen wurde, während er Uhren und Geld stahl. Diesen Spielern gegenüber verstand Pepoli seine Würde zu wahren. Die Rechnung führte sein stets dem Spiele beiwohnender Kammerdiener Giuseppe, der die Beträge für seinen Herrn auszahlte oder einforderte. Da Pepoli häufiger verlor als gewann, verstand Giuseppe sich durch die von den Gewinnenden eingestrichenen Trinkgelder ein hübsches Vermögen zu erwerben.

Pepoli, der fast sein ganzes Vermögen verspielt hatte, spielte zuletzt in Venedig in seinem beliebten Café „del Diavolo“ auf dem Markusplatz. Nachdem er 800 Zechinen verloren hatte, übersiedelte er nach Florenz und starb dort als Neununddreissigjähriger. Sein Leben hatte ihn aufgerieben. Jedenfalls hat er sich bei seinem letzten Spiel anständiger aus der Affäre gezogen als der Abate Niccolo Nobile Grioni, der selbst Mantel und Soutane verspielte und sich vor seinem Dienstmädchen schämte, als er halbnackt nach Hause kam. Noch schlimmer war es dem bekannten Spieler, dem Grafen Dominico Altan, ergangen, den die Karten zum Galgen geführt haben.

Zu Pepolis Sonderbarkeiten gehörte auch die Rivalität mit Alfieri, sie beschränkte sich nicht auf das Gebiet dramatischer Poesie allein, sondern erstreckte sich auch auf den Besitz der schönsten Pferde. Pepoli konnte als der reichere und verschwenderischere Alfieri auf diesem Gebiet schlagen, aber an dramatischer Begabung konnte er sich mit dem grossen Savoyarden nicht messen. Nach Pepolis Tode durfte Alfieri sagen: „Möge die Nachwelt ihm all das Böse, das er sich selbst zugefügt hat, verzeihen.“

Pepoli verstand so gut zu fahren, dass die Arkadierin Aglaia Anasillida, die Freundin der Albizzi, sich in ihn verliebte, als sie ihn auf seiner Biga sah. Begeistert preist sie ihn in ihrer Autobiographie: „Er war jung, schön, gut gewachsen, ich glaubte Apoll vor mir zu sehen und habe ihm zu Ehren ein Sonett gedichtet. Pepoli war eine jener Erscheinungen, wie die Natur sie manchmal hervorbringt, um einen Begriff von seltsam miteinander verschwisterten Tugenden und Fehlern zu geben, mit einem Worte, er war ein neuer Alkibiades. Vielleicht hätte er zu anderen Zeiten als Philosoph gegolten, in unserer Zeit nahm man ihn als Narren. Ich weiss nicht, welche seiner vielen Leidenschaften für ihn die verhängnisvollste war. Er starb in der Blüte seiner Jahre, von vielen betrauert — am meisten von seinen Gläubigern.“

In Pepolis Theater zu Venedig wurden Dramen, Lustspiele, Melodramen und Pantomimen aufgeführt und Ballett getanzt. Der Stern der Bühne war seine Freundin Teresa Depretis Venier, deren Grazie und musikalische Begabung über alle Massen gepriesen wurden. Der boshafte Advokat del Lungo wollte wissen, dass diese Frau ein sehr bewegtes Leben gehabt hatte, ehe sie die Muse des dichtenden Grafen wurde. Sie beherrschte ihn ganz und gar, und wenn er sich ihrer Launen nicht erwehren konnte, flüchtete er nach Bologna. Nach einer stürmischen Szene mit Teresa stand er von Tisch auf, stürzte in eine Gondel und liess sich nach Fusina fahren. Von dort aus jagte er in wildem Galopp nach Bologna, schlief achtundvierzig Stunden, fuhr sofort nach Venedig zurück, und Teresa empfing ihn, ohne seine Abwesenheit mit einem Wort zu erwähnen. Und wieder hielt das leichtsinnige Paar eine Zeit hindurch Frieden.

IV.

Im Sommer 1788 übersiedelte Albergati nach Zola in Gesellschaft von Pepoli, Teresa Venier und Francesco Baroni, dem sogenannten Abate Triboleto, dem Opfer von Pepolis boshaften Einfällen. Albergati veranstaltete Theateraufführungen abwechselnd in Zola oder Bologna, der Adel aus Stadt und Umgegend kam zusammen und machte sich die Verschwendungssucht des Hauswirts zunutze. Die Königin des Kreises war Teresa Venier, zum grossen Ärger aller Frauen von Bologna. Der Advokat del Lungo, auch er Albergatis Gast, erzählt in seinen Tagebüchern, Albergatis Aufführungen seien so glänzend und unterhaltend gewesen, und Bologna habe dadurch so gewonnen, dass man, wie in Griechenland die Olympiaden, in Bologna Albergatis glänzende Aufführungen als Zeitmass nehmen müsste.

In Zola herrschte nach Lungos Schilderung Ordnung und Regel wie in einem Kloster. Um neun Uhr wurde geläutet, damit man aufstehe und Toilette mache. In zwei Zimmern warteten die Kammerdiener auf die Gäste, um sie zu frisieren und zu barbieren, von dort aus ging man zum Büfett, wo Kaffee gereicht wurde. Um zehn Uhr verkündete die Glocke das Erscheinen des Hausherrn, man unterhielt sich bis um elf Uhr, dann ging die ganze Gesellschaft zur Messe. Nach dem Gottesdienst brachten hübsche, gut angezogene Dorfmädchen Albergati frische Blumen und führten ein munteres Gespräch mit ihm. Darauf



BELLOTTO GEN. CANALETTO (Phot. Tamme)

Halle im Palast zu Warschau vor dem Brand von 1767

Dresden: Königl. Gemälde-Galerie.

ging die Gesellschaft ins Schloss, spielte Karten, Billard usw., die ernsteren zogen sich in ihre Zimmer zurück, um zu lesen oder zu schreiben. Um zwei Uhr meldete eine schrille Klingel den Köchen, dass es Zeit sei, die Minestra zurechtzumachen, und wenige Minuten später rief die Glocke die Gäste zu Tisch. Die Speisen waren reichlich und eine immer besser als die andere. Bei Tische waren ernsthafte Gespräche verpönt, beliebt waren lustige Geschichten, die sich in den Grenzen des Anständigen hielten. Im Sommer wurde im Freien oder in den Zimmern eine Siesta abgehalten, im Herbst machte man Ausflüge zu Pferde, zu Wagen oder in Sänften. Gelegentlich wurde ein Picknick im Freien veranstaltet. Gebackene Hühner, Schinken, Wasser und Wein wurden zusammengetragen und Vorbereitungen zum Kochen einer guten Polenta getroffen. Am Abend nach dem Spaziergang traf man sich wieder im Palast am grünen Tisch, und um zwei Uhr nachts begab man sich zur Ruhe.

Ganz so ruhig und idyllisch, wie Lungo es schildert, hat sich das Leben in Zola nicht abgespielt. Der Advokat selbst hatte eine viel zu böse Zunge, um nicht Klatschgeschichten zu verbreiten, und der Abate Triboleto hat ihm redlich dabei geholfen. Zu boshaften Bemerkungen gab es Gelegenheit genug: Albergati war gegen Teresas zärtliche Blicke nicht unempfindlich, Pepoli wachte eifersüchtig über den beiden, harmlose Gespräche wurden allmählich aggressiv und endeten im Streit. Die Gesellschaft zerstreute sich bald in alle Winde, und Albergati erklärte in einem seiner Briefe, er habe nun der Gastfreundschaft und Villegiatur genug. Er wolle ruhig und sparsam leben. Aber diese Vorsätze waren nicht von Dauer, bald entdeckte er eine junge Tänzerin in Bologna, der er eine glänzende Zukunft auf der Bühne prophezeite, er nahm sich ihrer Ausbildung an, damit sie Teresa Venier, die ihn auf die Dauer gelangweilt zu haben scheint, vertreten könne. Die Ausbildung führte zu intimen Beziehungen und schloss mit einer Ehe. Die dritte Frau des Marquis, Teresa Checchi Zampieri, war fünfundzwanzig Jahre alt und galt als sehr schön. Lungo berichtet, Albergati habe zwischen drei Tänzerinnen geschwankt. Alle drei waren nebst einigen Freunden in Zola zu Tisch. Nachdem mehrere Flaschen ausgetrunken waren, hielt der Hausherr eine Ansprache an die Balletteusen: eine von ihnen möchte er heiraten, wisse aber eigentlich nicht welche, da sie alle schön und reizvoll seien. Er schrieb ihre Namen auf drei Zettel, warf sie in den Hut und überliess es dem Zufall, welche von ihnen

Marquise werden sollte. Das Los entschied zu Teresa Checchi Zampieris Gunsten, Albergati hatte die Wahl nicht zu bereuen, sie war ihm eine gute, treue Frau. Zwar gab es zu Beginn zwischen dem seinem Alter nach so ungleichen Paar Eifersuchtszenen, aber später wurde Albergati mit seiner dritten Frau glücklich.

Del Lungos Bericht stimmt wohl mit der Wahrheit nicht überein, nicht das Los, sondern eine späte Liebe des Marquis hatte über Teresas Schicksal entschieden.

Albergati, der seine guten Beziehungen zum polnischen Hof aufrechterhalten wollte, bat Ghigiotti, dem König seine dritte Ehe zu melden. Der geschickte Sekretär benützte die Anwesenheit des venezianischen Gesandten Grimani, der nach Petersburg ging, um das Gespräch auf Albergati zu bringen. Grimani äusserte sich abfällig über den Charakter und die schriftstellerischen Fähigkeiten des Marquis, pries jedoch die Schönheit seiner dritten Gattin. Der König lächelte über das Lob und fragte, wie alt Albergati sei, eilig gab Ghigiotti zur Antwort: in Sachen der Liebe müsse er ungefähr fünfundvierzig Jahre alt sein. „Dann wird alles gut gehen,“ entgegnete der König liebenswürdig, „ich schätze Albergati und bin ihm gewogen, doch möchte ich nicht, dass er mich zum zweitenmal bitte, mich für seine Söhne beim Papst einzusetzen.“

In Rom wurde die Nachricht von der abermaligen Heirat des Marquis weniger liebenswürdig als in Warschau aufgenommen. Pius VI. erliess am 14. Mai 1790 ein Breve an den Senat in Bologna und machte den Würdenträgern sehr scharfe Vorwürfe, dass sie sich nicht schämten, „Uxores scenicas“, Frauen, die der Verachtung würdig wären, zu heiraten. Albergati blieb die Antwort nicht schuldig und legte seine Senatorenwürde nieder, aber seine Demission blieb unberücksichtigt, er war noch Senator, als die Franzosen im Jahre 1796 in Bologna einzogen.

Als Mann des Fortschrittes versöhnte sich Albergati mit dem neuen politischen Zuschnitt, besonders als Napoleon eine „Bolognesische Republik und cisalpinische Konföderation“ einsetzte. Damals wandten sich alle Patrioten dem grossen Reformator des veralteten Europa zu. Da alle Adelstitel aufgehoben wurden, verzichtete Albergati im Jahre 1797 auch auf seine Würde als polnischer General und Kavalier des Stanislaus-Ordens und wurde ein einfacher „Cittadino“. Die neue Regierung ernannte ihn zum Bücher- und Zeitungszensor und Schauspielinspektor.

Früher als man gedacht hatte, war der Zauber vorbei. Albergati hielt es nicht lange mit Frankreich und Napoleon, und mit der Sympathie für die Franzosen schwand auch seine hohe Einschätzung ihrer dramatischen Literatur. Verächtlich schreibt er über seine Landsleute: „Da die Italiener wie Affen Perücken, Hüte, Frisuren und alle Unarten des französischen Rokoko übernehmen, sollten sie es den Franzosen auch noch in Verbrechen und Leidenschaften gleichtun. Diese verfluchten französischen Hähne machen sich immer verhasster, wolle Gott, sie verwandelten sich in Kapaune, damit die ekelhafte Brut sich nicht vermehre."

Während seines Franzosenhasses korrespondierte er häufig mit Alfieri, sie fanden sich nicht nur in der dramatischen Dichtung zusammen, sondern mehr noch im Hass gegen die fremden Eindringlinge, die aus Befreiern Bedrücker geworden waren. Da aber Albergati alle Dinge leicht nahm, blieb das Theater bis in sein spätes Alter seine liebste Beschäftigung.

Er starb in Schönheit, wie er gelebt hatte. Nach Tisch liess er sich Sorbett reichen, und als er den Löffel zum Mund führen wollte, schwankte er.

„Fühlen sich der Herr Marquis schlecht?" fragte der Diener.

„Oh, nichts, nichts — ich sterbe."

Unmittelbar darauf war er tot, es war der 16. März des Jahres 1804.

SIEBENTES KAPITEL

MALEREI IN VENEDIG

I.

In der Renaissance galt Frauenschönheit gewissermassen als „von Gottes Gnaden“ und erweckte Ehrfurcht. Als die schönste französische Jungfrau, die berühmte Paule de Vignier, dem durchreisenden Franz I. die Schlüssel der Stadt Toulouse im Jahre 1532 darbot, stutzte der König, der gewohnt war, dass ihm keine Frau widerstand, beim Anblick dieses Wunders der Natur. Mlle. de Vignier hat ihre Schönheit vor der Lüsternheit des Monarchen geschützt; Franz I. hat diese Majestät respektiert.

Die Schönheit der Frau von „Gottes Gnaden“ ist von niemand mit einer solchen Leidenschaft verherrlicht worden wie von den venezianischen Meistern. Auf Bildern des XV. Jahrhunderts kann man neben dem Namen des Malers die Worte lesen: „amore incensus crucis“, „aus heisser Liebe zum Kreuz“, und weibliche Heilige sind blass, verblüht, durch Leid vergeistigt, jeder irdischen Regung bar. Zur Zeit eines Giorgione, Tizian, Veronese herrscht in Venedig bereits ein anderer Geist, der Schönheit allein wird in der Kunst gehuldigt. Tizian, dieser Gewaltigste unter den Meistern, hat die Schönheit wieder in ihr Recht eingesetzt; er hat die Frauen nicht wie so mancher seiner Nachfolger dargestellt, um den Beifall lüsterner Greise buhlend, sondern er hat das Schöne um des Schönen willen gesucht. Dem Wunder der Natur hat er die ihm gebührende Ehrfurcht gezollt.

In Tizians Heiligen lebt nichts mehr von quattrocentistischer Auffassung. Seine heilige Magdalena, die uns trotz der aufgelösten Haare und der auf dem Herzen ruhenden Hand nichts von ihren Reizen verschleiert, erscheint nur den Bewunderern der Schönheit heilig; zu ihr zu beten, fiele schwer. Die Schönheit der Natur zu bewundern, gehört zu den

grössten und edelsten Freuden des Menschen. Tizian hat dies empfunden und gestaltet, seine Frauen sind gesund, voll Anmut und Fülle und wirken wie die Eva des Paradieses, unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen. An Tizians Assunta haben jene Anstoss genommen, die die Heiligkeit nur in einem blassen, verelendeten Gesicht finden. Die Maler aus Eifersucht, die Franziskaner aus Angst wollten diese Madonna von mächtigem Körperbau und klarem Blick nicht anerkennen. Aber der gesunde Sinn der Venezianer hat gesiegt, die Maria wurde in die Kirche aufgenommen, und behauptet bis auf den heutigen Tag ihren Platz im Heiligtum der Kunst, in der Accademia zu Venedig.

An Tizian knüpft Veronese an. Um seine malerische Pracht, seine grandiosen Feste, seine schönen Frauen zu begreifen, gilt es das venezianische Leben aus dem Ende des XVI. und der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts zu betrachten. Weder im Mittelalter noch zu Beginn der Renaissance war so viel wie damals die Rede von Frauen, von Liebe, von Gesetzen, die die Schönheit bestimmen. Weibliche Schönheit wollte man, namentlich in Florenz, durch mathematische Regeln umschreiben. Die praktischeren Venezianer haben nicht in diesem Masse an das Recht der Geometrie geglaubt, aber an schönen Frauen hat es in der Lagunenstadt nicht gefehlt, da waren Maria Loredan, „jener Schatz, dessen blendender Glanz ganz Venedig überstrahlt“, Marietta Venier und Marietta Pisano, „die Vögel Phönix der Stadt“; Marina Morosini, Lucrezia Pesaro und noch einige andere Frauen aus dem venezianischen Patriziat wurden mit „weissen Schwänen, den geflügelten Jungfrauen, den Zierden des Paradieses“ verglichen. Der Verfasser dieser romantischen Umschreibungen, Niccolo Franco, erklärt in seinem „Dialogo, dove si raggiona della Bellezze“: „Die Schönheit dieser Venezianerinnen preisen, hiesse Wasser ins Meer giessen, denn ihre Vorzüge sind so gross, dass der Tag Licht von ihren Augen leiht, die Harmonie greift eifrig nach dem süssen Wohlklang ihrer Stimme, der Frühling ist stolz, wenn er sich in die Farbe ihres Antlitzes kleiden kann, das Gold strebt nach dem Glanz ihrer blonden Haare, das Ebenholz wäre glücklich, wenn es so schwarz wäre wie ihre Brauen, und das Elfenbein stolz, wenn es der Weisse ihrer Hände gliche.“

Als Ideal galten schwarze Augen und blonde Haare; dunkle Augen waren in Italien nicht eben selten, aber das Blond der Haare war nur auf künstlichem Wege zu erreichen. Aus römischen und griechischen Schriftstellern schöpften die Italiener neben ernsten philosophischen

Dingen auch die Kenntnis von Schönheitsmitteln. Die Frauen erinnerten sich, dass Ceres und Venus blond waren, und dass schon die schönen Ägypterinnen ihre Haare blond zu färben pflegten. Vielleicht kannten auch die Frauen im Mittelalter dies Geheimnis, um ihre Reize zu erhöhen, aber da sie den Weltuntergang und die Trompete des Jüngsten Gerichtes, die die Menschheit vor Gottes Stuhl berief, täglich erwarteten, fürchteten sie sich, Gottes Werk zu verändern. Wenn die von Natur schwarzhaarigen Italienerinnen im furchtbaren letzten Augenblick mit gefärbtem Haar vor der Majestät des grossen Richters ständen, hätten sie leicht dem Satan zur Beute fallen können. Der Schöpfer hätte ihnen die Worte des vergessenen französischen Dichters Philippe Bosquier entgegenrufen können:

„Je ne vous cognoy pas, vous n'estes mon ouvrage,
Vous n'estes marquetés du sceau de mon image,
Car vous avez brouillé le teinct de vos cheveux,
Le teinct de votre face et le teinct de vos yeux."

Die Frauen der Renaissance haben sich um diese ferne Zukunft nicht gekümmert. Ihr alleiniges Streben war, das Leben zu geniessen und Männern zu gefallen; sie wollten schön und blond sein, selbst wenn sie am Jüngsten Tage dafür zur Rechenschaft gezogen werden sollten. Sie erlitten Qualen genug zu Lebzeiten, sassen mehrere Stunden täglich auf dem Dach ihrer Häuser, damit die Sonne die Farbe ihrer Haare bleiche, und trugen bei dieser Prozedur einen grossen Strohhut, eine sogenannte „Solana", die keinen Kopf, sondern nur einen grossen Rand hatte und und nur Gesicht und Rücken schützte. Über diesen Rand hingen die aufgelösten, zu trocknenden Haare.

Neben Haar- und Körperpflege gehörten Toilettefragen zu den Hauptbeschäftigungen reicher Frauen. Die grossen Konfektionsschneider haben die Mode wie heute beherrscht. Einer der berühmtesten war Messer Giovanni, der sein Atelier in der Nähe der Kirche San Lio hatte; in der Kunst, Frauen anzuziehen, war er so erfahren und hatte so viel Einfälle, dass ganz Venedig ihn staunend bewunderte. „Uomo di tanta esperienza e dottrina nell'arte che è a cosa da stupire il mondo," sagt einer der begeisterten Zeitgenossen. Da Perlen damals sehr begehrt waren, verstand er es glänzend, die Kleider und Frisuren seiner Kundinnen mit Perlen zu schmücken. Niemand war ihm gleich in der Kunst, Frauenschönheit durch Schmuck hervorzuheben. Vor seinem Hause hielten stets so viele elegante Gondeln, dass es schwer war, sich einen Weg zu bahnen.

Vielleicht noch grössere Verdienste als Messer Giovanni hatte Bartolommèo Bontempele da Calice, er hat die kostbaren Brokate und Gold- und Silberborten gewebt, die wir heute noch in Museen bewundern. Es waren sogenannte „ormesini, zendadi, soprarizi“, die selbst in Konstantinopel begehrt waren; der Signoria galt Bartolommèo als Fürst der Landesindustrie. Das Haus dieses Fabrikanten war in Belagerungszustand versetzt wie das des Schneiders. Bartolommèo hatte sich im Verkehr mit dem Patriziat so vorzügliche Formen angeeignet, dass er Zutritt zur vornehmen Gesellschaft hatte.

Eine ebenso wichtige Rolle wie die Schneider spielten in Venedig die Meister der „arte aromateria“, die immer neue Parfüms erdachten. Messer Saba da Franceschi hatte eine Bottega „zum Bären“. Vielleicht stand das Schild nicht ganz im Einklang mit den Essenzen, die er verkaufte, aber da man das wilde Tier nirgends sonst in Venedig sah, war es ein um so grösserer Anreiz für die Kunden.

Diese blonden, mit Perlen, Brokat und Edelsteinen geschmückten Frauen mussten ihre Künstler finden. Es waren dies Paris Bordone und mehr noch Paolo Veronese, der Festmaler von Venedig. Die heiteren Stirnen seiner Frauen sind nicht von Sorgen getrübt, sie wirken glücklich, froh und das Leben geniessend. Er malt Gastmähler und prunkvolle Umzüge, und seine Heiligen, ob sie nun Caterina oder Helena heissen, sind vornehme, reichgeschmückte, schöne Venezianerinnen, nachdenklich und träumerisch, aber nie melancholisch. Venedig verstand seine Reichtümer und politischen Triumphe zu nützen, und ein Abglanz dieser glücklichen Tage lebt in Veroneses Bildern.

Der Traktat von Cambrai, der Venedigs Fall besiegelt hat, und der Kampf um die religiöse Neugestaltung, die sogenannte Gegenreformation haben einen Wandel in den sozialen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Dogenstadt mit sich gebracht, sie waren auch auf die Malerei von wesentlichem Einfluss. Die Kirche hat sich nicht allein gegen die nordischen Reformatoren gewandt, sondern auch die Grundsätze der Renaissance angegriffen. Die Götter des Olymp, die sich in Literatur und bildende Kunst eingeschlichen und sich aufs neue die Herrschaft auf Erden angemasst hatten, mussten weichen, besonders energisch wurde Venus, die Göttin der Schönheit, bekämpft. Der nackte Frauenkörper wurde in Acht und Bann getan, auch wenn die Künstler ihn in Reinheit und Schönheit geschaffen hatten, angebliche Moralisten hatten stets die Hüllen bereit, um alle Blössen zu decken. Aber Vene-

dig stand zu sehr im Bann der von Tizian und Veronese verherrlichten Frauenschönheit, um sich den Vorschriften der Jesuitenkunst ohne weiteres zu fügen. Der Wechsel in den Anschauungen ging hier nur langsam vor sich.

Damals lebte Venedigs letzter grosser Renaissancemaler, Tintoretto, ein leidenschaftlicher Gewaltmensch, dem Kompromisse zwischen der alten und neuen Richtung fernlagen. Tintoretto war Tizians Schüler, in seiner Jugend konnte er nicht ohne weiteres mit dem brechen, was bis dahin als Gipfel der Kunst gegolten hatte: der Darstellung des nackten weiblichen Körpers. Er malte Susanna im Bade, Andromeda und Ariadne mit Bacchus und tauchte als Meister des Kolorits alles in ein zauberhaftes Licht. Allmählich erlag er den Strömungen der Zeit und wurde der Maler der Gegenreformation. Damals entstanden seine gewaltigen Kompositionen in der Scuola di San Rocco und im Dogenpalast, die leider stark unter der Unbill der Zeiten gelitten haben. Aber wenn auch die Oberfläche zerstört ist, das Hinreissende seiner dramatischen Kompositionen, die Gewalt seiner Mystik, seine Fähigkeit, den Raum zu gestalten, wirken zündend.

Im XVII. Jahrhundert war Tintoretto das Ideal der Künstler und des Publikums. In die Scuola di San Rocco kamen die Künstler, namentlich aus dem Norden, um dort Komposition, Zeichnung, Verteilung von Licht und Schatten zu studieren. Giuseppe Caliari, der längere Zeit der Guardian der Scuola war, empfing die fremden Künstler und zeigte ihnen die Räume, in denen der verstorbene Meister gearbeitet hatte, sowie seine Gips- und Wachsmodelle. Venedig stand im Zeichen von Komposition und Stil; wer nicht Stilist war, „manieroso" und nicht Tintoretto kopierte, verdiente nicht, Maler zu heissen. Ein Kunstschriftsteller im XVII. Jahrhundert, Marco Boschini*), nennt die Naturalisten „Schuhflicker". „Sie gehen über die Strasse," sagte er, „überfallen den ersten besten Nachbarn und kapern ihn als Modell, denn sie brauchen angeblich gerade seine Physiognomie, um ihre Idee im Bilde auszudrücken."

Man verleugnete Tizian und Veronese, vergass, dass auch sie ihre Modelle auf der Strasse gesucht hatten, die Manier herrschte, und es war vorbei mit der Malerei der Renaissance. Die amtliche Moral hatte Venus verjagt, an ihre Stelle waren Magdalenen und Susannen getreten, denn „die Nacktheit störe die Tugend". Diese in der Malerei des

*) Marco Boschini: La carta del navegar pitoresco. Venezia 1660.



(*Phot. Alinari*)

G. B. TIEPOLO
Kreuztragung
Venedig: San Alvise

XVII. Jahrhunderts beliebten Gestalten zeigten zwar nicht alles, liessen aber dafür um so mehr erraten. Geistlichkeit und Regierung waren jedoch zufrieden; je weniger man von einem Frauenkörper sah, desto besser, dann war das Ärgernis geringer. Die Mode passte sich den Anschauungen über Moral an, die Frauen zogen schwarze Tücher über den Kopf, um ihre Haare zu bedecken, Reifröcke, um ihre Gestalt vor den begehrlichen Blicken der Männer ganz zu verbergen, zuletzt kamen Masken, damit auch Augen und Mund unsichtbar blieben. Lächerliche Missgeburten gingen über die Strasse, der greise Doge reichte dem weisshaarigen Patriarchen die Hand, beide freuten sich, dass die Zeiten der Verderbnis vorüber seien und das Zeitalter der Tugend begonnen habe. Die Ergebnisse der offiziellen Moral haben wir bereits kennen gelernt.

II.

Die venezianische Malerei hatte eine zu grossartige Vergangenheit, um ganz zu sinken. Auch nach Tintorettos Tod (1594) traten Maler auf, die den alten Glanz der Kunst der Lagunenstadt aufrechterhalten wollten. Ein Abglanz von Tizians Genius lag noch über Alessandro Varotari, Padovanino genannt (1590—1650), sowie über Palma Giovane (1544—1628), aber Palmas Nachfolgern, die gänzlich in Manier verfielen, war es nur darum zu tun, die Aufträge so schnell als möglich auszuführen, und ihr Losungswort wurde: „far presto". Sie schöpften aus dem alten Schatz und ahmten die alten Meister, zumeist in sehr ungenügender Weise, nach. Neben ihnen waren die „Tenebrosi" am Werke, die ihre Wirkungen in einer gelegentlich brutalen Gegenüberstellung von Hell und Dunkel suchten. Diese Richtung war tonangebend, ihr haben sich Michelangelo da Caravaggio in Rom, Spagnoletto in Neapel, Guercino in Bologna, Bernardo Strozzi, genannt „il Capuccino Genovese", und Giovan Agostino Cassana, Abate genannt, in Venedig angeschlossen. Mit den Traditionen des heiteren Venedig war diese neue Richtung nicht in Einklang zu bringen; Giorgio Lazzarini (1655 bis 1730), ein geschickter Zeichner, versuchte die alte, von Licht und Glanz erfüllte Malweise wieder aufzunehmen, vermochte sie jedoch in seiner kalten, trockenen Art nicht zum Leben zu erwecken.

Zwei begabteren Künstlern gelang der Kompromiss zwischen der alten venezianischen Tradition und der Manier der Tenebrosi: Basti-

ano Ricci (1660—1734), der sich jedoch mehr in Wien, Dresden und Warschau als in Italien aufgehalten hat, und Giambattista Piazetta (1683—1754). Namentlich Piazetta hat, den Geist der neuen Zeit begreifend, Volks- und Bürgertypen in die Kunst eingeführt.

Den Charakter der venezianischen Malerei im XVIII. Jahrhundert bestimmen jedoch jene Künstler, die uns gewissermassen nach Art der Chronisten ein treues Abbild der Gesellschaft geben. In der Glanzzeit der Republik, um die Wende zwischen dem XV. und XVI. Jahrhundert, hat Marino Sanuto mit unerhörter Gewissenhaftigkeit alles notiert, was für die Nachwelt von Bedeutung sein könnte, und Carpaccio, der Maler, die Schönheit der Zeit in fesselnden Bildern festgehalten. Sein Ursula-Zyklus gibt einen glänzenden Einblick in das damalige Venedig und seine Gesellschaft. Die Gebäude der Stadt, das Strassenleben mit seinen festlichen Umzügen, selbst Szenen aus dem Innern der Häuser ziehen am Beschauer vorbei.

In grösserem Umfang und ähnlicher Treue veranschaulichen die venezianische Malerei des XVIII. Jahrhunderts und die Tagebuchliteratur das damalige Venedig und seine Gesellschaft. Casanova, Gozzi, der Advokat Lungo, da Ponte geleiten uns in Patriziersalons, in die stillen Stuben sparsamer Bürger, ins Ridotto, in Cafés und Klöster, und diese Tagebücher und die Reiseschilderungen von de Brosses werden greifbar lebendig, wenn wir die Bilder von Canaletto, Guardi und Pietro Longhi sehen. Dies sind die drei berühmtesten Schilderer des Lebens der Lagunenstadt im XVIII. Jahrhundert. Canaletto gibt dem Bilde den Rahmen: Ansichten von Venedig, der von Kirchen und Palästen eingefasste Canale grande, Brücken, verschwiegene Gässchen und Winkel, kurz Venedig in all seiner Pracht und Üppigkeit. Guardi hat in impressionistischer Weise den Eindruck der Stadt zu den verschiedensten Tageszeiten und Stunden festgehalten; Longhi hält sich an die Menschen, vornehm und gering zeigt er, auf dem Markusplatz, vor dem Altar, in der Beichte und im Alltag mit allen Gewohnheiten und allem Aberglauben.

Die drei Künstler waren Zeitgenossen. Longhi (1702—1762) hat seine Vaterstadt kaum verlassen, in seiner Jugend hat er bei Antonio Balestra (1666—1740) gelernt, von nachhaltigstem Einfluss auf ihn war aber Giuseppe Maria Crespi, Spagnolo genannt (1665—1747). Sein erster bedeutender Auftrag waren die Fresken im Palast der Patrizierfamilie Sagrado. Diese „Caduta dei Giganti“ ist nicht sehr gelungen,

und das war ein Glück für die weitere Entwicklung des jungen Künstlers, denn nun machte er sich daran, das zu malen, was er sah: Damen, die morgens den Cicisbeo empfangen, Mädchen, die unter dem Portikus des Dogenpalastes tändeln, singende oder Blindekuh spielende Backfische, Zähne ziehende Scharlatans usw. Goldoni, der auch alles, was das Leben ihm zutrug, zu nützen verstand, hat stark auf ihn gewirkt. Longhi bekam sogar den Spitznamen: „Goldoni della pittura", über vierzig Jahre hat er die Typen, die das damalige Strassenbild beherrscht haben, festgehalten; seine Bilder füllen das Museo Correr, den Palazzo Querini-Stampaglia und sind auch ausserhalb Venedigs häufig.

Longhi ist der venezianische Hogarth genannt worden — sehr mit Unrecht. Zwischen der Begabung dieser beiden Künstler besteht nichts Verwandtes; Hogarth ist ein satirischer Moralist, der zu Übertreibungen neigt, um auf jene, die er auf den richtigen Weg zurückführen will, einen um so stärkeren Eindruck zu machen, während Longhi, frei von jeder Tendenz, das malt, was er sieht. Auch die Malweise der beiden Künstler ist durchaus verschieden, gegen Hogarths Schärfe steht Longhis Weichheit, er ist so heiter wie das Volk und das Licht, unter dem er lebt. Es gibt mehr Gemeinsames zwischen Longhi und Chardin, aber der Venezianer ist der vielseitigere und tiefere Physiognomiker, während Chardins Bedeutung auf anderem Gebiete liegt.

Pietros Sohn, Alessandro Longhi, war als Porträtist tätig, und sein Bild des Prokurators Luigi Pisani, von seinen Angehörigen umgeben (heute im Besitz des Marquis Bentivoglio), gehört zu den besten venezianischen Porträts aus der Zeit des Rokoko.

Nicht weniger bedeutend ist Francesco Guardi (1712—1793), sein leichter Pinselstrich und die hellen Flecke, die aus dunklem Grund auftauchen, sind äusserst wirkungsvoll. Sein „Konzert im Kloster" oder sein „Ball zu Ehren des Grafen du Nord" erwecken, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, die Vorstellung eines mit eleganten Menschen gefüllten Saales. Tritt man ganz dicht heran, so sieht man nichts als helle Flecke auf der Leinwand. Das Detail wird dem Gesamteindruck untergeordnet, und auf diese Weise die Vorstellung einer Menge erzeugt. Niemand verstand es besser als er, blitzende Lichter auf den Strassen und Kanälen der Lagunenstadt wiederzugeben. Das Strassenbild wird durch kleine Gestalten belebt, die sich nie aufdrängen, aber stets den Reiz des Bildes erhöhen.

Antonio Canale (1697—1768) ist architektonischen Details in sei-

nen Strassenbildern gewissenhafter nachgegangen, ohne sich jedoch mit Guardi an Begabung vergleichen zu können. Er war ein etwas trockener und genauer Photograph der Stadt. Mit Smith, dem englischen Gesandten, und einigen anderen Engländern war er früh in Berührung gekommen; er ging nach London, wurde dort sehr geschätzt und hat englische Ansichten für das Schloss zu Windsor und die Galerie des Herzogs von Richmond gemalt. Er hat auch viel radiert und seine Radierungen Mr. Smith, seinem ersten Protektor, gewidmet. Nach längerem Aufenthalt in England ging er wieder in die geliebte Heimat zurück. Sein Neffe Bernardo Belotto, Canaletto genannt, hat sich so sehr in seine Art hineingesehen, dass es gelegentlich schwer ist, die Werke des Schülers von denen des Lehrers zu unterscheiden.

Bernardo Belotto hat sich seine Motive in der Hauptsache in Rom, Verona, Padua, Mailand und London geholt. Er war längere Zeit in Wien, Dresden und Warschau und starb am 17. Oktober 1780. Graf Brühl hat sich sehr für ihn interessiert und ihm 1751 den Titel eines Hofmalers mit einer Pension von 20 Talern monatlich bei August III. erwirkt. Auch Belotto hat radiert, und wir danken es ihm, dass wir eine Vorstellung von Dresden und Warschau im XVIII. Jahrhundert haben.

III.

Neben diesen Maler-Chronisten war Giambattista Tiepolo (1696 bis 1770), der letzte Nachkomme der grossen alten Malerschule, tätig. Er trug einen stolzen Patriziernamen, war aber bürgerlicher Herkunft. Das venezianische Publikum, stolz auf seine grossen Geschlechter, hat Giambattista Tiepolo zumeist Tiepoletto oder Chiepoletto genannt, um ihn von der Patrizierfamilie zu unterscheiden.

Giambattistas Vater, Dominico, war der Kapitän eines Kaufmannsschiffes, der Familienname der Mutter ist nicht auf die Nachwelt gekommen, sie wurde nur Orsetta genannt. Sie war eine tüchtige Frau, früh verwitwet hat sie ihre fünf Kinder gut erzogen und Giambattista, als sie seine malerische Begabung erkannte, zu Gregorio Lazzarini in die Lehre gegeben.

Als Giambattista imstande war, eine Familie zu ernähren, heiratete er Cecilia Guardi, Francescos Schwester, und hatte neun Kinder mit ihr. Sein Sohn Giovan Dominico wurde gleichfalls Maler, half ihm bei

der Arbeit und verstand sich gut in seine Art hineinzuarbeiten. Auch ein jüngerer Sohn hat sich als Maler versucht, hatte aber als Radierer grössere Erfolge.

Tiepolo hatte die Kraft und Energie eines Menschen, der von einer Familie abstammt, die sich nicht in geistiger Arbeit verausgabt hat, der Vater hatte die frische Luft des Meeres geatmet, und etwas von seiner Kühnheit hat der Sohn geerbt. Paläste und Kirchen mit Fresken zu schmücken, lag ihm am meisten. Hier konnte er seiner Phantasie am freiesten die Zügel schiessen lassen und in Erfindung, Komposition, kühnen Verkürzungen und gewagten Perspektiven zeigen, wessen er fähig war.

Er wurde sehr gefeiert, Udine, Mailand, Bergamo, Vicenza, Verona haben sich ihn streitig gemacht, und die venezianischen Patrizier wollten ihre Villen in Trevignano und Padovano von diesem jungen Maler, der sie an den alten Glanz der Kunst gemahnte, ausgemalt haben.

Sein Ruhm ging über die Alpen, der Fürstbischof berief ihn nach Würzburg, um seinen Palast von ihm ausmalen zu lassen, und setzte 3000 Gulden für die Reise aus, abgesehen von den vereinbarten 21 000 Gulden für die Arbeit. Giambattista ging mit seinem Sohn Dominico nach Würzburg und schuf im Verlaufe dreier Jahre die gewaltigen Fresken, die in ihrer Kühnheit den Werken der berühmtesten Renaissancemeister nicht nachstehen.

1753 war Tiepolo wieder in Venedig. Fresken und Staffeleibilder entstanden, bis er 1762 von Karl III. nach Madrid berufen wurde. Der bereits Fünfundsechzigjährige scheute die weite Reise nicht, nahm seine beiden Söhne Dominico und Lorenzo mit, anvertraute das Haus dem dritten Sohn Giuseppe Maria und ging wohlgemut an die grosse Aufgabe. In Venedig hatte er längere Zeit Christine, die Tochter eines Gondoliere, zum Modell; seine Biographen sind sich nicht einig, ob er sie nach Spanien mitgenommen hat oder nicht, seine Frau blieb zu Hause, da sie den Aufenthalt im Ridotto jeder weiten Reise vorzog. Tiepolos Biographen war es um den guten Namen und die Tugend ihres Helden zu tun, sie scheuten die Annahme, dass er, als alter Mann, eine Frau an den Hof des katholischen Königs mitgebracht habe, selbst wenn sie ihm als Modell notwendig war. Der Streit um Christine entscheidet sich zugunsten der Tugend, denn als Giambattistia nach Madrid ging, war Christine bereits vierzig Jahre alt und wohl nicht mehr schlank genug, um als Modell für die ätherischen Göttinnen auf den königli-

chen Plafonds zu dienen. Giambattista hat mit Hilfe seiner Söhne nach einem neuen Modell in Madrid gesucht, was sicherlich trotz der Inquisition nicht so schwer sein musste, da Greco mit seinem Modell unter einem Dach in Toledo gelebt und sie als Heilige in Kirchen gemalt hat. Giambattista scheint aber einen kleinen Mohrenknaben mitgenommen zu haben, den ihm einer seiner schwarzen Diener geschenkt hat. Der Afrikaner und zwei schöne Windhunde kommen häufig in Tiepolos Bildern vor; die Hunde gehörten der Patrizierin Helena Balbi-Barozzi.

Giambattista wurde in Madrid „Tiepolo el bueno“ genannt, aber es gelang ihm nicht, sich die Zuneigung von Raphael Mengs zu erwerben, der es nicht verwinden konnte, dass der Venezianer sich neben ihm der königlichen Gunst erfreute. Es heisst sogar, dass Mengs einst zwei Bettler, „Saltadores de caminos“, gemietet habe, damit sie Tiepolo tüchtig durchbläuten. José de Ribera aus Madrid berichtet dies und fügt hinzu, was sehr unwahrscheinlich ist, dass Mengs, um sich persönlich zu überzeugen, ob seine „Saltadores“ ordentlich arbeiteten, der Exekution vom Gipfel eines Baumes zusehen wollte. Der Zweig brach, Mengs fiel hinunter, die „Saltadores“ liefen davon und Tiepolo kam unbehelligt nach Hause.

Tiepolos unerhörte Kühnheit und Leichtigkeit in Komposition und Zeichnung, sein Spiel mit Licht und Schatten, der Glanz seiner Farben wirken verblüffend. Der Nachkomme eines Tizian und Veronese ist nicht frei von zeitgenössischen Einflüssen, namentlich vom Einfluss der Tenebrosi und der Richtung des Rokoko. In seinen Bildern herrscht die neue Frau; Christine war zwar ein Modell im Sinn der alten Meister, rund, voll, anmutig, aber der Künstler konnte sich nicht immer an das Modell halten und es zur Höhe der Kleopatra oder Amphitrite im Palazzo Labia erheben. In seinen Bildern finden wir auch jene, nervöse, blasse, rätselhafte Frau mit schnellen, abrupten, häufig gewaltsamen Bewegungen. Seine Palette beherrschen die vom Rokoko beliebten, blassen, gelblichen Farben. Die Leichtigkeit im Komponieren und seine Fähigkeit, menschliche Gestalten in den gewagtesten Stellungen darzustellen, haben ihn gelegentlich zu weit geführt; seine Fresken wirken manchmal unruhig und sind schwer übersehbar. Auch dieses Ausserachtlassen der Symmetrie ist ein Element des Rokoko, alle Schranken werden durchbrochen, das Bild fällt auseinander, Menschen und Gewänder wirken wie vom Sturm gejagt.

Im Zeitalter der Philosophie war Tiepolo unphilosophisch und nicht

von Wissen beschwert; nicht nach psychologischen Problemen darf man bei ihm suchen, obgleich er gelegentlich schmerzbeladene Frauen malt, steht das dekorative Element bei ihm durchaus im Vordergrund. Frei von gelehrten Skrupeln hat er römische Togen, kostbare Gewänder des XVI. Jahrhunderts und die auf Sinnlichkeit abzielenden Frauenkleider seiner Zeit kühn nebeneinander dargestellt.

Diese Dinge tun seiner Grösse nicht Abbruch, er war der bedeutendste italienische Maler im XVIII. Jahrhundert, seine südliche Phantasie, seine Kraft und ungeheure Fruchtbarkeit überraschen immer wieder. Trotz der ungeheuren Produktion ist nichts von Ermüdung oder Wiederholung zu entdecken.

Die malerische Tradition aus der Zeit der grossen Blüte ist in Venedig mit Tiepolo zu Ende. Er starb in Madrid am 27. März 1770, seine Frau hat ihn um neun Jahre überlebt. Es wird erzählt, dass sie im Ridotto mit einer solchen Leidenschaft gespielt hat, dass sie, als ihr Bargeld alle war, ihre Villa in Zianigo eingesetzt und verspielt hat. Der sparsamste ihrer Söhne, der Abate Giuseppe Maria, hat sie später zurückgekauft.

ACHTES KAPITEL

ROSALBA CARRIERA

I.

Die junge Venezianerin Rosalba Carriera hat im Jahre 1700 eine so gute Miniatur von Antonio Orsetti aus Lucca auf Elfenbein gemacht, dass ihr der erfreute Patrizier zwei Paar Handschuhe und zwei Riechkissen, die die Nonnen aus Lucca gefertigt hatten, schenkte. Ein freilich bescheidenes Honorar, aber Rosalba stand erst in den Anfängen ihrer künstlerischen Laufbahn.

Rosalbas Vater Andrea aus Chioggia verwaltete das Haus des Prokurators Bon, die Mutter war die Tochter eines Böttchers aus Venedig. Aber Andrea war für seine Geschicklichkeit bekannt und galt als halber Künstler. Als er sah, dass die kleine Rosalba ihre Schulbücher mit Bildern versah, liess er sie von Giuseppe Diamantini und später von Antonio Balestra in der Malerei unterrichten. Antonio war ein vorzüglicher Zeichner, und Rosalba hat viel bei ihm gelernt, sie begann schon früh Fächer und Tabakdosen, die damals sehr beliebt waren, zu bemalen und auf diese Weise Geld zu verdienen.

Ein vermögender Engländer und Maler-Dilettant, Christian Cole, war damals in Venedig. Er überredete Rosalba, Pastell- an Stelle von Ölfarben zu benützen, damit fand sie die ihrer Begabung adäquate Technik.

Rosalbas jüngere Schwestern, Giovanna und Angela, waren sehr musikalisch, lebhaft und begabt und haben auch Französisch und Lateinisch mit Leichtigkeit gelernt. Angela heiratete jung Antonio Pellegrini, einen sehr geschickten Dekorationsmaler, der später dank Rosalbas Protektion die Wände von halb Europa bemalt hat. In der Familie Carriera war Angelas Hochzeit ein grosses Ereignis; der Freund des



ROSALBA CARRIERA (Phot. Tamme)
Bildnis der Gräfin Orzelska
Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

Hauses, der Kanonikus Ramelli, konnte nicht nach Venedig kommen und schickte als Ersatz ein berühmtes Wurstgericht, in dessen Zubereitung er exzellierte, ausserdem versprach er, neue Beweise seiner Kochkunst bei der Taufe des Erstgeborenen des jungen Paares zu liefern.

Für Rosalba war es schwerer, einen Mann zu finden; von ihrer Kunst erfüllt, dachte sie nicht an Liebesabenteuer. Zudem war ihr Ruhm gewissermassen ein Hindernis für die Ehe. Wenn ein Verehrer ihres Talentes den Künstler glücklich pries, der sie einst heimführen würde, gab der Maler Crespi, Spagnuolo genannt, unfehlbar zur Antwort: „Damit sie ihresgleichen finde, müsste man Guido Reni von den Toten erwecken."

Nach Angelas Heirat schlossen sich Giovanna und Rosalba um so inniger aneinander an, Giovanna wurde bald die Lieblingsschülerin der Künstlerin. Sie war ein zierliches, kleines, gutes, kindlich naives, leicht zur Melancholie neigendes Geschöpf, sie hatte keine Neider und wurde in ganz Venedig Naneta genannt. Sie war Rosalbas Sekretärin und hatte für alles Zeit. Wenn es tagte, stand sie auf, ging in die Kirche, führte die Wirtschaft, besuchte Bekannte, beantwortete die an Rosalba gerichteten Briefe, bereitete ihre Farben, kopierte Miniaturen und Pastelle, die die Kunden bestellt hatten, erfand Kostüme und Masken für den Karneval und unterstützte zahllose Arme, die ihre Hilfe begehrten. Zuweilen schlief sie ermüdet im Stuhl ein, dann amüsierte sich die ganze im Atelier versammelte Gesellschaft über die gute Naneta, und der eine oder andere der Künstler machte eine Karikatur nach ihr. Naneta war, wenn sie aufwachte, durchaus nicht böse, sondern gern bereit mitzulachen und lief in die Küche, um sich Kaffee, ihr Trostmittel, zu holen.

In Rosalbas Atelier gingen Bekannte ein und aus, doch störte dies die Künstlerin durchaus nicht in ihrer Arbeit. Sie war heiter, tiefer veranlagt als Naneta, sehr begabt und durchaus weiblich. Die Frage, ob sie hübsch war, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. Wir besitzen zwar mehrere Selbstbildnisse, aber sie scheinen sämtlich geschmeichelt. Rosalba war klein, lebhaft, hatte einen schönen Mund, sanfte Augen, zierliche Hände; als sie älter wurde, muss sie ihre Reize eingebüsst haben, denn als der Antiquar Daniele Antonio Bertoli sie 1730 in Wien Karl VI. vorstellte, sagte der Kaiser später zu ihm: „Lieber Bertoli, deine Malerin ist vielleicht begabt, aber sehr hässlich."

Als Rosalbas Verehrer Cole nach Rom kam und ihre Miniaturen, dar-

unter auch sein eigenes Bildnis, zeigte, wurde die Künstlerin in ganz Italien berühmt. Die Künstler und die gesamte englische Kolonie waren voller Bewunderung, und Coles Freund, Sendamore, ging sofort nach Venedig, um sich von Rosalba malen zu lassen, während David Roberts eine ruhende Venus im Freien bei ihr bestellte. Cole schickte ihr eine Kollektion von Pastellfarben aus Rom, die er in seinem Beisein hatte machen lassen, und die Engländer bemühten sich bei Carlo Maratta, dem berühmtesten römischen Maler, damit Rosalba als Mitglied in die Akademie von San Luca aufgenommen werde, was auch geschah.

Rosalbas Atelier am Canale Grande wurde allmählich zum Mittelpunkt venezianischer Kunst; die Pastelle haben den Ruhm der Künstlerin in ganz Europa verbreitet. Infolge des spanischen Erbfolgekrieges trieben sich viele Fürsten und Diplomaten in Italien herum, und jeder liess sich von der Venezianerin malen. Maximilian II. von Bayern, Herzog Ludwig von Mecklenburg, Karl VI. von der Pfalz bestellten nicht allein ihre eigenen Porträts, sondern auch Bildnisse der schönsten Venezianerinnen bei ihr. Friedrich IV. von Dänemark, der unter dem Namen eines Grafen von Oldenburg 1709 in Venedig war, war stundenlang in ihrem Atelier, und bestellte Miniaturen von zwölf Venezianerinnen, darunter waren Marietta Corner, die Procuratessa Lucrezia Mocenigo, Maria Labia und Isabella Pisani. Die Procuratessa Mocenigo, berühmt wegen ihrer Schönheit und ihrer Spielleidenschaft, wollte sich nicht malen lassen. Es hiess, sie habe in einer Nacht 6000 Dukaten verspielt glücklicherweise hat sie sich aber ihrer Perlen nicht entäussert, sie besass die schönsten Perlen Venedigs und wurde auch „Lucrezia dalle perle“ genannt. Ein Dichter äusserte damals in einem Sonett sein Erstaunen darüber, dass Rosalba, trotzdem ihr Ruhm bis in das kalte Norwegen gedrungen sei, den Mut habe, sich an das edle Gesicht der Procuratessa zu machen:

„Del tuo penello i nobili prodigi
Mira l'Italia tutta, io non lo nego,
E so che giunto all'anglico Tamigi
Passò il tuo nome al gelido Norvego
Ma che tenti Rosalba? Esprimer vuoi
Dell'inclita Lucrezia il nobil viso?
Duro annuncio per te: non lice a noi
Intender la beltà del Paradiso.“

Als die Procuratessa sich einmal hatte porträtieren lassen, begann sie

Geschmack daran zu finden, Rosalba hat sie später wiederholt gemalt; eine ihrer Miniaturen nach Lucrezia „dalle perle“ befindet sich in der Dresdener Galerie.

Der Pfalzgraf neidete dem dänischen König seine Bildnisse venezianischer Schönheiten und bat Rosalba durch seinen Berater, den Italiener Rapparini, um eine Kopie dieser Sammlung. Angela hat den Auftrag ausgeführt und Rosalba dem Pfalzgrafen ausserdem die Miniatur einer zimbelschlagenden Bacchantin geschickt. Dem Pfalzgrafen gefielen die Arbeiten so gut, dass er Rosalba durch Rapparini an seinen Hof berief. Sie aber lehnte dankend ab und zog vor, in Venedig zu bleiben. Der verletzte Rapparini gab boshaft zur Antwort, er bedaure sehr, dass sie nicht wisse, dass es auch ausserhalb der Lagunenstadt Welt, Menschen und Brot gebe. Rosalba schrieb wieder, die Tatsache, dass die Welt nicht mit Venedig zu Ende sei, sei ihr wohl bekannt, aber sie ziehe vor, ihre Reisen in Gottes Namen nur rund um ihren Tisch zu machen, und ein bescheidenes Stück Brot sei ihr genug.

Der Pfalzgraf war im Begriff, eine Bildergalerie in Düsseldorf anzulegen, und schmückte gleichzeitig sein dortiges Schloss. Zu diesem Zwecke wollte er Rosalbas Schwager berufen, aber Antonio Pellegrini war mit seiner Frau in England, dekorierte ein Schloss in der Grafschaft Huntingdon und ging von dort aus nach London, wo er zahllose Bestellungen hatte und viel Geld verdiente. Man riss sich um ihn, um so mehr, als seine Frau eine schöne Stimme hatte, und die Lords, wenn sie ihm ihre Schlösser anvertrauten, zugleich auch italienische Musik geniessen konnten, die ausserhalb des Theaters zu hören damals seine Schwierigkeiten hatte. Auch Pellegrini nahm aktiven Anteil an den Konzerten, es passierte ihm jedoch einmal, dass er in London am Sonntag in Gesellschaft zu singen begann, ohne daran zu denken, dass man in England an Festtagen nur beten oder schweigen darf. Die Gesellschaft war empört, die Damen protestierten gegen diese Entweihung des Festtags, und da der Italiener ruhig weitersang, stürzten sie sich auf ihn und rissen ihm die Perücke vom Kopf. Da beschloss Pellegrini, das puritanische Land zu verlassen. Der Pfalzgraf machte sich diese Absicht zunutze und berief ihn nach Düsseldorf und Bamberg.

In Düsseldorf gab es eine ziemlich grosse italienische Kolonie, dazu gehörten Bellucci, der Günstling des Pfalzgrafen, ein vornehmer Herr aus Turin, und Rapparini, der fürstliche Sekretär, der seine Frau und zwei Schwestern mitgebracht hatte. Als Pellegrini nach Bamberg ging,

liess er seine Frau bei den Rapparini; sie amüsierte sich so gut, dass Rosalba sie brieflich ermahnte, vernünftig zu sein und keinen Anlass zum Klatsch zu geben. Sie scheint aber ihren lustigen Pellegrini zu sehr geliebt zu haben, um ihm untreu zu sein. Sie war sehr beliebt und wurde mit Geschenken überschüttet, beklagte sich aber bei der Schwester, dass sie, solange sie noch Kleinodien hatte, Diamanten geschenkt bekommen habe, jetzt, da sie keinen Ring mehr besitze, bekäme sie im besten Falle Silber. Sie sah aber ein, dass es sich im Falle der Not am leichtesten verkaufen liesse. Die Pellegrini waren trotz ihres grossen Einkommens häufig in Not, da sie gern über ihre Verhältnisse lebten. Sie tröstet sich in einem ihrer Briefe an Rosalba, sie hätten keine Kinder, brauchten also nicht zu sparen, denn fürs Grab würde es immer noch reichen.

Die nordischen Fürsten überboten sich in Bestellungen bei Rosalba; einer ihrer grössten Bewunderer war der sächsische Kurfürst, der spätere August III. von Polen. 1712, 1715 und 1717 war er in Venedig, liess sich jedesmal von Rosalba malen und erwarb auch andere Werke ihrer Hand. Während seines letzten Aufenthaltes kaufte er ein Bild von Rosalba, das ihm so gut gefiel, dass er versprach, es stets in seinen Privatgemächern zu haben und seinen Erben den Verkauf zu verbieten.

II.

Ein wichtiger Wendepunkt in Rosalbas Leben war die Bekanntschaft mit dem Franzosen Pierre Crozat, der 1716 nach Italien kam, um Bilder, Zeichnungen und Kameen für seine berühmte Sammlung zu erwerben. Crozat blieb bis zu seinem Tode Rosalbas treuer Freund. Er hat ihr Talent ausserordentlich hoch geschätzt und behauptet, dass sich unter den Lebenden nur Watteau mit ihr vergleichen könne. Als 1718 der junge venezianische Patrizier Giambattista Recanati-Zucconi nach Paris ging, gab Rosalba ihm einen Empfehlungsbrief an ihren Freund mit, der den Italiener in seinem wahrhaft fürstlichen Palast in der Nähe der Rue de Richelieu sehr herzlich empfing. Nach seiner Rückkehr erzählte Recanati Wunder von Crozats Sammlung, von seiner prachtvollen Villa in Montmorency und wurde auch nicht müde, Paris und das dortige Leben zu rühmen; Crozat selbst forderte Rosalba aufs herzlichste auf, die Reise nach Paris zu wagen. Er fügte hinzu, dass sie, die keine weiblichen Schwächen habe und mehr wert sei als hundert Männer, alle

Hindernisse leicht überwinden würde. Er arbeitete einen Reiseplan für die Freundin aus, empfahl ihr, über Loreto und Rom zu fahren und dort die Osterwoche zu verbringen. In Rom würden gute Bekannte sie empfangen, der Bildhauer Pierre le Gros und seine Frau, die im Palazzo Farnese wohnten. Von dort aus würde ihr Weg sie weiter nach Florenz, Livorno und mit dem Schiff nach Marseille führen. In Marseille würde sie mit einem Wagen „qu'on appelle la diligence" nach Lyon fahren. Von dort aus würde sie in einer weiteren Diligence Paris in fünf Tagen erreichen. Crozat stellte ihr seinen Palast zur Verfügung, sie könne, trotzdem er Junggeselle sei, ruhig bei ihm wohnen, denn im Hause lebten noch zwei Frauen, Madame de Lafosse, die Witwe des berühmten Malers, und Mademoiselle d'Argenon, seine Nichte. Die Reisekosten wären nicht sehr gross, und in Paris würde sie genügend Aufträge bekommen. Sie könne von dort aus auch leicht nach London gehen, wo man sie bereits kenne und sehr schätze.

All diese schönen Pläne nützten fürs erste nichts, Rosalbas Vater war todkrank, und sie konnte nicht reisen. Andrea Carriera starb bald darauf.

Bald jedoch traten neue Umstände ein, die sie veranlassten, die Reise nach Frankreich zu unternehmen. John Law, der berühmte Begründer der königlichen Bank, der schwindelhafte Hypotheken auf Luisiana, Mississippi und Senegal ausgab, stand damals auf der Höhe seines Erfolges, er war Generalkontrolleur der Finanzen des königlichen Staates und hatte Pellegrini 1719 aus London berufen zwecks Ausschmückung des grossen Sitzungssaales der Bank. Crozat benützte diesen Anlass, um Rosalba aufs neue zu einer Reise nach Paris zu ermutigen, und bot nicht allein ihr, sondern auch ihrer Mutter und Schwester Gastfreundschaft in seinem Palast an.

Diesmal zögerte Rosalba nicht. Die alte Mutter suchte die schönsten Hauben und Spitzen aus ihrer Truhe hervor und putzte sich, so gut sie konnte, um ihren Töchtern in der französischen Hauptstadt keine Schande zu machen, Naneta machte sich energisch ans Packen, und nach dem von Crozat vorgeschriebenen Reiseplan kamen die Frauen bis nach Lyon. Dort erwarteten sie die Pellegrini und einige Freunde von Crozat, denen der liebenswürdige Pariser die Italienerinnen ans Herz gelegt hatte.

In Paris empfing Crozat Rosalba wie eine regierende Fürstin und bemühte sich, sie mit allen berühmten Künstlern bekannt zu machen.

Am meisten freute sie die Annäherung an Watteau, sie hat ihn gemalt und ihm die längstversprochene Miniatur geschenkt. Sie lernte auch den offiziellen Hofmaler Hyacinthe Rigaud kennen, den man den französischen van Dyck nannte, den Grafen Caylus, einen leidenschaftlichen Sammler, dessen Liebe für Ägypten so gross war, dass er in seinem Testament bestimmte, er wolle in einem ägyptischen Sarkophag begraben werden. Zu Rosalbas nützlichsten Pariser Bekanntschaften gehörte auch der Kunstkritiker und Sammler Pierre Mariette, der ihr neue Gesichtspunkte über die Antike eröffnete.

Die Pariser Tageszeitungen begannen sich mit der berühmten Fremden zu beschäftigen, besonders ihre Pastelle fanden sehr viel Beifall, und der französische Hof bestellte eine Miniatur des zehnjährigen Ludwig XV. Die Künstlerin machte danach auch ein Pastell, das sich in der Dresdener Galerie befindet. Rosalba konnte die vielen Aufträge kaum bewältigen, die ganze vornehme Pariser Welt besuchte sie in ihrem Atelier, und vor Crozats Palast gab es häufig eine stattliche Wagenauffahrt. Ein Franzose, der es trotz seiner Bitte nicht erreichen konnte, dass sie ihn lebensgross male, bot ihr die für damalige Begriffe bedeutende Summe von 60 Pistolen für sein Brustbild an und war glücklich, als sie seine Bedingungen annahm. Die Malerakademie ernannte sie zu ihrem Mitglied, trotzdem Frauen statutengemäss dieser Ehre nicht teilhaftig wurden.

Um die Freundin in Paris zu feiern und in die aristokratische Gesellschaft einzuführen, veranstaltete Crozat ein grosses Wohltätigkeitskonzert in seinem Palast, Rosalba spielte Geige, von Francesco Rebel, dem späteren Operndirektor, begleitet, während Naneta zusammen mit Frau de Lafosse und Mlle. d'Argenon sang. Der französische Regent, Law, Caylus, Watteau und fast die gesamte Pariser Aristokratie gehörten zu den Zuhörern. Watteau hat in einer flüchtigen Skizze, die sich heute im Louvre befindet, den Eindruck dieser musikalischen Versammlung festgehalten.

Bald nach diesem Konzert wurde ganz Paris durch den Zusammenbruch von Laws Bank erschüttert. Law stellte seine Zahlungen ein, mehrere Finanzleute wurden in Mitleidenschaft gezogen, und der Urheber all dieses unabsehbaren Unheils verliess Frau und Tochter und verschwand aus Paris. Der arme Pellegrini büsste das ihm schuldige Honorar von insgesamt 25000 Francs ein, selbst seine Barauslagen für die fast fertige Arbeit wurden ihm nicht ersetzt.

Auch Rosalba wurde in Mitleidenschaft gezogen, da sie sich ihrer Geschwister annahm und sie unterstützte.

Fast zusammen mit Rosalba, die noch zwei Monate nach diesem allgemeinen finanziellen Krach in Paris geblieben war, ging auch Law nach Venedig. Er flüchtete auf geheimen Wegen vor Lord Londondery, der ihn in der Hoffnung, seine Millionen zu retten, verfolgte, und die Künstlerin floh vor der in Marseille ausgebrochenen Pest. Über Lothringen, Deutschland und Tirol ging sie in ihr Vaterland zurück und wurde von ihren Freunden wie ein heimkehrender Triumphator begrüsst. Lord Londondery war es nicht gelungen, Laws habhaft zu werden; unter dem Namen eines Herrn des Jardins liess Law sich in Venedig nieder, er fristete sein Leben durch Kartenspiel und hinterlies bei seinem Tode im Jahre 1729 ein Vermögen von ca. 80000 Talern.

Zwei Jahre später unternahm Rosalba wieder eine Reise. Der Herzog Rinoldo d'Este aus Modena war auf der Suche nach entsprechenden Ehemännern für seine drei Töchter Benedetta, Amalia und Enrichetta. Die estensische Diplomatie war in Bewegung, und der kluge und geschickte Marquis Giovanni Rangone, der in Paris Gesandter war, hatte sich der Sache angenommen. Man hatte die Absicht, Benedetta mit dem Herzog von Braunschweig und Enrichetta, die jüngste, mit einem Bourbon zu vermählen. Rangone bedurfte, um dieses Ziel zu erreichen, in erster Reihe guter Bilder der jungen Herzoginnen und empfahl seinem Fürsten Rosalba Carriera als geeignetste Kraft, um diesen Auftrag auszuführen. Este forderte die Künstlerin auf, nach Modena zu kommen. Da ein längerer Aufenthalt vorgesehen war, machte sich die „famosa donna“ im Sommer des Jahres 1723, von Mutter und Schwester begleitet, auf den Weg.

Rangone war es darum zu tun, so schnell als möglich in den Besitz der Bilder zu gelangen, da die Mutter des Braunschweigers sie ungeduldig erwartete. Rosalba arbeitete mit solchem Eifer, dass selbst die Fürstinnen sich wunderten, wie schnell die Bilder fortschritten.

Die Bilder waren abgeschickt, aber, trotzdem Wochen dazwischenlagen, nicht in Paris eingetroffen. Der Gesandte wurde ungeduldig und schrieb, er brauche sie notwendig „per dare motto alle cose“. Man glaubte in Modena, die kostbaren Pastelle seien unterwegs verloren gegangen, die Herzoginnen wurden abermals von Rosalba gemalt, und die fertigen Bilder mit einem besonderen Kurier Ende des Jahres 1723 nach Paris geschickt. Als sie in die Hauptstadt kamen, war Rangone

zum Kongress nach Cambray gegangen. Die Bilder scheinen jedoch für Este mehr Bedeutung als der Kongress gehabt zu haben, Rangone ging schleunigst nach Paris zurück und übergab die ungeduldig erwarteten Porträts der Herzogin von Braunschweig. Man war sehr neugierig auf die Bilder der Schwestern, denen der Ruf grosser Schönheit voranging, aber Amalia und Enrichetta enttäuschten und nur Serenissima Benedetta gefiel sehr. Das Schicksal wollte jedoch, dass gerade die wenigst schön befundene Enrichetta zwei Bewerber fand, sie wählte den Herzog Antonio di Parma. Amalia und Benedetta blieben trotz Rangones Bemühungen unvermählt.

Noch mehr Beifall als die Porträts der Herzoginnen fand ein in Pastell gemaltes Bild eines jungen Mädchens mit Tauben, das Rosalba dem Minister des Äusseren, Graf de Morville, geschickt hatte. Der damals kranke Graf war so beglückt und erfreut, dass er, wie es hiess, gesund wurde, als er das Pastell in seinem Salon aufhing, in dem er Bilder von Rubens, Veronese, Giorgione, Andrea del Sarto und Poussin hatte. Rosalba wurde damals mit Correggio verglichen, und Carlo Coypel, der auch viel mit Pastellstiften arbeitete, kopierte das Bild der Venezianerin und versah seinen Brief an sie mit der Überschrift: „Charles Coypel à Antoine Corège dit aujourd'hui Rosa Alba“. Man war von Rosalba so entzückt, dass sie wieder gebeten wurde, nach Frankreich zu kommen. Crozat stellte ihr abermals seinen Palast zur Verfügung, und man hoffte sogar, der König würde ihr Zimmer in Louvre anweisen. Crozat bat sie mit der Mutter, Naneta und Pellegrini zu kommen und auch ihren Gatten mitzubringen, wenn sie in der Zwischenzeit geheiratet haben sollte. Aber Rosalba wollte ihre Mutter nicht verlassen, die bebereits zu alt war, um eine so weite Reise zu unternehmen.

III.

Im Sommer 1728 ging Rosalba in den Friaul aufs Land, und da damals in Görz Feste zu Ehren Karls VI. stattfinden sollten, benützte die Künstlerin die Gelegenheit, um die Wiener Gesellschaft kennen zu lernen und ihren alten Freund Antonio dall'Agata, einen mässigen Maler, aufzusuchen. Als der Kaiser erfuhr, dass die Venezianerin in Görz sei, versprach er, sie nach Wien zu berufen, damit sie die dortigen Berühmtheiten male. Fürs erste ging sie nach Venedig zurück und nahm



ROSALBA CARRIERA (*Phot. Anderson*)
Weibliches Bildnis
Venedig: Accademia

Antonios Nichte, Felicina Sartori, mit, ein junges, sehr begabtes Mädchen, das eine ihrer besten Schülerinnen wurde.

Nicht ganz zwei Jahre später wurden Pellegrini und Rosalba gleichzeitig nach Wien berufen. Der Kaiser hatte Rosalba durch Vermittlung von Daniele Antoni Bertoli eingeladen, und Rosalba ging im Mai des Jahres 1736, von Naneta begleitet, in die österreichische Hauptstadt, um dort neue Lorbeeren zu sammeln. Sie hat den Kaiser und Metastasio gemalt, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand. Damals scheint Rosalba auch Anna Orzelska gemalt zu haben, sie war die natürliche Tochter von August II. und der in Warschau lebenden französischen Kaufmannsfrau Henriette Duval, einer berühmten Schönheit. Die Geschichte von Anna Orzelska ist sehr romantisch. Während des nordischen Krieges und seiner Entthronung hatte der König ihrer vollkommen vergessen und sie fast in Not zurückgelassen. Graf Rutowski, der Kommandant der königlichen Reiterei — auch er ein natürlicher Sohn Augusts II. und der Türkin Fatima — hatte sich ihrer angenommen. Er gab ihr eine ganz militärische Erziehung, sie lernte fechten, und als wieder ruhigere Zeiten kamen, benützte er die Gelegenheit, um sie dem König in Grenadiersuniform vorzustellen. August II. freute sich über seine schöne Tochter ausserordentlich, sie gefiel ihm so gut, dass sie sein besonderer Liebling wurde und bis zu seinem Tode als Königstochter gehalten wurde. Er gab ihr den Namen Orzelska, wie man wissen wollte, nach dem polnischen Adlerwappen*), hat ihr eine hohe Pension ausgesetzt, ihr den sogenannten blauen Palast in Warschau geschenkt und sie an den Fürsten Ludwig Holstein verheiratet. Die Ehe war jedoch nicht glücklich, nach dem Tode des Königs hat die Orzelska sich von Holstein scheiden lassen, sie ist nach Rom übersiedelt und dort 1769 gestorben.

Um die gleiche Zeit hat Rosalba noch eine zweite schöne Polin gemalt, die Fürstin Ursula Lubomirska, eine geborene Alten Bokum, von einer in Polen ansässigen kurländischen Familie abstammend. August II. hatte sich in die Fürstin verliebt, ihre Ehe aufgehoben und Karl IV. gebeten, ihr den Titel einer Herzogin von Teschen zu geben. Der unbeständige König verliess sie nach einigen Jahren, sie heiratete später den Herzog Eberhard von Württemberg.

Über Rosalbas Aufenthalt in Wien wissen wir wenig. Im Oktober 1730 trat sie die Heimreise an, sehr erfreut über den Empfang, der ihr

*) Orzeł heisst im Polnischen Adler und hat eine weibliche Endung bekommen. Anm. d. Ü.

geworden war, nur die Sehnsucht nach ihrer alten Mutter hatte sie veranlasst, nach Venedig zurückzugehen.

Es folgen Jahre stiller, unaufhörlicher Arbeit, Bestellungen und Erfolge wechseln miteinander ab. Aus dieser Zeit stammt das Porträt des Kardinals Melchior de Polignac; er ist der Typus des vorrevolutionären Prälaten. Dieser schöne Mann, dessen ruhiges Gesicht nicht den Eindruck macht, als wenn er je mit den Widerwärtigkeiten des Lebens zu kämpfen gehabt hätte, der Augen von fast fraulicher Weichheit hatte, war ein besonders geeignetes Modell für Rosalba.

Traurige Ereignisse in Rosalbas bisher so glücklich verlaufenem Leben sollten nicht ausbleiben. Im Frühling 1738 starb Naneta, die Vertraute all ihrer künstlerischen Pläne und zugleich ihre treueste Mitarbeiterin. Naneta hatte stets eine schwache Brust gehabt, das chronische Leiden ging in eine gefährliche Krankheit über und entriss Rosalba diese zweite Hälfte ihres Ich. Die Künstlerin hat schwer unter diesem Verlust gelitten und hatte seitdem Stunden tiefster Melancholie. In ihr Atelier nahm sie als Gehilfin Angieletta Sartori, Felicinas Schwester, und gab sich sehr viel Mühe bei ihrer Ausbildung. Ein Ersatz für die geliebte Naneta war sie natürlich nicht.

Im Dezember 1739 kam Friedrich Christian von Polen, Augusts III. Sohn, nach Venedig, um möglichst viel Werke von Rosalba zu erwerben. Im Atelier wählte er vierzig Pastelle, die sich heute in der Dresdener Galerie befinden, und suchte ausserdem so viel als möglich aus zweiter Hand zu bekommen. Unter anderem war es ihm sehr darum zu tun, das schöne Bild der Maria Capitanio, der Freundin der Rosalba, zu erwerben, er bot dafür 150 Zechinen. Da die Besitzerin sich nicht entschliessen konnte, sich von dem Bild der ihr teuren Künstlerin zu trennen, erhielt sie auch noch ein kostbares Service aus sächsischem Porzellan, das sicherlich einen grösseren Wert repräsentierte. Vittorio Malamani, Rosalbas Biograph, hat festgestellt, dass dieses Bild in der Dresdener Galerie fehlt.

In Gesellschaft des Kurfürsten befand sich der Hofrat Hoffmann, der mitgekommen war, um Friedrich Christians Liebestrieb etwas zu zügeln. Der ehrwürdige Rat, ein häufiger Besucher von Rosalbas Atelier, verliebte sich selbst in Felicina und gab ihr so offenkundige Liebesbeweise, dass sich ganz Venedig über den Mentor amüsierte, der seinen Zögling vor Amors Pfeilen in Italien zu schützen hatte und selbst getroffen wurde. Die Wunde ging tief, Hoffmann blieb mit Felicina in

brieflichem Verkehr, und nach anderthalb Jahren hatte er seinen König so weit, dass die Italienerin als Hofmalerin nach Dresden berufen wurde. Sie schwankte, aber Rosalba, wenn es ihr auch schwer fiel, ihre Gehilfin zu verlieren, überredete sie, diese günstige Gelegenheit zu nützen. Felicina gab dem Drängen nach, schrieb am 16. Mai 1741 an Hoffmann, dass sie nach Dresden komme, und war Ende Juni bereits seine Frau. Der generöse Gatte verschrieb ihr 1000 Louisdor als Mitgift und schickte ihrer Familie 1000 Taler, ausserdem überliess er ihr eine von der königlichen Kasse auszuzahlende Mitgift zur freien Verfügung, so dass sie die Einnahmen, die aus ihrer Kunst flossen, zur Unterstützung ihrer armen Angehörigen benützen konnte. Er schenkte ihr kostbaren Schmuck, eine Tabatiere und schöne Geräte für ihren Toilettentisch.

Das Glück währte nicht lange; Hoffmann starb bald darauf, seine Familie wollte von der Italienerin nichts wissen, und sie geriet in Dresden in solche Not, dass sie auf die Unterstützung ihrer italienischen Verwandten angewiesen war.

Auch Rosalba erwarteten schwere Zeiten; Antonio Pellegrini starb gelähmt im Jahre 1742, Angela übersiedelte ins Haus ihrer Schwester. Rosalba, die seit langem augenleidend war, erblindete plötzlich auf einem Auge, und das zweite war durch den Star bedroht. Auf dem letzten Selbstbildnis, das sie zwischen 1744 und 1746 gemalt hat, sind in den blassen, verschleierten Augen die Spuren ihres Leidens zu erkennen. Einige Monate vor ihrem Tode versank sie in tiefe Melancholie und starb völlig entkräftet am 15. April 1757.

Ihr Testament hatte sie noch bei vollem Bewusstsein gemacht, ihr Vermögen hatte sie Angela und Verwandten väterlicherseits, zwei Pedrotti aus Chioggia, vermacht. Für ihre geliebte Schülerin Felicina Sartori hatte sie 100 Dukaten bestimmt, 2500 Dukaten für Seelenmessen, mit der ausdrücklichen Bedingung, dass Giorgio Pedrotti sie lese, nach seinem Tode Geistliche aus seiner Familie und, wenn die aussterben sollten, Geistliche aus der Familie Penzo aus Chioggia. Die Messen wurden bald vergessen, und selbst das Grab der berühmten Künstlerin wurde im Jahre 1808 zusammen mit der Kirche zerstört. Fünfzig Jahre später wurde an dieser Stelle zu Ehren eines sonst unbekannten Biondetti eine Kapelle errichtet, bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich an Rosalba und setzte ihr die Inschrift: „Rosalba Carriera pittrice MDCCLVII“.

Unter den damaligen Frauen Venedigs, die oft nicht einmal schreiben konnten, galt Rosalba als Wunder an Gelehrsamkeit und Verstand. Sie sprach nicht nur Lateinisch und Französisch, sondern war auch in Geschichte, Literatur und Kunst bewandert, hatte ein gesundes Urteil und verstand es namentlich, sich Freunde zu erwerben, die ihr zeitlebens treu blieben.

NEUNTES KAPITEL

CASANOVA

I.

Um das Jahr 1720 gehörte Gaetanello Casanova zu den bekannteren Schauspielern und Ballettänzern Norditaliens. Mit Fragoletta, einem klugen, hübschen Mädchen, das auf kleinen Bühnen als Kammerzofe auftrat, war er aus Parma nach Venedig geflohen. Aber die Schauspielerin, die im Beginn ihrer Laufbahn stand, fand bald einen reicheren Verehrer und verliess den Geliebten eines Tages auf Nimmerwiedersehen. Gaetanello blieb in Venedig, als er seine Nachbarin Zanetta, die Tochter des Schusters Geronimo Farussi, sah, tröstete er sich bald über die ungetreue Fragoletta. Der Schuster hasste und verachtete die Komödianten und grämte sich über das Verhältnis seiner Tochter, er legte ihrer Ehe mit Casanova zwar keine Hindernisse in den Weg, starb aber bald darauf aus Kummer. Auf dem Totenbett nahm er seinem Schwiegersohn das Versprechen ab, dass Zanetta nicht zur Bühne gehen würde, um ihre Seele nicht dem Teufel zu verschreiben.

Gaetanello hielt jedoch sein dem Sterbenden gegebenes Versprechen nicht für bindend; als er an die italienische Bühne nach London berufen wurde, nahm er Zanetta mit und bildete sie zur Schauspielerin aus. 1728 kam er mit seiner Frau und zwei Söhnen Gian Giacomo und Francesco nach Venedig zurück; von letzteren wurde gemunkelt, dass sein Vater nicht Gaetanello, sondern der englische König Georg II. sei. Das junge Schauspielerpaar trat im Theater San Samuele auf und fand lebhaften Beifall. Das Glück währte nicht lange, 1733 starb Gaetanello infolge verkehrter ärztlicher Behandlung. Zanetta, die allgemein „Buranella“ genannt wurde, blieb die Sorge für zwei Kinder und einen dritten Sprössling, den sie erwartete; sie war erst fünfund-

zwanzig Jahre alt. Der Impresario Imler, den Goldoni häufig in seinen Tagebüchern erwähnt, behielt sie am Theater San Samuele und gab ihr, da er in sie verliebt war, die besten Rollen. Der kurze dicke Imler, dessen Kopf tief in den Schultern steckte, war mit seinen kleinen Augen und seiner dicken Gurkennase in komischen Rollen unvergleichlich, und wenn er im Intermezzo mit seiner zierlichen Gefährtin auftrat, dröhnte das Haus von Lachsalven. Zanetta konnte nicht einmal Noten lesen, aber da sie ein gutes Gehör und eine hübsche Stimme hatte, zog sie sich immer glänzend aus der Affäre. Nach zwei Jahren wollte sie vom dicken Impresario nichts mehr wissen, und als ein Agent Künstlerinnen für Augusts III. Bühne suchte, nahm sie die Gelegenheit wahr und folgte ihm 1735 nach Polen. Unterwegs änderte sie ihren Entschluss und ging mit einer anderen Komödiantentruppe nach Petersburg an den Hof der Zarin Anna Iwanowna. Einige Jahre später trat sie in Warschau auf, und als sie 1750 nach Dresden engagiert wurde, war sie über vierzig Jahre alt. Ein Stuttgarter Kritiker schrieb damals, sie sei ungeheuer stark, habe das Gesicht einer Greisin, aber ihre Begabung rette alles. Als Liebhaberin störe ihre heisere Stimme, aber durch ihr lebhaftes, witziges Spiel entzücke sie das Publikum immer aufs neue.

Da die Mutter stets auf Reisen war, wuchs der kleine Giacomo auf, fast ohne sie zu kennen. Der Vormund des Knaben, ein venezianischer Patrizier Giorgio Baffo, der Verfasser sehr leichter Gedichte, die erst nach seinem Tode herausgegeben wurden, kümmerte sich nicht um ihn, nur die Grossmutter Maria Farussi nahm sich des verlassenen Kindes an. Sie steckte den Achtjährigen in geistliches Gewand und schickte ihn in die Schule des Geistlichen Gozzi nach Padua. Der war zwar kein grosses Licht, brachte ihm aber Lateinisch, Logik und Kosmographie bei und lehrte ihn Violine spielen, während seine Schwester Bettina, ein unternehmender Backfisch, dem zehnjährigen Schüler den Kopf verdrehte.

Eines Tages wurde dem verliebten Knaben erzählt, dass seine Mutter nach Venedig komme; noch grössere Freude als ihre Ankunft machte ihm das Fest, das Freunde ihr zu Ehren veranstalteten. Während des Banketts herrschte ein sehr freier Ton, ein bekannter englischer Künstler sprach einen unanständigen Vierzeiler, und zur allgemeinen Überraschung antwortete Giacomo darauf mit einem witzigen Pentameter. Der Knabe lernte bei dieser Gelegenheit, dass Witz tatsächliche Vor-

teile zu bringen vermöge, denn der Engländer und die Mutter schenkten ihm eine goldene Uhr. Mit fünfzehn Jahren waren Giacomos Studien abgeschlossen, er wurde Doktor „utriusque iuris" und verteidigte die These: „ob es den Juden erlaubt sei, neue Synagogen zu errichten". Auf Wunsch der Mutter und des Vormundes sollte er Geistlicher werden. Der Patriarch von Venedig, Monsignor Correr, gab ihm die vier niederen Weihen, und die Tonsur wurde ihm in sein üppiges schwarzes Haar geschoren.

Das Glück oder Unglück wollte jedoch, dass Giacomo den Senator Malipiero kennen lernte, einen reichen alten Libertin und zynischen Philosophen, der in der ganzen Stadt für seine lukullischen Mahlzeiten bekannt war. Malipiero protegierte Teresina Imler, die Tochter von Zanettas einstigem Freund. Teresinas Mutter, die sich von der Bühne zurückgezogen hatte, sass den ganzen Tag in der Kirche und brachte die Tochter am Abend zu dem alten Wüstling. Giacomo traf Teresina bei Malipiero, verliebte sich in sie, begann sich nach der neuesten Mode zu kleiden, liess sein Haar wieder stehen und benützte Jasminpomade ausgiebig. Der Geistliche von San Samuele, bei dem der junge Kleriker amtierte, war bald hinter dies Geheimnis gekommen und erinnerte Giacomo daran, dass ein Konzil den Klerikern den Gebrauch von Parfüm untersagt habe. „Clericus qui nutrit comam anathema sit!"

Der junge Geistliche hielt sich jedoch nicht an diese Vorschriften, er war auf der Jagd nach neuen Liebesabenteuern, hatte ein Verhältnis mit der berühmten Gardela, der Geliebten des Herzogs von Württemberg, die die Tochter eines Gondoliere war, scharmierte mit der Balletteuse Tintoretta, die in ganz Venedig wegen ihres Witzes berühmt war, und verkaufte zuletzt seine goldene Uhr und alles, was ihm die Mutter geschenkt hatte.

In diesem kritischen Augenblick wurde ihm unerwartete Hilfe. Zanetta schrieb ihm, dass sie in Warschau einen Franziskaner aus Kalabrien kennen gelernt habe, der sich gern für Giacomo interessieren würde, wenn Zanetta, die Beziehungen zum polnischen Hofe hatte, ihm ein Bistum in Kalabrien verschaffen würde. Es wäre ein leichtes, wenn die polnische Königin Maria Josepha, eine österreichische Erzherzogin, sich bei ihrer Tochter Maria Amalia, der Königin von Neapel und Gattin Karls III., für den Franziskaner verwenden würde. Zanettas Bemühungen führten zum erwünschten Ziel, der Kalabrese wurde Bischof in Martorano, einem aller Kultur ferngelegenen kleinen Ort.

Der neue Bischof berührte Venedig auf der Reise in sein Bistum, lernte Giacomo kennen und nahm ihn mit. Schweren Herzens nahm Casanova von Venedig Abschied und ging über Rom und Neapel nach Kalabrien.

Als er am Fusse des Vesuv stand, war er achtzehn Jahre alt und hatte acht Carlini in der Tasche; es fiel ihm schwer, die schöne Stadt zu verlassen, aber der Bischof war in Eile. Er liess ihn allein abfahren und blieb, solange das Glück ihm lächelte. Das Geld hielt nicht lange vor; ohne sich's lange zu überlegen, machte er sich, ohne einen Pfennig in der Tasche, zu Fuss auf den Weg nach Martorano, die Entfernung betrug zweihundert Meilen. Er traute seinem Stern und traf auch wirklich in Portici, seiner ersten Station, einen griechischen Weinhändler, der Gefallen an ihm fand, ihm Geld und ein Rasiermesser aus der damals berühmten Fabrik in Torre del Greco schenkte. Voll guten Mutes setzte Giacomo sich auf den ersten besten Wagen und kam ohne weiteren Zwischenfall in Martorano an.

Der Bischof Don Bernardo de Bernadis begrüsste ihn freudig, aber Casanova merkte bald, dass dort nichts für ihn zu holen sei: kein Geld, schlechtes Essen und Wasser als alleiniges Getränk. Nach einigen Tagen und kurzem Besinnen sagte er zum Bischof:

„Gib mir deinen Segen, Monsignore, und lass mich wieder unter Menschen gehen; ich habe keine Lust, mein Leben in diesem Winkel zu beschliessen. Wenn du's gut mit dir meinst, so komm mit mir, und ich schwöre dir, dass es uns überall besser gehen wird als hier."

Aber der Bischof hatte schon im Norden und Süden vergebens sein Glück gesucht und sehnte sich jetzt nach Ruhe. Casanova war jung und lebenshungrig; zum Andenken schenkte er dem Bischof das Rasiermesser des griechischen Kaufmanns und ging in die Weite, um sein Glück zu suchen.

Er kam nach Rom, in der Überzeugung, die Hauptstadt des Papstes sei „la ville unique où l'homme partant de rien peut parvenir à tout".

Die Abenteurer des XVIII. Jahrhunderts sind alle aus dem Nichts hervorgegangen. Ohne Hilfe von Verwandten oder Freunden, nur der eigenen Kraft vertrauend, haben sie sich in den Ozean des Lebens gestürzt; zuweilen schlugen die Wellen über ihnen zusammen, dann wieder fuhren sie im goldenen Bucentaur und hielten sich für indische Nabobs. Ehrliche Arbeit, das Markten um jeden Pfennig war nicht ihre Sache, sie glaubten an ihren Stern, und da sie nichts zu verlieren hatten, fürchteten sie sich auch nicht, unterzugehen.

Ihr einziges Kapital war ihr Glaube an die menschliche Dummheit, und dies Kapital trug hohe Zinsen. Casanova selbst sagt, die meisten Menschen seien Narren, und ein kluger, geschickter Kopf müsse sich dies zunutze machen.

Jede Epoche hat ihre allgemein anerkannten Grundsätze, die, wenn sie auch mit Ethik, Moral und den zehn Geboten nicht gerade im Einklang stehen, doch von jedermann als ein unerschütterliches Gesetz hingenommen werden. In der Renaissance war man der Überzeugung, man dürfe jeden, der dem einzelnen oder der Gesellschaft im Wege ist, öffentlich oder heimlich, ohne vorhergegangenen Prozess beiseiteschaffen. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert huldigte man dem Grundsatz, der Zweck heilige alle Mittel, auch die verbrecherischen; im XIX. Jahrhundert hat ein Mann von Bedeutung das Wort gesagt, das zur Grundlage der Politik geworden ist: „Macht geht vor Gesetz“. Zu Casanovas Zeiten verargte man es niemand, wenn er seine Mitmenschen durch seinen Verstand und seine Geschicklichkeit auszunützen verstand, Menschen dieser Art waren sogar des Beifalls sicher.

Casanovas Ansehen litt durchaus nicht darunter, dass er den Dummen das Fell über die Ohren zog. Der Zeitpunkt, in dem er auftrat, war besonders geeignet, um aus menschlicher Dummheit Kapital zu schlagen. Der alte Glaube an Alchimie, an Zauberkünste, an die Möglichkeit, den Stein der Weisen zu finden, war nicht geschwunden, ja, er war infolge der grossen Fortschritte in Physik und Naturwissenschaften sogar gewachsen. Wenn die Dummen die Erfindungen des Teleskops, Barometers usw. sahen und natürliche Kräfte nicht abzuschätzen vermochten, glaubten sie, dass alles auf der Welt möglich sei, und begriffen nicht, dass auch die Erfahrung ihre Grenzen habe und der Mensch nicht Wunder wirken könne. Der Glaube war allgemein, die geheimen Kräfte der Natur seien bereits von den orientalischen Weisen erforscht, in der Kabbala der Schatz menschlichen Wissens niedergelegt, und wer im Besitz dieses Wissens sei, könne Dinge bewirken, die dem gewöhnlichen Sterblichen verschlossen seien. Geschickte Abenteurer haben diesen Glauben ausgenützt, den Anschein erweckt, dass sie danach streben, die dem Menschen gezogenen Schranken zu durchbrechen, den Fortschritt im Wissen zu fördern, und bezogen sich dabei auf die französische Philosophie.

In der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts, in der Zeit der Rationalisten und Atheisten, frappiert diese unerhörte Leichtgläubigkeit

selbst Gebildeter, dieser Glaube an Dinge, die mit Rationalismus unvereinbar sind. Wiederholt ist auf den Widerspruch zwischen Entwicklung der Philosophie und Okkultismus, zwischen den Enzyklopädisten und Rosenkreuzern in Frankreich hingewiesen worden. Dieser Widerspruch ist jedoch keine besondere Eigentümlichkeit des XVIII. Jahrhunderts, er besteht immer, denn die wenigsten Menschen geben sich mit dem, was sie von den Geheimnissen der Welt und des künftigen Lebens wissen, oder richtiger gesagt, nicht wissen, zufrieden, sondern möchten tiefer dringen. Da die eigene Kraft sie nicht zu tragen vermag, geraten sie unter die suggestive Gewalt jener, die in gutem oder bösem Glauben mehr zu wissen vermeinen und ihre Geheimnisse der Mitwelt aufdrängen. Die Zahl jener ist gering, die sich damit abfindet, dass die grössten Geheimnisse der Schöpfung dem Menschen verschlossen bleiben.

II.

Casanovas romantischer Glaube, dass er sein Glück in Rom finden würde, sollte sich nicht bewahrheiten. Er zog durch ganz Italien, trat in die venezianische Armee ein, erlebte Abenteuer in Konstantinopel und Korfu und kam 1745 als Zwanzigjähriger ohne einen Pfennig nach Venedig zurück.

Um sein Leben zu fristen, spielte er Geige im Theater San Samuele so gut wie auf Privatbällen. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass er, von einem Ball heimkehrend, den vom Schlag getroffenen Senator Giovanni Bragadino in seinen starken Armen auf der Strasse auffing. Er setzte ihn in eine Gondel, führte ihn in seinen Palast, liess den Ohnmächtigen sofort zur Ader, gegen den Rat der Ärzte, die ihm Quecksilber einführen wollten, und rettete dem Greis, der einflussreich und vermögend war, das Leben. Nach einigen Stunden war Casanova in Bragadinos Palast zu Hause, der Patrizier hielt ihn für seinen Lebensretter. Nach Casanovas Bericht hatte der alte Senator „die Schwäche, sich mit Okkultismus zu beschäftigen“, er betrieb diese Dinge zusammen mit seinen sehr vermögenden Freunden Dandolo und Barbaro. Casanova verstand diese Schwäche zu nützen und beherrschte die drei Patrizier, indem er vorgab, er könne die Zukunft ergründen und sich in den schwierigsten Lebensfragen zurechtfinden. Er prophezeite den drei Senatoren die Erfüllung ihrer geheimsten Wünsche, ver-

spielte Bragadinos Geld im Ridotto und verstand, sein Leben auf dessen Kosten zu geniessen. Er war der Ansicht, dass man in diesem aristokratisch gebundenen Staat in vollster Freiheit leben könne, solange man die bestehenden Gesetze nicht überschreite. Darüber hinaus, fand er, stehe es ihm frei, veralteter Vorurteile zu spotten und jede Lust zu geniessen, um so mehr, als er immer bereit war, seine Haut dafür zu Markte zu tragen. Pekuniär ganz gut gestellt, sehr begabt, masslos verschwenderisch, frei von allen Skrupeln, wollte er jede schöne Frau erobern, besonders da er überzeugt war, jeden Nebenbuhler aus dem Felde schlagen zu können. In Gesellschaft suchte er nur Vergnügen und mied Salons, in denen er sich langweilte. Er hatte nur den Fehler, der für ihn in Venedig besonders nachteilig war, dass er ein grosser Schwätzer war, stets bereit, Menschen und Institutionen zu kritisieren, und Bemerkungen von beissendem Sarkasmus zu machen. Infolgedessen hatte er viele Feinde, und als es ihm in der Lagunenstadt zu eng wurde, trieb er seine Liebesabenteuer und Händel in Mailand oder Genua. In Genua fesselte ihn die schöne Henriette, die er heiss geliebt hat, aber unbeständig in der Liebe wie im Leben tauchte er 1750 in Paris auf, nachdem er in Lyon Beziehungen zu den Freimaurern angeknüpft hatte.

Die bekannteste Schauspielerin an der italienischen Komödie in Paris war damals Giovanna Benozzi Balletti, die Frau des tüchtigen Künstlers Giuseppe Balletti. Ihr Theatername war Silvia. Der Komiker und Tänzer Antonio, der Sohn dieses Schauspielerpaares, hatte Casanova in das elterliche Haus eingeführt, und der Venezianer lernte dort Künstler und Literaten kennen. Auch Casanova war von Silvia entzückt, aber er scheint in keinem Liebesverhältnis zu ihr gestanden zu haben, da er ihr in seinen Tagebüchern das Zeugnis ausstellt, sie sei eine musterhafte Gattin und „sa conduite fut toujours sans tache". Zwar will man neuerdings aus Notizen der Pariser Polizei wissen, dass Casanova ein Verhältnis mit Silvia gehabt habe und von ihr ausgehalten worden sei, aber in diesem Falle hat die Polizei nach dem Schein geurteilt, da Giacomo in dem Hause der Balletti täglich aus und ein ging.

Von seinem unruhigen Blut getrieben, ging Casanova 1752 aus Paris nach Dresden und Wien, aber an der Donau konnte er es nicht lange aushalten, da Maria Theresia sogenannte „Sittenkommissionen" eingeführt hatte, die ihm wenig passten. Maria Theresia hatte über die Hauptsünden nachgedacht und war zur Überzeugung gekommen, das grösste Verbrechen sei die aussereheliche sinnliche Liebe. Sie glaubte,

Hochmut sei schwer von Würde zu unterscheiden, der Geiz ein zwar hässlicher, aber unvermeidlicher Fehler, weil man sonst der Sparsamkeit Abbruch täte, der Zorn eine Krankheit, die bis zum Verbrechen führt, aber gegen Verbrechen werden Galgen errichtet, Gefrässigkeit bestrafe sich selbst durch Krankheit, zum Neide bekenne sich niemand, und es sei schwer, ihn festzustellen, Nichtstun werde dem Faulen auf die Dauer überdrüssig — übrig bleibe nur die unselige Sinnlichkeit, und sie müsse ausgerottet werden.

Casanova wartete die Folgen dieser moralischen Verfügungen nicht ab und fand sich, zu Bragadinos grosser Freude, 1653 wieder in Venedig ein.

Die heimatliche Luft berauschte ihn, er nahm seine alten Gewohnheiten wieder auf, spielte Karten, verführte Nonnen, kritisierte die Regierung laut, verspottete religiöse Institutionen und verbreitete die Prinzipien der französischen Philosophie, die die Inquisition sehr fürchtete. Unglücklicherweise war er mit dem französischen Gesandten Bernis sehr befreundet, ging dort im Hause aus und ein und fehlte bei den Orgien, die der leichtsinnige Diplomat veranstaltete, nicht. Die Inquisitoren wurden darauf aufmerksam, Casanovas Liebesabenteuer waren ihnen gleichgültig, aber sie fürchteten, er könne Bernis die Geheimnisse der venezianischen Regierung verraten, über die er durch seine Beziehungen zum Patriziat unterrichtet war.

Man begann ihn zu beobachten. Der Polizeispion Giambattista Manuzzi reichte im Jahre 1754 eine Beschwerde gegen Casanova bei der zuständigen Behörde ein: dieser Abenteurer vergeude Bragadinos Vermögen, glaube an nichts, habe Verse veröffentlicht, die jedes religiöse Gefühl verhöhnen, schreibe Satiren gegen den Lustspieldichter Chiari, habe Beziehungen zu so verdächtigen Persönlichkeiten wie Bernardo Memmo, scheine der Freimaurerloge in Venedig anzugehören, da er einem seiner Freunde die Symbole der Freimaurer gezeigt habe, überhaupt sei er „un iperbolano“, d. h. ein Kabbalist. Infolge dieser Anzeige liess das Tribunal der Inquisition Casanova am 21. August 1755 festnehmen „specialmente in disprezzo publico della Santa Religione“ und in die berüchtigten Bleikammern einsperren.

Die Flucht aus diesem Gefängnis ist so schwierig, dass man nicht an sie glauben wollte, sie war die grösste Reklame für Casanova, von diesem Augenblick an war er in ganz Europa bekannt, und als er am 5. Januar 1757 nach Paris kam, empfing ihn der Abbé de Bernis mit

offenen Armen, er war unterdessen Staatsrat geworden und wurde etwas später Minister des Innern. Der Minister bat den Freund um eine ausführliche Schilderung der berühmten Flucht, Casanova schrieb infolgedessen: „L'histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs". Mme. de Pompadour las die Broschüre, noch ehe sie gedruckt war, und die gesamte vornehme Pariser Welt sprach lange Zeit von nichts anderem als von der ungewöhnlichen Geschicklichkeit und dem Mut des venezianischen Abenteurers.

Später wurde daran gezweifelt, ob Casanova tatsächlich in der von ihm beschriebenen Art aus dem Gefängnis entkommen war; es wurde gemutmasst, dass Bragadinos Bestechungen die Flucht wesentlich erleichtert hätten. Wenig historische Ereignisse wurden so häufig und so eingehend untersucht wie diese Flucht; in neuerer Zeit, 1880, trat eine Gelehrten-Kommission, zu der auch Professor Alessandro d'Ancona, der Franzose Uzanne und der damalige Konservator des Dogenpalastes Fabris gehörten, zusammen, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob Casanovas Schilderung wahr sein könne. Das Resultat dieser Untersuchung war befriedigend, heute zweifelt kein Mensch mehr daran, dass Casanova durch seine eigene Findigkeit entkommen ist. Behilflich war ihm ein Mitgefangener, der Geistliche Marino Balbi, da Casanova nur auf eigene Hilfe angewiesen, nicht hätte ausbrechen können. Bragadino konnte weder zur Flucht beitragen noch Casanova Geld ins Gefängnis zukommen lassen, der Abenteurer war mit leeren Taschen entkommen, und sein Verstand war seine einzige Hilfsquelle auf der weiteren Flucht. Abergläubisch wie all seine Zeitgenossen, hatte er die Kabbala befragt, wann er dies gefährliche Unternehmen ins Werk setzen solle. Die Kabbala antwortete ihm mit den Nummern 9, 7 und 1. In seinem Lieblingswerk, in Ariosts „Rasendem Roland" begann er nach einer Deutung dieser Zahlen zu suchen. Und im ersten Vers der siebenten Stanze des neunten Gesangs fand er die begehrte Antwort:

„Tra il fin d'ottobre e il capo di novembre."

Vertrauensvoll wartete er auf diesen Termin und hat seinen Plan in der Nacht vom 31. Oktober auf den 1. November 1756 glücklich ausgeführt.

III.

An Bernis fand Casanova einen wahren Freund und Beschützer. Der Minister übertrug ihm die Revision des Projektes der grossen Lotterie, die dem Staat aussergewöhnliche Vorteile bringen sollte, und ernannte ihn später zum Direktor von sechs Lotteriebezirken, so dass Giacomo binnen kurzem ein reicher Mann wurde.

Das Glück begünstigte ihn in jeder Beziehung; mit den Balletti war er intim befreundet, was ihm um so lieber war, als Silvias Tochter Manon zu einem schönen Mädchen herangewachsen war, das der leichtentzündbare Casanova zu heiraten beschloss.

Unterdessen gründete er eine Fabrik bedruckter Seidenstoffe, betörte die dort beschäftigten Mädchen, richtete sich glänzend in der sogenannten „Petite Pologne"*) hinter der Église de la Madeleine ein und verschwendete freigebig Geld unter seine Freunde und Freundinnen. Ausserdem knüpfte er seltsame Beziehungen zur Marquise d'Urfé an, die trotz ihres grossen Vermögens Gold aus Messing machen wollte und ganze Tage in ihrem Laboratorium unter Tiegeln und Retorten verbrachte. Der Neffe der Marquise, der Graf de la Tour-d'Auvergne, ein verschuldeter Offizier, hatte diese Bekanntschaft vermittelt, jedenfalls in der Hoffnung, mit Casanovas Hilfe die dreiundsiebzigjährige Frau auszunützen. Die damaligen Abenteurer haben die Verjüngungstheorie als besonderes Lockmittel für die Dummen benützt. Jede alte reiche Frau hat leidenschaftlich danach gestrebt, ihre Jugend wiederzuerlangen, natürlich machte auch die Marquise d'Urfé keine Ausnahme. Diese Illusionen hatte ihr schon der Graf St. Germain gemacht, der behauptete, einige hundert Jahre alt zu sein, dank einem Jugendelixier und geheimnisvoll zubereiteten Speisen. Casanova hatte den Grafen im Hause der Marquise kennen gelernt, er scheint dessen Einfluss auf die Greisin vollkommen paralysiert zu haben, während sie unter seine Suggestion geriet. Er redete ihr ein, dass sie dank der Macht der Gestirne und der Kabbala Mutter werden würde, nach der Geburt des Kindes würde sie freilich für eine gewisse Zeit sterben, aber nach vierundsiebzig Tagen als junges, schönes Mädchen auferstehen; sie müsse nur dafür sorgen, dass ihr vorübergehender Tod geheim bleibe und sie nicht begraben werde.

*) Dieser Name stammt wahrscheinlich vom damaligen „Cabaret au Roi de Pologne", das diesen Namen zu Ehren von Heinrich III. Valois bekommen hatte.

Ehe es zu diesem Versuch kam, mischten sich die Erben der Marquise ein; sie hatten Angst, dass der italienische Abenteurer die reiche Tante ausnützen wolle, und suchten ihn von ihr fernzuhalten. Überhaupt begann er seine unter so glänzenden Auspizien begonnene Karriere in Paris zu gefährden, verwickelte sich in Prozesse wegen der Seidenfabrik, bis er zuletzt, der verschiedenen Schwierigkeiten müde, Haus, Wagen, Pferde und Einrichtung verkaufte, das Lotteriegeschäft liquidierte und Paris am 1. Dezember 1760 mit 200 000 Livre in Bargeld und Kleinodien in der Tasche verliess. Manon Balletti blieb ihm, wie aus Briefen ersichtlich, lange treu, zuletzt erkannte sie, dass sie auf ihn nicht bauen dürfe, und heiratete einen älteren Witwer.

Casanova setzte seine Abenteurerexistenz in Deutschland, Holland, in der Schweiz, in Südfrankreich und Italien fort; als er kein Geld mehr hatte, erinnerte er sich an die Marquise d'Urfé, die immer noch an seine magische Kraft glaubte, und ging nach Paris. Er versprach ihr, sie in einen Mann zu verwandeln, schwindelte ihr viel Bargeld und Kleinodien ab, bis er zuletzt, infolge eines Duells mit einem Herrn Santis, Paris schleunigst verlassen musste. Er ging diesmal nach England, dort wollte es ihm nicht glücken, und als die Marquise d'Urfé (1763) starb und mit ihr eine unerschöpfliche Finanzquelle versiegte, ging er auf den Kontinent zurück.

Wir begegnen ihm abwechselnd in Berlin und Warschau, wo er am 5. März 1766 ein berühmtes Duell mit Xaver Branicki hatte; nach zahlreichen Liebesabenteuern und den verschiedensten Wechselfällen landete er wieder in Paris. Aber er war damals (1767) bereits zweiundvierzig Jahre alt, sein Erfolg bei Frauen begann zu versagen, und in seinem Leben hatten Frauen die Hauptrolle gespielt. Glücklicherweise hatte ihm der Senator Bragadino einen ziemlich bedeutenden Betrag vermacht, das war sein letzter Rettungsanker. In Paris konnte er nicht lange bleiben; im Theater begegnete er dem Marquis de Lille, dem Neffen der verstorbenen Marquise d'Urfé, der ihm in brutalster Weise an den Kopf warf, er habe seiner Tante über eine Million Livre abgeschwindelt. Casanova forderte den Marquis, die Sache kam bis zum König, und Giacomo wurde durch eine königliche „Lettre de cachet" aus Frankreich ausgewiesen. Nur die Gräfin du Rumain trauerte ihm nach, denn sie glaubte, wie einst die Marquise d'Urfé, an seine Prophezeiungen, unterstützte ihn gelegentlich und war seine treue Freundin.

Die glänzenden Zeiten des Abenteurers waren vorbei; Bragadinos

Hinterlassenschaft hielt nicht lange vor, Casanova ging nach Spanien, trotzdem das Dasein für ihn dort unter unmittelbarer Aufsicht der Inquisition nicht leicht war. Er geriet zweimal ins Gefängnis, einmal in Madrid, indem man den Vorwand benützte, dass er Waffen in seiner Wohnung habe, das andere Mal in Barcelona, weil er sich mit der Freundin des Gouverneurs von Katalonien in einen gefährlichen Roman eingelassen hatte; er rettete sich nach Südfrankreich und ging später nach Lugano.

Im Gefängnis zu Barcelona bekam er Heimweh nach Venedig; um die Möglichkeit der Rückkehr zu haben, schrieb er im Laufe von zweiundvierzig Tagen ein dreibändiges Werk: „Confutazione della storia del governo Veneto d'Amlot de la Houssaye", in dem er all die Irrtümer berichtigt, die dem französischen Historiker in der Schilderung der Geschichte und Regierung Venedigs unterlaufen sind. Dieses Buch hat er mit Bleistift geschrieben, ohne dass ihm irgendwelche Hilfsquellen zur Verfügung gestanden hatten, ein Beweis seines ungewöhnlichen Gedächtnisses, er hatte nicht einmal Amelots Buch in der spanischen Zelle zur Verfügung.

„Confutazione" wurden viel gelesen, im Verlaufe eines Jahres verkaufte der Verfasser die gesamte Auflage von zwölfhundert Exemplaren auf Subskriptionsweg und ging nach Italien zurück. In Rom traf er im Jahre 1770 seinen ehemaligen Freund, den Kardinal Bernis, der diesmal über das Zusammentreffen mit dem berühmten Abenteurer wohl weniger erfreut war als einst in Paris. Casanova ging nach Neapel, dann nach Florenz, aus Florenz ausgewiesen, nach Bologna. Die freie Zeit, die ihm seine zahlreichen Liebesabenteuer liessen, benützte er zum Übersetzen von Homers „Ilias".

Seine Absicht war, sein Leben in Venedig zu beschliessen, vergebens versuchte er sich die Erlaubnis hierzu zu erwirken und hielt sich in Görz, Triest und Istrien auf; mit dem Alter stieg sein Interesse für Literatur, er arbeitete an umfangreichen Werken, u. a. an einer Geschichte der Revolution in Polen, von der noch die Rede sein wird.

Da die Arkadier eine Brüderschaft sind, die sich bis zu einem gewissen Grade in der Not unterstützt, benützte Casanova seinen arkadischen Namen „Pantaxeno" in Triest, um sich bei den Dichterbrüdern gewissermassen durchzufüttern.

Zuletzt sollte sich sein heisser Wunsch verwirklichen. Die venezianische Regierung gab ihm die Erlaubnis, in die Lagunenstadt zurück-



L. BERNA
Bildnis von Casanova

zukommen (1774), aber unter der harten Bedingung, dass er der Inquisition Bericht über Persönlichkeiten und Zustände, die sie interessierten, machen sollte, mit einem Wort, politische Spionagedienste wurden von ihm verlangt. Casanova fügte sich dieser Bedingung zwar, aber die Inquisition hatte wenig Freude an seinen Referaten, die eher philosophischen Abhandlungen glichen als gewöhnlichen Denunziationen. Casanova war zu stolz, um sich zu gemeinem Spionagedienst herabzuwürdigen.

Er lebte die folgenden acht Jahre ruhig und bescheiden in Venedig, ohne viel mit Menschen in Berührung zu kommen, so dass es schien, er habe mit zunehmendem Alter sein gewaltsames, unruhiges Temperament gemeistert. Aber der alte Abenteurer war nur verstummt, er hatte sich nicht geändert. 1782 geriet er im Hause seines ehemaligen Freundes, des Patriziers Grimani, in Streit und schrieb, was schlimmer war, eine boshafte Satire gegen ihn: „Ne amori ne donne ovvero la stalla d'Augia repulita". Damit hatte er das gesamte Patriziat von Venedig beleidigt. Grimani war ein mächtiger Gegner: die Inquisition verbannte Casanova abermals aus der Stadt.

Im September 1782 gezwungen, Venedig für immer zu verlassen, ging er nach Triest, dann nach Wien, in der Hoffnung, bei Josef II. irgendwie unterzukommen. Der Gedanke, aufs neue ein Wanderleben zu führen, war ihm furchtbar. „Ich bin 58 Jahre alt," schreibt er einem seiner Freunde, „ich kann nicht mehr zu Fuss gehen, der Winter ist nahe, wenn ich daran denke, dass ich wieder mein Abenteurerdasein aufnehmen soll und in den Spiegel sehe, muss ich bitter lachen. Meine einzige Sehnsucht ist Ruhe, der grösste Schatz im Leben!" Aber dieses Ideal war fürs erste unerreichbar, in Wien hatte er kein Glück, er trieb sich in Deutschland und Norditalien umher, bis er zuletzt 1784 in Paris landete, der Stadt, die ihn schon so häufig beglückt und verjagt hatte.

IV.

Neunundfünfzig Jahre alt, von schwankender Gesundheit, keinen Pfennig Ersparnisse — in diesem Zustand befand sich Casanova auf dem Pariser Pflaster. Das einzige Kapital, das ihm aus seinem bewegten Leben geblieben war, waren einflussreiche Beziehungen, selbst Freunde, die Ansprüche und die Lebensführung eines Lebemannes, eine vielseitige Ausbildung, die Geschicklichkeit und Suada des Süd-

länders. Von neuen Eroberungen mit Hilfe der Frauen war nicht mehr die Rede, Casanova sehnte sich nach Ruhe.

In Paris fand er eine Zuflucht bei seinem Bruder, dem Maler Francesco, er versuchte sein Brot als Journalist zu finden, wollte nach Madagaskar gehen — alles vergebens. Mit dem Bruder, der die Absicht hatte, der Hölle seiner Ehe zu entfliehen, fuhr er nach Dresden, dann im Februar 1784 nach Wien, und da er nirgends ein Unterkommen finden konnte, hatte er schon die Absicht, ins Kloster zu gehen.

Mit dieser Absicht vertrug sich sein Verhalten in Wien im Jahre 1784 schlecht. Aus den Briefen an Francesca Buschini, der er seine Abenteuer anvertraut hat, erfahren wir, dass er vier Maskenbälle mitgemacht und zur Überraschung des venezianischen Gesandten, Sebastiano Foscarini, Menuett und Contredanse getanzt habe. Da kam auch ihm die Einsicht, dass er sich fürs Kloster nicht ganz eigne.

Noch eine Hoffnung war ihm geblieben. Während seines letzten Aufenthaltes in Paris hatte er beim Diner des venezianischen Gesandten den Grafen Joseph Waldstein kennen gelernt, er war ein Nachkomme des grossen Wallenstein und hatte seine Besitzungen in Dux in Nordböhmen; Waldstein war neben seinem Oheim, dem Fürsten Charles Josèphe de Ligne, einer der witzigsten Männer seiner Zeit; de Lignes Tagebücher geben eine glänzende Vorstellung vom ausgehenden XVIII. Jahrhundert.

Beide waren von der lebhaften Art des Abenteurers entzückt, und Graf Waldstein bot ihm ein Unterkommen in Dux an, um gleichzeitig seine angenehme Gesellschaft zu geniessen und seine Kenntnisse in der Alchimie zu nützen.

Casanova nahm aus uns unbekannten Gründen die Einladung fürs erste nicht an, wahrscheinlich weil er nur wenig Lust hatte, in diesem kleinen Ort, fern vom Getriebe der Welt zu leben. Erst als er in Wien erkannte, dass sein Traum von einer glänzenden Laufbahn unwiderruflich zerstört sei, beschloss er, dem Ruf des Grafen Waldstein zu folgen. Über Karlsbad, wo er seine ehemalige Protektorin, die Fürstin Lubomirska, traf, ging er nach Teplitz zum Grafen Waldstein. In Teplitz schlossen der Magnat und der Abenteurer einen förmlichen Kontrakt, der Italiener wurde als Bibliothekar mit einem Gehalt von 1000 Gulden jährlich bei freier Wohnung und Verpflegung engagiert. In den ersten Septembertagen des Jahres 1785 begann Casanova den letzten Akt seines vielbewegten Lebens in Dux.

Die letzten vierzehn Jahre dieser stürmischen Existenz haben sich in einem stillen böhmischen Städtchen abgespielt, es galt von den Erinnerungen der Vergangenheit zu zehren, denn die von Casanova vielbenörgelte Gegenwart war trübe und eintönig. Abgesehen von dem Hausherrn, der zumeist fern von Dux war, hasste die ganze Umgebung den italienischen Eindringling. „Um nicht verrückt zu werden und nicht an Wut zugrunde zu gehen," da er sich nur von „neidischen Spitzbuben" umgeben sah, lebte er ganz seiner Schriftstellerei. Von dem Bürgermeister Loeser und dem Arzt O'Reilly angefangen, bis herab zur Garderobiere Caroline und dem Koch hasste ihn der ganze Hofstaat und wollte ihn beim Grafen unmöglich machen.

Zu diesen „Intrigen" gehörte der Verdacht, Casanova habe Dorota, die Tochter eines Schlossbedienten, ein sehr hübsches Mädchen, verführt. Zwar war der alte Giacomo nicht so weit gegangen, wie die Gevatterinnen in Dux klatschten, aber ganz ohne Schuld war er auch nicht. Dorota gefiel ihm sehr gut, und da sie eine zahlreiche, sehr arme Familie hatte, gab der zärtliche Italiener ihr seinen letzten Pfennig. In einen Brief an seine ehemalige venezianische Freundin Francesca Buschini entschuldigte er sich, dass er ihr jetzt nichts schicken könne, aber Dorota Kleer gefalle ihm sehr gut und er müsse sie unterstützen — jedenfalls ein genügender Beweis seiner Naivetät im Alter. Dorota hat ihm diese Gutmütigkeit schlecht vergolten, sie hat ihn bezichtigt, der Vater des Kindes zu sein, das sie erwartete. Casanova konnte jedoch sein Alibi nachweisen, und der tatsächliche Schuldige, der Maler Schöbner, musste das Mädchen heiraten.

Dass Casanova für seine Umgebung schwer zu ertragen war und die Dienerschaft Grund genug hatte, ihn nicht zu lieben, bestätigt auch einer seiner besten Freunde.

Der Fürst de Ligne, der den Sommer häufig in Dux verbrachte, gibt ein anschauliches Bild von dem unruhigen italienischen Nörgler. Jeden Tag pflegt er eine förmliche Revolution im Schlosse hervorzurufen, weil die Milch nicht gut genug war, oder die Makkaroni, auf die er nicht verzichten konnte, schlecht zubereitet waren. Entweder hatte der Koch die Polenta versalzen, oder der Stallmeister ihm für seine Spazierfahrt einen uneleganten Kutscher gegeben, was gegen seine Ehre verstiess, oder die Hunde hatten nachts so laut gebellt, dass er nicht schlafen konnte. Fremde Gäste hatten verschuldet, dass er allein an einem kleinen Tisch essen musste, oder das falsch geblasene Jagdhorn

hatte ihn schon bei Morgengrauen geweckt. Gelegentlich ärgerte er sich über den Geistlichen, der ihn zum wahren Glauben bekehren wollte, oder über den Grafen, der ihm nicht als erster „Guten Morgen“ gesagt hatte. Er beklagte sich, man habe ihm aus Bosheit zu heisse Suppe gebracht, oder der Diener habe ihm den Wein zu langsam eingeschenkt. Ein andermal war er beleidigt, weil man ihn nicht einem berühmten Reisenden vorgestellt hatte, der gekommen war, um die Lanze zu sehen, mit der man Wallenstein ermordet hatte, oder weil der Stallknecht nicht die Mütze vor ihm gezogen oder Deutsch zu ihm gesprochen hatte, was er nicht verstand. Er war verletzt, wenn man seine französischen Verse belächelte oder sich über die Pose amüsierte, mit der er italienische Gedichte deklamierte. Es gab noch mehr Gründe, um sich gekränkt zu fühlen. Betrat er den Salon, so verbeugte er sich, wie der berühmte Tanzmeister Marcel es ihm vor sechzig Jahren beigebracht hatte, oder tanzte ein Menuett mit übertriebenem Ernst. Es war noch schlimmer, wenn die Diener ihr Lachen mit Mühe unterdrückten, sobald er seinen weissen Hut mit der Feder aufsetzte, den goldenen Spitzenkragen anlegte oder die seidenen Strümpfe mit buntgeblümten Strumpfbändern befestigte. „Cospetto,“ schrie er, „ihr alle seid Gesindel, Jakobiner. Ungehorsam gegen den Grafen, und der Graf tritt auch mir zu nahe, wenn er euch nicht durchprügeln lässt! Herr Graf,“ fügte er hinzu, indem er sich an Waldstein wandte, „ich bin zwar nicht als Edelmann geboren, aber ich habe mich selbst zum Edelmann gemacht, als ich einem polnischen Feldhauptmann den Bauch aufgeschlitzt habe!“

Gelegentlich lächelte der Graf über seinen Gast, das war ein neuer Anlass zu Klagen und Beschwerden. Eines Tages kam Waldstein zu ihm mit sehr ernster Miene und Pistolen in der Hand, als wenn er ihn fordern wollte, neugierig, wie der Italiener sich dazu verhalten würde. Casanova standen die Tränen in den Augen, er warf sich dem Grafen um den Hals und sagte pathetisch: „Ich sollte meinen Wohltäter töten! Bella cosa!“ Im nächsten Augenblick fiel ihm ein, dass man sein Verhalten als Feigheit auslegen könnte, er nahm infolgedessen die Pistole an und gab sie dem Grafen mit einer so preziösen Bewegung wieder, als wenn er im Menuett seiner Tänzerin die Hand reichen würde. Wieder standen ihm die Tränen in den Augen, und dann sprach er von Intrigen, von Magie und Makkaroni.

Die Bürgersfrauen in Dux beklagten sich, er führe „dumme Gespräche“ mit ihnen, er stritt mit den Mönchen der nahegelegenen Abtei in

Ossegg, und wenn er sich den Magen überladen hatte, erzählte er, die Jesuiten hätten ihn vergiften wollen. In Waldsteins Tuchfabrik in Oberleutensdorf liess er sich Tuch auf Kredit geben und war beleidigt, als die Rechnung kam.

Zuletzt fand er es im stillen Städtchen unerträglich, er erklärte, Gott habe ihm befohlen, Dux zu verlassen, und machte sich auf den Weg. Er glaubte zwar nicht an Gott, aber alles was er tat, geschah im Namen des Schöpfers. Er glaubte vom Himmel den Wink bekommen zu haben, den Fürsten de Ligne um Empfehlungsbriefe an den Herzog von Weimar, an die Herzogin von Sachsen-Gotha und an einige jüdische Bankiers in Berlin zu bitten. Nachdem er sie bekommen hatte, verliess er Dux im geheimen und hinterliess dem Grafen Waldstein einen zärtlichen, aber hochmütigen Brief voll versteckten Grolles. Der Graf lachte und war überzeugt, dass der Italiener bald wiederkommen würde.

Im herzoglichen Schlosse zu Weimar liess man Casanova lange im Vorzimmer warten, niemand bot ihm den Posten eines Bibliothekars oder Lehrers an, empört nannte er die Deutschen „dumme Teufel" und ging fort. Zuletzt empfing ihn der Herzog liebenswürdig, aber Casanova sagte törichte Dinge über seine „literarischen Vorgänger" Goethe und Wieland und machte sich im deutschen Athen unmöglich. Er ging weiter nach Berlin, warf den Berlinern, an die er empfohlen war, Mangel an Erziehung vor, schimpfte im Gespräch mit Bankmenschen über Bankiers, zuletzt machte er eine Anleihe auf Rechnung des Grafen Waldstein und ging nach Dux zurück.

Der Graf küsste den amüsanten Italiener zur Begrüssung und bezahlte gutwillig die Berliner Wechsel. Casanova weinte beglückt und behauptete zu seiner Rechtfertigung, Gott habe ihm diese sechswöchentliche Reise ohne Abschied vom gräflichen Wohltäter empfohlen.

Der Fürst de Ligne hat seine Ansicht über Casanova knapp zusammengefasst: er wäre ein schöner Mann, wenn er nicht hässlich wäre. Er sei von herkulischer Gestalt, habe einen dunklen Teint und lebhafte Augen von unruhigem Ausdruck, was ihm etwas Wildes gebe. Es sei leichter, ihn zu ärgern als ihn zu erheitern, er selbst lache wenig, mache aber die anderen gern lachen und wirke quasi wie Figaro. Er behaupte, in allen Wissenschaften und Künsten beschlagen zu sein, aber sein Französisch sei mangelhaft, er kenne die Regeln des Tanzes nicht, und an seiner Lebensart sei sehr viel auszusetzen.

Sonst sei er ein Born aller Kenntnisse, zitiere nur Horaz allzu häufig.

Zu seinen Vorzügen gehöre das Gefühl der Dankbarkeit gegen all jene, die ihm etwas Gutes erwiesen haben, aber wehe dem, der ihm nicht gefalle. Ein Witz, der ihn verletzt habe, wäre durch eine Million nicht wieder gutzumachen.

Er leugne alles und glaube nur an die unwahrscheinlichsten Dinge, da er seinen Aberglauben nicht losgeworden sei. Er halte auf Ehre, und auf sein Wort könne man sich verlassen.

Da er alles im Leben genossen habe, könne er auf alles verzichten. Immer habe er Weiber im Kopf, und da er den Frauen bereits gleichgültig sei, schimpfe er auf das ganze Geschlecht. Dafür räche er sich an allem Ess- und Trinkbaren, lasse kein Gericht an sich vorübergehen, beginne das Mittagessen heiter, um es traurig zu beschliessen, da fürs erste eine Pause im Essen eintreten müsse.

Wenn er seinen Verstand und seine Überlegenheit benütze, um Dumme und unzurechnungsfähige Weiber reinzulegen, so geschehe es doch nur, um andere zu beglücken. Während der grössten Ausschweifungen seiner Jugend und zahlreicher, zuweilen sehr zweideutiger Abenteuer habe er sich doch als zartfühlender, tapferer Mann von Ehre erwiesen. Er sei stolz, da er weder Stellung noch Vermögen habe; wenn er ein Kapitalist, Bankier oder vornehmer Herr wäre, so wäre er im Umgang weniger schwierig; da er es jedoch zu nichts gebracht habe, fürchte er stets, man könne seiner Person zu nahe treten.

Eine ungewöhnlich starke Phantasie, eine grosse Lebhaftigkeit, die Kühnheit seiner Anschauungen, Reisen und die vielen Berufe, durch die er im Leben gegangen ist, haben Vorzüge seltener Art in ihm entwickelt; er gehöre zu den Menschen, denen man gern begegnet, die der Achtung und selbst Freundschaft wert sind. Diejenigen, die er mit seiner Gunst beglückt, sind jedoch zu zählen. Ein andermal schildert der Fürst de Ligne Casanova als „un esprit sans pareil, dont chaque mot est un trait et chaque pensée un livre".

Diese Schilderung scheint der Wahrheit zu entsprechen, ohne zu schmeicheln; Frau da Ponte, die Gattin des venezianischen Dichters, die Casanova in Wien im Jahre 1792 begegnet ist, rühmt die Leichtigkeit, mit der ihm das Wort zu Gebote steht, und das strahlend Lebendige, das von ihm ausgeht. Der Adel der Nachbarschaft: die Fürstin Clary oder die Fürstin Lobkowitz haben dem alten Italiener viel Freundlichkeit erwiesen. Als Casanova sein geliebtes Windspiel Aida verlor, schickte die Fürstin Lobkowitz ihm eine „zierliche, hübsche und zärt-

liche" Hündin, um ihn in seiner Einsamkeit zu trösten. Er war über dieses Geschenk so erfreut, dass er versprach, Finette zu „beglücken" und gegen jeden Feind zu schützen. Elisa von der Recke, die Freundin von Katharina II., die selbst durch merkwürdige Schicksale gegangen war, hatte Casanova in Karlsbad und Teplitz kennen gelernt und den Greis in seiner letzten Krankheit moralisch unterstützt. Casanova erkrankte im Februar 1798 an der Wassersucht, der er nach wenigen Monaten erlag. Elisa schickte dem Kranken Wein und Bouillon und bedauerte, ihm keine Krebssuppe vorsetzen zu können, die Casanova besonders gern ass, weil, wie er erzählte, seine Mutter einen Tag vor seiner Geburt ein grosses Verlangen nach diesem Leckerbissen gehabt hatte.

An seiner Familie hat Casanova nicht viel Freude erlebt. Zu seinem Bruder Francesco, dem Schlachtenmaler, der im Jahre 1751 aus Venedig nach Paris übersiedelt war, stand er in nur sehr kühlen Beziehungen. Francesco verdiente viel, da seine Bilder von den Zeitgenossen hochgeschätzt wurden, gab aber noch mehr aus; seine erste und zweite Ehe war unglücklich, zuletzt lief er seiner Familie davon und starb in Brühl bei Wien im Jahre 1802.

Der zweite Bruder, Giambattista, gleichfalls Maler und Schüler von Raphael Mengs in Rom, hatte sich 1764 in Dresden niedergelassen, wo er es als Historienmaler und Direktor der Akademie zu hohem Ansehen gebracht hat. Mit einer Italienerin, Teresa Roland, verheiratet, hatte er zwei Söhne und zwei Töchter, von denen die eine den Baron von Wassenig, den Kammerherrn des Herzogs von Kurland, heiratete. Teresa war für ihre Schönheit, Energie und Intelligenz bekannt, und dem alten Giacomo hat diese Nichte viel Freude gemacht. Sie war die einzige in seiner Familie, die sich um ihn gekümmert und ihm hübsche Briefe geschrieben hat. Die Fürstin Clary hatte sie in Wien als Mädchen kennen gelernt und damals Giacomo berichtet: „Elle est charmante à tous égards, jolie comme un cœur et tout à fait aimable, elle a le plus grand succès. Le prince Kaunitz l'aime aussi à la folie." Und Kaunitz war damals achtzig Jahre alt.

Casanova starb am 4. Juni 1798 in Dux im Beisein des Grafen Waldstein und des Fürsten de Ligne. Seine letzten Worte waren: „Grosser Gott und ihr Zeugen meines Todes .... ich habe wie ein Philosoph gelebt und sterbe wie ein Christ." Er wäre kein echter Sohn des XVIII. Jahrhunderts gewesen, wenn er nicht auf dem Totenbett er-

klärt hätte, dass er ein Philosoph gewesen sei. Er war 74 Jahre alt. Auf dem neuen Friedhof, neben dem Portal der Barbara-Kirche wurde er begraben, auf seinem Grabe steht ein schlichter Stein mit der Inschrift: „Jakob Casanova“.

V.

Casanova schrieb seine Tagebücher, dieses unschätzbare Dokument für die Kultur des XVIII. Jahrhunderts, in Dux und führte sie bis zum Jahre 1774, d. h. bis zu seinem neunundvierzigsten Lebensjahre. Wahrscheinlich hat er hier abgebrochen, da, wie er sich einmal ausgedrückt hat, sein Lebensabend zu traurig war, um ihn der Nachwelt in allen Details vorzuführen. Als die Tagebücher zum erstenmal gedruckt vorlagen — in einer deutschen Übersetzung zwischen 1822 bis 1828 —, frappierten sie durch ihre Farbigkeit und ihre romantischen Erzählungen so sehr, dass man sie für das romanhafte Erzeugnis irgendeines phantasiebegabten unbekannten Literaten hielt. Es wurde sogar bestritten, dass Casanova je gelebt habe. Es bedurfte der Forschungen von Armand Baschet und Alessandro d'Ancona, um glaubhaft zu machen, dass die Tagebücher nicht gefälscht seien. Diese Gelehrten haben die Wahrheit von Casanovas Schilderungen bewiesen; seine Charakteristiken historischer Persönlichkeiten treffen fast immer zu, er hält sich an die Wahrheit, es sei denn, dass sein Gedächtnis ihn im Stich lässt. Casanova nennt selbst die Gründe, die ihn veranlassen, die Wahrheit ungeschminkt zu sagen: „Ich schreibe für mich und will mir nichts vormachen, was die Welt von mir denken mag, geht mich nichts an, denn, wenn die Tagebücher an die Öffentlichkeit gelangen, werde ich nicht mehr leben. Ich könnte dann sagen wie Karls I. Mörder: ‚Es ist mir ganz gleichgültig, ob sie mich für einen Schurken halten oder nicht.‘ “

Da Casanova sich in Dux langweilte, war er froh, zur eigenen Erheiterung die Vergangenheit gewissermassen noch einmal zu erleben und sich namentlich seiner zahllosen Liebesverhältnisse in der Erinnerung zu erfreuen, denn Frauen haben die Hauptrolle in seinem Leben gespielt. Und er konnte auf diese Abenteuer mit Zufriedenheit zurücksehen, denn es gab keine Frau, die nicht eine ehrliche Sympathie für ihn gehabt hätte. Ob er die Geliebte verriet, sie leichten Herzens verliess, ihre Schwächen missbrauchte — jede hat ihm ein gutes und

herzliches Erinnern bewahrt. Woran das lag? — Jede war der Überzeugung, leidenschaftlich geliebt zu werden, solange er sie liebte, jede wusste, dass er bereit sei, ohne Bedenken das Leben für sie zu opfern, und fühlte in ihm eine ungewöhnlich starke Männlichkeit, die ihre heissesten Gefühle weckte. Dass seine Liebe von kurzer Dauer war, lag an seinem ungewöhnlichem Temperament, das keiner schönen Frau widerstehen konnte. Er wusste, dass er in der Liebe nicht beständig sein könne, und fürchtete nichts so sehr wie eheliche Fesseln. Die Gräfin Rinaldi, eine schöne Abenteurerin, wollte Casanova völlig beherrschen und ihn zum Werkzeug ihrer Leidenschaft machen. Zu diesem Zwecke vermischte sie einen Tropfen seines Blutes mit ihrem Blut und trug diesen Schatz zu einer berühmten Zauberin in Mailand, damit sie Casanova mit ihren Künsten ihr gefügig mache. Als Giacomo davon erfuhr, lief er, mit Pistolen und Dukaten versehen, zur alten Hexe, er wollte die Sklaverei von sich abwenden. Er gesteht, dass ihm, als er das Fläschchen sah, in dem das Blut der Gräfin mit seinem Blut vermischt war, die Haare vor Schrecken zu Berge standen und kalter Schweiss seinen Körper bedeckte. Mit wahrer Freude goss er die gefährliche Flüssigkeit zum Fenster hinaus und verbrannte die Wachsfigur, auf der sein Name stand. Er fühlte sich wieder frei und hat sich davor gehütet, dass diese Situation sich je wiederhole.

1785 war diese Lehre bereits vergessen, er verliebte sich in Wien in Fräulein Caton M., ein Mädchen von lockeren Sitten, so leidenschaftlich, dass er später in seinem Tagebuch aufzeichnet: „Sans mon génie tutélaire j'aurais épousé à Viennes une jeune étourdie dont j'étais amoureux.“ Der Schutzgeist, der ihn vor diesem leichtsinnigen Schritt bewahrt hat, war der Dichter da Ponte, der ihn über verschiedene Abenteuer von Caton M. orientiert hatte. Dieser späten Liebe verdanken wir eines von Casanovas besten Gedichten.

Casanova verstand die Frauen auch damit für sich einzunehmen, dass er zu schweigen wusste, wo es not tat. Wenn wir heute wissen, dass Fräulein X. C. V., die er 1750 in Padua kennen gelernt hat und mit der er ein Verhältnis in Paris hatte, die spätere Gräfin Orsini-Rosenberg war, die Frau des kaiserlichen Gesandten in Venedig, so trägt die Schuld daran nicht Casanova, der sie nur unter dieser Chiffre im Tagebuch erwähnt, sondern die heutigen Historiker, die dies Geheimnis mit sehr viel Spürsinn aufgedeckt haben. Die Gräfin Rosenberg, eine nicht unbegabte Schriftstellerin, hatte eine ziemlich bewegte Vergangenheit;

von Geburt Griechin, heiratete sie nach ihrem Erlebnis mit Casanova den englischen Baron Wynne, mit dem sie einige Kinder hatte. Als Witwe hatte sie ein Verhältnis mit dem venezianischen Patrizier Andrea Memmo, die Folgen waren für sie peinlich, so dass sie eine Zeit hindurch aus der Gesellschaft verschwinden musste; ihr ehemaliger Freund Casanova war ihr dabei behilflich. Ihm hatte sie es zu danken, dass sie für einige Zeit Aufnahme in einem venezianischen Kloster fand. Nach diesem unangenehmen Zwischenfall schrieb sie ein kleines Buch: „Pièces morales et sentimentales“, in dem sich die bezeichnende Bemerkung befindet: „Man habe Mühe genug im Leben, ehe man die Fehler seiner Jugend, die Ergebnisse einer schlechten Wahl, wieder gutmache.“ Frau Wynne verstand es jedoch, diese Schwierigkeiten zu überwinden, sie heiratete den Grafen Philippe Orsini-Rosenberg und erfreute sich eines hohen Ansehens in der aristokratischen Welt.

Auch den Namen der so sehr geliebten Henriette hat Casanova nicht verraten. Erst durch Briefe, die der Engländer Symons in neuester Zeit in Dux gefunden hat, haben wir diese Frau von hoher Intelligenz näher kennen gelernt. Henriette Schückmann war wahrscheinlich die Kusine des preussischen Ministers gleichen Namens, in ihrer Jugend hat sie vier Monate mit Casanova im Liebesrausch gelebt, und als sie endlich Kraft genug hatte, um diese gefährlichen Fesseln zu lösen, hat sie ihm ihre Freundschaft und vielleicht mehr als das bis in jene Zeit bewahrt, wo er als Bibliothekar in Dux ein bescheidenes Dasein führte. Damals beanspruchte sie nur noch Freundschaft von ihm, bat ihn, ihr literarischer Berater zu sein, besonders da sie in Bayreuth lebe und sich in der kleinstädtischen Gesellschaft so langweile, dass sie Friedrichs des Grossen Wort zitierte: „L'ennui est un siècle, la mort n'est qu'un moment“.

Vermögende Frauen haben Casanova in guter Erinnerung behalten, aber er hat auch der armen Mädchen nicht vergessen, die er einst geliebt hat. Zu diesen hat Francesca Buschini gehört, deren zahlreiche Briefe an Casanova auf die Nachwelt gekommen sind. Er hat sie von Dux aus nach Möglichkeit unterstützt, und selbst im Jahre 1783, als er von Geldmitteln sehr entblösst war, dankt Francesca ihm für 150 Lire, die er ihr geschenkt hat. Diese Sendung, schreibt Francesca, war ein „Balsam“, an dem Tage, an dem sie kam, hatten die Mutter und sie noch keinen Bissen gegessen, da sie kein Geld hatten. „Jetzt aber wollen

wir ein Fest feiern," fügt sie hinzu, „am Montag wollen wir Kastanien kaufen und moscato trinken auf das Wohl ‚di mio caro amico'!"

VI.

Casanovas bedeutendstes Werk neben den Tagebüchern ist seine „Geschichte der Unruhen in Polen"*) in italienischer Sprache. Von den geschriebenen sieben Abschnitten sind nur drei erschienen, die eine so grosse bibliographische Seltenheit geworden sind, dass sie, soviel uns bekannt, nur in vier Exemplaren vorhanden sind.

Casanova hat 1773 an diesem Werk in Görz gearbeitet und es dem Grafen Rudolf Coronini, dem damaligen Präsidenten der kaiserlichen Regierung in Görz und Gradisca, der auch als Historiker bekannt ist, gewidmet. Dem Geschmack der Zeit entsprechend ist eine symbolische Darstellung auf dem Titelblatt abgebildet: ein durchgehendes Pferd, das drei aufsteigende Adler am Gebiss halten. Das Symbol ist durchsichtig: die drei Adler sind die drei Mächte, die die Teilung Polens bewirkt haben. Diese Teilung interessierte damals ganz Europa, und Casanova benützte seine Kenntnis Warschaus und seine Beziehungen zu polnischen Edelleuten, um ein zeitgemässes Buch zu schreiben. Er hoffte auf einen grossen Erfolg mit entsprechenden Einnahmen. Dass Coronini der Freund des Fürsten Andreas Poniatowski, des Generals der österreichischen

*) „Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabetta Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta Ottomana, in cui si trovano tutti gli avvenimenti cagioni della rivoluzione di quel regno." Gorizia per Valerio de Valeri 1774. Drei Bände sind erschienen, der Druck wurde nicht fortgesetzt, da es zu Differenzen zwischen dem Verfasser und dem Herausgeber kam. Graf Torres, Casanovas Freund, hat zwar für den Vertrag mitgebürgt, aber diese Bürgschaft hat Valeri nicht genügt und der weitere Teil des Werkes blieb Manuskript. Ob dieses Manuskript heute noch vorhanden ist, ist unbekannt. Gedruckte Exemplare befinden sich in folgenden Bibliotheken:

In der Bibliothek Ossolinski zu Lemberg Teil I und II des ersten Bandes,
" " Stadtbibliothek zu Görz Bd. I und der erste Teil des II. Bandes,
" " kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg beide Teile des ersten Bandes,
" " Biblioteca Querini-Stampaglia zu Venedig beide Teile des I. Bandes und der erste Teil des II. Bandes.

(Vgl. Molmenti, P., Una controversa di Casanova coll' edittore della sua Istoria delle turbulenze della Polonia 1910.)

Armee war, hat mit dazu beigetragen, dass ihm das Buch gewidmet wurde.

Der Verfasser hat sein Buch breit angelegt. Er geht auf die geographische Lage, das Klima, die Geschichte und Organisation Polens ein, charakterisiert die Aristokratie, die Vorzüge und Schwächen des Volkes und gibt ein glänzendes Bild massgebender Persönlichkeiten wie des Königs Stanislaus August, des Fürsten Adam Czartoryski, der Branicki, Radziwill usw. Der König hat sympathische Züge, der Verfasser macht ihm nur „una inaudita indolenza" in seinem Verhalten dem Fürsten Repnin gegenüber zum Vorwurf.

Casanovas Bücher kranken daran, dass er sich nicht konzentrieren kann, er liebt es mit seinen Kenntnissen zu glänzen, hält sich nicht immer an seinen Gegenstand, macht gern Seitensprünge, so untersucht er im vorliegenden Buch das Wesen des Luxus, schreibt viel über Türken und Tataren, aber man muss ihm zugestehen, dass er sehr gut orientiert ist, die Dinge klar und scharf übersieht und den russisch-polnischen Beziehungen eine strenge, aber gerechte Kritik angedeihen lässt. Gegen die Herrscher, die er persönlich kennt, ist er zwar zuvorkommend und liebenswürdig, aber nicht einseitig befangen. Dieses Buch so gut wie die bereits erwähnte „Confutazione della storia del governo veneto d'Amelot de la Houssaye" beweist Casanovas erstaunliches Gedächtnis. In Görz hat es ihm wie einst im Gefängnis an Quellenmaterial für seine Arbeit gefehlt, die meisten Tatsachen und Namen musste er aus seinem Gedächtnis schöpfen. In dieser Beziehung war er ein Ausnahmemensch.

Casanova war ein Vielschreiber; seine phantastische, in Dux entstandene Erzählung: „Icosaméron" zählt nicht weniger als fünf Bände. Mehrere Vorreden in verschiedenster Form, in denen der Verfasser sich seiner Belesenheit rühmt, stehen voran. Der Inhalt des Romans beruht auf der beliebten Theorie aller Kabbalisten, dass das Leben verlängert werden könne. Eduard und Elisabeth verlassen im Jahre 1685 ihr Elternhaus in England und kehren nach achtzig Jahren, ebenso jung wie im Augenblick ihrer Abreise, wieder. Auf ihrer Reise führt eine Meeresströmung sie in polare Gegenden, auf wunderbare Weise dringen sie bis in den Mittelpunkt der Erde zu den Megameickes, es ist dies ein idealer Staat, der den Menschen, die auf der Oberfläche der Erde wohnen, als Vorbild dienen kann. Das Ganze, sehr weitschweifig und ziemlich langweilig, ist von utopistischer Literatur, besonders von Thomas Morus beeinflusst.

Casanova hat sehr viel Abhandlungen und polemische Schriften hinterlassen, die nur zum Teil gedruckt vorlagen. Von der Vielseitigkeit seiner Bildung zeugt die Abhandlung, die 1790 in Dresden erschienen ist: „Solution du problème déliaque démontrée“, aus dem Gebiet der Geometrie. Eine Frage, die die Geister seit bereits zweitausend Jahren beschäftigt, wird behandelt und Unbeweisbares bewiesen. Plutarch erzählt, dass die vom Unglück verfolgten Griechen das Orakel befragten, was geschehen müsse, um das Unheil abzuwenden. Das Orakel gab zur Antwort: das Unglück würde weichen, wenn der Altar in Delos um das Doppelte vergrössert werden würde. Der Altar war ein Würfel, jede Wand verdoppeln, bedeutete ihm nicht zwei-, sondern achtmal vergrössern. Casanova glaubte, die Frage gelöst zu haben, und legte seine Abhandlung verschiedenen Gelehrten und Akademien vor.

Er hat auch viel über die französische Revolution geschrieben, überall bricht sein Hass gegen die damaligen Franzosen durch, die er das „dümmste, leichtsinnigste und grausamste aller Völker“ nennt. Als ausgesprochener Polenfreund verficht er die Rechte dieser Nation immer wieder und hat, abgesehen von dem bereits zitierten Werk, eine Abhandlung geschrieben: „Histoire du Conseil permanent établi à Varsovie par la diète de l'année 1775“. Seine Schriften über Polen behandeln Dinge, die den heutigen polnischen Historikern bekannt sind, sie sind infolgedessen weniger fesselnd. Casanova hat sehr viel interessante und bedeutende Menschen kennen gelernt, und es war ihm darum zu tun, mit ihnen, wenn auch nur schriftlich, in Zusammenhang zu bleiben. Aus den Hunderten von Briefen, die auf uns gekommen sind, kann man sich eine Vorstellung seiner umfangreichen, ja ungeheuren Korrespondenz machen. Seine Briefe sind witzig, lebhaft, mit philosophischen Betrachtungen und Lesefrüchten gespickt, gelegentlich sehr boshaft, aber fast immer amüsant. In Zeiten, in denen das Zeitungswesen nicht sehr allgemein war, haben Casanovas Briefe stets viel Freude bereitet — vorausgesetzt, dass der Abenteurer nicht mit Forderungen kam. Aber selbst wenn er um eine Gunst bat, verstand er es so geschickt, die Persönlichkeit, an die er sich wandte, von ihrer schwachen Seite zu nehmen, ihren Hochmut oder ihre Eitelkeit so gut zu nützen, dass er fast nie auf eine Absage stiess. Mit dem gelehrten Grafen Maximilian Lamberg, den er 1757 in Paris kennen gelernt hat, hat er bis zum Jahre 1792 korrespondiert. Vierhundertachtzig Briefe von Lamberg an den Italiener sind

auf uns gekommen, und der Graf hat sogar zehn Tage vor seinem Tode mit schon zitternder Hand einen sechs Seiten langen Brief an Casanova geschrieben. Er wusste, dass Casanova sein weitgehendes Vertrauen nie missbrauchen würde.

Casanova hat mit sehr berühmten Persönlichkeiten korrespondiert, die durchaus nicht fürchteten, ihrer Würde durch diese Korrespondenz zu nahe zu treten, im Gegenteil, aus den Briefen geht etwas von dem Ansehen hervor, das er genossen hat. Die Liste seiner Korrespondenten ist sehr lang, angefangen mit den Fürsten de Ligne, Liechtenstein und Lubomirski bis herab zu Eva Frank, der Tochter eines bekannten Sektierers in der Nähe Krakaus, die er brieflich in die Geheimnisse der Kabbala eingeweiht hat; bis zu seinem Tode hat er fest an diese Geheimlehre geglaubt.

Er verstand zu schmeicheln, aber wehe dem, der ihm zu nahe trat, dann waren seine Briefe voll giftigen Witzes. Ein ungarischer Magnat, Fürst B., starb, ohne Casanova 50 Gulden wiedererstattet zu haben, die er ihm bei irgendeiner Gelegenheit geliehen hatte. Der Sohn wollte die Schuld des Vaters nicht bezahlen, trotzdem er fünf Millionen geerbt hat. „Wer würde glauben," schreibt ihm der Italiener, „dass der reiche Fürst Adam B. als Schuldner des armen Casanova sterben wird. Die Erfahrung hat mich gelehrt, dass es auf der Welt mehr wahre Unwahrscheinlichkeiten als wahre Wahrscheinlichkeiten gibt."

Einen etwas abweichenden Charakter trägt seine Korrespondenz mit Johann Ferdinand Opiz, einem Literaten und mässigen Dichter. Opiz, in Böhmen geboren, ist durch verschiedene Wechselfälle im Leben gegangen, bis er Steuerkontrolleur in Tschaslau, einem kleinen böhmischen Städtchen, wurde. Bei seinem Tode hinterliess er nicht weniger als 93 dicke Manuskriptbände, von freilich nur geringer Bedeutung, abgesehen von seiner umfangreichen Korrespondenz mit dem Grafen Lamberg. Opiz war wie so viele im 18. Jahrhundert ein Enzyklopädist, der das gesamte Wissensgebiet beherrschen wollte, mehr belesen als gelehrt oder klar im Urteil. Einer seiner letzten Biographen behauptet, sein Horizont sei nicht grösser gewesen als der eines Frosches, der im Grase sitzt.

Graf Lamberg hat ihn sehr geschätzt und mit Casanova bekannt gemacht, in der Hoffnung, die Berührung dieser beiden Gelehrten würde etwas Ausserordentliches ergeben. Der Bibliothekar und der Kontrolleur beschlossen, in eine regelmässige, auf philosophischen Grundsätzen ba-

sierende Korrespondenz zu treten. Zuerst ging alles ausgezeichnet, namentlich solange Opiz Casanovas Bücher rühmte und ihn anspornte, seine Tagebücher zu schreiben. Opiz nannte Casanova „mon très-aimable et très-vénérable ami", der Venezianer überschrieb seine Briefe an Opiz „Monsieur et cher ami" — das dauerte einige Jahre, bis sich ihre Beziehungen infolge von Differenzen in philosophischen Anschauungen verschlechterten. Casanova kam zur Überzeugung, „man könne mit Menschen, mit denen man nicht übereinstimme, nicht im Frieden leben. Opiz will mit der ganzen Welt befreundet sein, ich müsste mich gegen meinen Willen gelegentlich in schlechter Gesellschaft bewegen." Die Gegensätze spitzten sich immer mehr zu, und Casanova war in seinen Ausdrücken nicht wählerisch, wenn ihm etwas in Opiz' Beweisen nicht passte. Als Opiz eines Tages behauptete, seine Familie stamme wohl von der berühmten italienischen Familie Obizzi ab, riss Casanovas Geduld. Das war dem Venezianer, dessen aristokratisches Blut sich empörte, zuviel. „Dein Name ist dem tschechischen Wort „opice" — Affe ähnlicher", schrieb er dem Kontrolleur wieder.

Die Freundschaft war damit zu Ende, und Casanovas Briefe an Opiz beweisen nur, was schon der Fürst de Ligne behauptete, dass der Italiener stets über irgend etwas und irgend jemand beleidigt und empört sei. Die Briefe machen übrigens heute den Eindruck, als wenn zwei Studenten miteinander korrespondierten, um sich ihrer Belesenheit zu rühmen.

ZEHNTES KAPITEL

ALFIERI UND DIE GRÄFIN VON ALBANY

I.

„Er sieht aus wie ein zürnender Gott, seine üppigen blonden Haare strahlen wie lauteres Gold, die Augen scheinen den Himmel zu durchdringen oder haften starr auf der Erde. Ein ausserordentlicher Mensch." So schildert Frau Albrizzi Alfieri in ihren „Porträts", und diese Schilderung entspricht den Bildern des Dichters, namentlich jenem von Fabre in den Uffizien zu Florenz, das als Modell für einen Jupiterkopf gelten könnte.

Dieser Kraftmensch war als Kind so schwach und hinfällig, dass er seinen Schulkameraden zum Gespött wurde. Der kleine Vittorio hatte seine Haare verloren, er musste eine Perücke tragen, mit der die Knaben gern Ball spielten. Dank der in seiner Jugend erlittenen Demütigungen hatte sich seine ungewöhnliche Widerstandskraft und Charakterstärke entwickelt.

Die Familie der Grafen Alfieri war seit Jahrhunderten in Piemont ansässig; Vittorio war am 17. Januar 1749 in dem für seinen guten Wein berühmten Asti geboren. Der Vater war früh gestorben, die Mutter, die eine zweite und dritte Ehe geschlossen hatte, wurde vom Sohne sehr geliebt und verehrt. Bis zu seinem neunten Lebensjahre unterstand er der Obhut des mütterlichen Hauses, dort herrschte der in allen aristokratischen Familien verbreitete Grundsatz, dass ein Edelmann nicht gelehrt zu sein brauche. Der Geistliche, Don Ivaldi, wurde Alfieris Präzeptor, er las mit dem Knaben Cornelius Nepos' Biographien, freilich ohne selbst viel davon zu verstehen. Glücklicherweise kam einst Vittorios Onkel, Cavaliere Pellegrino-Alfieri, zu Besuch, er hatte sich viel in der Welt umgesehen, war in Frankreich, Holland und England gewesen,

erkannte sofort, dass Ivaldi unfähig sei, den Knaben zu unterrichten, und veranlasste die Mutter, Vittorio in die berühmteste Schule des Landes, in die Militärakademie nach Turin, zu schicken. In einem Ochsenkarren machte sich Alfieri auf die Reise, denn die Wege waren schlecht, und in Piemont wurde noch in dieser vorsintflutlichen Weise gereist. Erst in der Nähe Turins vertauschte er dies Gefährt mit der Post und fuhr zum erstenmal in seinem Leben schnell, was ihm ausserordentlich gefiel, denn die mütterlichen Pferde gingen einen langsamen, „zum Sterben langweiligen" Schritt.

Die „Akademie", die aus drei Abteilungen oder „appartamenti" bestand, war ein von Geistlichen geleitetes Institut für die adlige Jugend. Alfieri versichert, dass dort weder von moralischen Grundsätzen noch von vernünftigem Unterricht die Rede war, denn die Herren Professoren waren selbst unwissende Rüpel, die die Welt weder in Theorie noch in Wirklichkeit kannten. Trotzdem war die Akademie ein berühmtes Institut, das selbst von Engländern, Deutschen und Russen besucht wurde. Das Auswendiglernen Vergils war Hauptziel des Unterrichts, und Alfieri hatte einen Kollegen, der sechshundert Verse der „Georgica", ohne steckenzubleiben, hersagte. Diese Gedächtnisleistung weckte Vittorios Ehrgeiz, er machte sich über die Bücher her und wurde einer der tüchtigsten Schüler der Anstalt. Aber ausser Vergil und Cornelius Nepos gab es keine Bücher. Einer der Mitschüler besass jedoch, ohne dass die geistlichen Erzieher darum wussten, vier Bände Ariost, Vittorio schloss einen Vertrag mit dem Glücklichen, versprach ihm, den Sonntagsbraten, ein halbes Huhn, an verschiedenen Sonntagen abzutreten, um dafür diesen Schatz zu erlangen. Auf diese Weise erfuhr er etwas von der Existenz dieses grossen Dichters. Aber die als Entgelt abgetretenen Hühner waren nicht so leicht zu verschmerzen, da die Schüler schlecht und ungenügend ernährt wurden; Vittorio, die mütterliche Kost gewohnt, wurde furchtbar mager. Neben Ariost eröffnete ihm noch ein anderer den Ausblick in die italienische Welt: es war ein entfernter Vetter, der königliche Architekt Graf Benedikt Alfieri, den er gelegentlich sah, ein so leidenschaftlicher Verehrer italienischer Kunst, dass er stets, wenn er Michelangelos Namen aussprach, als Zeichen seiner Verehrung den Hut zog oder sich verbeugte.

Vittorio war bereits einige Jahre im Institut und hatte nie Tassos Namen gehört, während ihm ein glücklicher Zufall Goldonis Werke in die Hände gespielt hatte. Metastasio hatte ihn zu seinem ersten Sonett

begeistert, es war an eine schöne Frau gerichtet, die sein Onkel verehrte. Der Onkel tadelte das Sonett, was den jungen Dichter so verletzte, dass er erst nach seinem fünfundzwanzigsten Jahre einen neuen dichterischen Versuch wagte. In der Akademie wurde man auch im Klavierspielen und Tanzen unterwiesen, aber Noten zu lesen war eine grosse Schwierigkeit für Vittorio, und er hat es auch im Tanzen nicht bis zum Menuett gebracht. Dagegen wurde er bald ein ausgezeichneter Reiter, die Pferde haben ihn, wie er behauptet, abgehärtet, gesund und kühn gemacht, seine Haare begannen wiederzukommen, und er konnte die ihn demütigende Perücke ablegen. Nie hat er sein erstes Pferd vergessen, er kaufte es im Jahre 1764, als er zur Hochzeit seiner Schwester fuhr. Es war ein schöner, feingliedriger sardinischer Schimmel mit ausserordentlich kleinem Kopf. Vittorio hing an diesem Pferd so leidenschaftlich, dass er weder schlafen noch essen konnte, wenn es erkrankt war.

Ausserdem hatte er noch eine zweite Passion: Reisen. Unter seinen Schulkameraden waren Engländer, Deutsche, Polen und Russen, die ihm Wunder von fremden Ländern erzählten. Als er die Akademie verlassen hatte, wollte er nach Florenz, Rom und Neapel gehen. Aber das war nicht ohne weiteres zu machen. Der Tradition vornehmer sardinischer Familien gemäss war er ins Heer eingetreten, als Siebzehnjähriger war er „porte-drapeau“ in einem Regiment, das in Asti stand. Es galt also die Erlaubnis des Königs für die Reise einzuholen. Aber Karl Emanuel pflegte sich in die geringfügigsten Dinge einzumischen, er war nicht dafür, dass „seine Jugend reise, besonders nicht mit siebzehn Jahren“. Mit vieler Mühe und unter Aufgebot einflussreicher Protektion gab der König seine Einwilligung unter der Bedingung, dass Alfieri mit einem bekannten älteren englischen Lehrer, der in Turin sehr beliebt war, auf die Reise ginge.

Am 14. Oktober 1766 traten sie ihre Reise in Begleitung zweier Diener an. Der ältere, Elia, war der erfahrenste der Gesellschaft, da er schon mit Vittorios Onkel in Italien, Frankreich, England und Holland gereist war. Alfieri hatte keine einzige Sprache gründlich erlernt; Italienisch wurde in Turin mangelhaft gesprochen und noch schlechter geschrieben; die vornehme Gesellschaft sprach in Piemont, Genua und Mailand ein sehr korrumpiertes Französisch. Französisch sprach er noch am besten und dachte auch in dieser Sprache. Sein Geschmack war noch nicht genügend geschult, um zum Genuss der Werke bilden-

der Kunst zu kommen. Die Galerien und Kirchen in Florenz fand er langweilig und lernte erst in Frankreich und England italienische Kunst schätzen.

Auf dem Wege nach Neapel gab es einen unangenehmen Zwischenfall. Die Wege waren so schlecht, dass Elia, trotzdem er ein guter Reiter war, vom Pferde fiel und die Hand brach. Da es keinen Chirurgen gab, verband der geschickte und erfahrene Diener seinen Arm selbst mit Hilfe seiner Zähne und war auch noch imstande, die zerbrochene Deichsel an Vittorios Wagen instand zu setzen.

Trotz der wechselnden Eindrücke empfand Alfieri keine Freude, und die Melancholie, die sich infolge der während seiner Kindheit durchgemachten Krankheiten in ihm eingenistet hatte, überschattete sein Dasein immer mehr. Bei den Frauen suchte er nach Bescheidenheit, und da ihm fast nur herausfordernde Löwinnen begegneten, fand er wenig Gefallen an ihnen. Er machte auch die Beobachtung, die zumeist erst für ältere Leute zutrifft, dass seine geistigen Fähigkeiten einem Barometer glichen und ungewöhnlich stark auf Witterungswechsel reagierten. Äquinoktialstürme nahmen ihm jede Denkmöglichkeit, und er war am Abend stets geistig viel reger als am Morgen. Er beobachtete auch, dass seine Schöpferkraft und seine Phantasie im Sommer und Winter gesteigert waren und im Frühling und Herbst, in den Übergangszeiten, nachliessen. Es war dies eine Folge der Reizbarkeit seiner Nerven.

Nachdem er sich einige Zeit in Venedig aufgehalten hatte, wo er trotz des Theaters, der Messe zur Feier des Himmelfahrtstages und verschiedener Feste die Zeit in melancholischen Betrachtungen verbracht hatte, ging er nach Paris, „beherrscht von der Leidenschaft, Ort und Land zu wechseln“. Aber Paris machte ihm einen sehr fatalen Eindruck, nach den sonnigen Tagen des Südens fand er sich dort in einer „Regenkloake mit schmutzigen gotischen Kirchen und gepuderten Weibern“. Dazu der Einfluss des Wetters: es waren traurige, dunkle Tage. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs war nur kurz, er ging von dort aus im eigenen Wagen nach Holland, dann mit dem Schiff nach England. In der ersten Januarhälfte fror es den Italiener zum Erbarmen, eine solche Kälte hatte er noch nie erlebt. Sein Reisegefährte war der Neffe des spanischen Gesandten in London; sie schlossen den Wagen ganz dicht und steckten ein Licht an, um etwas Wärme zu erzeugen, aber der Wein gefror in der Flasche.

In England und Holland gefiel es Alfieri sehr gut, besonders da er sich im Haag zum erstenmal in eine schöne junge Frau verliebte, sie war die Gattin eines reichen Holländers und reiste mit Passion. Sie fuhren zusammen in die Schweiz, als sie sich trennen mussten, beschloss Vittorio verzweifelt zu sterben. Ein Chirurg liess ihn zur Ader, und als er gegangen war, riss Alfieri die Bandagen ab, um zu verbluten. Aber der treue Elia, der die Melancholie seines Herrn beobachtet hatte, stürzte ins Schlafzimmer, verband die Wunde aufs neue und rettete dem neunzehnjährigen Märtyrer der Liebe das Leben.

II.

Nach Italien zurückgekehrt, ging Vittorio aufs Land und beschloss, aus lauter Langweile zu lesen. Er begann Rousseaus „Heloïse", aber das Buch erschien ihm so manieriert, so sehr mit dem Kopf und nicht mit dem Herzen geschrieben, dass er den ersten Band nicht zu Ende zu lesen vermochte und dem französischen Philosophen den Laufpass gab. Er griff zu den Alten, zu Plutarch, fünf- und sechsmal las er die Biographien von Timoleon, Cäsar, Brutus, Pelopidas, die einen solchen Enthusiasmus in ihm erzeugten, dass er in Tränen ausbrach, aus Freude oder Entsetzen schrie, und die Nachbarn leicht glauben konnten, er sei wahnsinnig geworden.

Plutarch genügte dem Jüngling nicht; wieder packte ihn das Reisefieber. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, das Reich zu verlassen, ging er über Trient, Innsbruck und München nach Wien. Als Italiener hätte er den damals beliebtesten italienischen Dichter Metastasio, der am österreichischen Hofe lebte, aufsuchen müssen. Aber zufälligerweise sah er den Hofdichter im Garten zu Schönbrunn im Augenblick, als er einen so tiefen und demütigen Bückling vor der vorübergehenden Maria Theresia machte, dass ihm der Schmeichler zuwider wurde. Plutarchs Helden waren nicht solche Bedientenseelen.

Da er in Wien trotz eines mehrmonatlichen Aufenthaltes nichts gelernt hatte, ging er nach Dresden und Berlin. In Berlin wollte er Friedrich den Grossen sehen und bemühte sich darum, durch den Grafen Finck dem König vorgestellt zu werden. Zur Audienz kam er in Zivilkleidung, trotzdem er piemontesischer Soldat war. Finck fragte nach dem Grunde. „Bei euch gibt's an sich schon zuviel Uniformen," gab Alfieri zur Antwort. Bei der Audienz stellte der König vier belanglose

Fragen, und Alfieri dankte dem Himmel, dass er nicht als Sklave dieses Monarchen geboren sei. „Seitdem“, notiert er in sein Tagebuch, „habe ich Berlin und die preussischen Kasernen gehasst.“ Von Berlin aus ging Alfieri nach Dänemark und Schweden, wo es ihm sehr gut gefiel, da es dort weder Preussen noch eine Soldatenhauptstadt gab. Einen weniger guten Eindruck machte ihm Petersburg, dort imponierten ihm nur die Pferde und die Kutscher mit ihren langen Bärten, aber er verliess diesen Staat, auf dem die schwere Hand einer Philosophin lastete, so schnell er konnte.

Er war glücklich, als er zum zweitenmal nach London kam, besonders da er dort der schönen Gattin von Lord Edward Ligonier begegnen sollte, die ihm bereits während seines ersten Aufenthaltes in England gefallen hatte. Diesmal verliebte er sich so leidenschaftlich in sie, dass er, nach Jahren darüber schreibend, noch die Glut spürte. Die Engländerin verbreitete eine seltsam reizvolle Atmosphäre; er traf sie täglich im Hydepark, in der Oper, in Gesellschaften, zuletzt auf dem Lande in ihrem Schloss. Mit Lebensgefahr schlich er sich ein, band sein Pferd im Park an einen Baum und stahl sich heimlich in die Zimmer der Hausfrau. Bei diesen Ausflügen diente ihm das geliebte Pferd, das er noch auf dem Kontinent, in Spa, gekauft hatte. Gern gab er Beweise seiner Geschicklichkeit, setzte über die höchsten Zäune und breitesten Gräben. Einmal stürzte er unglücklich und brach die Hand, es war am Vortage der zweiten Zusammenkunft mit der schönen Engländerin in ihrem Schloss. Den Arm in der Binde und den Degen an der Seite drang er trotzdem in den Park der Geliebten, sprang über den Zaun und hielt Wort. Der Besuch verlief um so glücklicher, als der Gatte jene Nacht in London weilte.

Am nächsten Tage, im italienischen Theater, hörte er seinen Namen im Korridor. Er verliess seine Loge und stand dem Lord gegenüber.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen,“ sprach der Lord mit unheilverkündender Miene. „Wir wollen gehen, meine Frau hat mir alles gestanden.“

Der damaligen Mode gemäss trug man den Degen auch im Theater, die beiden Gegner waren also kampfbereit. Sie fuhren nach Greenpark, beim Duell erlitt Alfieri eine leichte Wunde im rechten Arm. Der Lord gab sich damit zufrieden und verliess den Kampfplatz auf der Stelle. Der Italiener, den einen Arm in der Binde, den zweiten verwundet, verband den Arm mit den Zähnen, und als er sich beim La-

ternenschein überzeugt hatte, dass man keine Blutspuren sah, ging er zu seinen Freunden in die Loge zurück.

Als der Lord Beweise von der Untreue seiner Gattin hatte, reichte er die Scheidungsklage ein. Alfieri war glücklich und glaubte, dass seiner Verbindung mit der geliebten Frau nichts mehr im Wege stände. Aber es kam anders. Als Vittorio ihr seine Freude ausdrückte, wurde sie verwirrt, brach in Tränen aus und stöhnte, sie sei nicht würdig, seine Frau zu werden, da sie, ehe sie ihn gekannt hatte, ein Verhältnis mit einem anderen hatte. „Mit wem?“ fragte Alfieri ausser sich. — „Mit einem Jockei im Dienst meines Mannes,“ sagte die halb ohnmächtige Lady. Er war es auch gewesen, der Alfieris geheime Besuche ausgekundschaftet und dem Gatten verraten hatte.

In London, ja in ganz England, war von der Scheidung die Rede, in allen Zeitungen konnte Alfieri seinen Namen neben dem des Jockeis lesen, aber trotz dieses Umstandes und der leidenschaftlichen Szenen, die sich zwischen ihm und der unglücklichen Frau abspielten, hatte er nicht die Kraft, mit ihr zu brechen. Sie verliessen London, hielten sich einige Wochen in der Provinz auf, aber die hässlichen Details aus dem Verhältnis zum Jockei, die während des Prozesses zutage traten, veranlassten Alfieri, sich in Rochester von der Engländerin zu trennen. Er ging für kurze Zeit nach London, um seine Pferde zu verkaufen und seine Geschäfte zu erledigen, sie begab sich nach Frankreich. Alfieri beschloss, nach Spanien und Portugal zu reisen; da es aber sehr heiss war, hielt er sich einen Monat in Paris auf. Zufällig sah er bei einem Buchhändler eine schöne Ausgabe der grössten italienischen Dichter in sechsunddreissig Bänden. Er schämte sich, dass er als Italiener, trotz seiner zweiundzwanzig Jahre weder Dante, noch Petrarca, Tasso, Boccaccio oder Machiavell gelesen hatte, und nahm ihre Werke vor. Aber seine Muttersprache war ihm so fremd, dass er sich mit äusserster Schwierigkeit in die Schätze der italienischen Literatur hinein vertiefte. Trotz dieser neuen Beschäftigung konnte er nicht ohne Pferde existieren, in Barcelona kaufte er zwei prachtvolle Tiere, einen andalusischen Goldfuchs, Chartreux de Xeres, und einen kleineren feurigen Südländer, einen sogenannten „korduanischen Hach“. Wie ein neuer Don Quichotte reiste er durch Spanien, ohne jegliches Ziel, ohne Bekanntschaften anzuknüpfen, ohne sich mit irgend jemand einzulassen. Die Wege auf der iberischen Halbinsel waren übrigens nicht besser als zur Zeit des irrenden Ritters, und es galt sehr viel Ausdauer und Kraft

aufzubieten, um Vergnügen daran zu finden, über diese felsigen Einöden zu reiten, wo man meilenweit keinen Menschen sah und in den elendesten Herbergen übernachten musste. Der treue Elia folgte seinem Herrn auf einem prächtigen Maulesel und machte Jagd auf Kaninchen, Hasen und Vögel.

Aber eines Tages kam es zu einer Katastrophe zwischen Alfieri und seinem getreuen Sancho Pansa. Elia pflegte die üppige Mähne seines Herrn für die Nacht mit grosser Geschicklichkeit zu frisieren, in Madrid riss er ihn jedoch einmal so stark an den Haaren, dass Vittorio empört aufsprang und dem Diener einen schweren silbernen Leuchter an den Kopf warf. Elia achtete des strömenden Blutes nicht, sondern warf sich wie ein wütender Tiger auf seinen Herrn, um Rache zu üben; es gelang Vittorio, sich freizumachen, er packte einen Dolch und zielte auf die Brust des Dieners. Auf Elias Geschrei kamen die Hausgenossen und trennten die wutschnaubenden Italiener. Beide beruhigten sich jedoch bald, Vittorio bat Elia wegen seines Zornes um Verzeihung, verband seine Wunde, und als die Spanier Alfieri vor dem Diener warnten, öffnete Vittorio nachts die Tür in sein Zimmer und sagte, er könne ihn ruhig töten, er würde sich nicht verteidigen, da er sich schuldig fühle. Sie schlossen Frieden, und Elia zeigte nur gelegentlich Alfieri zwei blutige Tücher, um ihn an Vergangenes zu erinnern.

In Lissabon lernte Alfieri den Geistlichen Caluso aus Turin kennen, einen sehr gebildeten und würdigen Mann, der von grossem Einfluss auf die Entwicklung von Alfieris dramatischem Talent war. Die beiden Italiener lasen zusammen Gedichte, und Caluso erklärte eines Tages, Alfieri sei zum Dichter geschaffen. Alfieri legte dem fürs erste wenig Gewicht bei, besonders da er damals nur schlecht Italienisch sprach, aber das Saatkorn sollte später üppige Frucht tragen.

Gegen Ende des Jahres 1770 ging Alfieri nach Turin zurück, er mietete ein prachtvolles Haus auf dem Carlo-Platz, richtete es geschmackvoll und originell ein und hatte zwölf Pferde im Stall. Seine Freunde drängten ihn, in die Diplomatie einzutreten, aber das war nicht nach seinem Sinn, er hätte nicht einmal Vertreter des Grossmoguls sein mögen, geschweige denn des unbedeutendsten europäischen Monarchen, des König von Sardinien und Piemont. Seine hochmütige, leidenschaftliche Art, die keine fremde Meinung gelten liess, war für diplomatische und höfische Intrigen durchaus ungeeignet. Um seine Jugend, sein Ver-

mögen und den glänzend eingerichteten Palast zu geniessen, gründete er eine Vereinigung unter der Turiner Jugend, die die äusseren Zeichen des Freimaurertums trug, sich aber Amüsement mit einem gewissen literarischen Anstrich zum Ziel gesetzt hatte. In eine grosse Urne warf man die witzigen und seltsamen Werke der jugendlichen Phantasten, und da keiner dieser piemontesischen Aristokraten seine Muttersprache genügend beherrschte, schrieben sie schlechtes Französisch. Alfieri verfasste eine dramatische Szene: „Le Jugement dernier“, in der einige Personen auftraten, die die Charaktere der Gruppe einer scharfen Kritik unterzogen. Dieser dramatische Scherz hatte einen grossen Erfolg, und der Verfasser ahnte, dass der Abate Caluso mit seinen Prophezeiungen so unrecht nicht hatte. Das literarische Spiel genügte ihm nicht mehr, und der Müssiggang begann auf ihm zu lasten. Er berichtete später in seinem Tagebuch, dass, wenn er sich nicht an eine ordentliche, sein ganzes Sein erfüllende Arbeit gemacht hätte, er wahnsinnig geworden wäre oder einen Selbstmord begangen hätte. Der Verwirklichung dieser grossen Pläne stand jedoch eine kokette Frau im Wege, die um zehn Jahre älter als Vittorio war. Die Marquise Gabriela Falletti, die Gattin des Marquis Turinetti, war in Turin wegen ihrer zahlreichen Liebesverhältnisse bekannt. Sie beherrschte Alfieri vollkommen; von acht Uhr früh bis Mitternacht war er in ihrem Hause, er zürnte mit sich selbst, hatte aber nicht die Kraft, sie zu verlassen. Nachdem dies Verhältnis einige Monate gewährt hatte, brach er erschöpft und denerviert zusammen; seine Krankheit, die kein Arzt zu bestimmen vermochte, war mit Konvulsionen und Erbrechen verbunden. Fünf Tage wurde er auf die verschiedenste Art gequält: zur Ader gelassen, mit Pillen und Mixturen gefüttert, in ein heisses Bad aus Wasser und Öl gelegt. Dieses Bad beruhigte seine Nerven, es wurde einigemal wiederholt, und er war bald geheilt. Der Rekonvaleszent beschloss, aus der Armee auszutreten und mit der Frau zu brechen, die ihn umgarnt hatte. Das war jedoch nicht leicht, er hörte auf, zu ihr zu kommen, aber das nützte nichts, sie bestürmte ihn mit Briefen, schickte ihre Freunde und wollte ihn unter keinen Umständen freigeben. Alfieri beschloss, in seinem Widerstand zu beharren, und aus Furcht, in einem schwachen Augenblick nachzugeben, liess er sich eine Art Tonsur scheren, so dass er das Haus nicht verlassen konnte, ohne sich lächerlich zu machen. Zuweilen überfiel ihn ein solcher Liebesparoxysmus und ein solches Verlangen, zu der im Grunde gehassten Frau zurückzukehren, dass er sich von seinem treuen



Karl Edward Stuart

nach einem zeitgenössischen Kupferstich

Diener an den Stuhl festbinden liess, um nicht aus dem Hause zu laufen. Zuletzt überwand er, und die freiwillige Gefangenschaft hatte das Gute, dass er anfing, Dramen zu schreiben. Er fand das Leben zu kostbar, um es an sybaritische Ausschweifungen und an eine Frau zu vergeuden, die eines starken Gefühls unwert war. Ihn verlangte nach Ruhm. Im Palast der Marquise befand sich eine Folge von Gobelins mit Szenen aus dem Leben von Antonius und Kleopatra, diese Teppiche regten Alfieri zu einem Drama an. So entstand seine erste Tragödie: „Kleopatra", die in Turin am 16. Juni 1775 aufgeführt wurde.

III.

Wie war der Mann beschaffen, der der berühmteste italienische Dramatiker im XVIII. Jahrhundert werden und einen ungeheuren Einfluss auf seine Zeit ausüben sollte?

Er war damals siebenundzwanzig Jahre alt, war gross, stark, kühn, leidenschaftlich, eigensinnig, von sonderbarer Gemütsart, kannte alle Arten der Liebe, war aber nicht verbraucht und von flammendem Hass gegen alles, was Tyrannei hiess, erfüllt. Er war sich darüber klar, dass es ihm an gründlichem Wissen fehle, und sagte sich: „Ich will mich wieder auf die Schulbank setzen, um Grammatik zu lernen und alles, was dazu gehört, um ein gutes Italienisch zu schreiben." Seine Muttersprache wollte er nicht weniger gut als ein toskanischer Literaturprofessor beherrschen.

Dazu war Ruhe nötig und ein Sichfernhalten von der mondänen Welt in Turin. Im Sommer 1775 ging er ins Gebirge nach Cézannes, einem Dörfchen auf der Grenze zwischen Savoyen und der Dauphiné. Dort begann er zu schreiben und die Kraft seiner Phantasie zu versuchen; in seinen Freunden, dem Geistlichen und Literaten Paciandi und dem Grafen Tana, fand er sehr strenge Kritiker, die ihn in seinem Ringen um Form und Stil förderten. Er pflegte später zu sagen, er sei Dichter geworden: „par la grâce de Dieu, du comte Tana et du père Paciandi". Vers für Vers ging er die Werke aller grossen italienischen Dichter durch und hat Tassos „Gerusalemme", Ariosts „Orlando", Dantes „Commedia" und Petrarcas Sonette bis in ihre letzten Feinheiten ergründet.

Zum Abschluss seiner linguistischen Ausbildung ging er nach Toskana, der Heimat des reinsten Italienisch, lernte und schrieb gleichzeitig seine Dramen: „Antigone", „Polinice", „Agamemnon", „Oreste",

er hatte es so weit gebracht, dass er nur noch italienisch dachte. Als er gegen Ende des Jahres 1776 dem Grafen Tana klopfenden Herzens ein Sonett vorlegte und von ihm gelobt wurde, hielt er sich für den glücklichsten Menschen der Welt. Nachdem er diesen Sieg über sich errungen hatte, ging er noch einmal zu den alten Schriftstellern zurück, um sie gründlich durchzunehmen. Livius regte ihn zu seiner Tragödie: „Virginia“ an; der Hass des Dichters gegen Tyrannei jeder Art, ob sie nun von den zur Herrschaft „geborenen“ Klassen oder von den aus dem Volke hervorgegangenen Emporkömmlingen ausgeht, spricht daraus.

Mit dem Aufenthalt in Florenz beginnt eine neue Epoche in Alfieris Leben. In Gesellschaft begegnete er wiederholt einer schönen, liebenswürdigen Fremden, die ihn sehr interessierte. Er behauptete, es sei unmöglich, ihr zu begegnen, ohne sie zu bemerken, und noch unmöglicher, nicht den Versuch zu machen, ihr zu gefallen. Obgleich die meisten Männer der vornehmen Welt bei ihr verkehrten, gab sich der wilde und eigensinnige Alfieri, der schönen Frauen aus dem Wege zu gehen pflegte, keine Mühe, in ihrem Haus empfangen zu werden, und begnügte sich damit, ihr im Theater und auf Spaziergängen zu begegnen. Diese Frau hatte ihm jedoch einen starken Eindruck gemacht. Ihre dunklen, strahlenden und dabei sanften Augen, ihr weisser Teint und ihre hellblonden Haare gaben ihr einen Reiz, dem zu widerstehen schwer war. Ihre fünfundzwanzig Jahre, ihre Liebe zu Literatur und Kunst, die traurigen häuslichen Verhältnisse, unter denen sie litt — all das waren Gründe genug, damit Alfieri sich in dies ungewöhnliche Geschöpf verliebe.

In der Liebe hatte er Enttäuschungen genug erfahren, er wehrte sich lange, und als er sah, dass ihm diesmal eine ernste Gefahr drohe, wollte er nach Rom entfliehen. Er mietete Postpferde, jagte mit Windeseile davon, war aber in zwölf Tagen wieder in Florenz und nahm willig die Fesseln auf sich, die er während seines ganzen Lebens getragen hat.

Die Fremde war die Gräfin Luise von Albany, die Gattin des letzten Stuart, des englischen Kronprätendenten Karl Edward. Sie war am 20. September 1752 in Mons in der Provinz Hennegau geboren, ihr Vater, Gustav Adolf Stolberg-Geldern, war General in Maria Theresias Heer und gehörte zu den vornehmsten deutschen Familien in den Diensten der Habsburger. Die Mutter, Elisabeth Gräfin Hornes, hatte auch englisches Blut, sie stammte von den schottischen Grafen Bruce ab, den treuen Parteigängern der Stuart. Nach Jakobs II. Sturz war sie

nach Brüssel übersiedelt, sie war mit 42 Jahren Witwe und hatte vier Töchter. Ihr Einkommen war sehr bescheiden, die Kaiserin nahm sich der Kinder des treuen Generals an und übertrug der Frau eine Pfründe im aristokratischen Kapitel St. Wandru in Belgien, dessen Äbtissin die Fürstin Anna Carlotta von Lothringen, Franz' I. Schwester, war.

Im Kloster St. Wandru wurden die jungen Mädchen fürs weltliche Leben erzogen, sie durften zu ihrer Familie reisen und sich mit allem beschäftigen, wozu sie Lust hatten. Luise kam mit sechs Jahren in dies Institut, sie hat ihre egoistische Mutter nicht geliebt und sich in einem ihrer späteren Briefe beklagt, dass sie seit ihrer Kindheit unglücklich gewesen sei. Sie war das älteste Kind der Gräfin, die sich einen Sohn gewünscht hatte und die Tochter ins Kloster steckte, um mehr Geld für Kartenspiel und Amüsement zu haben, da sie an nichts anderes dachte als an Karten, Vergnügen und Putz.

Im Kloster hat Luise wenig gelernt, aber eine Vorstellung vom weltlichen Leben aus Schilderungen erhalten, denn dort wurden die Klatschgeschichten aller aristokratischen Familien zusammengetragen. Als sie zwanzig Jahre alt war, suchte der französische Hof nach einer Gattin für den englischen Kronprätendenten Karl Edward Stuart, damit diese Dynastie nicht erlösche und gegebenenfalls gegen die hannöversche Linie ausgespielt werden könne.

Und wie war der Prätendent?

In Rom im Palazzo Sachetti am 31. Dezember 1720 war Karl Edward geboren. Bei der Niederkunft von Maria Clementina Sobieska, der Gemahlin Jakobs, des Königs ohne Land, der allgemein „le chevalier de St. George“ genannt wurde, waren sieben Kardinäle zugegen. Klemens XI. liess in sämtlichen Kirchen ein Tedeum anstimmen, da er die Stuart noch als legale englische Dynastie betrachtete.

Karl Edward wurde zusammen mit seinem jüngeren Bruder in Rom erzogen. Er war gebildet, begabt, beherrschte drei Sprachen, war musikalisch und in der römischen Gesellschaft sehr beliebt. Hübsch, tapfer, ja kühn, träumte er von der Wiedererringung des englischen Thrones und bereitete sich zum Kampf mit der hannöverschen Dynastie vor, indem er schon als vierzehnjähriger Knabe an der neapolitanischen Expedition von Karl Bourbon teilnahm, später machte er die lombardischen Kriege mit und nahm damals den Namen eines Grafen von Albany an.

1744 glaubte der Prätendent, dass ein Einfall in England, um die verhassten Hannoveraner zu überwinden und aus dem Lande zu jagen, erfolgreich sein könnte, da Frankreich seine Unterstützung zugesagt hatte. Er gestattete seinem Sohn, der sich nach Kampf sehnte, an die Spitze der Expedition zu treten. Karl Edward war damals fünfundzwanzig Jahre alt, er hoffte auf Unterstützung in Schottland, wo sein Haus die meisten Anhänger hatte, und landete dort mit sieben Gefährten. Sie waren im Besitz von zwölfhundert Gewehren und 50000 Francs — nicht eben viel, um England damit zu unterjochen. Der Krieg begann, den Walter Scott als Hintergrund für einen seiner besten Romane benützt hat. Unter der Fahne des Thronerben sammelten sich die schottischen Bergbewohner. Karl Edward tat Wunder, in der Ebene von Precton-Pans besiegte er das englische Heer, in Schottland wurde er zu einer fast legendarischen Gestalt, und die Herzen aller Frauen schlugen ihm entgegen. In Berlin, Wien und Paris wurde von ihm wie von einem Helden gesprochen, der es dem kühnsten Kondottiere gleichtat. Man sah ihn schon vor den Toren Londons und erwartete, dass er den englischen Thron für die Stuart gewinnen würde.

Aber das Glück blieb ihm nicht lange treu; das königlich englische Heer schlug seine Truppen am 27. April 1746 bei Culloden; von den Freunden im Stich gelassen, musste der junge Held fliehen. Um den Feinden zu entgehen, irrte er in Schottland in Wäldern und Bergen umher, kampierte monatelang in Höhlen und elenden Hütten. Als er sich auch dort nicht mehr sicher fühlte, flüchtete er auf die Orkadischen Inseln und von dort aus nach Frankreich, wo ihm ein glänzender Empfang bereitet wurde. Ludwig XV. gewährte ihm seinen Schutz, die französischen Minister versprachen, eine abermalige Expedition nach Schottland zu unterstützen. Als ihm jedoch der Kardinal Tencin zu verstehen gab, dass er im Falle eines Sieges Irland an Frankreich würde abtreten müssen, gab Karl Edward stolz zur Antwort: „Non, monsieur le cardinal, tout ou rien, point de partage."

Die Freundschaft der französischen Regierung war nicht von langer Dauer; im Vertrag, den Frankreich in Aix-la-Chapelle mit England schloss, verpflichtete sich Ludwig XV., den Stuart in Frankreich kein Obdach zu gewähren. Aber Karl Edward erklärte, er würde Paris nicht verlassen, es sei denn, dass die Regierung Gewalt anwende, er rechnete auf die ihm sehr gewogene Bevölkerung sowie darauf, dass der König die den Stuart gegebenen Versprechen nicht würde brechen

wollen. Karl Edward bewaffnete sich und drohte der Polizei, er würde jeden niederschiessen, der es wagen würde, ihm zu nahe zu kommen. Er wollte ganz Europa beweisen, dass dasselbe Frankreich, das ihn vor kurzem jubelnd empfangen hatte, ihm nun auf Wunsch der Engländer eine Zufluchtstätte verweigere. Der Dauphin selbst, der spätere Ludwig XVI., ergriff Karl Edwards Partei beim König und bei den Ministern, aber die Politik war stärker als alle freundschaftlichen Empfindungen.

Um seinen Mut und sein Vertrauen in die Freundschaft des französischen Volkes zu zeigen, fuhr Karl Edward am 10. Dezember 1748, von zwei Freunden begleitet, in die Oper. Als sein Wagen vor dem Theater hielt, überwältigten ihn die Polizisten, nahmen ihm seine Pistolen, warfen ihn in einen bereitstehenden Wagen und führten ihn nach Vincennes. Die Polizei hatte den Überfall so geschickt arrangiert, dass das Volk erst am nächsten Tage von der Gefangennahme des Stuart erfuhr. Die Regierung schämte sich ihres Vorgehens und liess das Gerücht verbreiten, Karl Edwards Vater habe dem Sohn befohlen, sich den Wünschen der französischen Regierung zu fügen und Paris zu verlassen.

Aus Vincennes wurde er an die Schweizer Grenze befördert (1748), und einige Jahre hindurch kümmerte sich Europa wenig um ihn.

Damals jedoch erlitt Karl Edward schwere Enttäuschungen. Sein Bruder Heinrich Benedikt nahm ihm die letzte Hoffnung, je den englischen Thron wieder zu erringen. Er verletzte die Empfindungen seines protestantischen Volkes, wurde in Rom Geistlicher, um die Kardinalswürde zu erlangen. Da Karl Edwards Widerspruch unberücksichtigt blieb, brach er mit dem Bruder, zu dem er in sehr herzlichen Beziehungen gestanden hatte. Dazu kamen neue Sorgen. Mehrere Jahre hatte der Prätendent zusammen mit Miss Walkinshaw, die aus einer den Stuart sehr ergebenen schottischen Familie stammte, gelebt. Er hatte eine Tochter mit ihr, aber die Frau verliess ihn im Jahre 1760 und gab das Kind ins Kloster. Die Anhänger des Prätendenten waren sehr gegen dieses Verhältnis eingenommen, sie wünschten, dass Karl Edward eine ihm an Rang ebenbürtige Frau heirate und einen Sohn zeuge, der die Rechte der Stuart nach ihm erben könne. Es hiess auch, Miss Walkinshaw sei eine Spionin der hannöverschen Dynastie, kontrolliere jeden Schritt des Prätendenten, und man habe es ihrem Einfluss zuzuschreiben, dass Karl Edward zu trinken begonnen habe.

Es kamen schwere Jahre. Der Prätendent hatte keinen Freund, verlor die Hoffnung, den englischen Thron je wieder zu gewinnen, suchte Trost im Alkohol und trank bis zur Bewusstlosigkeit. Erst im Jahre 1770 erschien er wieder auf der Weltbühne.

In diesem Jahre fasste der Minister Choiseul den abenteuerlichen Plan, die Stuart in England wieder einzusetzen. Er sandte einen geheimen Agenten nach Rom, um den Prätendenten von den französischen Plänen zu benachrichtigen, und forderte ihn auf, zwecks näherer Verständigung nach Paris zu kommen. Karl Edward ging sofort nach Frankreich, und als Choiseul von seiner Ankunft erfuhr, bat er ihn, noch am gleichen Tage um Mitternacht verkleidet in einem Mietswagen ins Ministerium zu kommen. Zur bezeichneten Stunde erwartete Choiseul den englischen Gast, es wurde zwölf, es wurde ein Uhr, der Prätendent kam nicht. In der Annahme, dass ein unvorhergesehenes Hindernis eingetreten sei, war der Minister im Begriff, sich in seine Gemächer zurückzuziehen, als ein Wagen vorfuhr. Karl Edward trat ins Zimmer, war aber so betrunken, dass jede Verhandlungsmöglichkeit ausgeschlossen war. Choiseul überzeugte sich, dass man mit solch einem Prätendenten nicht daran denken konnte, die hannöversche Dynastie zu stürzen, und gab am nächsten Morgen dem Stuart den Befehl, Frankreich sofort zu verlassen. Der Prätendent ging nach Rom zurück.

Die Bourbonen gaben ihre Pläne jedoch nicht auf. Wenn Karl Edward nicht der Mann war, den man an die Spitze der katholischen Partei in England stellen konnte, so trösteten sie sich damit, dass er einen für diese Rolle geeigneten Sohn haben könne. Zu diesem Zwecke versuchten sie eine Ehe zu stiften. Als Karl Edward 1771 in Siena war, erhielt er durch den Fürsten Fitzjames die vertrauliche Mitteilung vom französischen Minister des Äussern, dem Fürsten d'Aiguillon, die französische Regierung wünsche, dass er heirate. Da Karoline Auguste Stolberg, Luisens Schwester, den älteren Sohn des Fürsten Fitzjames geheiratet hatte, hatte man den Fürsten zum Vermittler gewählt und ihn gebeten, den Prätendenten zu überreden, sich mit Luise Stolberg zu vermählen.

Karl Edward war bereit, sich den französischen Wünschen zu fügen; die Fürstin Stolberg kam mit ihrer Tochter aus Brüssel nach Paris, dort wurde am 28. März 1772 Luisens Ehe mit dem Prätendenten geschlossen, der Bräutigam wurde vom Fürsten Fitzjames, der schriftlich dazu von Karl Edward ermächtigt war, vertreten. Luise ging über Venedig nach Ancona,

von dort nach Macerata, wo im Palast des Kardinals Maria Marefoschi, eines Freundes der Stuart, die kirchliche Trauung des Paares, das sich bis dahin nicht gesehen hatte, vollzogen wurde (am 17. April 1772). Zur Erinnerung an dies Ereignis liess Karl Edward eine Medaille prägen mit den Porträts beider Gatten und der Inschrift: „Carolus III. Rex et Ludovica Regina". Die Fürstin Stolberg durfte sich einen Augenblick als Königin von Grossbritannien fühlen.

Maria Theresia war mit dieser Ehe, die ohne ihr Wissen vollzogen worden war, sehr unzufrieden. Sie wollte ihre guten Beziehungen zu England nicht gefährden und in London nicht den Verdacht erwecken, gegen die herrschende Dynastie zu intrigieren. Sie erliess daher die Verfügung, der Fürstin-Mutter Stolberg die Pension nicht mehr auszuzahlen, „da sie schwer gefehlt habe, indem sie die Kaiserin nicht einmal von der Absicht in Kenntnis gesetzt hatte, ihre Tochter an eine Persönlichkeit wie den englischen Kronprätendenten zu verheiraten". Die Kaiserin liess sich jedoch bald versöhnen, und mit Rücksicht auf die Verdienste des verstorbenen Generals Stolberg und die sehr fatalen pekuniären Verhältnisse der Witwe wurde ihr die Pension weiter ausbezahlt.

Am 22. April fuhren die Neuvermählten in Rom mit königlichem Pomp ein. Vier Kuriere zogen den Equipagen, von denen drei sechsspännig waren, voran, in der einen sass der Bruder des Prätendenten, der Kardinal Stuart. Er hatte der Schwägerin eine mit Brillanten besetzte Schatulle geschenkt, die 40 000 Skudi enthielt. Eine grosse Volksmenge wartete in Rom auf den Einzug des „königlichen Paares", aber Klemens XI. war mit dieser Demonstration wenig einverstanden, da die Politik der römischen Kurie damals verlangte, mit der englischen Regierung Frieden zu halten. Der Papst gestattete nicht, dass Karl Edward wie seinem Vater königliche Ehrungen zuteil wurden. Das „Königspaar" bezog den Palazzo Muti an der Piazza Santi Apostoli, Luise Stolberg unterschrieb Luise R. (Regina) und hatte einige Hofdamen. Die Bekannten gaben ihr bald, zum Teil aus Schmeichelei, zum Teil infolge ihrer Charaktereigenschaften, den Beinamen „der Königin der Herzen". In geistlichen Kreisen wurde sie „Regina Apostolorum" genannt, da sie bis zum Jahre 1774 auf der Piazza Santi Apostoli wohnte.

Glücklich war dieses so wenig zueinander passende Paar nicht; sie jung, frisch, voll Lebenskraft, heiterer Gemütsart, er um zweiunddreissig Jahre älter, durch Trunk zerrüttet, dazu ein Tyrann im häus-

lichen Zusammenleben. Der Prätendent führte ein offenes Haus; die Gräfin, die bis dahin im Kloster eingeschlossen war, sah sich von interessanten Menschen umgeben, und der Vergleich fiel sehr zu ungunsten von Karl Edward aus. Ihr Günstling war ein etwas abenteuerlicher Schweizer, Karl Bonstetten, mit dem die Freundschaft wohl schon ziemlich weit gediehen war, da Luise ihm zwei Jahre nach ihrer Hochzeit schreiben konnte: „Tenons nous à l'amitié, l'amour est trop dangereux." Bonstetten musste Rom verlassen, die Freundin und Hofdame der Königin, Frau von Maltzan, war froh darüber, da sie behauptete: „Bonstetten était le seul homme qui aurait été dangereux pour elle."

Zwei Jahre später (1774) übersiedelten die Albany nach Florenz. Der Grund dafür war, dass weder der Papst Rezzonico noch der Papst Ganganelli Karl Edward als Herrscher anerkennen wollten und ihm königliche Ehren verweigerten. Der Prätendent hoffte, dass sein Königstitel in Florenz leichter anerkannt werden würde. Ausserdem bekam ihm die römische Luft nicht, er war magenkrank und sehr geschwächt. Er wollte dem steuern, indem er sehr starken Wein trank, was die Sache natürlich nur verschlimmerte.

Zuerst wohnte das Ehepaar im Palazzo Corsini und übersiedelte später in den Palazzo Guadagni. Aber auch da langweilte sich die „Regina dei cuori" grausam. „Unsere Vergnügungen", schreibt sie an einen Freund, der sie nach Bonstettens Abreise aus Rom getröstet zu haben scheint, „sind furchtbar, noch schlimmer als zur Zeit, da wir uns getrennt haben. Ich versuche die Langweile zu überwinden, indem ich Newton, Voltaire und Rousseau lese, aber mein Kopf ist zu zerstreut (trop folle) für Philosophie." Sie zürnt diesem Freunde, dass er geheiratet habe, ohne es ihr vorher mitzuteilen, er hätte doch wissen sollen, dass sie für ihn stets „un petit faible" gehabt habe. Da sie jedoch 400 Meilen voneinander getrennt leben, brauche ihre herzliche Liebe seine „geliebte Ehehälfte" nicht eifersüchtig zu machen.

Frau Vernon-Lee berichtet von einem jungen Engländer, der Florenz verlassen habe, verliebt in die Gräfin von Albany, die ihm ihr Bild geschenkt hatte. Und so war sie wohl auf jede nur mögliche Weise darauf bedacht, sich die Zeit zu vertreiben.

Florenz war übrigens damals, namentlich für Fremde, ein sehr angenehmer Aufenthalt. Seit neun Jahren herrschte dort der Grossherzog Peter Leopold von Lothringen.

Leopold I., Josefs II. Bruder, war eine sehr fesselnde Persönlichkeit.



ROSALBA CARRIERA (*Phot. Tamme*)
Bildnis des Kardinals von York
Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

1765, als Achtzehnjähriger, hatte er die Herrschaft in Toskana übernommen, damals schon mit Maria Luise von Spanien verheiratet, die eine ausserordentlich grosse Mitgift in die Ehe gebracht hatte: die Rechte auf die Allodialgüter der Medici, eine Unmenge von Kleinodien, kostbaren Geräten, Wagen, Pferdegeschirr usw. Sie war wohl die besterzogene und klügste unter all den Frauen, die je auf einem italienischen Thron gesessen haben. Leopold, ein ungewöhnlicher Mensch, von besten Vorsätzen erfüllt, wollte sein Land glücklich machen, aber er war ein Despot, der keinen Willen neben dem seinen duldete. Alles wollte er reformieren: Administration, Ackerbau, Handel, selbst die Religion, da er, der ursprünglich Geistlicher werden sollte, sich gern mit kirchlichen Dingen beschäftigte. Die Folge war, dass seine zu plötzlich durchgeführten Reformen den alten Vorstellungen der Bevölkerung nicht entsprachen, dass er viel missverstanden wurde und sich Feinde machte. Um zu verbessern, was er kürzlich angeordnet hatte, erliess er eine Vorschrift nach der anderen. Seine Gegner klebten, um die grossherzogliche Regierung zu verspotten, Zettel an die Stadtmauern mit der Inschrift: „Ordini, contraordini, tutto in ordine ma con disordine“. Dazu mischte sich Leopold gern in allen Kleinkram, in öffentliche Dinge so gut wie in Privatangelegenheiten, und wenn er auf Widerstand stiess, wurde er ausserordentlich misstrauisch. Er überzog ganz Toskana mit einem Netz von Spionen, deren Aufgabe darin bestand, die häuslichen Verhältnisse nicht allein der aristokratischen, sondern auch der weniger vornehmen Familien auszuspionieren. Bischöfe, Geistliche, Richter, Notare, Podestà und alle wichtigeren Staatsbeamten mussten allwöchentlich dem Grossherzog einen Bericht über Menschen und Dinge vorlegen. Gelegentlich wurden Leopold sogar unter dem Deckmäntelchen einer Sittenkontrolle Beobachtungen über interessante Frauen unterbreitet, was ihn über alle Massen interessierte, da dieser Verehrer des schönen Geschlechts eine grosse Zahl von Liebesabenteuern hatte. Der eingeführte Spionagedienst wurde ihm selbst zur Qual, er hatte keinen ruhigen Augenblick mehr; Josef II. schrieb ihm, er habe sich unglücklich gemacht und riet ihm, die Geheimagenten zu entfernen, die sein Misstrauen gegen das gesamte Menschengeschlecht nur schürten. Das nützte jedoch wenig, sein Misstrauen war für ihn charakteristisch, und so blieb er, als er, nach fünfundzwanzigjähriger Herrschaft in Toskana, Josef II. auf den österreichischen Thron folgte.

Als Leopold nach Toskana kam (1765), zählte Florenz 70 000 Ein-

wohner, die im Umkreis der Stadt, und 150000 Einwohner, die ausserhalb der Mauern lebten, jedoch zu ihr gehörten. Maria Theresia bestimmte ihren Günstling, den Grafen Franz Thurn, zum Hofmeister und Gouverneur, seine Frau wurde die Oberhofmeisterin der Grossherzogin. Auf Wunsch der Kaiserin wurde die Regierung aus Deutschen und Italienern zusammengesetzt, aber gleich zu Beginn der Herrschaft des jungen Grossfürsten stahl sich eine schöne Intrigantin in den Ministerrat ein, Angela Branchi, eine bekannte Sängerin und geschickte Frau, mit deren Hilfe die wichtigsten Ämter verkauft wurden. Sie selbst nahm kein Geld, es wurde Andrea Parenti übergeben, der der Vertraute des Hofmarschalls, des alten Botty Adorno, war, der gleichfalls von Maria Theresia protegiert wurde. Der junge Grossfürst, gewohnt seiner Mutter zu gehorchen, fügte sich zu Beginn in wichtigen Angelegenheiten dem Wunsch des von der Kaiserin eingesetzten Hofmarschalls, allmählich begann er sich dem Wiener Einfluss zu entziehen. Es war ihm, der ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt war, sehr darum zu tun, die kirchlichen Formen zu wahren, so erliess er unter anderem den Befehl, dass die grossherzogliche Familie und der gesamte Hof sich nicht nur an Feiertagen beim Gottesdienst in der Kirche Santa Felicita einzustellen hätten, sondern auch bei den Evangelien und dem Katechismus nicht fehlen dürften, die der Jesuit Sommating am Nachmittag für die neu aus Wien gekommenen Hofleute las. Auch am Vormittag fand ein deutscher Gottesdienst statt. Die Italiener waren über das Überwiegen des deutschen Elementes in Dantes und Boccaccios Stadt empört, in der gesamten Florentiner Gesellschaft wurde sehr darüber gescholten. Es wurde noch schlimmer, als Leopold sich daran machte, die toskanische Aristokratie in Klassen einzuteilen. Zur ersten Klasse gehörte der Adel, der auf ein zweihundertjähriges Patriziat zurückblicken konnte, tiefer wurden jene rangiert, deren genealogischer Stammbaum nicht so weit reichte. Die Patrizierinnen der ersten Klasse wurden an Festtagen und bei besonders feierlichen Ereignissen zum Handkuss, dem „bacciamano“, bei der Grossherzogin zugelassen, ihnen folgten die „Nuvolone“, die Adeligen zweiter Güte. „Nuvolone“ wurden sie genannt, da Leopold seine Verfügungen mit den Worten: „Nous voulons“ einzuleiten pflegte.

Von den öffentlichen Schauspielen wurden sehr viele ausgeschlossen, und vor jeder Aufführung hing vor dem Theater eine Liste jener, die der Vorstellung nicht beiwohnen durften. Polizeivorschriften griffen

in die geringfügigsten Details des Privatlebens ein, so wurde einzelnen Familien verboten, untereinander zu verkehren, oder es wurde ihnen nur gestattet, Verwandte zweiten und dritten Grades bei sich zu empfangen. Anderen wurde nicht erlaubt, ihre Wohnung zwischen Dämmerung und Sonnenaufgang zu verlassen, wieder andere durften öffentliche Lokale wie Cafés, Osterien und selbst gewisse Kirchen nicht besuchen.

Trotz dieser kleinlichen Nörgeleien war das damalige Florenz einer der glänzendsten Mittelpunkte des geselligen Lebens in Italien, mehrere aristokratische Familien wie die Corsini, Riccardi, Ferroni, della Gherardesca, Niccolini, Ginori, Rinuccini und viele andere blieben den ganzen Winter in der Stadt. Besonders die Salons der Marquise Niccolini waren gut besucht, man traf dort jeden Fremden von Bedeutung, der nach Italien kam. Karl Edward unterhielt engere Beziehungen zur Familie Corsini, deren glänzende Empfänge in Rom er in seiner Jugend mitgemacht hatte. Die Corsini stellten dem Prätendenten und seiner Gemahlin ihr Kasino im Prato, von schönen Gärten umgeben, zur Verfügung. 1777 erwarb Karl Edward den Palazzo Guadagni von den Corsini und liess die Inschrift anbringen, das Haus werde vom König von Grossbritannien und Protektor des Glaubens bewohnt.

Die Gräfin von Albany spielte fürs erste ihre Rolle als Königin weiter, sie erwiderte die Besuche der vornehmen Florentinerinnen nicht, was ihr so übel genommen wurde, dass fast nur Männer bei ihr verkehrten. Karl Edward hatte eine ausgesprochene Vorliebe für das Theater, er verbrachte seine Abende dort in Gesellschaft seiner Frau, und als er 1775 erkrankte und Zeichen von Wassersucht bei ihm auftraten, liess er sich vom Diener aus dem Wagen in die Loge tragen, um nicht auf dies Vergnügen zu verzichten. Trotz seiner angegriffenen Gesundheit gab er das Trinken nicht auf und schlief häufig im Theater auf seinem Platze ein. Seine Weinflasche verliess ihn auch dort nicht, und während eines Balles im Theater wurde er so guter Dinge, dass er ein Menuett mit einer schönen Frau tanzen wollte und nur mit Not und Mühe von seinem Gefährten, dem Conte Spada, daran gehindert wurde.

Infolge seiner Trunksucht war der Prätendent eine völlige Ruine und machte einen äusserst peinlichen Eindruck. Die Augen waren erloschen, die Wangen hingen schlaff herunter, er wirkte wie ein kranker, lebensüberdrüssiger Mensch. Er trug stets einen scharlachfarbenen Anzug mit goldenen Tressen, das Abzeichen des Strumpfband- und des schottischen Andreasordens, und eine kleine Perücke.

Die ehelichen Verhältnisse im Palazzo Guadagni wurden immer schlimmer, und die Begegnung zwischen Luise und Alfieri musste beiden gefährlich sein. Vittorio war damals (1777) neunundzwanzig Jahre alt und trug bereits seine Löwenmähne.

IV.

Bei beiden war die Eitelkeit im Spiel; ihm schmeichelte die Gunst der „Königin", sie war stolz, dass sie Italiens grösstenDichter sofort gewonnen hatte. Trotzdem sie sich über Philosophie mokierte, begann sie jetzt mit Eifer zu lesen und sich zu bilden, um dem Dichter näher zu kommen, sie lernte auch Italienisch, während sie bis dahin nur ein schlechtes Französisch geschrieben hatte. Sie begriff, dass Alfieris Verlangen nach Ruhm, der Ehrgeiz, ein grosser Schriftsteller zu sein, alles beherrsche, und versuchte diesen Ton zu treffen und die Muse des Dichters zu werden. Zum erstenmal begegnete Alfieri einer Frau, die seine literarischen Aspirationen aus ganzer Kraft förderte, mit ihm über seine Tragödien und seine Pläne zu neuen dramatischen Werken sprach.

Vittorio war sich bald darüber klar, dass diese Frau ihm notwendig war und dass er nicht ohne sie leben könne. Aber zwischen ihnen stand ein eifersüchtiger, launischer Gatte. Alfieri suchte sich ihm angenehm zu machen, warb um seine Freundschaft, um täglicher Gast im Palazzo Guadagni sein zu können. Fürs erste gelang es, Karl Edward duldete den Dichter, und Vittorio wurde, der damaligen Sitte gemäss, der Cavaliere der Gräfin. Aber seine Rechte waren eng begrenzt, der Prätendent folgte seiner Gemahlin wie ein Schatten und liess sie nie allein ausgehen. Ein intimes Gespräch konnte die Gräfin mit Alfieri nur im Salon führen, wenn der betrunkene Gatte einschlief oder im Theater, da er häufig während der Vortellung schnarchte.

Diese Hindernisse schürten die Liebe des Dichters, aber der Prätendent wurde immer misstrauischer und liess die Gräfin seine Eifersucht aufs brutalste empfinden.

Zu Beginn dieser neuen Liebe musste Alfieri wichtige Beschlüsse über sein Vermögen treffen.

Das Leben in Florenz gestaltete sich für ihn immer schwieriger; der König von Sardinien hatte ihm bereits vier- oder fünfmal gestattet, sich aus dem Lande zu entfernen, aber es war mit Schwierigkeiten verbunden, eine solche Erlaubnis zu erhalten, und der freidenkende

Dichter empfand es als eine unerträgliche Demütigung, sich darum zu bewerben. In Piemont bestand das Gesetz, dass die Untertanen des Königs sich nur gegen eine schriftliche Erlaubnis aus dem Staate entfernen durften, und dies Gesetz wurde häufig mit einer wahrhaft tyrannischen Grausamkeit gehandhabt. Ausserdem wies der König jedem Adeligen seinen Wohnsitz an, sei es in der Stadt oder auf dem Lande; wer sich diesen Vorschriften nicht fügen wollte, bekam Festungshaft. Der Marquis del Borgo, der an Rheumatismus litt, konnte das rauhe Klima nicht vertragen; der König erlaubte ihm zwar, das Land zu verlassen, aber als er daran ging, die Hauptstadt zu verschönern, befahl er dem reichen Marquis, einen Palast in Turin zu bauen. Der König liess den Architekten kommen, schickte die Pläne dem Besitzer zur Durchsicht, und der Bau wurde begonnen. Als der Palast fertig war, weiträumig und kostbar, dem Reichtum des Geschlechts der Borgo entsprechend, liess der König ihn einrichten und befahl dem Marquis, mittels eines „Biglietto regio“ Pisa zu verlassen und sein neues Haus zu beziehen. Der Marquis kam empört nach Turin, bestimmte einen Raum zum Schlafgemach und wollte die kostbaren Salons nicht einmal ansehen. Die Marmortreppen und die mit Teppichen bedeckten Fussböden betrat täglich nur eine Ziege, deren Milch er trank. Kein anderes Wesen weiblichen Geschlechts durfte in den Palast kommen.

Die Turiner Zensur traf Alfieri noch empfindlicher als das Verbot, sich aus dem Lande zu entfernen. Ohne die Erlaubnis der sogenannten Revisoren durfte kein Buch gedruckt werden, darauf stand selbst schwere Körperstrafe. Alfieris gegen die Tyrannei gerichtete Dramen und Schriften waren natürlich staatsgefährlich. Der Dichter fasste den Plan, auf die Ehre zu verzichten, piemontesischer Staatsangehöriger zu sein, er wollte sich, wie er es selbst nannte, „dépiémontéser“.

Es war nicht so leicht, denn seine Güter lagen in Piemont; er beschloss jedoch, die grössten pekuniären Opfer zu bringen, um vom königlichen Schutz freizukommen. Seine Phantasie war so aufgeregt, dass er fürchtete, in Not zu geraten, falls der König seine Güter konfiszieren würde. In diesem Fall wollte er seinen Unterhalt dadurch verdienen, dass er Pferdezureiter würde, da er sich vorzüglich darauf verstand, die wildesten Pferde zu bändigen. Um der Not vorzubeugen, begann er sich an die bescheidenste und sparsamste Lebensführung zu gewöhnen. Er trank weder Wein noch Kaffee, ass nur Reis und ein Stück gekochtes oder gebratenes Fleisch und blieb Jahre hindurch bei diesem Regime. Seine Pferde

verkaufte und verschenkte er an seine Freunde, gab seinem Diener seine luxuriöse Garderobe und beschloss bis zu seinem Lebensende nichts anderes als dunkelblau am Tage und schwarz am Abend zu tragen.

Um der Konfiskation seiner Güter vorzubeugen, verschrieb er sie seiner Schwester Julie und sicherte sich eine jährliche Rente von 14000 Lire, d. h. die Hälfte seiner bisherigen Einnahmen. Er war glücklich, dass er sich durch dies Opfer das Recht auf eine unabhängige Meinung, die Freiheit, seinen Wohnort zu wählen und zu schreiben, was ihm gefiel, erkauft hatte.

Als er sich auf diese Weise von materiellen Sorgen freigemacht hatte, begann er viel zu arbeiten und sich in Florentiner Literatenkreisen zu bewegen. Er wurde Sekretär der Akademie, die in Gavardas Hause tagte und der auch der bekannte Abate Nicolini angehörte.

Von grossem Einfluss auf Alfieri war sein Freund, der Abate Tommaso Valperga di Caluso, den der Dichter vor sieben Jahren in Lissabon kennen gelernt hatte. Caluso, um zwölf Jahre älter als Alfieri, stammte gleichfalls aus Sardinien und gehörte zu den klügsten und gebildetsten Leuten seiner Zeit. Alfieri nannte ihn „Montaigne redivivus", da er ähnlich wie der berühmte Franzose sehr viel Verstand und ein grosses geistiges Gleichgewicht hatte, Dinge, die in den vorrevolutionären Tagen nicht eben häufig waren. Er schrieb ziemlich viel, am bekanntesten war sein Werk: „Il Primato degl'Italiani". Alfieri hat Caluso in einem Briefe bekannt, er sei der erste gewesen, der das Verlangen nach Schönheit in ihm geweckt und ihn gelehrt hätte, Unwissenheit als Schande zu empfinden. Der Dichter führte Caluso in das Haus der Gräfin von Albany ein, sie waren häufig zusammen, und das Jahr, das der gelehrte Abate in Florenz verbrachte, war eines der glücklichsten und bildendsten für Alfieri.

Aber dieses Glück währte nicht lange. Der Prätendent quälte seine Gattin in einer solchen Weise, dass ihre Lage unerträglich wurde. Stets berauscht, gallig, launisch, liess er sie keinen Schritt allein machen und brachte sie durch seine Gesellschaft zur Verzweiflung. Alfieri sah Luise nur am Abend in Karl Edwards Gesellschaft, der entweder im gleichen Zimmer sass oder im nächsten bei offener Tür schlummerte. Es war für den Dichter furchtbar, zu sehen, wie die Frau, wie er sich ausdrückte, „en detail" starb. In der Nacht des Andreastages machte der Prätendent eine so furchtbare Szene, dass Luise beschloss, die Tyrannei dieses Trunkenboldes unter allen Umständen abzuschütteln, um Leben

und Gesundheit zu retten. Da begab sich Alfieri, trotzdem er einen unbeschreiblichen Widerwillen hatte, eine despotische Regierung um ihre Protektion zu bitten, zum Grossherzog, um das Opfer aus der Sklaverei dieses Barbaren zu retten. Leopold war bereit, Luise der Obhut der Dominikanerinnen, der sogenannten „Bianchette" (so nach ihren weissen Kleidern genannt), zu übergeben. Aber wie sie aus ihrem Gefängnis befreien? Alfieri entwarf einen Fluchtplan, und da er der Hilfe bedurfte, weihte er Luisens Freundin, Frau Orlandi, und ihren Verehrer, den Irländer Gehegan, ein, denen er vertrauen konnte. Man beschloss, das Kloster zu besuchen, in dem Stickereien ausgestellt waren. Frau Orlandi, die Beziehungen zu den Nonnen hatte, sollte die Gräfin von Albany abholen. Karl Edward war bereit, Luise zu begleiten, da sie das Haus nicht allein verlassen durfte.

Zur festgesetzten Stunde stand der Wagen des Prätendenten vor dem Kloster, auch Gehegan hatte sich gleichsam zufällig eingefunden. Die beiden Frauen stiegen zuerst aus, traten ans Tor heran, das geöffnet und so schnell geschlossen wurde, dass Stuart und Gehegan nicht mehr hinein konnten. Karl Edward läutete stürmisch, erst nach einer Weile kam die Äbtissin an ein vergittertes Fenster und erklärte, die Gräfin habe ihr Kloster als Aufenthaltsort gewählt und stehe dort unter dem Schutz der Grossherzogin.

Der Prätendent begann zu fluchen und drohte, dass er sich zur Regierung begeben würde, um seine Gattin zurückzufordern, aber alles war vergebens. Die Gräfin bat den Kardinal von York, sich ihrer anzunehmen, und da sie keine Lust hatte, in einem Florentiner Kloster zu bleiben, wandte sie sich an den Papst mit der Bitte, Rom als Wohnort zu wählen. Der Kardinal, beleidigt, dass Karl Edward die Ehe mit Luise ohne sein Wissen eingegangen war, nahm sich der Schwägerin warm an, schrieb, er sei am Zustandekommen dieser unglücklichen Ehe unschuldig, bitte sie, nach Rom zu kommen, im Ursulinnenkloster sei eine Zufluchtstätte für sie bereit, dort habe auch die Königin Maria Clementina Sobieska längere Zeit gelebt.

Gegen Ende des Jahres 1780, von einer Eskorte Bewaffneter begleitet, begab sich Luise nach Rom, für den Prätendenten war ihre Flucht tiefes Geheimnis, damit er sie nicht gewaltsam zurückhole. Unter den Bewaffneten war auch der verkleidete Alfieri; als er sich überzeugt hatte, dass der Gräfin keine Gefahr drohe, kehrte er auf halbem Wege nach Florenz zurück.

Im März 1781 gestattete der Papst der Gräfin, das Kloster zu verlassen und jene Räume in der Cancelleria zu beziehen, die dem Kardinal zur Verfügung standen. Der Kardinal war fast nie in Rom und hatte seinen ständigen Wohnsitz in Frascati, wo er Bischof war. Obgleich er dort jährlich über 40000 Taler ausgab, war er bei der Bevölkerung nicht beliebt, denn dieser strenge Rigorist, der gelegentlich selbst Grausamkeiten nicht scheute, hätte am liebsten das ganze Städtchen in ein Kloster verwandelt. Er verbot alle Volksfeste, und der leiseste Verdacht, dass man einen unsittlichen Lebenswandel führe, genügte, um die ruhigsten Frauen auf der Strasse zu verhaften. Wenn solch ein bedauernswertes Wesen aufgegriffen wurde, wurde es grausam durchgeprügelt und bei Wasser und Brot ins Gefängnis gesteckt. Ebenso verhielt sich dieser Tyrann gegen Geistliche und Mönche, eine unbegründete Angabe genügte, um sie wegen Unsittlichkeit ins Gefängnis zu werfen. Nach Rom kam er in einem sechsspännigen Wagen, zwei Läufer mussten den ganzen Weg voranlaufen, da der Kardinal mehr auf die Schonung von Pferden als von Menschen bedacht war.

Der Palast des Kardinals in Frascati war fast leer, nur einige vereinzelte Sofas, Fauteuils oder Taburetts standen in den kahlen Räumen. Selbst im Winter liess der Kardinal nicht heizen, er war in zwei Mäntel eingehüllt, hielt die Füsse über einer Chaufferette mit glühenden Kohlen, die Hände im Muff und hatte eine Kapuze über den Kopf gezogen. Als die Gräfin de Boigne ihn mit ihrer Mutter besuchte, liess er aus Liebenswürdigkeit gegen die Damen einige Holzscheite im Kamin im vierten Salon anstecken, er behauptete nämlich, dass Kaminwärme seiner Gesundheit unzuträglich sei. Die Diener nannten ihn „Maestà“, die Gäste suchten diesen Titel zu umgehen, was im Italienischen nicht schwer war. Der Kardinal sprach nur Italienisch und Englisch und ärgerte sich, wenn die Franzosen ihn nicht verstanden. Wie bei allen Stuart waren auch bei ihm die Merkmale einer degenerierten Rasse offensichtlich. Benedikt XIV. quälte er während einer Audienz anderthalb Stunden mit den törichtesten Forderungen. Als er fortging, wandte sich Lambertini an seine Umgebung und sagte mit dem ihm eigenen Humor: „Cozzo, es wundert mich nicht, dass die Engländer diese unausstehlich zudringliche und langweilige Familie aus dem Lande gejagt, ich bedaure nur, dass sie sie uns abgetreten haben.“

Unter dem Schutz dieses Schwagers fühlte sich die Gräfin von Albany nicht sicher genug. Für ihren Unterhalt war freilich reichlich

gesorgt, denn der Papst, die Königin Maria Antoinette und der Kardinal hatten ihr eine hohe Pension ausgesetzt, aber sie musste alles vermeiden, was sie in ein Gerede mit Alfieri hätte bringen können. Der Dichter war nach Rom übersiedelt und wohnte zuerst auf der Piazza di Spagna, unmittelbar neben der Treppe zu Trinità dei Monti, später in der Villa Strozzi auf dem Esquilin. Um der Gräfin wenigstens in Gesellschaft zu begegnen, begann Alfieri in Rom Beziehungen anzuknüpfen und aristokratische Zirkel zu besuchen.

V.

Während seines Aufenthaltes in Rom hat Alfieri sehr viel gearbeitet, er hat dort sieben Trauerspiele in Versen geschrieben, darunter „Saul“, den er für sein bestes Werk hielt.

Dem Publikum erschien er als Sonderling, zumeist ging er sehr früh auf den Platz der Fontana dei Trevi, setzte sich dort auf irgendeinen Stein, träumte oder verzehrte sein erstes Frühstück, Brot mit Käse, mit grossem Appetit. Er hatte die ganze Villa Strozzi gemietet, was freilich sein Budget nicht übermässig belastet hat, denn die Mieten in Rom waren damals märchenhaft niedrig, und der Preis für die gesamte palastartige Villa mit den dazugehörigen Stallungen betrug 10 Skudi monatlich. Am meisten kosteten ihn seine Pferde, er hatte einige „Barberi“, die beim Rennen während des Karnevals die ersten Preise gewannen. Jeden Tag war er im Stall, freute sich über die edlen Tiere, und als er einst einen Stallburschen auf seinem Lieblingspferd sah, geriet er in solchen Zorn, dass er ihm nachlief, den Jungen am Bein packte, ihn auf den Boden warf und so heftig an den Haaren riss, dass er ganze Büschel in der Hand behielt.

Die Rospigliosi hatten berühmte isabellenfarbene Pferde, die Guido Reni in seiner „Aurora“ auf der Decke des Casino Rospigliosi zu Rom gemalt hat. Alfieri war mit dem glücklichen Besitzer der seltenen Rasse befreundet, ging in seinen Stall und rühmte sich, dass er ein Pferd zugeritten habe, das keiner der Stallmeister zähmen konnte.

Am Abend war der Dichter bei der Gräfin von Albany und las ihr aus seinen neuesten Dramen vor, da er ihrem literarischen Geschmack absolut vertraute.

Gelegentlich besuchte er eine der Damen der römischen Aristokratie,

Maria Pizelli, die Tochter des Advokaten Cuccovilli, von deren Salon noch die Rede sein wird.

Dort las er seine „Virginia“ vor, die den Hörern grossen Eindruck machte. Es war eine literarische Tat von grosser Bedeutung. Bis zu Alfieris Auftreten herrschte in Rom Metastasios Stil, d. h. harmonische Verse und Gedanken, die niemandes Schlummer störten, standen hoch im Kurs; die Kraft des neuen Dramatikers und die Kühnheit seiner Ausdrücke erschreckte die sanften Literaten, er wurde mit dem Volkstribun Cola di Rienzi verglichen.

Alfieris Traum war, „Virginia“ auf der Bühne zu sehen. Berufsschauspieler konnten das Stück nicht spielen, die platten Komödien „a soggètto“ gewohnt, waren sie für eine wahrhaft dramatische Darstellung nicht zu gebrauchen. Der Dichter beschloss, Amateure unter den Aristokraten auszuwählen, aber auch hier gab es nur wenig geeignete Persönlichkeiten. Er gab daher den Plan, „Virginia“ aufzuführen, auf und wählte seine „Antigone“, dazu brauchte er nur vier Personen oder eigentlich drei, da er selbst die Rolle des Creon spielen wollte, er hielt sich nämlich für einen vorzüglichen Schauspieler. Als Liebhabertheater waren die Salons des Fürsten Grimaldi, des spanischen Gesandten, bekannt. Auch er wandte sich an den Fürsten. Die Rolle der Antigone gab die schöne Fürstin di Zagarola-Rospigliosi, ausserdem wirkten der Fürst Ceri-Odescalchi und seine Gattin Caterina Giustiniani mit.

Die Aufführung fand im November 1782 statt und gestaltete sich zu einem grossen Triumph für den Dichter. Die Gesellschaft bot ein buntes interessantes Bild: die Damen in kleinen, gepuderten Perücken, sogenannten Toupets, mit künstlichen Blumen und Federn, trugen Kleider aus genuesischem Samt oder Lyoner Gold- und Silberbrokat mit Brüsseler oder venezianischen Spitzen und kostbarem Schmuck. Diese Kleider veränderten die Gestalt der Frauen in grotesker Weise. Brust und Hüften waren in wahre Marterwerkzeuge, in Käfige aus Stahlreifen, eingeschnürt, die sich nach unten masslos erweiterten und die berühmte „guardinfante“ bildeten, die sehr häufig die Folgen illegaler Liebesbeziehungen verbargen. Dieser Robron (robe-ronde) lief in eine lange Schleppe aus, die ein Page hinter seiner Dame hertrug, er verschwand im nächsten Zimmer, wenn sie sich niedergelassen hatte. Diese sonderbaren Gestalten beanspruchten sehr viel Raum, und die Fauteuils konnten bei der Aufführung nicht so eng nebeneinanderstehen, wie

dies heute der Fall ist. Der Purpur der Kirchenfürsten erhöhte das farbige Bild, jeder der bekannten Aristokratinnen folgte ihr Kardinal. Die erste Stelle nahm entsprechend der Würde ihres Gatten die Frau des Senators Rezzonico ein, an jenem Tage sah sie, nach Aussage eines Anwesenden, wie die venezianische Dogaressa aus, ihr Brokatgewand war mit Hermelin eingefasst, und auf dem Kopfe trug sie ein grosses Diadem aus Brillanten. Dieser Vergleich stimmt wohl nicht ganz, denn nie hat es eine venezianische Dogaressa von so gewaltigem Umfang gegeben wie die Senatorin. Züge, Bewegungen und Stimme waren so männlich, dass sie an einen Schweizer der päpstlichen Garde erinnerte. Sie war eine seltsame Frau, bewegte sich ausschliesslich in der Gesellschaft von Kirchenfürsten, nährte aber einen ehrlichen Hass gegen sie, aus dem sie gar kein Hehl machte. Einmal hatte sie sechzehn Prälaten zu Tisch, fünfzehn waren bereits anwesend, Borgia kam als der sechzehnte. Da sagte die Fürstin mit ihrer Stentorstimme: „Immer freue ich mich, Borgia zu sehen, denn er ist der einzige unter den hiesigen Geistlichen, mit dem man ein vernünftiges Wort sprechen kann.“

Ein andermal begegnete sie in Gesellschaft einem Marquis, der bei der Fürstin Borghese sehr gut angeschrieben war. Ohne es sich lange zu überlegen, sagte sie ihm, es gefalle ihr nicht, dass die Fürstin ihre Freunde nicht zu wählen verstehe. Neben der Fürstin Rezzonico sass der Kardinal Giacinto Gerdil, der trotz seines vorgerückten Alters die liebenswürdigen Phrasen und Sonette aus seiner Jugend nicht vergessen hatte und sie jetzt vielleicht zu häufig den Frauen wiederholte. Eine Gruppe von Kardinälen umgab die schöne Costanza Braschi, die Nepotin des regierenden Papstes, liebenswürdig gegen alle, hielt sie sich trotz ihres grossen Einflusses auf den Papst bescheiden im Hintergrund. Allgemeine Aufmerksamkeiten erregten auch die Fürstin Rospigliosi, deren Brillanten auf eine Million Francs geschätzt wurden, und die Fürstin Rosa Corsini wegen ihres Kostüms, das die polnische Königin Maria Clementina Sobieska in Rom eingeführt hatte. Das Haus von Savoyen war in ganz Italien wegen seiner Kleinodien bekannt, nur die Este konnten sich mit ihm messen, Donna Leopolda di Savoia Carignano hatte die kostbarsten Perlen und ihre Schwester Caterina, Gianandrea Dorias Gattin, Smaragde von erstaunlicher Grösse. Von der Fürstin Borghese hiess es, sie trage Brillanten, die aus dem Nachlass zweier Päpste Paul V. und Klemens VIII. stammten.

Als die Gräfin von Albany den Saal betrat, hörte die Gesellschaft auf,

Brillanten und Smaragde abzuschätzen. Sie grüsste die anwesenden Frauen flüchtig, nahm ihren Platz im Orchester ein und wurde sofort von fremden Gesandten umringt. Der Hauswirt war in Sorge, wo er der Gemahlin des Prädententen einen Platz anweisen sollte, da der Ehrenstuhl der Sitte gemäss der Senatorin gehörte, er half sich, indem er einen thronartigen Stuhl neben dem Orchester für die Gräfin von Albany aufstellen liess. Die Gräfin glänzte in dieser Versammlung nicht durch ihre Schönheit, aber ihr kluger Blick und die verhaltene Würde ihres Benehmens frappierten selbst in diesem vornehmen Kreise. Allgemein fiel auf, dass der Kardinal von York fehle, man erklärte es aus seiner Antipathie gegen Alfieri.

Die Vorstellung begann mit einer Symphonie, die Cimarosa, der damals geschätzteste römische Komponist, für diesen Abend komponiert hatte. Als der Vorhang aufging, richteten sich alle Blicke auf Alfieri, man war gespannt, ob er als Verfasser und Schauspieler dem Ruhm entspreche, der ihm voranging. Die Erwartungen wurden übertroffen, die Aufführung war ausgezeichnet, die Kraft und Einfachheit der Handlung und die Eindringlichkeit des Dialogs machte den verzärtelten Seelen der Anwesenden einen ausserordentlich starken Eindruck. Nach der Vorstellung stand die Gesellschaft auf, alle dankten Alfieri enthusiastisch für den ihnen bereiteten Genuss.

Alfieri, dem es nicht an Selbstbewusstsein fehlte, triumphierte, und die Gräfin von Albany konnte ihre Rührung kaum verbergen, besonders, da sie am glücklichen Gelingen der Aufführung gezweifelt hatte.

Die Schauspieler zogen sich schnell um, und die ganze Gesellschaft begab sich in einen anderen Saal, der durch Hunderte von Wachskerzen beleuchtet war. Lakaien in gelber Livree und rotseidenen Strümpfen servierten Sorbett auf silbernen Brettern, der an Qualität allen Süssigkeiten überlegen war, die man in Rom auch in den üppigsten Salons vorgesetzt bekam. Der Fürst Grimaldi hatte einen Zuckerbäcker kommen lassen, der es verstand, Eis in derselben Weise zuzubereiten, wie es vor zwei Jahrhunderten auf den Banketts des Kardinals Ascanio Colonna gereicht worden war. Sorbett, auf einer Schicht von Eis und Zucker, hatte den Geschmack von köstlichem Obst und den Duft von Blumen.

Alfieris Ruhm wuchs, Gian Gherardo de Rossi, einer der fruchtbarsten römischen Literaten, hielt einen Vortrag über Alfieris Dramen in der „Arcadia“, in dem die Zuhörer die Überzeugung gewannen, „Asti-

giano", wie der Dichter genannt wurde, weil er aus Asti stammte, habe als erster die italienische Literatur mit dem wahren Drama beschenkt. Ja noch mehr, als Pius VI. von Alfieris ungewöhnlicher Begabung hörte, wünschte er ihn kennen zu lernen und war in der Audienz sehr liebenswürdig.

Aber über dem Haupt des Dichters zog es sich bereits zusammen. Je mehr sein Ruhm wuchs, desto mehr wuchs auch die Zahl seiner Neider, und seine häufigen Besuche bei der Gräfin von Albany wurden immer mehr beachtet. Noch ein anderer Umstand trug dazu bei, seine Stellung in Rom zu beeinträchtigen. Der Prätendent, der immer mehr trank, erkrankte im März 1783 schwer. Da er sich dem Tode nahe glaubte, rief er den Bruder Kardinal zu sich, der sofort nach Florenz kam. Der Graf erklärte dem Kardinal, Alfieri trage die Hauptschuld an seinem disharmonischen Verhältnis zur Gräfin; der Kardinal messe ihm, dem Bruder, unberechtigterweise alle Schuld bei, und es schmerze ihn sehr, dass er der Gräfin eine Wohnung in seinem Palast angewiesen habe. Diese Unterredung machte dem Kardinal grossen Eindruck, er verliess Florenz gegen die Gräfin eingenommen, und diesen Umstand benützten die Geistlichen seiner Umgebung, die in den Dramen des Dichters eine Gefahr für das ruhige Rom sahen. Man begann unwahre Nachrichten über das Verhältnis der Gräfin zu Alfieri zu verbreiten, obgleich der Dichter alles vermied, was dem Ruf der verehrten Frau hätte schaden können. Er behauptet, vielleicht zu kühn, in seinem Tagebuch, das Verhalten der Gräfin sei ihm gegenüber in Rom vollkommen einwandfrei gewesen und habe die Grenzen der Freundschaft und Achtung nicht überschritten, alle Intrigen seien von der Geistlichkeit ausgegangen, die sich alles andere eher als christlich verhalten habe. Die Gründe für ihr Tun seien nicht in evangelischer Moral, sondern in literarischem Neid und in Eifersucht zu suchen.

Als er einsah, dass diese üble Nachrede den Ruf der Gräfin gefährden könne, beschloss er, Rom zu verlassen, obgleich es das grösste Opfer war, das er bringen konnte. Mit diesem Entschluss kam Alfieri dem Kardinal von York nur zuvor, der den Papst veranlassen wollte, den Dichter aus den Grenzen des Kirchenstaates zu verbannen.

Am 4. Mai 1783, an dem für Alfieri, wie er behauptet, traurigsten Tag, verliess er Rom, er ging erst nach Siena, um sich in der Gesellschaft seines Freundes Francesco Gori Gandellini etwas zu erheitern, dann nach Ravenna auf Dantes Grab und von dort aus nach Ferrara und Padua, wo er

den Dichter Cesarotti kennen lernte. In Mailand verkehrte er mit Parini, ging dann nach Toskana zurück, und da er nirgends Ruhe fand, machte er sich zum drittenmal nach England auf.

Unterdessen verbesserte sich Karl Edwards Gesundheit etwas, er konnte nach Pisa reisen, wo er Gustav III. von Schweden näher trat, der in Italien unter dem Namen eines Grafen von Hag reiste. Der König hatte einen sehr günstigen Einfluss auf Stuart, und als er sah, dass dieser letzte Nachkomme eines grossen königlichen Geschlechts sich sehr einschränken müsse, erwirkte er ihm eine Pension bei Ludwig XVI. und Karl III. von Spanien. Karl Edward beschloss auf Gustavs III. Rat, sich formell von seiner Frau zu trennen, um sich gegenseitige Unannehmlichkeiten zu ersparen. Die Trennung wurde bereits im April 1784 vollzogen, die Gräfin verzichtete auf die Pension, die ihr der Gatte und der Kardinal bewilligt hatten, dagegen versprach ihr Karl Edward 6000 Skudi jährlich unter der Bedingung, dass Frau Stolberg seinen Namen nicht länger tragen würde, was sie übrigens nicht eingehalten hat, da sie sich bis zu ihrem Tode „Königin" nennen liess.

Die Gräfin verpflichtete sich, im Kirchenstaat zu wohnen, sie blieb fürs erste in Rom, übersiedelte dann nach Bologna und erhielt im Sommer 1784 vom Papst die Erlaubnis, ins Ausland zu reisen. Sie hatte die Absicht, sich der römischen Kontrolle zu entziehen und Alfieri zu nähern.

Während Luise über Ancona, Bologna und Trient in den Norden ging, bewegte sich Alfieri, anstatt ihre Freiheit zu benützen und zu ihr zu kommen, in entgegengesetzter Richtung und fuhr zu seinen englischen Pferden nach Siena. Die Gräfin machte ihm aus diesem Grunde Vorwürfe und hatte recht, seine Liebe zu ihr schien in dem Masse zu erkalten, als die Hindernisse, die zwischen ihnen waren, schwanden.

Die Gräfin liess sich in Kolmar im Elsass nieder, mietete dort eine Villa und wartete auf Alfieri, der mit seinen Pferden aus Italien kommen sollte. Als die Königin und der Dichter zum erstenmal die Möglichkeit eines intimeren Zusammenlebens hatten, beschäftigte sich Alfieri mehr mit der Herausgabe seiner Dramen, die bei Didot in Paris erscheinen sollten, als mit der vergötterten Luise.

Karl Edward fühlte sich, nach Florenz zurückgekehrt, so einsam, dass er an die Tochter dachte, die er mit Clementine Walkinshaw gehabt hatte. Sie war bereits einunddreissig Jahre alt und lebte mit ihrer Mutter in der Abtei Meaux; er beschloss, sie nach Florenz kommen zu

lassen und zu legitimieren, und gab ihr den Namen einer Fürstin Carlotta von Albany. Er liess seinen Palast in Florenz instand setzen, seine Möbel aus Rom kommen, schenkte der Tochter Silber und Kostbarkeiten, die er von seiner Mutter geerbt hatte, und ernannte sie zur Universalerbin seines Vermögens. Er fasste eine solche Zuneigung zu der Tochter, um die er sich Jahre hindurch nicht gekümmert hatte, dass er ihr zu Ehren Bälle und Empfänge gab. Florenz erschien ihm zuletzt zu eng; um seine Jugenderinnerungen aufzufrischen, beschloss er, nach Rom zu übersiedeln. Erschöpft und geschwächt kam er nach mehrtägiger Reise in Rom an, er wollte ein weltmännisches Leben führen, aber seine Kräfte reichten nicht mehr. Zumeist lag er auf dem Sofa, mit einem Hündchen im Arm, das ihn nicht verliess, und erwachte aus seiner düsteren Versunkenheit nur, wenn man ihm von der Vergangenheit und von Schottland sprach. Diese Erinnerungen erschöpften seine Kraft jedoch noch mehr, im Januar 1788 bekam er einen Schlaganfall und beschloss am 30. des gleichen Monats sein trauriges Leben.

Carlotta Stuart von Albany starb nicht ganz zwei Jahre nach ihrem Vater, ihr Vermögen hatte sie dem Kardinal von York vermacht unter der Bedingung, dass er ihrer Mutter eine jährliche Pension auszahle. Die Mutter lebte unter dem Namen einer Gräfin Alberstorff in Freiburg in der Schweiz und starb dort im Jahre 1802.

VI.

Nach Karl Edwards Tod liess sich die Gräfin von Albany in Paris nieder, wo sie ein offenes Haus führte, es war ein Hof im kleinen, die bekanntesten Persönlichkeiten der französischen wie der fremden Welt fanden sich bei ihr zusammen: Minister, Diplomaten, Künstler und Gelehrte. Sie bezog eine Wohnung im Hôtel de Bourgogne im Faubourg St. Germain, liess sich von der Dienerschaft „Majesté“ ansprechen und stellte in einem der Salons eine Art Thron unter einem Baldachin auf mit dem königlichen Wappen von Grossbritannien. Erst als der sie verfolgende Gatte nicht mehr lebte, begann sie sich ihrer königlichen Würde zu freuen.

Ihre Freundin in Paris war die Baronin Staël-Holstein, Neckers berühmte Tochter und Gattin des schwedischen Diplomaten; auch die witzige und gelehrte Madame du Boccage, eine achtzigjährige Greisin,

hat bei ihr verkehrt. Im Hôtel de Bourgogne konnte man auch Beaumarchais treffen, der dort „La mère coupable", den dritten Teil der „Figaro"-Trilogie, vorlas. Auf die Bitte der Gräfin, ihren Salon mit dieser Vorlesung zu beehren, schrieb Beaumarchais witzig, er würde ihren Wunsch gern erfüllen und bäte nur, zu dieser Vorlesung nicht Menschen mit verbrauchtem Herzen und vertrockneter Seele einzuladen, die sich nicht mehr am Schmerz freuen können. Ihn verlange nach Hörern, die Ströme von Tränen weinen können und „un douloureux plaisir" zu schätzen wüssten.

Im Salon der Gräfin verkehrten auch jene vertrockneten Seelen, die der zu Ende gehenden Epoche Ludwigs XV. angehörten, wie Marmontel, La Harpe, der Abbé Barthélemy, der vor kurzem seinen „Anacharsis" herausgegeben hatte. Aber auch jene fehlten nicht, die „un douloureux plaisir" zu empfinden vermochten: die beiden Chénier, Mirabeau, dessen „Histoire secrète du cabinet de Berlin" vom Parlament verurteilt wurde, durch die Hand des Henkers verbrannt zu werden.

Alfieri interessierte die Revolution auf der Bühne nicht wenig; damals (1789) wagte Talma zum erstenmal, in Voltaires „Brutus" im antiken römischen Kostüm aufzutreten. Ausserdem wurde in der musikalischen Welt zwischen den Anhängern von Piccini und Gluck ein heisser Kampf ausgefochten.

Im Hause der Gräfin verkehrte auch der Maler David, ein radikaler Revolutionär, der am Tage, an dem die königliche Familie aus Versailles nach Paris gebracht wurde, der Gesellschaft keinen geringen Schrecken einjagte. Als von diesem traurigen Vorfall die Rede war, erklärte David, es sei schade, dass die Weiber auf der Strasse die Megäre Maria Antoinette nicht erwürgt hätten, denn solange sie lebe, würde Frankreich nicht zur Ruhe kommen.

Bei solchen Vorkommnissen fand die Gräfin es schwül in Paris.

Ihr drohte ferner die Gefahr, dass die Pension von 60 000 Lire jährlich, die Ludwig XVI. ihr ausgesetzt hatte, mit dem Sieg der Revolution aufhören würde. Auf dieser Pension baute sie ihre äussere Lebensführung auf, und sie begann ernsthaft darüber nachzudenken, aus welcher sicheren Quelle sie nun schöpfen könne. Unter dem Vorwand, dass sie ihr Königreich England nicht kenne, ging sie mit Alfieri nach London. Der wahre Beweggrund der Reise war weniger ideal; wie Lord Camelford in seinen Briefen versichert, wollte die Gräfin eine ständige Pension von der englischen Regierung bekommen. Dieser Einfall war sehr

kühn, aber die Furcht vor der Zukunft war stärker als die Achtung vor der Tradition der Stuart. In London bemühte sie sich um eine Audienz bei Georg III. und der Königin Karoline, sie wurde sehr liebenswürdig empfangen, in die Hofloge zur Oper eingeladen, aber die Pension wurde nicht bewilligt.

Schneller als sie erwartet hatte (1791) kam die Gräfin nach Paris zurück, gab aber ihr kostbares Appartement im Hôtel de Bourgogne auf und mietete eine bescheidene Wohnung in der Rue de Provence.

Alfieris Rolle in dieser Angelegenheit ist nicht ganz klar. Doch wird er wohl den Zweck der gemeinsamen Reise gekannt haben.

Paris stand im Zeichen der Revolution, dort zu wohnen war gefährlich, besonders für Fremde, die einen Titel hatten.

Der Gräfin hatte das englische gesellschaftliche Leben nicht gefallen, am wenigsten die dortige Tageseinteilung. Sie erzählte, die vornehmen Engländerinnen kennen die Schönheit früher Morgenstunden überhaupt nicht, um vier Uhr nachts gehen sie zu Bett und stehen um zwölf Uhr vormittags auf. Um zwei Uhr machen sie Besuche und gehen spazieren, Gesellschaften, Theater und Bälle füllen abends und nachts den letzten Rest ihres arbeitsamen Lebens.

Sie machte jedoch die Beobachtung, dass es einer verheirateten Frau in Italien leichter sei, ihren Gatten zu betrügen, als in London. Die englischen Männer seien „plus sages“ und bauen ihre Häuser so, dass sich niemand heimlich zur Frau des Hauses schleichen kann, die Dienerschaft und der Gatte würden den Eindringling sofort bemerken.

Am 10. August 1792 wurde der König gefangen genommen, die Herrschaft der Terroristen begann. Alfieri fasste den Entschluss, mit der Gräfin nach Florenz zurückzugehen. Aber die Abreise war nicht so einfach. Nach sehr viel Mühe erhielt er von der Kommunalsektion „Montblanc“, in deren Umkreis sie lebten, die Erlaubnis zur Abreise und Pässe für sich, die Gräfin und die Dienerschaft. Der Dichter der Freiheit, der jedes Zeichen der Tyrannei hasste, ärgerte sich über die genaue, in den Pässen enthaltene Personalbeschreibung. Es fehlte weder die Bezeichnung ihrer Haar- und Augenfarbe, noch Angabe ihres Geburtsjahres, ihrer Grösse — mit einem Worte, alle Merkmale waren aufgezählt, an die das spätere Europa sich in Pässen gewöhnt hat.

Am 20. August wurde die Reise begonnen. „Wenn man sich unter Affen begibt,“ sagt Alfieri, „ist man von Angstgefühlen nicht ganz frei, denn man weiss nicht, ob sie nicht alles kurz und klein schlagen

werden.“ Der Dichter hatte recht. Am Schlagbaum, der „Barrière blanche“, stand ein Offizier der Nationalgarde mit drei Soldaten, er visierte die Pässe, verglich die Personalbeschreibungen und wollte die Reisenden durch das grosse eiserne Tor durchlassen. Unglücklicherweise befand sich eine Schenke neben der Barriere, dreissig betrunkene, halbnackte Freiheitsvertreter, wahre Sansculotten, stürzten auf die Strasse, sie, die höchsten Machthaber unter dem neuen Regime, verglichen die Pässe abermals, trotzdem die wenigsten unter ihnen lesen konnten. Von allen Seiten wurde gebrüllt: „Verbrennt die Wagen“, „Steinigt sie“, „Edelleute, reiche Kerle“ — nur Alfieris Standhaftigkeit, der noch lauter als die französischen Bürger brüllte: „Wir sind keine Franzosen und wollen nach Italien“, rettete die Reisenden. Als sich die „tigerartigen Affen“ beruhigt hatten, befahl er aus Leibeskräften weiterzufahren. „Wir waren glücklich,“ sagt Alfieri, „als wir dieses stinkende Spital verlassen hatten, wo es nur Wahnsinnige oder unheilbare Kranke gibt.“ In den Ohren der Reisenden klangen die Flüche, das Gejohle und Geheule des Pöbels noch lange nach, der bereute, dass er die reichen Leute hatte entkommen lassen.

Alfieri, der nach wahrer Freiheit strebte, entlud seine Empörung über die Franzosen und namentlich über diese Freiheitsvertreter in flüchtigen Versen und Artikeln, die unter dem Titel: „Misogallo“ in Buchform erschienen. Dem giftigen Buch war eine Abbildung vorangestellt: Hennen und Hähne (Galli e Galline) beissen sich untereinander und eine Eule krächzt vom Baum: „Ils s'organisent“.

Der Dichter und die Königin kamen nach Florenz, das seit zwei Jahren unter dem Zepter des verständigen, allgemein beliebten Grossherzogs Ferdinand III. stand. Im Herbst 1793 bezogen sie ein Haus am Lung' Arno in der Nähe der Trinità-Brücke mit wundervollem Blick auf San Miniato und Mont' Oliveto. Die Zeit von 1793—1798 hätte zur ruhigsten ihres Lebens gehört ohne die Angst, dass die französische Revolution sich auch in Italien ausbreite, auch fürchteten sie pekuniäre Verluste, da sie Geld in französischen Papieren angelegt hatten.

Nach den Triumphen in Rom trat Alfieri gern in seinen Dramen auf und hielt sich für eine ausgesprochene schauspielerische Begabung. Er veranstaltete Liebhaberaufführungen und gab in seinem „Saul“ und „König Philipp“ die Hauptrollen. Als Saul trat er nicht allein in Florenz, sondern auch in Pisa im Hause Roncioni auf, während der sogenannten Luminara. Alle drei Jahre wurde dort zu Ehren des Schutz-

heiligen der Stadt, des heil. Rainer, eine Illumination und verschiedene Feste veranstaltet. Die Zuschauer waren von Alfieris schauspielerischer Begabung nicht ganz so überzeugt wie er, er verletzte durch übertriebenes Pathos und unnatürliche Deklamation.

Massimo d'Azeglio schildert das Leben der Gräfin in seinen Tagebüchern sehr lebendig; als kleiner Knabe war er bei Kindergesellschaften in ihrem Hause, und die empfangenen Eindrücke haben sich seinem Gedächtnis eingeprägt. Jeden Sonnabend war Empfang bei der Gräfin, gelegentlich wurde auch ein Bankett für die Kinder befreundeter Familien veranstaltet. Die Dame des Hauses sass im Salon in einem grossen Fauteuil, dem Fenster gegenüber, wie Maria Antoinette angezogen (dies Kostüm hat sie nicht mehr abgelegt), und die Kinder erhielten eine Portion Eis und zwei Waffeln — die Gräfin war sparsam.

Alfieri wurde alt und griesgrämig, ohne etwas von seiner Leidenschaftlichkeit einzubüssen. Im Winter 1795 war Melchior Delfico, der Historiker der Republik San Marino, in Florenz und bat Alfieris Freund, den Literaten Ippolito Pindemonte, ihn beim Dichter einzuführen. Auf dem Lung' Arno begegneten sie einem Mann, der seinen Hut tief in die Stirn gedrückt hatte, er lief einem Jungen nach und gab ihm, als er ihn erreicht hatte, einige schallende Ohrfeigen.

Es war Alfieri, er rechnete mit einem Strassenjungen ab, der seine Strümpfe mit Kot bespritzt hatte.

Der erschrockene Delfico sagte eiligst zu seinem Freunde: „Du brauchst mich Alfieri nicht mehr vorzustellen, ich habe ihn schon kennen gelernt."

Im Frühling 1796 kam Isabella Teodochi Albrizzi mit einer Empfehlung von Cesarotti zu Alfieri. Der Dichter dankte Cesarotti, dass er ihm Gelegenheit gegeben habe, eine Frau kennen zu lernen, die die Zierde Venedigs sei, er aber müsse ihr einen schlechten Eindruck gemacht haben, denn er sei jetzt menschenscheuer als je, schweige zumeist, streite gelegentlich, sei aber immer zornig und unangenehm. Seine Eigenschaften kennend, bemühe er sich, so wenig als möglich unter Menschen zu gehen.

Seine schlechte Laune wurde durch die Kritik seiner Dramen nicht besser, er hatte viel Neider und Gegner. Einer der heftigsten war Angelo Maria Pannochieschi, Graf d'Elci aus Siena. Er war sehr gelehrt, führte stets griechische und lateinische Phrasen im Munde, nannte Alfieri den falschen Cato und schrieb ein boshaftes Epigramm nach

dem anderen gegen ihn. Selbst nach dem Tode liess er ihn nicht in Ruhe und verfasste die hässliche Satire: „Il Poeta e il Cane", die sich darauf bezog, dass um dieselbe Zeit, als die Gräfin von Albany sich um Alfieris Beisetzung in Santa Croce bemühte, es streng verboten wurde, Hunde in die Kirche mitzubringen.

Am meisten ärgerte sich Alfieri über die Franzosen, das Pariser Gewitter kam immer näher und bedrohte Florenz. Im Dezember 1798 setzte das republikanische Direktoriat Karl Emanuel IV. von Sardinien ab, er floh nach Florenz und bezog die Villa Poggio Imperiale. Alfieri, der einstige Untertan, besuchte den entthronten König.

„Ecco il tiranno!" begrüsste ihn Karl Emanuel lächelnd, als wenn er sagen wollte, so sehen die aus, die du einst für Tyrannen gehalten, seitdem du aber die Franzosen kennen gelernt hast, weisst du, wie die wahren Tyrannen sind.

Um diesen neuen Machthabern zu entgehen, die, nachdem sie Livorno geplündert hatten, am 25. März 1799 Florenz einnahmen, fuhr Alfieri mit seiner Freundin, wie er die Gräfin von Albany stets nannte, aufs Land nach Montugha, gezwungen, seine Wohnung den Sansculotten als Quartier abzutreten. Der Aufenthalt der Franzosen in Florenz währte diesmals nur kurz, — nach einer dreitägigen Schlacht an der Trebbia (18. bis 21. Juni 1799), die Macdonald verlor, waren sie gezwungen, Toskana zu räumen, aber am 15. Oktober kamen sie zurück. Der empörte Alfieri verliess sein Haus nur zu sehr früher Morgenstunde, um den verhassten Franzosen nicht zu begegnen. Aber die Franzosen hatten das Verlangen, ihn zu sehen. Der kommandierende General, der selbst Literat war, liess den Dichter fragen, wann er ihn besuchen dürfe. Alfieri gab zur Antwort, wenn der General als Repräsentant der höchsten Heeresmacht ihn zu sich zitiere, sei er bereit, zu jeder Stunde zu kommen, wenn es dem General aber darum zu tun sei, Alfieri kennen zu lernen, so sei der ein Sonderling und wünsche keine neuen Bekanntschaften zu machen. Mit dieser Antwort musste der General sich zufriedengeben.

An seiner Tür liess der Dichter einen Zettel anbringen: „Graf Alfieri ist nicht zu Hause", spazieren ging er nur in die damals menschenleeren Cascine oder drückte sich an den Mauern zwischen Porta Croce und Porta San Galbo herum, wo ihn, wie er in einem Sonett schildert, grunzende Schweine, die neben dem Pinti-Tor als städtische Abgabe gewogen wurden, in seinen dichterischen Meditationen störten.

Alfieri wurde missmutiger als die noch immer lebensfrohe Gräfin von Albany. Zwischen beiden entstand eine Entfremdung, und da das Gesetz „natura horret vacuum“ sich selbst auf die Herzen älterer Frauen bezieht, füllte ein neuer Ankömmling die Leere in der schweren Atmosphäre des Hauses am Lung' Arno. Es war François Xavier Fabre (geb. in Montpellier am 1. April 1768), der Sohn eines Malers und selbst ein berühmter Porträtist. Er hatte bei Jean Couston gelernt, war dann in das Atelier des allmächtigen David eingetreten und hatte, unter seinem Einfluss stehend, die Ermordung der Söhne des Königs Zedekia von Juda gemalt. Dafür hatte Fabre die grosse Medaille der Pariser Akademie bekommen, und der König hatte ihn zur weiteren Ausbildung nach Rom geschickt. In Rom war er Zeuge der Sansculottenwirtschaft zur Zeit des Konvents und Direktoriums und empfand einen solchen Widerwillen vor den zügellosen französischen Republikanern, dass er zeitlebens ein Feind von Volksbewegungen blieb. Als die französische Regierung ihn aufforderte, den Bürgereid zu leisten, verzichtete Fabre auf diese Ehre und blieb in Rom; nach dem Jahre 1790 übersiedelte er nach Florenz und hat dort den grössten Teil seines Lebens verbracht. Florenz verdankt es ihm, dass die Franzosen nicht alle wertvollen Gemälde aus dem Pitti entführt haben; von der französischen Regierung aufgefordert, die Bilder zu bezeichnen, die mitgenommen werden sollten, war sein Bestreben darauf gerichtet, Florenz möglichst viel Kunstschätze zu erhalten.

Der Hass gegen die französischen Republikaner war ein Bindeglied zwischen ihm, Alfieri und der Gräfin von Albany. Er war ein gebildeter Mensch und ein angenehmer Gesellschafter trotz mancher Gewaltsamkeiten. Die Gräfin war in malerischer Beziehung nicht unbegabt, und da sie ein sehr ruhiges Leben führte, widmete sie sich ihren künstlerischen Neigungen um so intensiver; 1796 hat sie ein Porträt von Alfieri gemacht. Fabre wurde ihr Lehrer, da er viel gute Eigenschaften hatte und namentlich jünger und weniger mürrisch als der Dichter war, setzten zwischen Schülerin und Lehrer mehr als nur freundschaftliche Beziehungen ein, die bis zum Tode der Gräfin gewährt haben.

Die erste, die dies Verhältnis beobachtet hatte und es für ihre Pflicht hielt, diese Entdeckung der Nachwelt nicht vorzuenthalten, war die Marquise de Prie, eine geschickte, fromme, allen französischen Neuerungen feindlich gesinnte Dame. Als im Salon der Gräfin ein Stück von Alfieri aufgeführt wurde und der Dichter mit zu den Schauspielern

gehörte, sass die Marquise in der ersten Reihe, links von ihr lehnte Fabre gegen die Tür. Die Marquise beobachtete, dass er fortwährend die Hand an die Lippen führte und zu ihr hinsah. „Was, zum Teufel, will er denn von mir?“ fragte sie sich, aber bald überzeugte sie sich, dass Fabres Zeichen nicht ihr galten, sondern der Frau des Hauses. Der Künstler sah die Gräfin zärtlich an und küsste den Ring, den er am Finger trug, vermutlich ein Geschenk, das von ihr kam.

Alfieri scheint bald gemerkt zu haben, dass er seiner Freundin nicht mehr genüge, aber er hatte vielleicht nicht die Kraft, das alte Verhältnis zu lösen, oder wollte auch die allgemeine Aufmerksamkeit nicht auf sein häusliches Drama lenken. Er fühlte, dass sein Leben zu Ende ging. Mit Fabre versöhnten ihn die Porträts, die er von ihm und ihrer gemeinsamen Freundin gemacht hatte.

Dem Dichter gefiel sein Porträt, das sich heute in den Uffizien befindet, so gut, dass er ein Sonett darauf gemacht hat, mit dem Lobe auf seine Gestalt, auf die er stolz war, nicht geizend. Es beginnt mit den Worten: „Sublime specchio, di veraci detti“ und lautet in freier Übertragung ungefähr folgendermassen:

„Treuer Spiegel, du allein sagst mir in Wahrheit, wie ich bin an Leib und Seele! — Blonde Haare umgeben die Stirn, eine schlanke Gestalt, ein geneigtes Haupt. Ein leicht gebauter Körper, blaue Augen, eine gerade Nase, regelmässige Zähne in einem schönen Mund, ein Antlitz blasser als das der Könige, die den Thron besteigen. — Auf den ersten Anschein hart und bitter, aber stets zur Versöhnung bereit, Herz und Verstand nie im Einklang, stets ärgerlich, aber nie boshaft. Zumeist traurig, aber es gibt auch heitere Augenblicke, und so gleiche ich zuweilen Achill und ein andermal Thersites. — Mensch, ob du gross bist oder gemein, du musst sterben, um dies zu erfahren.“

Zu Fabres besten Bildern gehört König Saul, dem der Schatten des ermordeten Abimelech erscheint. Zu diesem Bilde, das einst im Salon der Gräfin von Albany hing und sich heute im Museum Fabre zu Montpellier befindet, hat Alfieris Drama den Maler inspiriert; es ist jener Augenblick, wo der entsetzte Saul das Gespenst kniend fleht, ihn zu verlassen. Fabre hat Napoleon gehasst, ihn für einen Usurpator gehalten und sich, wie es heisst, geweigert, ihn zu malen. Auch in dieser Beziehung stimmte er mit Alfieri und der Gräfin überein.

Alfieri empfand immer deutlicher, dass seine Kräfte nachliessen, er wollte seinen Traum verwirklichen und sechs Lustspiele, deren Plan

fertig war, aber deren Ausführung noch vieler Arbeit bedurfte, vollenden. Mit seiner gewohnten Energie machte er sich an die Arbeit, schrieb jede Woche ein Stück, aber sein Geist war dieser Anspannung nicht mehr gewachsen. Während des fünften Stückes erkrankte er schwer, glücklicherweise währte die Krankheit nicht lange, und er konnte, als er das Bett verliess, seine Absicht ausführen.

Nach dem Sieg bei Marengo stand Toskana vierzehn Jahre lang unter der Herrschaft der Franzosen; General Dupont nahm im Herbst 1800 Florenz ein und übertrug es, nach dem Frieden von Luneville, der spanischen, in Parma residierenden Linie der Bourbonen. Der Friede zu Luneville bewirkte eine momentane Stabilisierung der italienischen Verhältnisse. Napoleon schuf Ordnung in der Währung, Gold begann zu zirkulieren, und der Kardinal von York schickte seiner Schwägerin nicht mehr Papiergeld, an dem sie viel verlor. Dagegen drohte ihr die Gefahr, dass der Kardinal die Pension, zu der er sich verpflichtet hatte, überhaupt nicht mehr würde auszahlen können. Während der französischen Revolution hatte er den grössten Teil seines Vermögens, das in französischen Renten angelegt war, verloren, die Einnahme Roms im Jahre 1798 durch Berthier und der Bankerott des päpstlichen Schatzes hatten ihn fast völlig ruiniert. Die Kardinäle waren nach Pius' VI. Überführung nach Valence in alle Winde zerstreut, der Kardinal von York suchte Schutz in Sizilien. Nach dem Tode des Papstes musste er sich nach Padua begeben, wo das Konklave unter dem Schutz der österreichischen Regierung stattfinden sollte. Der fünfundsiebzigjährige Greis kam krank an, fast jeglicher Subsistenzmittel entblösst, so dass der Kardinal Borgia beschloss, sich an die englische Regierung zu wenden, damit dem letzten Nachkommen der alten Dynastie eine Pension bewilligt werde. Der englische König liess dem Kardinal sofort 4000 Pfund überweisen, und York dankte Lord Minton, dem damaligen englischen Gesandten in Wien, in einem überschwenglichen Brief für die Grossmut, mit der man seiner Not gesteuert hatte. Der letzte Stuart beugte sich vor dem neuen Königsgeschlecht, das er als widerrechtlich angesehen hatte.

Nach der Stabilisierung der italienischen Verhältnisse begann es Alfieri und seiner Freundin in pekuniärer Beziehung besser zu gehen. Er bezog wieder eine Rente von den Gütern, die er seiner Schwester in Piemont abgetreten hatte, und kaufte sofort Pferde, um nicht länger mit der Gräfin in einem „gemeinen“ Wagen durch die Strassen von

Florenz zu fahren. Er liess sich einen Wagen, eine Art Tilbury, bauen und kutschierte selbst mit grosser Freude, dabei trug er einen roten Mantel, auf den seine rötlichen Haare, die nur selten von der Schere berührt wurden, fielen.

Diese Freude währte nicht lange. Im Herbst 1803 hatte der Dichter eine schwere Attacke, die Ärzte nahmen die Sache ziemlich leicht, aber die Gräfin muss geahnt haben, dass es zu Ende gehe, und verbrachte die ganze Nacht vom 7. auf den 8. Oktober wachend an seinem Bett. Am Morgen nahm Alfieri seine letzte Kraft zusammen, stand auf und fiel bald darauf tot hin. Er war nicht ganz fünfundfünfzig Jahre alt geworden. Die fromme Marquise de Prie begab sich aus Furcht, dass der Dichter sterben könne, ohne seinen Frieden mit der Kirche gemacht zu haben, eine Stunde vor seinem Tod zu Stanislaus Canovai, mit der Bitte, den Toten zu besuchen. Der Kleriker war gern dazu bereit, vorausgesetzt, dass der Kranke selbst ihn dazu auffordere, denn er wusste, dass Alfieri der Kirche fernstand und die Gräfin von Albany sich zu den freidenkerischen Ideen bekannte, die das Ende des XVIII. Jahrhunderts beherrschten. Als er jedoch hörte, dass Alfieri in den letzten Zügen liege, ging er unaufgefordert mit, aber er kam im Augenblick, wo der Dichter seine Augen für immer geschlossen hatte.

Der damals junge Lamartine schrieb, Alfieri sei „an böser Laune“ gestorben. Möglich, aber sie war nur das Resultat seiner Herzkrankheit.

Alfieri gehörte zu jenen, die man „esprit fort“ nannte und die sich zu keiner positiven Religion bekannten. Die französische Revolution überzeugte ihn jedoch von der Notwendigkeit gewisser religiöser Gesetze, so dass die Gräfin ihm spottend prophezeite, er würde noch den Rosenkranz betend sterben. Voltaire war ihm in jenen Jahren zuwider, er nannte ihn den „Entdecker des Nichts“.

Die Gräfin dagegen beharrte bis zu ihrem Tode im Unglauben und bekannte sich zu den Grundsätzen der französischen Philosophen. Alfieris Tod machte ihr einen tiefen Eindruck, sie hatten sechsundzwanzig Jahre zusammengelebt und sich seit zehn Jahren kaum getrennt. Dieses erst auf Liebe und dann auf Freundschaft basierende Verhältnis, da sie sich den Anschauungen der Zeit gemäss nicht hatten trauen lassen, war nicht immer leicht, der Dichter liess die Gräfin seinen despotischen Willen gelegentlich fühlen, wurde zornig und war im Zusammenleben launisch. Eine Engländerin, die über die Gräfin an Alfieri



GHEZZI *(Phot. Schramm)*

Kardinal Passionei als Vorsitzender der Disputation über die Schriften des heiligen Augustin

Wien: Albertina

schrieb, äusserte sich: „On dit qu'elle vous craint", aber die Gräfin hat die schlechte Laune ihres Tyrannen ertragen, die Grösse seines Geistes bewundernd. Der Despot hat sehr an ihr gehangen und nannte sie „la dolce meta di me stesso"; als er sich dem Tode nahe fühlte, bereitete ihm nichts so grossen Schmerz wie die Trennung von der Freundin, „für die und in der allein er auf der Welt lebte". Trotz dieser Versicherungen seiner Gefühle für die Gräfin, die im Augenblick, wo er sie geäussert hat, sicher echt waren, ist Alfieri seiner Freundin nicht immer treu gewesen. Man sprach von seinem Verhältnis zu Alba Correr Vendramin, der Frau des venezianischen Bailo in Konstantinopel, die eine Zeit hindurch in Pisa gelebt und dort Alfieri kennen gelernt hat; auch in Siena und Florenz hat er Frauen gefunden, denen er nahestand.

Der Dichter setzte die Gräfin zur Erbin seines Vermögens ein und überliess ihr auch seinen literarischen Nachlass, indem er ausdrücklich bat, sie möge bestimmen, was gedruckt werden solle, und die Veröffentlichung seiner Schriften überwachen.

Die Gräfin von Albany hat den Wunsch ihres Freundes aufs gewissenhafteste befolgt, sie liess den Abate Caluso nach Florenz kommen, damit er die Manuskripte durchsehe und ihr mit seinem Rat beistehe. Die Werke des Toten wurden in Florenz gedruckt, trugen aber den Vermerk London als Druckort, um auf diese Weise der Zensur zu entgehen. Diese Vorsicht wurde von vielen Autoren geübt.

All ihre Beziehungen und ihren ganzen Einfluss bot Luise auf, um trotz des Widerspruches der Geistlichkeit Alfieri in Santa Croce beisetzen zu lassen. Nachdem sie alle Schwierigkeiten überwunden hatte, betraute sie Canova, den damals berühmtesten Bildhauer, mit der Ausführung des Grabdenkmals und ruhte nicht, ehe Alfieri seinen Platz neben Machiavell fand.

VII.

Wodurch stand Alfieri so hoch, dass man lange Zeit seinen Namen neben Dante und Petrarca genannt und seine Stirn mit dem stolzesten Lorbeer gekrönt hat, der auf italienischem Boden wuchs? Er selbst hat darauf die Antwort gegeben: „Die Sklaven verachten und die Tyrannen hassen, war meine einzige Kunst." Natürlich ist dies nicht wörtlich zu nehmen, aber unstreitig hat er als erster im XVIII. Jahrhundert seinem Volk die Wahrheit gesagt, ihm seinen tiefen Fall

schonungslos aufgedeckt und das Ideal einer freien italienischen Nation aufgestellt.

Bis zu welchem Grade Alfieri die durch lange Sklaverei erworbenen Schwächen und Fehler der Italiener kannte, und was für Ansichten darüber im Hause am Lung' Arno bestanden, beweisen die Briefe der Gräfin von Albany an Ugo Foscolo; sie gab sich ganz frei, weil sie die Überzeugung hatte, dass er ihre Ansichten teile. Sie schreibt einmal: „Les Italiens ne sont pas mûrs ou sont trop corrompus pour faire une nation. Ils auraient besoin d'un homme comme celui de l'île d'Elbe qui les aurait fait aller à coup de pied et de bayonettes."

Zuerst glaubte Alfieri, die französische Revolution, deren Losungswort Freiheit war, würde dieses schöne Wort in Tat umsetzen; nach den traurigen, in Paris gemachten Erfahrungen kam er jedoch zur Überzeugung, dass die Freiheit anders aussehe. Wenn die Franzosen frei seien, so sei er ein elender Sklave. „Liberi i Galli od io vil servo son."

Empört, verbittert, voll Schmerz darüber, dass man seine Ideale vergewaltigt habe, warf er sich mit um so grösserer Energie auf das Studium der Werke der Griechen und Römer, die er für die Hüter der wahren Freiheit hielt. Er wollte in die letzten Tiefen der Werke der Menschheit eindringen und beschloss sich zu „enteseln", wie er sich ausdrückte. Aber auch bei den Alten fand er sein Ideal nicht verwirklicht, aus seiner „Virginia" spricht die Skepsis eines Menschen, der die Freiheit liebt und sie in der Antike vergebens sucht. Auf dem römischen Forum hat die Oligarchie nicht weniger geherrscht als im revolutionären Paris, dort musste der Vater, um die Unschuld der Tochter vor dem Despoten zu retten, ihr den Dolch ins Herz stossen.

Die „Casa Alfieri" zu Florenz bekam die Inschrift: „Vittorio Alfieri, principe della tragedia, qui con magnanimi sensi molti anni detto e qui mori".

Wir wollen den Vergleich mit Shakespeare vermeiden, mit dem grossen Briten kann Alfieri sich nicht messen. Aber dem Italiener darf man seine Verdienste auf dem Gebiete der dramatischen Literatur nicht absprechen, besonders nicht, wenn man den Einfluss berücksichtigt, den er auf seine Zeitgenossen ausgeübt hat. „Unter Vandalen geboren und wie ein Vandale erzogen", hatte er den ungebrochenen Mut des nicht hyperzivilisierten Menschen, der in den Savoyer Bergen gross geworden ist. Seine Worte sausten wie Hammerschläge auf das Publikum herab, das den Seicentismus mit seinen zärtlichsüsslichen Sonetten gewohnt war, und das, nationalen Stolzes bar, sich

den Umständen angepasst hatte. Er hat seine Motive der Vergangenheit entnommen, aber seine römischen Republikaner sind ebenso unwirklich wie die Republikaner aus der Zeit des Lorenzo de'Medici, die einen und anderen sind Phantasiegestalten, den Italienern als Vorbild dienend. Er hat das italienische Trauerspiel vor einer Nachahmung der Franzosen bewahrt, vor einer sklavischen Abhängigkeit von Corneille, der damals als Ideal des tragischen Dichters galt. Alfieri hat dieselben Verdienste im Drama wie Goldoni im Lustspiel, d. h. trotz der hohen Blüte der dramatischen Literatur in Frankreich stand er wesentlich auf nationalem, auf italienischem Boden. Goldoni hat einen grösseren Reichtum in Motiven und schildert lebensvollere Persönlichkeiten, Alfieri bildet seine Gestalten etwas einförmig, nach einem einmal aufgestellten Schema. Sein Geist ist nicht beweglich und vielseitig genug, um die Fülle shakespearescher Gestalten auf die Bühne zu bringen, aber in jeder einzelnen lebt etwas von der Seele des Dichters, Zorn, Stolz, Liebe äussern sich unmittelbar, gelegentlich hat Alfieri etwas von dantesker Grösse. Häufig stösst man auf den Vergleich zwischen Dante und Alfieri, und das genügt, um dem „Vandalen aus Savoyen" eine erste Stelle in der Geistesgeschichte seines Volkes anzuweisen.

Alfieri hat in seiner kühnen, strengen Art die Sangbarkeit und Süsse von Metastasio gering geachtet, als er ein Sonett im Geiste des glatten Abate las, schob er es achselzuckend beiseite: „Roba Metastasiana!" Mit Recht bemerkt Massimo d'Azeglio, es gehöre zu den Hauptverdiensten dieses gewaltigen Geistes, dass er das „Metastasianische" Italien, das er gefunden, in ein „Alfiereskes" verwandelt habe. Aber dieses Lob gilt dem Politiker und Patrioten, Alfieri wird mit Rücksicht auf die Zukunft seines Volkes bewertet, seine rein künstlerischen Verdienste werden dabei umgangen. De Sanctis, einer der grössten Kenner der italienischen Literatur, verkennt Alfieris Verdienste um die Nation nicht und fügt hinzu: „Metastasio war ein geborener Dichter, Alfieri hat sich nur bemüht, ein Dichter zu sein."

VIII.

Der Ehrgeiz der Gräfin von Albany war, den Mittelpunkt einer erlauchten Gesellschaft zu bilden, Diplomaten, Literaten, Künstler und interessante Ausländer bei sich zu empfangen. Die französische Revolution hatte ihrem Salon in Paris ein vorzeitiges Ende gemacht,

um so bereitwilliger öffnete sie ihr Florentiner Haus. Da ihre Einkünfte seit dem Tode des Kardinals von York sehr zurückgegangen waren, entschloss sie sich, Georg III. noch einmal um eine lebenslängliche Pension zu bitten. Der König gewährte ihr ein Einkommen von 1600 Pfund jährlich. Sie konnte also ruhig und sorgenfrei leben, aber obgleich sie immer wieder betonte, dass sie sich nicht in politische Intrigen mische, was bei dem fortwährenden Wechsel der damaligen Regierung nicht ungefährlich war, konnte sie es nicht lassen, ihre Hände bei gesellschaftlichen Intrigen im Spiel zu haben, und hat sich damit wiederholt geschadet. Sie liebte es, wenn alle Neuigkeiten, auch die politischen, in ihrem Salon besprochen wurden. Als Napoleon Toskana in eine französische Provinz verwandelt, eine Proklamation an die Bevölkerung erlassen und ihr erklärt hatte, ihr sei die Ehre zuteil geworden, ein Glied des grossen französischen Staates zu werden, wurde politisches Intrigieren aller Art sehr gefährlich. Foucher, der die Passion der Italiener für Verschwörungen kannte, überzog Toskana mit einem Netz von Spionen und Agenten, und der Name „Mouchard" wurde der Schrecken von Florenz.

Die Gräfin von Albany war insofern unvorsichtig, als sie den ihr von Alfieri gewiesenen Weg weitergehen wollte und aus ihrer Abneigung gegen die Franzosen kein Hehl machte. Als der General Clarke, der spätere Fürst Feltro, sie kennen lernen wollte, verweigerte sie ihm den Zutritt in ihr Haus. Ihr Salon war bei den Franzosen überhaupt schlecht angeschrieben; es hiess, dass dort gegen die bestehende Regierung, ja selbst gegen Napoleon, intrigiert werde. Das erste Opfer dieser Verdächtigungen war die Freundin der Gräfin, die Marquise de Prié. In einem Brief an den Fürsten Adam Czartoryski äusserte sie sich abfällig über Napoleon, dieser Brief geriet in die Hände der französischen Polizei, und der Kaiser liess die Marquise, ungeachtet ihrer Stellung in der Florentiner Welt, im Fort Fenestrelles einsperren, wo sie zwei Jahre über ihre Unvorsichtigkeit nachdenken durfte.

Mit der Gräfin von Albany ging Napoleon etwas sanfter um; im Sommer 1809 erhielt sie den Befehl, sich nach Paris zu begeben. Fabre war ihr auf dieser unfreiwilligen Reise ein treuer Begleiter. Napoleon empfing die Gräfin ziemlich gnädig, er sagte ihr mit einer scherzhaften Wendung, er sei über ihren Einfluss auf die vornehme Florentiner Gesellschaft wohl unterrichtet und wisse, dass sie einer Vereinigung von Toskana und Frankreich, die er wünsche, entgegenarbeite. Aus

diesem Grunde empfehle er ihr, Paris zum Wohnort zu wählen, sie würde hier genügend Gelegenheit haben, ihrem Interesse für Kunst nachzugehen. Als Beweis seiner Gunst überliess er ihr sogar eine Loge im kaiserlichen Theater. Trotzdem sehnte sich die Gräfin nach Florenz und bat den Kaiser nach einem Jahr um die Erlaubnis, nach Italien zurückkehren zu dürfen; er hatte nichts dagegen, in der Annahme, dass sie nun einsichtsvoller gegen die Franzosen sein würde.

Das war auch der Fall; gegen Ende des Jahres 1810 bezog die Gräfin ihre Salons am Arno, sie verkehrte bei der Grossfürstin Elisa Bonaparte Baciocchi und empfing Franzosen bei sich. Der kaum 22 jährige Lamartine war bei ihr zu Tisch. Drei Lakaien empfingen ihn auf der Treppe und führten ihn in den Konversationssalon. Dort fand er die Gräfin, und nichts an der älteren Frau verriet, dass sie einst die Königin eines grossen Reiches und die Herzenskönigin eines grossen Mannes gewesen war. Sie war klein, ziemlich dick und hatte schwerfällige Bewegungen. Das Gesicht war rund geworden, nur die Augen hatten einen leuchtenden Glanz, um den Mund war ein liebenswürdiger Zug und ihr üppiges Haar hatte seine aschblonde Farbe behalten. Man sah auf den ersten Blick, dass man es mit einer klugen, sympathischen Frau zu tun hatte, die, wenn sie auch keine Bewunderung mehr erwecken konnte, doch Spuren ihres früheren Reizes hatte. Durch ihre grosse Natürlichkeit gewann sie ihren Gast sofort. Da sie wusste, das Lamartine Gedichte mache, fragte sie ihn, ob er das Zimmer und die Bibliothek des „grossen Mannes“ sehen wolle, und als der Franzose freudig bejahte, liess sie ihn von einem älteren Abbé in die einst von Alfieri bewohnten Räume führen. Lamartines Schilderung dieses Besuches beweist, welchen Glanz die Gestalt des verstorbenen Dichters selbst auf die Jugend einer fremden Nation ausübte. Er war von den Erinnerungen an Alfieri so benommen, dass er stumm neben dem Cicerone einherschritt. Im Salon fand er dann einige Freunde. Das Essen währte kurz und war bescheiden, dafür stellte sich nach Tisch eine sehr vornehme Gesellschaft ein. Die Diener meldeten Träger berühmter italienischer Namen, bekannte Gelehrte und Künstler. Die Gäste gruppierten sich im Halbkreis, die Frau des Hauses nahm ihren Platz auf dem Sofa ein, vor dem ein mit Büchern bedeckter Tisch stand. Die Versammlung wirkte auf Lamartine wie eine Akademie, nicht aber wie eine zwanglose Gesellschaft; Gespräche über Politik und Tagesfragen waren infolge der Wachsamkeit der französischen Polizei verpönt, und er

empfing den Eindruck, als wenn Tote untereinander sprächen. Trotzdem empfand er bei einigen Bemerkungen über Literatur und Kunst, dass man einem Volk wohl die Freiheit des Körpers, aber nicht die des Geistes rauben könne.

Die Gräfin war nicht immer so liebenswürdig wie gegen Lamartine und liess die Jugend ihr Übergewicht gelegentlich gern fühlen.

Damals war Massimo d'Azeglio in Florenz, er verkehrte bei der Gräfin und wollte ihr eines Abends seine Freunde, die Brüder Robilant, vorstellen. Sie erschienen jedoch erst nach dem Theater im Salon der Gräfin. Bei ihrem Anblick wandte sie sich an den Fürsten Borghese und sagte ziemlich laut: „A quelle heure viennent ces messieurs!"

Auf diese Bemerkung hin suchten die jungen Leute sich möglichst hinter den anderen Gästen zu verbergen, aber unglücklicherweise sah d'Azeglio Süssigkeiten in einem Körbchen; arglos nahm er einen verzuckerten Pfirsich öffnete ihn aber so ungeschickt, dass die eine Hälfte absprang, das Ordensband eines Diplomaten bespritzte und zu den Füssen der Hausfrau hinfiel. Die Gräfin warf ihm einen strengen Blick zu, d'Azeglio flüchtete eiligst aus dem Salon und hat sich dort nicht wieder blicken lassen.

Ugo Foscolo war seit dem Jahre 1812 ein häufiger Gast im Hause der Gräfin von Albany. Um der französischen Polizei und dem ihm drohenden Gefängnis zu entgehen, hatte er Mailand verlassen. Die Gräfin war damals bereits eine ältere Frau und Foscolo im besten Alter. Die Briefe machen den Eindruck, als wenn das Herz in diesem Verkehr eine Rolle gespielt hätte, aber verschiedene Wendungen des leidenschaftlichen Dichters sind wohl seiner Vorliebe für schön klingende Worte zuzuschreiben.

Auf die Gräfin hat Foscolo unstreitig einen starken Eindruck gemacht; seine Gestalt und sein leidenschaftliches Temperament glichen Alfieri zu sehr, um in der Gräfin nicht Erinnerungen an ihre einstige Liebe wachzurufen.

Sie gab dem Dichter weise mütterliche Ratschläge, empfahl ihm, sich nicht in Politik einzulassen, sondern sich um sein eigentlichstes Gebiet, Literatur, zu kümmern, nicht zuviel Zeit mit Frauen zu verlieren und ihnen nur einige Abendstunden zu widmen; Foscolo wurde während seines Florentiner Aufenthalts von Fabre gemalt, das Bild ging später in den Besitz von John Murray in London, Byrons Verleger, über. Auf dieses Bild machte Foscolo ein Sonett, das dem von

Alfieri in gleicher Absicht geschriebenen ähnlich ist: „Die Stirn vor der Zeit mit Runzeln durchfurcht, blonde Haare, eingefallene Wangen, scharf blickende Augen, korallenfarbene Lippen, ein geneigtes Haupt, ein langer Hals und eine breite Brust. Ein schlanker Körper in bescheidenen Kleidern; Gang und Gedanke schnell zur Tat bereit, rasch im Zorn. Verschwenderisch und doch mässig im Genuss, bereit, jedem Freund zu sein, mit dem Leiden sympathisierend, ohne die Welt zu lieben. Kühn in Worten, tapfer in Taten, stets in Gedanken, ein einsamer Träumer, dabei unruhig, heftig, eigensinnig. Reich an Schwächen und Vorzügen, mit einem starken Gefühl für das, was sich schickt, erliegt er doch der Versuchung. Ruhe und Ehre finden ihn erst im Grabe."

Man muss gestehen, dass es den Dichtern beider Sonette nicht an starkem Selbstgefühl gefehlt hat; wenn sie auch ihre Schwächen erwähnen, so fällt die Kritik durchaus zu ihren Gunsten aus. Ein wesentlicher Zug fehlt jedoch in Foscolos Selbstbildnis: in seinen politischen Anschauungen war er merkwürdig unbeständig, widersprach sich selbst, sah heute in Napoleon den Befreier seines Volkes und erwartete morgen das Heil von Österreich; als geborener Deklamator berauschte er sich an seiner eigenen Beredsamkeit und seinen Argumenten.

IX.

Die Gräfin von Albany hatte ein ruhigeres, glücklicheres Alter, als sie nach ihrer stürmisch-bewegten Vergangenheit erwarten durfte. Alfieri war der Glanz ihrer Vergangenheit, Fabre die Stütze ihres Alters. Als der Grossherzog Ferdinand III. wieder die Macht in Händen hatte, unterhielt sie (seit 1814) angenehme Beziehungen zum Hof; man hat es ihr nicht vergessen, dass sie stets, auch in den Tagen napoleonischen Glanzes, die treue Anhängerin der lothringischen Dynastie war und aus diesem Grunde sogar nach Paris hatte in die Verbannung gehen müssen.

Ihre materiellen Interessen verstand sie zu wahren; nach der Wiedereinsetzung der Bourbonen wandte sie sich an die französische Regierung und bat um Auszahlung der Pension, die sie infolge der Revolution verloren hatte. Diese Bemühungen waren ergebnislos, aber ihre Einkünfte waren ausreichend, um ein Haus, das ihrer Stellung als der ehemaligen Prätendentin entsprach, zu führen. Ihre geistige Kraft und Frische hat

sie bis zuletzt bewahrt, und wenn es ihr auch an einem einnehmenden Äussern und weiblichen Reizen gefehlt hat, so nahm sie durch Würde und Einfachheit für sich ein. Thomas Moore charakterisiert sie kurz: „klug und sans gêne". Auf der Strasse trug sie fast immer ein schwarzes Kleid, einen Schal und einen grossen Hut, sie ging ein bisschen schwer, sich leicht stützend. Keiner ihrer Diener begleitete sie, der Lung' Arno oder die Cascine waren ihr gewohntes Ziel. Nach dem Frühstück begab sie sich in ihre Bibliothek, sie las viel, machte häufig Notizen in ihren Büchern oder Auszüge aus historischen Werken; ihre intimeren Freunde durften dies Sanktuarium betreten. Sorgfältig notierte sie, was sie gelesen hatte, und da sie während der französischen Okkupation wenig aus dem Hause ging, konstatierte sie mit einer gewissen Zufriedenheit, dass es ihr gelungen sei, während dieser Zeit aus neununddreissig Büchern Auszüge zu machen.

Ihre Korrespondenz beanspruchte sehr viel Zeit; es war die Zeit des Briefschreibens, wo man sich nicht nur persönliche Mitteilungen machte, sondern auch über Bücher und Politik schrieb. Zu ihren Korrespondenten gehörten fast alle damaligen namhaften französischen und italienischen Literaten. Reumont hat einen Teil dieser Korrespondenz in seiner Biographie der Gräfin veröffentlicht, mehrere an sie gerichtete Briefe wurden in neuerer Zeit gedruckt, viele sind noch im Manuskript in der Bibliothek zu Montpellier vorhanden, wo Fabre den handschriftlichen Nachlass seine Freundin deponiert hat.

Nach Napoleons Fall begann das gesellige Leben in Rom, Neapel und Florenz aufs neue aufzublühen. Während der französischen Triumphe fehlten die Engländer, das reiselustigste Volk, auf dem Kontinent. Die religiöse, nationale, antipäpstliche Agitation schreckte auch viele Insulaner davon ab, Italien zu besuchen. Später fürchteten sie Roms Einfluss auf ihre religiösen Verhältnisse nicht mehr, und nach 1814 ergoss sich ein Strom von Engländern über Italien. In Florenz verschloss die italienische Aristokratie ihre Paläste noch den Fremden; das gesellschaftliche Leben spielte sich in der Hauptsache in den Salons der auswärtigen Gesandten ab; der internationalste und interessanteste Salon war der der Gräfin von Albany. Lady Sidney Morgan erzählt, die Gräfin von Albany sei die eigentliche Königin von Florenz, von ihr hänge es ab, ob ein durchreisender Fremder gut aufgenommen werde oder nicht, ganz Europa gehe durch ihre Tür, und in ihren Salons versammle sich jeden Sonnabend ein wahrhaft europäischer Kongress.



GHEZZI (*Phot. Schramm*)

Baron Stosch als Leiter einer Auktion

Wien: Albertina

Abgesehen von den grossen Empfängen am Sonnabend war die Gräfin jeden Abend für ihre intimeren Freunde zu Hause; sie sass in ihrem Lieblingsfauteuil in ihrem altmodischen schwarzen Seidenkleid, mit einem grossen weissen Schal, ihre noch üppigen weissen Haare wurden durch ein breites schwarzes Band zusammengehalten. Die Sitte, sich im Halbkreis um die Frau des Hauses zu scharen, bestand noch, mit dem Unterschied, dass allein die Frauen sassen, während die Männer sich beliebig frei um die Fauteuils gruppierten. Im Winter gab die Gräfin kleine Bälle für acht- bis zehnjährige Kinder aus der Aristokratie und erfreute sich aus diesem Grunde einer grossen Beliebtheit unter der jüngeren Generation.

Zu den interessantesten Persönlichkeiten, die damals viel im Hause der Grafin verkehrten, gehörte der kaum 25jährige Gino Capponi; er war sehr gebildet, hatte viel gereist, war liebenswürdig im Umgang, und seine Ansichten waren über sein Alter hinaus gefestigt. In ihrem Hause traf man auch Lorenzo Bartolini, den berühmtesten Bildhauer von Florenz, Raphael Morghen, den bekannten Kupferstecher, der jedoch eine stumme Rolle spielte. Fabre liebte ihn, da er einen vorzüglichen Stich nach seinem Bild von Alfieri gemacht hatte. Von Canova, dem berühmten Habitué der Gräfin, wird noch die Rede sein. Zu den interessantesten Menschen, denen man dort begegnen konnte, gehörte auch der Graf Leopold Cicognara, der gelehrte Ästhet, dessen historische und kritische Abhandlungen heute noch ihren Wert haben. Bei all seiner Gelehrsamkeit war er ein glänzender Weltmann und hatte vielleicht zu sehr den Wunsch, zu gefallen und Eindruck zu machen.

Mit Frau von Staël, der Verfasserin von „Corinna“, war die Gräfin von Albany seit vielen Jahren befreundet, und da die Baronin infolge ihrer angegriffenen Gesundheit längere Zeit in Florenz weilte, wurden die Beziehungen zwischen beiden Frauen noch inniger.

Zu den regelmässigen und interessanten Korrespondenten der Gräfin gehörte auch der Chevalier François de Sobiratz. In seiner Jugend war er Offizier des „Gardes wallons“ gewesen, hatte sich später in Carpentras in Südfrankreich angesiedelt, dort auf einem kleinen Grundstück seinen Kohl gebaut und seinen Weinberg gepflegt. Doch blieb ihm Zeit genug, lange amüsante Briefe zu schreiben. Zwei Dinge haben ihn lebhaft beschäftigt: er war nicht mehr jung und wollte eine reiche Frau heiraten, selbst wenn es eine nicht übermässig anmutige Engländerin wäre, bis zur Realisierung dieses Wunsches hat er seltene Bücher für

billiges Geld gesammelt. Zur Erfüllung beider Wünsche brauchte er die Hilfe der Gräfin, die mit besonderer Vorliebe Ehen stiftete und sich in Büchern und seltenen Ausgaben gut auskannte. Mit Sobiratz' Heirat wollte es nicht klappen, dafür half die Gräfin ihm um so lieber in der Wahl und beim Ankauf von Büchern, da Florenz damals ein Hauptmarkt für den antiquarischen Buchhandel war.

Wollte man die Namen all ihrer Korrespondenten aufzählen, so wäre kein Ende abzusehen; aus den auf uns gekommenen Briefstössen erhält man den Eindruck, dass man in ihrem Hause Engländern, Italienern, Deutschen, Russen und Franzosen von verschiedenster literarischer und politischer Färbung zu begegnen pflegte, und dass es der ergrauten Freundin von Alfieri und Fabre vor allen Dingen um den Ruhm ihres Salons zu tun war.

Das Verhältnis der Gräfin zu Fabre war so bekannt und anerkannt, dass es kaum einen an sie gerichteten Brief gibt, der nicht Grüsse oder eine Nachschrift an den Künstler enthielte.

* *
*

Die Gräfin von Albany hat sich zeitlebens einer robusten Gesundheit erfreut, in späteren Jahren trug ihr regelmässiges sorgenfreies Leben zur Festigung ihrer Gesundheit bei, aber im Jahre 1817 schien sie zu glauben, dass ihr Leben zu Ende gehe, denn sie setzte ein Testament auf, in dem sie François Xavre Fabre zu ihrem Universalerben ernannte „als Zeichen der Dankbarkeit für die Zuneigung, die er ihr im Laufe von vierundzwanzig Jahren erwiesen, in denen er trotz aller Schicksalschläge nie versagt habe“. Einen bedeutenden Teil ihres Vermögens hat sie ihrer noch lebenden Mutter und ihren Schwestern ausgesetzt. Alfieris und ihr eigenes, von Fabre gemaltes Bild vermachte sie den Uffizien in Florenz, Alfieris Bücher und Handschriften jedoch der Brera zu Mailand. Erst 1820 begannen ihre Kräfte nachzulassen, im Herbst des Jahres 1823 traten Symptome von Wassersucht bei ihr auf, am 29. Januar starb sie zweiundsiebzig Jahre alt. Der Grossherzog Ferdinand liess sie in Santa Croce in der Nähe von Alfieris Grab beisetzen. Fabre errichtete ihr später in der Sakramentskapelle ein Grabdenkmal nach Entwürfen von Percier, dem Architekten des Triumphbogens zu Paris.

ELFTES KAPITEL

ROM IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES XVIII. JAHRHUNDERTS

I.

Wenn man nach Rom durch die Porta del Popolo einzog, so hatte man nicht eigentlich den Eindruck, dass „Roma caput mundi" sei. Den Schmuck der Piazza del Popolo bildeten drei Kirchen und der noch unter Sixtus V. errichtete Obelisk, ausserdem haben nur armselige Häuser, Scheunen und steinerne Tröge, in denen Frauen Wäsche wuschen, den Platz eingefasst. Zwischen den Steinen wucherte Gras, Ziegen und Esel liefen frei umher, und dort, wo heute eine stolze Terrasse den Platz nach dem Monte Pincio abschliesst, lag der Weinberg der Mönche von Santa Maria del Popolo. Erst unter Napoleons I. kurzer Herrschaft wurde der Plan gefasst, diesen Stadtteil zu verschönern; der bekannte Kardinal Consalvi nahm unter Pius VII. dies Projekt auf, damit der erste Eindruck der päpstlichen Residenz den Fremden eine Vorstellung ihrer Schönheit gäbe.

Der Monte Pincio, der Tummelplatz des Volkes, war auch der Lieblingsaufenthalt von Dichtern und Künstlern; besonders an Feiertagen wurde dort bis späti n die Nacht im Mondschein und beim Licht der Laternen, die auf den Verkaufsbuden schwankten, getanzt. Dort versammelten sich auch lustige Gesellschaften, die im Schäferkostüm Volkslieder sangen und auf der Mandoline spielten. Beinahe jeder Mann trug ein scharfes Messer oder einen Dolch in der Tasche, um sich in Ruhe auf den Heimweg zu begeben. Die Strassen waren dunkel, nur hier und da glomm das Licht einer ewigen Lampe vor einem Muttergottesbild; Überfälle waren nichts Seltenes, und für Frauen war es gefährlich, am Abend den

Kopf vor die Tür zu stecken. Als der Präsident de Brosses nach französischer Sitte die Fackeln an seinem Wagen anstecken wollte, um Zusammenstössen mit anderen Gefährten vorzubeugen, wurde er gewarnt: das Publikum liebe es nicht, dass man nachts zuviel Licht mache. Wenn eine Laterne ein Liebespaar, das sich in einem Gässchen verborgen hatte, störte, wurde sogar dreist gerufen: „Volti la lanterna!" und dem Besitzer des Lichtes lag es fern, sich diesem Wunsch zu widersetzen, da er eine Messerstecherei vermeiden wollte. Moroni, der Verfasser einer grossen kirchlichen Enzyklopädie, versichert, dass in Rom unter Klemens XIII. im Verlauf von zehn Jahren und sieben Monaten 4000 Morde stattgefunden hatten, im gesamten übrigen Kirchenstaat war die Zahl innerhalb dieser Zeit bis auf 13000 angewachsen.

Jeder nach Rom kommende Fremde ging zuerst auf die Piazza di Spagna, dort lagen die beiden besten Hotels, das eine, „della Scalinata", befand sich unmittelbar an der Treppe, die zur Trinità de' Monti führte, das andere, französische, dem Monte Pincio näher gelegene, war „Monte d'Oro". Auf dem Platze standen nur zwei grössere Gebäude: die spanische Gesandtschaft und das „Collegio de Propaganda Fide"; der die Treppe heute beherrschende Obelisk fehlte damals. An die in Vergessenheit geratenen vier Obelisken, das Erbteil der Antike, erinnerte erst der durch sein Wissen bekannte Abate Cancellieri in seiner Broschüre: „Supplica dei quattro obelischi" und erreichte, dass sie vor Trinità de' Monti, auf dem Monte Pincio, dem Montecitorio und vor dem Eingang zum Quirinal aufgestellt wurden.

Die Piazza di Spagna war der sicherste Platz in Rom, denn infolge eines alten Vorrechtes unterstand die Bewachung und Gerichtsbarkeit dort dem spanischen Gesandten, der seine Rechte energischer wahrte als die päpstliche Polizei.

Abgesehen von der Via Condotti wurden alle von der Piazza di Spagna nach dem Corso führenden Strassen von der ärmeren Bevölkerung, von Modellen und öffentlichen Weibern, bewohnt. Die Strecke vom Corso bis zum Tiber war am dichtesten bebaut, dort standen die meisten Paläste und öffentlichen Gebäude. In den Strassen gab es nur wenige Läden und an Stelle von Aufschriften und Schaufenstern figurierten Wappen. Ein roter Hut, eine grosse Holzhand, eine gewundene eiserne Schlange verrieten, wo man Hüte und Handschuhe kaufen konnte oder wo die Apotheke war. Über dem Eingang zum Wirtshaus hingen Hähne, Adler, Habichte oder Bären aus Eisen, gelegentlich

breitete auch ein ausgestopfter Falke oder Habicht seine Flügel über der Tür aus.

Auf der Strasse lagen die feilgebotenen Waren aus, unter freiem Himmel wurden Fische gebraten, Hühner gebacken, Kaldaunen gekocht, Ferkel auf dem Spiess geschmort — von allen Seiten kamen Gerüche, die nur dem sehr Hungrigen willkommen waren. Die Gewerbetreibenden haben sich auf bestimmte Viertel und Strassen verteilt, gewisse Familien hatten das Vorrecht, bestimmte Produkte zu erzeugen. So war es z. B. nur den Albani gestattet, den gesamten Kirchenstaat mit Stecknadeln zu versehen. Da die in Deutschland erzeugten Stecknadeln besser waren, haben die Albani insgeheim ihre Ware aus dem Norden bezogen und sie als Landesprodukt verkauft. Schmuggel wurde freilich mit schweren Geld- oder sogar Körperstrafen geahndet.

Ohne schriftliches Privileg, aber infolge eines schweigenden Übereinkommens gab es in Perugia eine Giftfabrik, deren Erzeugnis allgemein unter dem Namen „Acqua tophana“ oder „Acqua die Perugia“ bekannt war. Der Regierung und den päpstlichen Statthaltern in Perugia war diese verbrecherische Industrie wohl bekannt, aber aus Angst vor Vergiftung hüteten sie sich offiziell darum zu wissen. Der blosse Name dieses Giftes verbreitete einen abergläubischen Schrecken.

Sänger, die sogenannten „Cantastorie“, die mit heiserer Stimme romantische Räubergeschichten vortrugen, haben das Strassenbild nicht wenig belebt. Es gab auch Dichter, die auf die Strasse gingen, sich auf die erste beste Bank stellten und den Vorübergehenden ihr jüngstes Sonett oder eine der momentanen Lage angemessene Improvisation vordeklamierten. Dieser Sitte hatte Metastasio, wie bereits erwähnt, sein Glück zu danken.

Das römische Strassenbild erhielt durch die grosse Zahl von Männern in langen schwarzen Röcken, kurzen Mäntelchen und weissen Kragen sein bestimmtes Gepräge. Es waren die sogenannten Abati. Wer eine gewisse Stellung einnehmen und Zugang zur besseren Gesellschaft haben wollte, legte das geistliche Gewand an. Ein Abate bekam die höheren geistlichen Weihen nicht, durfte heiraten, galt aber als Mitglied der „Armee der Kirche“ und durfte sich rühmen, ein Kleid zu tragen, das ihn auf die Stufe des Monsignore stelle. Die Tracht der Abati wurde gewissermassen zur Uniform im Kirchenstaat: Notare. Staatsanwälte, Archivbeamte, Professoren, Ärzte, Advokaten, Dichter und selbst Zahnärzte trugen sie. Abati verdienten ihren Unterhalt als

Diener in fürstlichen Häusern, dienten Kaufleuten und Bankiers als Makler und machten sich als Fremdenführer nützlich. Gelegentlich standen sie in Scharen auf der Strasse, nach einer Beschäftigung suchend, und wenn ein Abate in einem besonders schäbigen und geflickten Kleide kam, so gehörte der arme Teufel gewiss zu den sogenannten „Ecclesiastici erranti", die aus allen Orten in Rom zusammenkamen. Solch ein irrender Diener der Kirche, der weder eine Pfarre noch eine Anstellung hatte, lebte gewöhnlich von billigen Messen oder billigen Begräbnissen. Die Domherren und Geistlichen der Hauptkirchen pflegten die Messen, für die die Frommen reichliche Opfer brachten, selbst zu lesen, über die billigen Messen hat der Küster verfügt und sie mit anständigem Profit den armen Klerikern verkauft, die sich auch mit dem Geringsten zufriedengaben. „Preti di morte" wurden diese armen Geistlichen genannt, für die auch die Armenbegräbnisse eine Einnahmequelle waren.

In den Strassen wimmelte es von Geistlichen und Mönchen. Im Jahre 1766 kamen in Rom auf eine Bevölkerung von 170—180000 Menschen 5000 weltliche Geistliche, 3500 Mönche, 1500 Nonnen und 34 Bischöfe, die zum Vatikan gehörigen Prälaten wurden in diese Zahlen nicht einbegriffen. Abgesehen von den Geistlichen, durften sehr viele Männer, die in irgendeiner Beziehung zur Kirche standen, wie Sakristane, Organisten und Laienbrüder, um zur privilegierten Klasse zu gehören, nicht heiraten; auf diese Weise belief sich die Zahl der unverheirateten Männer auf ungefähr 38000, was für die öffentliche Moral höchst verhängnisvolle Folgen hatte. Namentlich Mönche standen in bürgerlichen Häusern in sehr schlechtem Rufe, zumeist wurde ihnen ein Almosen durchs Fenster gereicht, da man sich scheute, sie in die Wohnung zu lassen, um den Nachbarn keinen Grund zu übler Nachrede zu geben.

Eine unerhörte Plage waren die Bettler; für den Unterhalt von 1500 Armen sorgten Spitäler und öffentliche Anstalten, aber etwa 10000 Bettler trieben sich in der Stadt herum, belagerten die Kirchentüren und trugen, in der Absicht Mitleid zu erregen, die widerwärtigsten Wunden und Gebrechen zur Schau. Aus der Campagna, in der es von Banditen, Zigeunern und Zauberinnen wimmelte, kam immer ein Nachschub von Landstreichern in die Stadt, mit dem die Polizei nicht ohne weiteres fertig werden konnte.

Eine lustigere Note im Strassenbild bilden die Marktschreier, die

sich darin von den „Cavadenti" der übrigen italienischen Städte unterschieden, dass sie Amulette und verschiedene andere „Heiligtümer" verkauften. Der eine pries die Manna des heil. Nikolaus von Bari als unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten oder das Agnus Dei des heil. Jakobus von Compostela als Schutz gegen die Pest; ein anderer versicherte, direkt aus Jerusalem zu kommen, das von ihm mitgebrachte Jordanwasser habe die Kraft, die Juden zu bekehren. Andere zeigten zum Schrecken von Kindern und Frauen einen Star, der das Vaterunser sprach, und behaupteten, er sei eine verwandelte Hexe, verurteilt, das Gebet den ganzen Tag zu sagen. Es fehlte auch nicht an Marktschreiern, die ganz „sichere" Nummern für die römische und genuesische Lotterie verkauften.

Eine traurige Bestimmung hatte gelegentlich die Piazza Navona. Vor der „Il Moro" genannten Fontäne wurden Menschen zur Schau gestellt, und ein Zettel besagte, für welche Verbrechen sie bestraft wurden. Sobald sich Neugierige genug um sie versammelt hatten, wurde in ein Horn gestossen, die Henkersknechte kamen und verabfolgten ihnen angesichts des Publikums fünfundzwanzig bis fünfzig Rutenstreiche. Das Publikum amüsierte sich bei diesem Schauspiel vortrefflich und feuerte gelegentlich durch laute Zurufe die Henkersknechte zu erneutem Tun an. Die Jesuiten wollten diese Exekutionen benützen, um die Menschheit zu bessern; neben Berninis mittlerer Fontäne errichtete sie eine Estrade, wiesen pathetisch auf den Verurteilten und zeigten den Anwesenden, zu welchem Ende Sünde und Verbrechen führten.

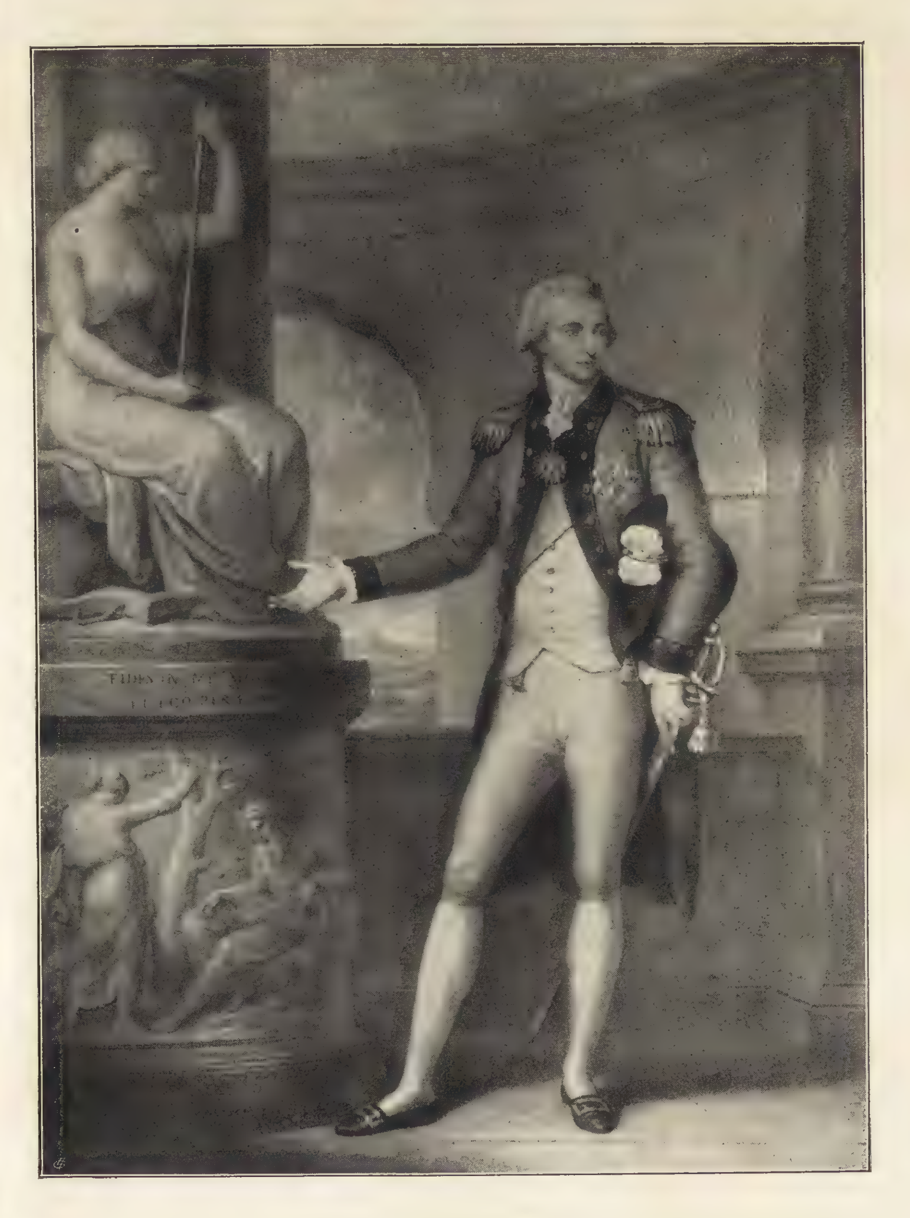
Der Hauptfehler der Römer, der sich bis ins XIX. Jahrhundert erhalten hat, war ihre grosse Trägheit. So wenig wie in der Renaissance waren die Römer im XVIII. Jahrhundert imstande, eine Arbeit zu leisten, die Ausdauer und eine gewisse handwerkliche Geschicklichkeit erforderte. Selbst die Osterien wurden in den meisten Fällen von Genuesen geleitet, Konditoreien standen die Schweizer aus dem Engadin vor, Schmiede und Schlosser waren Italiener aus dem Friaul usw., römische Maurer, Schneider und Hutmacher gab es nicht. Rom hatte weder Gewerbetreibende noch Kleinbürger; die Bevölkerung bestand aus Geistlichkeit, Adel, unzähligen Dienstboten und dem eigentlichen Volk, das seinen Hauptsitz im Trastevere-Viertel hatte. Eine römische Aristokratin hat einmal erzählt, sie sei in ihrer Jugend überzeugt gewesen, die Gesellschaft bestehe nur aus Herren und Dienern.

Die Treffpunkte der „Intelligenz", um einen modernen Ausdruck zu

gebrauchen, waren drei Cafés, unter denen das älteste das „Caffè del Greco“ war. Türkischer Kaffee begann allmählich die beliebte Schokolade zu verdrängen, und ein unternehmender Grieche hat sich wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1660 diese Mode zunutze gemacht, und in der Via Condotti eine Stätte gegründet, wo dieser östliche Nektar ausgeschenkt wurde. Das „Caffè del Greco“, mit dem Zusatz „antico“, besteht bis auf den heutigen Tag und kann sich trotz wiederholten Besitzerwechsels eines über zweihundertfünfzigjährigen Bestehens rühmen. Ein Holzschnitt aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts soll sich auf den Begründer oder späteren Besitzer dieses Cafés beziehen, dargestellt ist ein offener Laden, in dem ein Grieche in Nationaltracht seine Landsleute bewirtet. Allmählich hat das Café anderes Publikum bekommen; im XVIII. Jahrhundert war es der Treffpunkt der auswärtigen Dichter, Literaten und Künstler. Unter den Berühmtheiten, die dort verkehrt haben, nenne ich Goethe und Goldoni, zu den späteren gehören Gogol, Gounod, Mendelssohn, Wagner, Rossini, Schopenhauer und viele andere. Der polnische Dichter Mickiewicz hat während seines Aufenthaltes in Rom mit seinem Freunde Odyniec viele Stunden dort verbracht. Im XVIII. Jahrhundert waren deutsche Künstler die Stammgäste dieses Cafés, so dass es den Namen „Caffè Tedesco“ bekam.

Viel aristokratischer war das „Caffè Inglese,“ das noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts auf der Piazza di Spagna bestand, an der Stelle, wo sich heute die Spithöversche Buchhandlung befindet. Der Hauptschmuck des englischen Cafés waren seine Wandgemälde in ägyptischem Stil, die Giambattista Piranesi ausgeführt hat. Dort verkehrten der Maler Gawin Hamilton, der Antiquar Jenkins und mehrere bekannte Dichter, die nach englischen Bekanntschaften suchten, um Absatz für ihre Bilder und Antiquitäten zu finden.

Die Römer haben das „Caffè del Veneziano“ bevorzugt, das dort stand, wo sich heute die Sparkasse befindet. Auch dieses Café konnte sich eines hohen Alters rühmen; im Jahre 1745 hatte ein Venezianer, der es ausgezeichnet verstand, Kaffee auf venezianische Art zuzubereiten, ein bestehendes „Acquafrescaio“ übernommen, einen kleinen Laden, in dem Limonade und andere kühlende Getränke ausgeschenkt wurden. Die Ansprüche des Publikums waren damals leicht zu befriedigen. Die zum Café hergerichteten Räume hatten an Stelle von Fensterscheiben weisse oder richtiger schmutzige Leinenvorhänge, die nachts oder während des Regens zugezogen wurden. Sitzgelegenheiten waren strohge-



ANGELIKA KAUFFMANN (*Phot. Choumoff, Paris*)
Bildnis Stanislaus Poniatowskis
Paris: Fürst Andreas Poniatowski

flochtene Holzböcke, Kaffee wurde in Becher eingeschenkt und mit einem einzigen, von Hand zu Hand gehenden Löffel wurde der Trank umgerührt. Am Abend wurden Glaslampen in Zwiebelform angesteckt, in denen ein unbarmherzig schwelender Docht brannte.

Trotz all dieser Unbequemlichkeiten, denen man damals nur geringes Gewicht beimass, waren die Besucher der Cafés Damen der besten Gesellschaft, Monsignori, Abati, Literaten, Musiker, gelegentlich sogar ein Kardinal. Die venezianische Sitte, Zeitungen auszulegen, hatte sich eingebürgert, die gelesenste und zugleich älteste Tageszeitung war „Cracas“, die so nach ihrem Herausgeber genannt wurde. Cracas, ein spekulativer Kopf, hatte das leidenschaftliche Verlangen nach Nachrichten während der Befreiung Wiens durch Sobieski benützt, um diese Zeitung zu gründen, die sich auch nach dem türkischen Krieg erhalten hat.

Im „Caffè del Veneziano“ hat Metastasio verkehrt, dort hat Monti seine politischen Gedichte gegen Frankreich deklamiert, Pasquinos Fragen und Antworten und so manches boshafte Sonett sind dort entstanden. Seine ersten Getreide- und Geldgeschäfte hat der Bankier Turlonia im „Veneziano“ abgeschlossen, als er noch nicht Marquis geschweige denn Fürst war. Erst später haben die Turlonia ihren Namen in den besser klingenden „Torlonia“ abgeändert, und als sie sich Frauen aus den vornehmsten römischen Geschlechtern geholt hatten, wurden sie dem Hochadel zugezählt.

Der Begründer dieses grossen Bankhauses war Giovanni Turlonia (geboren 1754), er begann als Kaufmann und verstand es, als Bankier das Vertrauen von Pius VI. und Pius VII. zu gewinnen. Bei diesen Transaktionen mit der Regierung brachte er es zu einem ungeheuren Vermögen. Die Päpste verliehen ihm erst den Titel eines Marquis, dann eines Duca und erhoben ihn zuletzt zum Principe. Sein ältester Sohn, Marino, heiratete Maria Sforza-Cesarini, der zweite, Alessandro, führte die Schwester des Fürsten Colonna aus Paliano zum Altar und vergrösserte, als er die Leitung der Geschäfte übernahm, das väterliche Vermögen. Die Tochter vermählte sich mit einem Orsini.

Alessandro wollte es den alten Nepoten-Geschlechtern gleichtun, er baute Paläste, Villen, begründete Museen und Bildergalerien. In seiner Villa vor der Porta Pia liess er zwei Obelisken aufstellen, in der Basilika San Giovanni stiftete er eine Familienkapelle zum Andenken an seine Eltern, später erwarb er die Villa und das Museum Albani und

gründete ein Museum, in dem er die antiken Statuen, die in Roma Vecchia, Cari, Coffarelli und Fiumicino gefunden worden waren, aufstellen liess.

Alessandro konnte bereits seinen Schwiegersohn Giulio Borghese veranlassen, seinen alten Familiennamen gegen den Namen Torlonia einzutauschen.

Rom, ja der gesamte Kirchenstaat gehörten im XVIII. Jahrhundert zu den schlechtest regierten Länder Europas. Ein Anhänger der Kirche Francesco Beccatini, Pius' VI. Biograph, behauptet, höchstens die Türkei werde noch schlechter regiert. „Un' aristocrazia avvilita, un popolo di mendicanti", das war die allgemeine Ansicht. Roms gesamte Bevölkerung lebte von den Brosamen, — von den Tischen der Kardinäle, vom päpstlichen Hofstaat, von den römischen Fürsten und den fünfzehn- oder zwanzigtausend Fremden, die den Winter in der Ewigen Stadt verbrachten.

Der gesamte Kirchenstaat, hatte nur etwa drei und eine halbe Million Einwohner, obgleich er, abgesehen von dem früheren päpstlichen Landgebiet, noch Umbrien, Bologna und Ferrara umfasste. Der Verfall dieser Länder begann im Augenblick, da Innozenz X. und seine Nachfolger die Autonomie der Hauptstadt wie der Provinz immer mehr beschränkten und anstatt einer weltlichen Regierung ein kirchliches Regiment einführten. Diese Regierung, die von einer erschreckenden Indolenz war, war nur auf das momentane Wohl des Klerus bedacht, die ökonomische Entwicklung des Landes, die Ausgestaltung seiner Zukunft lag ausserhalb ihrer Interessensphäre. Nur Bologna, das seine Autonomie am längsten zu wahren wusste und lange Zeit den Papst als Schutzherrn, aber nicht als Fürsten anerkannte, war eine wohlhabende Fabrikstadt, und die der dortigen Universität zuströmenden Studenten bildeten eine dauernde Einnahmequelle für die Bevölkerung. Die Einwohner dieser Provinz standen im Kirchenstaat in kultureller Beziehung am höchsten. Die päpstliche Regierung hat den Ackerbau völlig vernachlässigt, ja direkt auf seinen Ruin hingearbeitet. Der Hauptbeweggrund dafür war ein bis zum Äussersten gehender Fiskalismus. Jeder Landmann musste seine Haupterzeugnisse: Getreide, Oliven, Vieh der Regierung zu einem von vornherein festgesetzten Preis verkaufen, der unter dem eigentlichen Wert der Produkte war, die Regierung dagegen verkaufte diese Erzeugnisse weiter, indem sie aus dieser Spekulation keinen geringen Profit herausschlug. Getreideausfuhr aus dem Kirchen-

staat war unter schwerer Strafe verboten, die Regierung konnte also jeden ihr gutdünkenden Preis bestimmen, während das römische Volk Mehl nur bei jenen Bäckern kaufen durfte, die ihren Bedarf bei der Apostolischen Kammer deckten. Auf Kosten des Landmannes verdienten also Regierung und Bäcker. Mehr als ein Fünftel der fruchtbaren Erde am Adriatischen Meer war unbebaut, weil die Arbeit keinen genügenden Ertrag abwarf. Der Klerus und die von ihm abhängige römische Bevölkerung wollten so billig wie möglich leben. Rom gehörte zu den billigsten Grossstädten in Europa, aber der ruinierte Bauernstand musste den Preis dafür bezahlen.

Die Provinz unterstand der Herrschaft der Kardinallegaten; aus den früheren städtischen Magistratsbeamten waren zwar Räte, Anziani, zurückgeblieben, aber ohne Vollmacht des Legaten oder seines Vertreters konnten sie nichts tun. Das Witzwort wurde geprägt, dass von den städtischen Statuten, der Grundlage des früheren Lebens der Gemeinde, nichts übriggeblieben sei als die Anzüge der Gonfaloniere. An der Spitze der römischen Kommune standen zwar ein Senator, drei Konservatoren und Prioren, aber diese Beamten hatten weder Macht noch Einfluss. Sie gaben Feste, hatten die Ehre, bei grossen Kirchenfesten in der Nähe des päpstlichen Stuhles Posto zu fassen, die Schlüssel des Tabernakels, in dem die Köpfe von Petrus und Paulus aufbewahrt wurden, waren in ihrem Gewahrsam, aber darüber hinaus ging ihre Macht nicht. Alleinige Herrscherin war die Apostolische Kammer.

Fast alle Ämter lagen in den Händen von Männern, die sie käuflich erworben hatten. Ein Unterschied bestand nur in der Höhe der zu bezahlenden Quote. Der Zollbeamte pflegte sein Amt für fünfzig Skudi zu kaufen, der Minister für mehrere tausend. Bei der Wahl der Kandidaten für die zu besetzenden Ämter waren Fähigkeiten und Charakter von durchaus untergeordneter Bedeutung; dem Reichsschatz war es mehr um Einnahmen als um die Qualifikation der Betreffenden zu tun. Dieses System hatte höchst schädliche Konsequenzen, um so mehr als jeder Inhaber eines Amtes darauf bedacht war, den Kaufpreis innerhalb kürzester Zeit aus der Bevölkerung, mit der er zu tun hatte, herauszuschinden.

Zwei Beispiele mögen beweisen, zu welchen Missbräuchen diese Verhältnisse geführt haben, und wie lange sich die administrative Anarchie des Kirchenstaates gehalten hat.

Die Madrider Regierung hat den aus Spanien verbannten Jesuiten

eine hohe regelmässige Pension in Silberpiastern durch Vermittlung der päpstlichen Münze geschickt. Obgleich diese Münze in Italien zirkuliert hat und nichts dem im Wege stand, dass sie den Emigranten ohne weiteres ausbezahlt wurde, liess die päpstliche Regierung sie unter Pius VI. in Kleingeld umschmelzen, in sogenannte Paoli, Carlini und Papete, da es in Rom an Scheidemünze fehlte und es kein Silber gab. In der päpstlichen Münze wurde dem reinen spanischen Silber billiges Metall zugesetzt, so dass die päpstliche Kasse bei dieser Operation einen Gewinn von 27 Prozent hatte. Aber selbst das umgeschmolzene Geld kam nicht in die Hände der Jesuiten, sie bekamen ihre Pension in Papiergeld ausbezahlt und erlitten dabei einen grossen Kursverlust. Infolge dieser Vorkommnisse baten sie Karl III. von Spanien, ihnen den für sie ausgesetzten Betrag durch seinen Gesandten Azara zu übermitteln, der für seine Redlichkeit bekannt war. So geschah es auch.

In den letzten Jahren des Bestehens des Kirchenstaates, also in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts, erhielt der in Rom ansässige Bildhauer Brodzki vom kaiserlichen Hof in Petersburg den Betrag von 2000 Francs für eine Arbeit. Die Summe ging ihm durch die Post zu; das römische Postamt benachrichtigte ihn hiervon, liess ihn aber gleichzeitig wissen, dass ihm dieser Betrag nur dann ausgezahlt werden würde, wenn er der „Kirche“ 250 Francs stiften würde.

Überall herrschte die furchtbarste Willkür, und niemand konnte gegen diese Missbräuche auftreten, denn die Beamten waren Geistliche, die sich stets hinter der Ausrede zu verschanzen wussten: „die Kirche fordere es“. Dagegen gab es keinen Widerspruch.

II.

Diensteifrige Heraldiker haben den Stammbaum der alten italienischen Geschlechter bis auf die Helden der Antike, die Paladine Karls des Grossen, ja selbst bis auf die Götter des Olymp zurückverfolgt. Die spätere Aristokratie gab sich damit zufrieden, wenn sie ihre Abstammung von päpstlichen Nepoten nachweisen konnte, noch später haben sich sogar reich gewordene Bürger und Bankiers ein Wappen zugelegt, die reichen Nepoten begannen auszusterben, da die Päpste des XVIII. Jahrhunderts ihren Verwandten immer weniger Vermögen hinterliessen. In das Goldene Buch des römischen Patriziats wurden bereits Familien aus der Provinz eingetragen, die sich in Rom angesiedelt

hatten, und es müssen in dieser Beziehung nicht wenig Missbräuche eingerissen sein, da Benedikt XIV. in seinem „Motuproprio" vom 4. Januar 1746 die Bedingungen festsetzte, unter denen neue Geschlechter dem römischen Adel zugezählt werden konnten.

Die Zugehörigkeit zur Aristokratie war nicht nur eine Frage der Eitelkeit, im Kirchenstaat standen kirchliche Hierarchie und Adelsherrschaft in engstem Zusammenhang, und die beiden Organisationen haben sich gegenseitig unterstützt. Die höheren Geistlichen haben sich zumeist aus dem Patriziat rekrutiert, sie standen aber auf seiten der Aristokratie und haben ihre Privilegien geschützt, während andererseits der Adel das Interesse der Hierarchie gewahrt und unterstützt hat. Da es dem Papsttum darum zu tun war, dass der römische Adel seine Bedeutung behalte, wurde mit allen Mitteln darauf hingewirkt. Wiederholt wurden Verbote erlassen, um dem Luxus des Adels, der ihn zu ruinieren drohte, zu steuern, und die Adoption in alte Familien wurde erleichtert, um ihr Bestehen wenigstens dem Scheine nach zu sichern. Wenn weder das eine noch das andere Mittel genügten, versuchte man, um die Lücken zu füllen, neue Geschlechter ins Patriziat aufzunehmen.

Im XVIII. Jahrhundert findet man im Goldenen Buch des Patriziats neben den Colonna, Orsini, Chigi, Aldobrandini, Doria und Altieri ganz neue Namen; aufgenommen werden die Grazioli, Ferraiuoli, Braschi, Silvestrelli, Tittoni, Piacentini, del Gallo und viele andere, die, abgesehen von ihrem bedeutenden Vermögen, keinerlei Verdienste um den Staat hatten.

Vom alten, historisch berühmten Adel haben allein die Colonna ihre Bedeutung bewahrt, trotzdem das Haus in drei Zweige zerfiel: in die Colonna aus Paliano, Stigiano und Cesaro. Mit Herrscherhäusern verschwägert, im Besitze eines immer noch grossen Vermögens und im Glanz ihrer berühmten Vergangenheit waren die Colonna das populärste Geschlecht. Die Ammen sangen den Kindern Lieder von der Grösse der Colonna:

„Vi vengo a riverio Colonna d'oro . . ."

Am beliebtesten waren jedoch, namentlich gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts, die Borghese. Unter Paul V. stieg das Vermögen des an sich schon reichen Geschlechts; durch das Erbe der Aldobrandini und die ungeheure Mitgift, die die letzte der Salviati Marcantonio Borghese zugebracht hatte, wuchs ihr Besitz abermals. Dem Papsttum waren sie

nicht so ergeben wie die übrigen Nepotengeschlechter, ihre Popularität beruhte namentlich darauf, dass sie es stets mit dem Volk hielten, selbst dann, wenn die Interessen des Volkes denen der Kurie zuwider liefen. Unter Napoleon schlossen sie sich dem französischen Kaisertum an, Camillo Borghese heiratete Pauline Bonaparte, Napoleons Schwester, und fühlte sich mit dem Kaiser so solidarisch, dass er sich als Gouverneur von Piemont weigerte, Pius VII. in Turin zu besuchen, der diese Stadt berührte, als er in die Verbannung geschickt wurde.

Luxus und Spiel haben die römische Aristokratie ruiniert. Zwar verbot die päpstliche Regierung Bassette, Macao, Pharao und andere Hasardspiele, aber weder diese Verbote, noch die schweren, den Spielern angedrohten Strafen haben viel genützt. Die Gesetze gegen den Luxus haben nicht eigentlich die Taschen der Aristokratie geschützt, sondern kamen nur der Mittelklasse zugute. Den Bürgerlichen war es verboten, Samt- und Brokatgewänder zu tragen und in vergoldeten Karossen zu fahren, während es den Adeligen freistand, sich durch wahnsinnigen Luxus zu ruinieren. Ärzte und Advokaten durften nur schwarzes Gespann benützen, es war dies um so angebrachter, als der Adel für vergoldete, von berühmten Künstlern bemalte Wagen und für die Livree der Dienerschaft Unsummen ausgab. Hundert Pferde, zweihundert Reitknechte, Kutscher und Lakaien zu unterhalten, war für die vornehmen Familien selbstverständlich. Die Pferde waren von edelster Rasse, entweder reinstes spanisches Geblüt mit langer Mähne und langem Schwanz, oder aus den berühmten Marställen der Chigi, Borghese und Rospigliosi. Erst Pauline Borghese kreuzte die spanische Rasse mit der aus Frankreich importierten normannischen.

Für die höheren Gesellschaftsklassen in Rom hat der Karneval fast das ganze Jahr gedauert; im Sommer wurden „Feste campestri“ in den Villen der Borghese, Pamphili, Ludovisi, Altieri usw. veranstaltet. Unter den Kardinälen gaben Alessandro Albani und de Bernis, der Gesandte Ludwigs XV., die glänzendsten Feste.

Die öffentlichen Theater wurden von der Aristokratie wenig besucht, da die besten Aufführungen und Konzerte auf Privatbühnen stattfanden. Bei den Odescalchi, Cesarini-Sforza und Rospigliosi wurde am häufigsten Theater gespielt, Regisseur war Duca Grimaldi, der spanische Gesandte.

Im Mai pflegte der reiche Marquis Giuseppe Zagnoni seine Salons zu öffnen. Da ging es lustig her. Er stammte aus Bologna und war der

letzte seines Geschlechts. Er hatte seinen Palast am Corso, seine Villa, mit wundervollem schattigen Garten voller Springbrunnen, in der Nähe der Porta Pia. Dort hatte er auch zu Ehren des neuen, aus Arabien importierten Getränkes einen Pavillon „Caffeaus" errichtet. Cafés wurden in Rom mit Vorliebe „Caffeaus" benannt. Wie die deutsche Bezeichnung nach Italien gedrungen ist, ist nicht ganz sicher zu ermitteln. Der etwa fünfzigjährige Marchese Zagnoni, ein ansehnlicher, vergnügungssüchtiger, ziemlich eitler Mann, hatte sich beim polnischen König um die Komturei des Stanislaus-Ordens beworben, später wurde er sogar Ehrenkommandant eines polnischen Regiments. Vermittler dieser Ehrenstellen war vermutlich Monsignore Taruffi, der auch Albergati polnische Titel verschafft hatte.

Die Maifeste bei Zagnoni waren das Rendezvous der eleganten römischen Welt, man amüsierte sich dort vortrefflich und übersah das allzu freie Benehmen der Gäste geflissentlich. Unter Pius VI., dessen Herrschaft in den ersten zwanzig Jahren ein anhaltender Karneval war, haben diese Empfänge ihren Höhepunkt erreicht. Monsignore Ruffo, der päpstliche Schatzmeister, ein reicher, gastfreundlicher Prälat, der in seinem Palast auf der Piazza Santi Apostoli fortwährend Feste und Konzerte veranstaltete, trug nicht wenig zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. Der Hofpoet dieser lustigen Gesellschaft war Monti, der in seinen Sonetten die Reize der römischen Schönheiten pries. Monti war viel zu diskret, um Liebesgeheimnisse zu verraten, aber da tauchte ein weniger weltgewandter Dichter auf, der in seiner Satire: „La Galleria" höchst überflüssige Dinge meldete. Besonders von den drei schönen Schwestern Petracchi, Palmira, Rosalinda und Teresina, war zuviel die Rede, man nannte sie die drei Grazien, und ihre Namen waren ohnehin schon in aller Munde.

Besonders boshaft war der Satiriker gegen die nicht mehr jungen, geschminkten, jugendlich angezogenen Frauen, die zu Zagnonis Maifesten kamen, um vielleicht zum letztenmal im Schatten von Lorbeerhainen süsse, doppelsinnige Liebesworte zu hören. Von der Signora Remoli berichtet der Dichter, sie sehe aus wie ein altes Bild vom heil. Lukas gemalt, das im Laufe der Jahre schwarz geworden ist:

„Immagine antichissima creduta di San Luca
Affumicata e rancida con una grossa buca."

Jede der Eingeladenen, ob sie nun jung war oder schon reiferen Alters, kam mit ihrem Cicisbeo, der zumeist ein Abate war. Nur Cate-

rina Odescalchi, die Fürstin von Ceri, kam allein, und ihr wusste der Dichter nichts anderes vorzuwerfen als ihre Kälte:

„Quel volto nulla dice, e fredde quel colore
Ma l'occhio ognor ridente mostra sincero il core."

Bei Zagnonis Empfängen ging es stets hoch her, Limonade und Sorbett, „Lambrusco" aus dem Keller des Hauswirts, spanische Weine, namentlich der damals besonders beliebte Madeira wurden gereicht. Im „Caffeaus" war das Büfett aufgestellt. Bei den ersten Klängen der Musik kamen die Frauen, besonders die jüngeren, eilig heran — im nächsten Augenblick hörte man ängstliches Geschrei. Was war geschehen? Auf der Brücke, die man passieren musste, um zur Musik zu gelangen, hatten die Wasserspeier von allen Seiten zu spielen begonnen. Strahlen kamen von oben, von unten, von den Seiten. Die Frauen wussten nicht, nach welcher Seite sie fliehen sollten, und die jungen Leute nahmen die Gelegenheit wahr, um die Schönen und Leichten auf ihren Armen aus diesem unerwarteten Bad herauszutragen, während die Dicken und Älteren sich selbst helfen mussten. Da lagen auch schon trockene Kleider bereit, aber es waren Bauernkostüme, die sich den verschiedenen Figuren leichter anpassten. Uud bald hatten sich die Paare zur Saltarella oder Tarantella aufgestellt.

III.

Interessanter als die eigentliche römische Gesellschaft waren die Fremden, die bei der den „Stranieri" stets geneigten römischen Aristokratie gastliche Aufnahme fanden. Rom war damals das Paradies für die aus dem Norden Kommenden. Eine grosse Vergangenheit und eine angenehme Gegenwart, gute Konzerte, billige Lebensbedingungen und vollste Bewegungsfreiheit waren Lockmittel genug. Die päpstliche Regierung beobachtete die eigenen Untertanen aufs strengste, und die Inquisition hatte ein wachsames Auge auf ihr Tun, aber gegen die Fremden übte man Nachsicht und Milde, denn Engländer, Deutsche und Franzosen brachten Geld ins arme Land, interessierten sich für Archäologie und Kunst und kümmerten sich nicht um religiöse oder politische Fragen. Vor den napoleonischen Kriegen haben die Engländer in Rom dominiert, unter ihnen waren jene Typen zahlreich vertreten, die im XIX. Jahrhundert in französischen Lustspielen viel verspottet wurden.

Der Salon der Lady Montagu, der bekannten Schriftstellerin, stand



PIETER VAN LAER
Römisches Gesindel im Klosterhof
Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

(Phot. Tamme)

an erster Stelle. Charles Wortley Montagu kam im Jahre 1762 nach Rom und machte in den Salons und auf der Strasse gleich viel von sich reden. Stände die Frage zur Entscheidung, wer der grössere Abenteurer war: Casanova oder Montagu, so würde die Palme wohl dem Engländer gebühren. Die meisten Abenteurer des XVIII. Jahrhunderts waren sehr unterrichtet, selbst gelehrt und haben sich ihres Wissens gern gerühmt. Charles war in Konstantinopel geboren, wo sein Vater von 1716—1719 englischer Gesandter war; vermutlich war er der erste Europäer, an dem man Impfversuche gemacht hat. Der Knabe wurde auf die Schule nach Westminster gebracht, als seine Eltern nach England zurückgingen, aber er konnte sich in den Schulbetrieb nicht hineinfinden und entfloh, aus Furcht vor dem elterlichen Hause vermietete er sich als Strassenkehrer in London. Als er dieser Beschäftigung müde wurde, arbeitete er bei Fischern und ging schliesslich mit einem englischen Schiff nach Portugal. Da er sich mit dem Kapitän, einem strengen Quäker, nicht vertrug, blieb er als Maultiertreiber in Portugal. Durch einen glücklichen Zufall entdeckte ihn seine Familie und schickte ihn auf die Universität nach Leipzig. Dort fühlte er sich fürs erste ganz wohl, studierte Mathematik, Physik, Botanik, machte einige Erfindungen auf dem Gebiete der Astronomie und Physik und beschäftigte sich in freien Augenblicken mit orientalischen Sprachen.

Auch diese Beschäftigung war ihm bald zuwider, und da die Eltern seinen Hang zum Abenteuer bereits kannten, schickten sie ihn nach Westindien. Er machte Reisen, lernte Welt und Menschen kennen und wurde so gesetzt, dass er bei seinem Rückkehr nach England einen Sitz im Parlament einnehmen konnte; dort erlebte er als Redner grosse Triumphe. Eine glänzende Zukunft wurde ihm prophezeit, einige reiche Erbinnen hatten Absichten auf ihn, — da verbreitete sich in London plötzlich die Nachricht, er habe eine Wäscherin geheiratet. Die getroffene Wahl reute ihn bald, und da er die ehelichen Bande nicht anders lösen konnte, verliess er England fluchtartig, ohne einen Pfennig und ohne irgendeinem Menschen etwas von seiner Absicht zu verraten. Auf dem Kontinent betätigte er sich auf die verschiedenste Weise, in Deutschland diente er in der Armee, in Holland und in der Schweiz beschäftigte er sich mit Landwirtschaft, es kam ihm auch nicht darauf an, als Lakai, Postillon oder Kutscher in herrschaftlichen Häusern zu dienen. Gelegentlich stieg er auf der sozialen Stufenleiter etwas höher, in Paris versuchte er sich im komischen Beruf eines Petit-maître, in Rom trug er

das Kleid eines Abate, in Hamburg verkündigte er das Evangelium als Pastor mit grosser weisser Halskrause, mit einem Worte, er erlebte die seltsamsten Schicksale. Einem seiner Freunde schrieb er, er habe alle Berufe durchkostet, die Fielding sich für seinen Julian ausgedacht habe: „Mein Schicksal", sagte er, „war das einer Guinee, die aus der Hand der Königin in die schmutzige Tasche eines armen Juden kam."

Der Vater, der 1761 gestorben war, hatte ihn zwar zugunsten seiner Schwester, der Lady Bute, enterbt, ihm aber eine jährliche Pension von 1000 Pfund ausgesetzt, die sich nach dem Tode der Mutter um das Doppelte erhöhte. Charles konnte also standesgemäss leben und musste nicht mehr jede Zufallsbeschäftigung ergreifen. Er ging nach Rom, fand Zutritt in Gelehrtenkreise und lernte Winckelmann kennen. Die Archäologen beschäftigte die Frage, wie die sinaitischen Inschriften zu übersetzen seien, eine Frage, die um so schwerer zu lösen war, als es an guten Kopien fehlte. Montagu, stets bereit, grosse Reisen zu unternehmen, wollte nach Asien gehen, um die Buchstaben zu entziffern. Er hatte die Absicht, sich als Araber zu verkleiden und zehn Jahre in Ägypten und Arabien zu bleiben; er liess seinen Bart stehen und lernte orientalische Sprachen. In Rom hiess es, er betrachte es als seine Aufgabe, anders zu sein als die anderen, und es sei ihm namentlich darum zu tun, als Original zu gelten. Er war ein Mensch voller Widersprüche, dessen Logik verblüffte, während er gleichzeitig durch einen Mangel an Konsequenz verletzte. Seine Kenntnisse waren sehr gross, aber ebenso gross waren die Lücken, so dass er häufig durch seine Unwissenheit überraschte.

Zwei Jahre währte die Reise des Sonderlings von Alexandrien über Kairo nach dem Sinai. Er war zwar längere Zeit dort, vermochte aber die Inschriften, auf die es ankam, nicht zu entziffern, dafür machte er in Palästina Entdeckungen, die die Archäologen interessierten. Aus Aleppo schrieb er Winckelmann fesselnde Briefe, die später in Paris gedruckt wurden.

Montagu hatte die seltsame Gewohnheit, fast in jedem Lande, in dem er lebte, eine Ehe mit einer Frau dieser Nationalität zu schliessen; er war einmal mit einer Spanierin, zweimal mit Griechinnen verheiratet, in Rom lebte er aber mit einer Engländerin zusammen, die er als seine Verwandte ausgab. Er war stets ein musterhafter Ehemann, aber nur für eine beschränkte Zeit; wenn seine Gefährtin ihn langweilte, verliess er sie unter irgendeinem Vorwand und ging auf Reisen. In Alexandrien gefiel ihm

die Frau des dänischen Konsuls; um ein Verhältnis mit ihr anzuknüpfen, schickte er den Gatten nach Holland, angeblich zur Wahrung pekuniärer Interessen. Mit der Strohwitwe war er so glücklich, dass er beschloss, sie zu heiraten. Einige Monate nach seinem Aufenthalt in Alexandrien zeigte er der Konsulin einen Brief aus Holland, der die Nachricht enthielt, dass ihr Gatte gestorben sei, ihrer ehelichen Vereinigung stand also nichts im Wege. Die Frau war bereit, die neue Ehe einzugehen, das glückliche Paar begab sich nach Syrien und von dort aus nach Konstantinopel. Als der Gatte nach Alexandrien wiederkam, begann er nach seiner Frau zu suchen und erfuhr mit Hilfe seines Amtskollegen in Stambul von ihrer Reise mit dem Engländer. Montagu erkannte, dass ihm Gefahr drohe, er verschwand eines schönen Tages aus der Türkei und überliess seine Frau ihrem Schicksal. Erst 1765 tauchte er in Pisa wieder auf.

Der Orient und türkische Sitten haben eine grössere Anziehungskraft auf ihn ausgübt als Europa. Im Jahre 1768 ging er abermals in die Türkei, da ihm dort keine Gefahr mehr drohte; in Konstantinopel trat er zum Islam über, beobachtete muselmännische Bräuche und sprach sein Gebet in der Richtung von Mekka. Aber er war älter geworden und sehnte sich nach Europa. Er ging nach Venedig und führte dort als richtiger Türke ein zurückgezogenes Leben. Die Engländer erfuhren, dass er sich in der Lagunenstadt niedergelassen habe, und als der englische Gesandte aus Neapel mit seinem Gefährten Moor nach Venedig kam, beschloss er ihn aufzusuchen. Montagu begrüsste seine Landsleute aufs liebenswürdigste und geleitete sie durch einige auf venezianische Art eingerichtete Räume in ein türkisches Zimmer. Nach orientalischem Brauch gab es keine Stühle, die Gäste wurden aufs Sofa gebeten, und der Hauswirt liess sich wie ein richtiger Türke mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen auf dem Fussboden nieder. Ein schöner junger Mohr sass neben ihm, ein alter Türke mit langem grauem Bart kredenzte Kaffee und brannte aromatische Harze in einem silbernen Gefäss. Montagu atmete den Geruch mit Wohlgefallen ein und konnte im Gespräch die Ehrlichkeit und den Edelmut der Türken nicht genug rühmen. Die Stellung der Frau in der orientalischen Gesellschaft schien ihm durchaus richtig. Trotzdem scheint er später zum Katholizismus übergetreten zu sein und wurde im Augustinerkloster zu Padua im Jahre 1776 begraben.

Zu den typisch englischen Originalen gehörte auch der häufig in

Rom weilende, steinreiche Lord Baltimore. Ihm gehörte beinahe ganz Virginien und Maryland, er hatte ein jährliches Einkommen von 30000 Pfund und war der Welt so überdrüssig, dass er beschloss, stets auf Reisen zu leben. Er reiste übrigens in der Gesellschaft von acht schönen Frauen, die von zwei Mohren bewacht wurden. Im Jahre 1768 hielt er sich längere Zeit in Wien auf. In seinem Harem machte er diätetische Versuche, seine zur Fülle neigenden Freundinnen durften nur saure Speisen essen, die allzu schlanken lebten von Milch und Suppen. Als man in Wien am Harem des Engländers Anstoss nahm, und der Polizeidirektor fragen liess, welche der Frauen die Gattin seiner Lordschaft sei, verliess er die Stadt auf der Stelle und erklärte, er dulde keine Einmischung in seine Privatverhältnisse. In Rom war die Polizei weniger neugierig.

Unter den in Rom lebenden Engländerinnen glänzten Lady Sidney und Miss Taylor durch ihre Schönheit. Miss Taylor hatte kein Vermögen, pochte aber auf ihre Schönheit, als sich der junge, ansehnliche und sehr reiche Engländer Wilbraham Bootle in sie verliebte. Bei einem grossen Festessen vor der Trauung, bei Lord Camelford, wurde erzählt, dass am gleichen Tage ein Kreuz auf der Peterskuppel angebracht worden sei und der betreffende Arbeiter nicht wenig Mut und Kaltblütigkeit bewiesen habe, da er, um auf die Spitze zu gelangen, von aussen auf die Kuppel klettern musste. Mister Bootle erklärte, dass er aus Furcht vor Schwindel um nichts in der Welt diesen Versuch wagen würde.

„Um nichts in der Welt?“ fragte Miss Taylor.

„In der Tat,“ gab Bootle zur Antwort.

„Auch dann nicht, wenn ich Sie darum bäte?“

„Ich bin überzeugt, dass Sie nichts von mir verlangen würden, was mir eine unüberwindliche Abneigung einflösst.“

„Im Gegenteil, ich bitte darum und würde es zur Not sogar fordern.“

Bootle wollte über die Sache mit einem Scherz hinweggehen, aber Miss Taylor bestand hartnäckig auf ihrem Wunsch, obgleich Lord Camelford ihr ernste Vorstellungen machte.

Als Miss Taylor sich von ihrem Wunsch nicht abbringen liess, verabredete man eine Stunde, in der ihr Verlobter sich ihrer gefährlichen Laune fügen sollte. Die gesamte englische Kolonie versammelte sich vor St. Peter, kaltblütig kletterte Bootle mit erstaunlicher Geschicklichkeit auf die Spitze der Kuppel; als er von dieser halsbrecherischen Expedition herunterkam, begrüsste ihn die ganze Gesellschaft mit lauter

Freude, und Miss Taylor reichte ihm triumphierend die Hand. Der junge Engländer küsste die Hand seiner schönen Verlobten und sagte: „Miss Taylor, die Laune einer schönen Frau habe ich erfüllt, gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben: seine Macht muss man sorgsam hüten und darf sie nicht missbrauchen. Ich wünsche Ihnen viel Glück und sage Ihnen Lebewohl."

Bootle verbeugte sich vor der Gesellschaft, bestieg seinen schon bereitstehenden Wagen und verliess Rom. Miss Taylor blieb unverheiratet.

Mit dem Beginn des XVIII. Jahrhunderts wuchs die Zahl der deutschen Reisenden, mehrere deutsche Fürsten haben Rom besucht, aber am Leben der Gesellschaft nur wenig teilgenommen. Deutsche Künstler und Gelehrte, von denen an anderer Stelle die Rede sein wird, haben, in ihre Arbeit vertieft, einen gesonderten Kreis gebildet. Verschiedene kamen nur, um die antiken Denkmäler zu studieren, und gingen, nach einem Aufenthalt in Neapel, in den Norden zurück.

Nach dem spanischen Erbfolgekrieg, als Kaiser Karl VI. Mailand, Mantua, Neapel und Sardinien als sein Eigentum betrachten konnte, wurde Rom eine wichtige Station für österreichische Diplomaten und Würdenträger, die nach dem Süden strebten. Die kaiserlichen Gesandten traten mit ungewöhnlichem Pomp und Aufwand in Rom auf, besonders die Gräfin Gallas, eine geborene Dietrichstein, war für ihre glänzenden Empfänge berühmt, und als Graf Gallas 1719 aus Rom nach Neapel als Vizekönig berufen wurde, wunderte sich die ganze Stadt, dass er keinem etwas schuldig blieb, alle Lieferanten bar bezahlte und der römischen Dienerschaft sogar die getragenen Livreen schenkte. Denn es passierte nicht selten, dass die fremden Gesandten unter Hinterlassung vieler Schulden Rom verliessen. Die römische Aristokratie gab Gallas bis nach Velletri das Geleite, und der Fürst Gaetani aus Sermoneta veranstaltete ein Abschiedsfest unter Zelten in den Pontinischen Sümpfen. Die von den kaiserlichen Gesandten arrangierten Empfänge und Bälle wurden in der Zeitung „Cracas" ausführlich geschildert. Im Jahre 1721 war die adelige deutsche Kolonie so zahlreich, dass sechsunddreissig Herren, die in der Hauptsache zur Gesandtschaft gehörten, während des Karnevals Herkules' Sieg in einem Fackelzug darstellten. Der Kardinal Althann hatte ihnen Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt.

Als die Österreicher 1734 Neapel und Sizilien räumen und die Herrschaft der Bourbonen dort anerkennen mussten, hatte diese Herrlichkeit ein Ende.

Von literarischen Grössen war in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts auch Herder in Rom und schrieb von dort aus seiner in Deutschland gebliebenen Frau interessante Briefe. Das Leben in den Palästen gefiel ihm nicht, er fand, dass man Äusserlichkeiten zu stark betone und aus der päpstlichen Residenz eine Schule des Zeremoniells gemacht habe. Er klagte, dass er sich einen schwarzen und violetten Frack anschaffen müsse, da er nur einen schwarzen Rock mitgebracht habe. Deutsche Stiefel und Hüte könne er in Rom nicht tragen, aber dieses römische Kostüm koste erkleckliches Geld.

Da Goethe ungestört in Rom seinen Zielen leben wollte, reiste er unter dem Pseudonym Müller, wohnte beim Maler Tischbein und war ärgerlich genug, als die Arkadier, die nicht auf den Ruhm verzichten konnten, eine so berühmte Persönlichkeit bei sich zu sehen, sein Inkognito verrieten und ihn unter dem Namen Megalio Melpomenio zum Mitglied der Arkadischen Akademie ernannten. Goethe hat sich fast ausschliesslich in römischen Künstlerkreisen bewegt und war viel im Hause der Angelica Kauffmann. Diesem Verlangen nach Einsamkeit verdanken wir seine „Italienische Reise“, dieses ewig junge Buch, die meistgelesene unter allen Reiseschilderungen Italiens aus dem XVIII. Jahrhundert.

Für Schiller, der den Süden nicht gekannt hat, ist Italien das Land der Träume geblieben. Aber seine Sehnsucht nach Rom hat beredten Ausdruck gefunden:

„Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.“

ZWÖLFTES KAPITEL

PAPA LAMBERTINI

I.

In den ersten vierzig Jahren des XVIII. Jahrhunderts haben nur Angehörige berühmter Geschlechter den päpstlichen Stuhl innegehabt: der Umbrer Albani und drei Römer: Conti, Orsini und Corsini.

Albani, der den Namen Klemens XI. angenommen hatte, hat, wie man wohl sagen darf, zu lange geherrscht (von 1700—1721). Eine bescheidene geistige Begabung, ein schwankender Charakter, unglücklich in seiner Politik, hat er die berühmte Bulle „Unigenitus", die die Grundsätze der französischen Jansenisten verdammt, erlassen. Dabei machten ihm religiöse Kämpfe weniger zu schaffen als der unglückliche Krieg mit Kaiser Josef II. „Der Verfall des Glaubens in Frankreich, pflegte er zu sagen, ist nicht so schlimm, tausend Apostel werden erstehen, um ihn wiederherzustellen, aber wenn deutsche Söldner den Kirchenstaat verwüsten, so vermögen die Apostel der ganzen Welt nicht einen einzigen Kohlkopf zu schaffen." Trotz dieser gesunden Einsicht vermochte der Papst nichts Vernünftiges für den Staat zu erreichen. Unter seiner Herrschaft wurde der Satz geprägt, an den Napoleon sich später wörtlich gehalten hat, man müsse dem Papst die Füsse küssen und die Hände binden.

Albanis Nachfolger Michele Angelo Conti (1721—1724) bestieg den päpstlichen Stuhl als Innozenz XIII., er war einer der bedeutendsten Päpste des XVIII. Jahrhunderts. Als Administrator entwickelte er vorzügliche Gaben, und der Kirchenstaat begann sich unter seiner Regierung zu heben, aber seine Herrschaft währte zu kurz, um all das Übel auszurotten, das sich im Laufe der Zeit angesammelt hatte.

Was Innozenz XIII. erreicht hatte, wurde unter seinem Nachfolger

Benedikt XIII. (Vincenzo Maria Orsini, 1724—1730) wieder verdorben. Cloche, der damalige Dominikaner-General, verglich den Papst mit einem Jagdhorn: hart, gewunden und leer. Diese Charakteristik muss man dahin erweitern, dass der Papst auf seine vornehme Abstammung pochte und masslos eigensinnig war, was ihn jedoch nicht abhielt, sich von seinem Günstling, dem Kardinal Nicoli Coscia, vollkommen beherrschen zu lassen; Coscia ruinierte die Finanzen des Staates durch seine Habgier und Käuflichkeit. Benedikt war sehr fromm, verbrachte den grössten Teil des Tages im Gebet und überliess Coscia, die Sorge um die Regierung. Die Feinde des Kardinals berichteten dem Papst von dem sehr unsittlichen Lebenswandel seines Günstlings — ganz Rom wusste, dass er das schöne Geschlecht zu häufig zu empfangen pflegte. Coscia beschloss, Benedikt XIII. zu beweisen, dass er verleumdet worden sei. Auf seine Veranlassung wurde dem Papst gemeldet, dass eine wegen ihren lockeren Sitten bekannte Frau sich zu einer bestimmten Stunde beim Kardinal einfinden würde; der empörte Papst ging selbst in Coscias Zimmer, öffnete die Tür hastig — und fand ihn kniend in tiefem Gebet vor dem Kruzifix. Benedikt war überzeugt, das man den Kardinal böswillig verleumdet hatte.

Am letzten Dienstag des Jahres 1730, während Coscia im Theater war, verbreitete sich die Nachricht vom Tode des Papstes. Der Vorhang fiel sofort, und das Publikum schrie von allen Seiten: „Ins Feuer mit Coscia! Ins Feuer mit Coscia!" Der Kardinal floh so schnell er konnte, — das Volk übte nur an seinem Palast Rache und plünderte und zerstörte den gesamten Besitz des verhassten Räubers. Der neue Papst hat der öffentlichen Meinung Rechnung getragen und Coscia zu einer zehnjährigen Gefängnisstrafe in der Engelsburg, zu einer Geldstrafe von 100 000 Skudi und zum Verlust sämtlicher Pfründen verurteilt.

Dieser neue Papst war Klemens XII., Lorenzo Corsini (1730—1740), der Begründer des Kapitolinischen Museums, der dem Kardinal Alessandro Albani die Sammlung römischer Büsten und Inschriften für den Preis von 66 000 Skudi abgekauft hat. Im übrigen konnte dieser Papst nicht mehr viel machen; als er gewählt wurde, war er fast blind, und sein Neffe, Neri Corsini, war der eigentliche Beherrscher des Kirchenstaates. Der Staatssekretär kam zum Papst, der fast stets zu Bett lag, erstattete ihm den Geschäftsbericht, legte ihm Bullen zur Unterschrift vor und führte Klemens' Hand zu der Stelle, auf die er seinen Namen



BATONI (Phot. Alinari)
Chiron und Achilles
Florenz: Uffizien

setzen musste. Der Papst wusste eigentlich nie recht was er unterschrieb, der Sekretär setzte die Worte: „Annuit Sanctissimus“ darunter, und damit war die Sache erledigt.

Angesichts dieser Umstände war es höchste Zeit, dass ein Papst gewählt wurde, der Initiative hatte und die Staatsfinanzen wieder in Ordnung brachte.

* * *

Das Konklave nach Klemens' XII. Tod, währte sehr lange. Mehrere Kandidaten waren aufgestellt, keiner aber hatte die erforderliche Stimmenzahl. Der Kardinal Lambertini soll damals zu seinen Freunden im Konklave gesagt haben: „Es ist schade die Zeit mit müssigen Beratungen zu verlieren; wollt ihr einen Heiligen, so wählt den Kardinal Gotti, soll es ein Politiker sein, so gebt eure Stimmen Aldobrandini, wenn ihr euch mit einem ehrlichen Kerl zufriedengebt (se volete un buon caglione), so findet ihr ihn in mir.“

Offenheit, gesunder Menschenverstand, guter Wille waren die hervorragenden Eigenschaften dieses Bolognesen; er war der populärste Papst des XVIII. Jahrhunderts. Einer der Zeitgenossen sagte, Lambertini, der den Namen Benedikt XIV. angenommen hatte, und der Sultan Mahmud seien so vernünftig, dass, wenn sie ihre Stellung vertauschten, der Papst Sultan und der Sultan Papst würde, dieser Wechsel ganz unbemerkt vor sich gehen würde. Diese etwas kühne Behauptung beweist nur, dass Verstand und Herzensgüte stärker sind als alle äusseren Verhältnisse.

Die Verantwortung für Mahmuds Schätzung überlassen wir dem, der den Vergleich gemacht hat; uns ist es nur um die Bestätigung zu tun, dass Papa Lambertini infolge seiner anständigen Gesinnung und Herzensgüte im gesamten katholischen und protestantischen Europa geliebt und geschätzt wurde. Schon seine Gestalt wirkte vertrauenerweckend: er war nicht gross, neigte zur Fülle, hatte ein rundes, frisches, joviales Gesicht, eine gewaltige Nase, grosse blaue Augen; auf seinen spanischen Rohrstock gestützt, konnte man ihm wie einem gewöhnlichen Monsignore in Roms Gassen und Gässchen begegnen. Das Publikum kannte ihn, während seine Vorgänger sich kaum ausserhalb der Quirinal- oder Vatikangärten gezeigt hatten; Lambertini wollte alles mit eigenen Augen sehen, man erzählt sogar, dass er in eine Volksosteria gegangen sei, um zu sehen, wie sich die Römer vergnügen.

Er war bescheiden, pochte nicht auf seine vornehme Herkunft und war auf dem päpstlichen Stuhl ganz so einfach geblieben wie als Prälat in Bologna. „Ich bin höher gestiegen, als ich hoffen durfte," sagte er einst zu Monsignore Pallavicini, „nicht infolge meiner Verdienste, aber weil ich immer nach bestem Vermögen den Päpsten und der guten Sache gedient habe, ‚e per aver assegnato agli altri un appartamento nelle parti derettane del mio corpo'."

Als Papst fühlte er sich nicht glücklich, er klagte, Zeremonien und Schmeicheleien langweilten ihn zu Tode, stets müsste er vor Lügen auf der Hut sein, die seine Umgebung ihm einreden wolle, und könne sich des Hoftons kaum erwehren, mit dem man ihn berauschen möchte.

Er war offen und lebhaft, sagte ohne Umschweife, was ihm durch den Kopf ging, und scherzte gern. Als ihm nach der Wahl die päpstlichen Kleider gebracht wurden, konstatierte er, dass sie zu eng seien, und liess sich eine Schere bringen, um höchst eigenhändig die Weste aufzuschneiden und seinem Umfang anzupassen. An Lambertinis Aufrichtigkeit und Bereitwilligkeit zu scherzen, nahmen die Prälaten Anstoss, die sich darin gefielen, Würde zu markieren, und selbst das römische Publikum, gewohnt, den Papst mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben, nahmen sie ihm übel. Pasquino bemerkte, der Papst sage häufig Dinge, die er besser verschweigen würde, und schlug folgende Grabschrift für ihn vor:

„Qui giace Lambertini da Bologna,
Che disse e scrisse più che non bisogna."

De Brosses, der Lambertinis Ausdrucksweise aus seiner Kardinalzeit kannte, glaubte, der Papst würde auf dem Apostolischen Stuhl „l'habitude plus grenadière que papale" ablegen und sich die allzu kräftigen Worte abgewöhnen. Aber auch die höchste Würde in der Christenheit vermochte aus dem Wortschatz des einstigen Bologneser Professors nicht den Lieblingsausdruck „Caglione" zu streichen — die Bezeichnung für einen Dummkopf.

Der Kardinal Spinelli hat die Aufrichtigkeit des Papstes richtiger gewertet als Pasquino und de Brosses und gesagt, Lambertini müsse eine sehr reine Seele haben, wenn er nicht fürchte, dass seine lockere Zunge einen Schatten auf seine Tugend werfe.

Auch an das vatikanische Zeremoniell konnte der Papst sich nicht gewöhnen und wenn es ihm des Unsinns zuviel wurde, flüchtete er in

ein kleines Kasino im Quirinalsgarten, um sich von den Schmeichlern zu erholen. Dies Kasino liess er ausbauen, um dort König Karl von Neapel zu empfangen. Diese Begegnung sollte gewissermassen zufällig sein, um auf diese Weise die lästigen Vorschriften, die für die Begrüssung zweier Monarchen bestanden, zu umgehen. Es glückte nicht, als Karl den Papst am äussersten Ende der schattigen Allee sah, kniete er sofort dem Brauche nach nieder.

„Che caglione!" sagte Lambertini zu seiner Umgebung, aber im nächsten Augenblick korrigierte er sich und fügte hinzu, „man müsse Gott bitten, dass alle katholischen Monarchen ebenso gottesfürchtig seien wie dieser König."

Trotzdem der Papst ein ausgesprochener Feind alles Zeremoniells war, war es ihm doch sehr darum zu tun, von berühmten Reisenden die ihm, als dem Oberhaupt der Kirche, gebührenden Beweise der Ehrfurcht zu erhalten. Als der Herzog von Württemberg den Papst nicht um eine Audienz bat, um, wie es hiess, dem Fusskuss zu entgehen, war der Papst verletzt und äusserte sein Missfallen in Briefen an den Kardinal von Tencin. „Der König von Sizilien hat sich diesem Zeremoniell gefügt und ist doch eine bedeutendere Persönlichkeit als dieser deutsche Fürst." Mit einer gewissen Genugtuung berichtete er Tencin, dass der Herzog in Rom sehr ärmlich aufgetreten sei. Er sei mit seiner Frau in einem gemieteten Einspänner, mit einem fremden Lakai durch die Strassen gefahren. Einige angebliche Antiken habe er aufgekauft und sehr überzahlt, Leute von Bedeutung hätten sich von ihm zurückgezogen, weil er den Besuch im Vatikan unterlassen hatte.

Trotz dieser Schwäche fühlte der Papst sich erst wohl, wenn er frei von allen Audienzen mit seinen intimeren Hausgenossen, dem Majordomus Colonna, dem Prior Bouget de Saumur und dem Kardinal Alessandro Albani, gemütlich über Stadtneuigkeiten, Bekannte, Kunst und Literatur sprechen konnte. Dann liess er seinem Witz die Zügel schiessen und fühlte sich durch keinerlei Zeremoniell gebunden.

Sein besonderer Günstling war der witzige, stets gutgelaunte Bouget, den er auch aufs Land nach Castel Gandolfo einlud. Der Prälat hatte eine gewisse Schwäche für Bier, und Lambertini versichert Tencin, dass Bouget mit den Vorräten des päpstlichen Kellers so gründlich aufgeräumt habe, dass man Bier vom englischen Prätendenten Karl Edward, aus Albano, aus Frascati und Rom musste kommen lassen. Der Prior trank alles aus, ohne Schaden zu nehmen, er beklagte sich nur,

19*

dass es nachts zu heiss sei, mass die Schuld daran aber nicht dem Bier, sondern den schweren Bettdecken zu. Als man den bescheidenen Einwand wagte, dass er vielleicht zuviel Bier trinke, erklärte er, dass ihm der Arzt des Papstes nachdrücklich erklärt habe, des Bieres nicht zu vergessen.

Der Papst durfte über diese Schwäche spotten, da er selbst sehr mässig war; morgens nahm er eine Tasse Schokolade mit Zwieback zu sich, mittags Suppe, Gemüse, Braten und eine Birne, abends reines Wasser mit Zimt. Die Fasten beobachtete er nicht gern, da ihm Eier nicht bekamen, infolgedessen ass er am Freitag und Sonnabend an Stelle der Fastenspeisen nur wenig. Braten wurde durch ein Pot au feu ersetzt. Als der Kardinal Tencin über Magenschmerzen klagte, riet er ihm, die Fasten gleichfalls nicht einzuhalten.

Der Papst war ein berühmter Kenner des Kirchenrechtes, aber er las auch weltliche Literatur, namentlich Dante und Ariost, um sich seine Eindrucksfähigkeit und geistige Regsamkeit zu bewahren. Trotzdem ihm auf dem pästlichen Stuhl nicht viel Zeit zu schriftstellerischer Tätigkeit blieb, war er über alle Vorkommnisse in der wissenschaftlichen Welt orientiert, er hörte aufmerksam zu und hatte ein aussergewöhnlich gutes Gedächtnis, auf literarischen Ruhm war er sehr bedacht.

Eine bekannte Pariser Kennerin des Kirchenrechtes, Madame Claudine Alexandrine Guérin de Tencin, sorgte dafür, dass der Papst mit der französischen geistigen Bewegung vertraut bleibe, und schickte ihm jährlich einen Almanach, der die wichtigsten Neuigkeiten über literarische Berühmtheiten enthielt. Als die Sendung sich einst verspätete, war der Papst sehr ärgerlich, aber Frau de Tencin suchte die schlechte Laune durch um so strengere Pflichterfüllung zu zerstreuen.

Lambertinis literarisches Verhältnis zu dieser Dame war für jeden, der die Vergangenheit dieser französischen Intrigantin kannte, überraschend. Sie war 1682 in Grenoble geboren, wurde früh ins Kloster gesteckt, bemühte sich so schnell als möglich der klösterlichen Haft zu entfliehen, wurde von ihren Gelübden freigesprochen und führte ein so lustiges Leben, dass selbst das XVIII. Jahrhundert daran Anstoss genommen hat. Den irländischen Grafen Arthur Dillon beschenkte sie mit zwei Kindern, der Chevalier Destouches, der in die Antillen ging, hinterliess ihr einen Sohn, den sie ins Findelhaus steckte, es war der später berühmte d'Alembert. Um dieses Kind kümmerte sie sich so wenig, dass sie es nur einmal in ihrem Leben gesehen hat, im ersten oder zweiten

Jahre nach seiner Geburt. Auf diese Weise verbrachte sie ihre Jugend, ihre Abenteuer zählten nach Dutzenden und dabei verstand sie es, ihre Liebhaber auszunützen, und ein grosses Vermögen zu erwerben. Dazu trug ihr Verhältnis zu Law nicht wenig bei und ihre Spekulation in Mississippi-Aktien, die sie noch kurz vor dem Zusammenbruch verkaufte. Lange Zeit hatte sie ein Verhältnis mit dem Minister Dubois und beförderte mit seiner Hilfe ihren Bruder, einen jungen Geistlichen von sehr bescheidenen Fähigkeiten, zum Konklavisten des Kardinals de Bissy.

Als sie fünfundvierzig Jahre alt und dick geworden war, begann sie in der kirchlichen Welt eine Rolle zu spielen; sie öffnete ihren Salon in der Rue Saint-Honoré, in dem Berühmtheiten wie Marmontel, Bernis, Helvetius, Montesquieu und viele Jesuiten verkehrten, bekämpfte die Jansenisten und wurde eine ehrwürdige Matrone, die man „une mère de l'Église" nannte. Der Bruder François hatte ihr etwas von ihrer Geschicklichkeit abgesehen, er schmeichelte den Jesuiten in Rom, wurde Kardinal, und hat sich Prosper Lambertini, im Vorgefühl, dass er der kommende Papst sei, angeschlossen und wurde sein unzertrennlicher Gefährte. Das hinderte ihn freilich nicht, zu schreiben, dass Lambertini „in religiösen Dingen sehr gemässigt sei" und „der beste Komiker der Welt".

Lambertini hatte seine Wahl nicht zum wenigsten Tencins Intrigen zu verdanken und hat dem französischen Kardinal diesen Dienst als Papst nicht vergessen. Die Gnade des Heiligen Vaters kam auch Frau de Tencin zugute. Vermutlich wusste der Papst nicht allzuviel von der bewegten Vergangenheit der ehemaligen Nonne, man berichtete ihm nur von ihrer Anhänglichkeit an die Kirche und ihrem einflussreichen Salon. Infolgedessen trat Benedikt XIV. in Korrespondenz mit der intelligenten Frau. 1742 schickte er ihr sogar sein Porträt, damit sie es in ihrem literarischen Salon aufhänge. Die geschickte Französin dankte untertänigst für diese Gunst und verstand es, Benedikts schwächste Seite zu treffen, als sie schrieb, dass er die erste Stelle unter den grossen Gelehrten eingenommen habe, ehe er in den Kreis der Herrschenden eingetreten sei. Sich selbst rühmend, fügte sie hinzu: „j'étais votre fille spirituelle, avant que vous fussiez le père commun des fidèles." Die Ehre, der Vater dieser „geistigen Tochter" zu sein, war nicht eben gross.

Dem Papst war es auch darum zu tun, dass seine Werke in einer

schönen Ausgabe in der Bibliothek der Rue Saint-Honoré vertreten seien. „Ich möchte Madame de Tencin, schrieb er ihrem Bruder, meine Bücher schicken, aber ich schäme mich des schlechten Papiers und möchte lieber eine zweite Ausgabe, die im Druck ist, abwarten, die sich neben den schönsten Pariser Büchern wird halten können.“ Nicht allein durch seine Bücher suchte sich der Papst der Französin für die Almanachs erkenntlich zu erzeigen, infolge ihrer Fürsprache verringerte er die Gebühren der Abtei Boulainvilliers, und es war ihm darum zu tun, dass seine Briefe in ihrem Salon vorgelesen wurden. „Sollte unser Brief“, schreibt er am 9. August 1743, „auf der Versammlung ‚de ses beaux esprits‘ verlesen werden, so hoffen wir, eine ebenso freundliche Aufnahme zu finden, wie mit unseren früheren Schriften.“

Benedikt XIV. war ein leidenschaftlicher Bücherfreund; man konnte ihm keine grössere Freude bereiten, als wenn man seine Bibliothek, die er seiner Vaterstadt Bologna vermacht hat, bereicherte. Französische Gesandte baten den König häufig, dem Papst die schönsten Ausgaben der Louvre-Druckerei zu schicken. Auch die Verfasser wussten darum. Montesquieu schenkte seinen „Esprit des lois“, Voltaire seinen „Mahomet“; in einem ausserordentlich demütigen Brief bat er den Papst um seinen Segen und ersuchte ihn, nachstehendes Distichon unter sein Bildnis zu setzen:

„Lambertini hic est, Romae decus et pater orbis,
Qui mundum scriptis docuit, virtutibus ornat.“

Diese ungeschickte Schmeichelei hat der Papst mit einem gutmütigen, aber nicht sehr witzigen Brief beantwortet, das Erscheinen von Voltaires Dramen in italienischer Übersetzung in Rom jedoch verboten.

Lambertini war, soweit er dies mit seiner Stellung vereinbaren konnte, der französischen geistigen Bewegung gewogen, er war ein Mann des Fortschritts, ein Gelehrter ohne Vorurteile, und wenn ihm ein Gedanke für die Menschheit nützlich erschien, so suchte er ihn zu unterstützen und fragte nicht danach, ob er protestantischer oder jansenistischer Herkunft sei. Er war auch ein von allen Parteien geschätzter Papst. Walpole, der englische Protestant, hat sein Lob gesungen und ihn gefeiert als:

„Principe senza favoriti,
Papa senza nepotismo
Dottore senza orgoglio.“

Zum Nepotismus fehlte es ihm an Fähigkeiten und Anlass. Seine

verheiratete Schwester war kinderlos, aber als er Papst wurde, beschenkte sie die Welt schnell mit zwei Söhnen. Über diesen unerwarteten Familienzuwachs war Benedikt sehr überrascht, und als ihm das erste „freudige Ereignis" mitgeteilt wurde, zuckte er mit den Schultern und sagte: „Jo credeva che la razza de' caglioni fosse finita!" Später verbot er diesen Nepoten, in Rom zu wohnen, und erklärte, seine Familie sei die Kirche; zuletzt liess er sich erweichen, kaufte ihnen ein bescheidenes Haus und soll ihnen testamentarisch nur 4000 Skudi vermacht haben.

II.

Lambertini hatte sich die Aufgabe gestellt, möglichst gute Beziehungen zwischen dem Apostolischen Stuhl und den katholischen Staaten zu schaffen. Dieses Bestreben war notwendig, die Bourbonen wetteiferten förmlich darin, päpstliche Verfügungen zu missachten, und auch die Beziehungen zu Österreich waren ausserordentlich schlecht. Lambertini begriff, dass die Zeiten sich geändert hätten, dass der Papst nicht mehr der Beherrscher aller Fürsten sei, und dass eine so erfasste Stellung zu fortwährenden Verwicklungen mit den europäischen Staaten führen und dem Papsttum nur schaden würde.

Die Reibungen zwischen den katholischen Staaten und Rom hatten tiefere Gründe. Ludwig XIV. wollte nicht allein den Protestantismus ausrotten, sondern alle Unterschiede in der religiösen Auffassung der französischen Katholiken aufheben und gewissermassen eine moralische Fessel schmieden, ein enges Band zwischen Frankreich und Rom. Dieser religiöse Despotismus des mächtigen Königs stiess auf hartnäckigen Widerstand, der sich nach seinem Tode gegen den Katholizismus wandte. Kirchenfeindliche Tendenzen tauchten auf, die Opposition gegen alles, was die Kirche lehrte, wuchs, neue philosophische Systeme griffen um sich, die sich nicht nur gegen die Religion, sondern gegen jegliche Gemeinschaft mit Rom wandten.

Während radikale Geister mit Kirche und Religion brachen, hielten nüchterner Denkende, zu denen auch der französische Klerus gehörte, eine Trennung von Rom für äusserst schädlich, sie strebten nur eine Reform der Kirche an und eine Versöhnung mit den wesentlichsten Tendenzen der neueren Philosophie. Die Jansenisten, wie man diese

mächtige Partei nannte, hatten ihre Anhänger in den einflussreichsten Regierungskreisen aller südlichen katholischen Länder, und in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts erkannten die bedeutendsten Minister die Notwendigkeit, den Einfluss der römischen Geistlichkeit zu schwächen. Zu ihnen gehörten Choiseul in Frankreich, Squillace in Spanien, Tanucci in Neapel, Carvalho in Portugal, hinter ihnen stand die Intelligenz dieser Länder.

Gegen diese fortschrittliche Strömung haben die Jesuiten einen offenen und geheimen Kampf geführt und sich namentlich der Aristokratie für ihre Zwecke bedient. Ihr Ziel war absolute Orthodoxie, ein stummes Sichbeugen vor der Richtung, die von Rom, respektive von ihnen ausging.

Es musste zum Kampf kommen; auf der einen Seite die Regierung, die die römischen Fesseln, die das ganze katholische Europa beengten, sprengen wollte, auf der anderen eine radikale Orthodoxie, deren Hauptvertreter die Jesuiten waren.

Auch in Rom standen zwei Parteien einander gegenüber, vielleicht waren die Gegensätze nicht ganz so scharf zugespitzt wie in Frankreich, Spanien oder Portugal, aber sie waren ernst genug. Der gemässigteren Partei, die durch Konkordate Frieden in der katholischen Welt stiften wollte, hat der Papst selbst angehört, auch ein grosser Teil der Kardinäle bekannte sich zu dieser Richtung. Mit den Jesuiten war der Papst unzufrieden, er verdammte ihre Handels- und Bankinteressen und kritisierte ihr Vorgehen als Missionare scharf. Zur orthodox-radikalen Partei haben die Jesuiten und ihre Anhänger gehört.

Trotz des Widerstandes der Jesuiten schloss der Papst Konkordate mit katholischen Staaten, die, wie in solchen Fällen unvermeidlich, auf gegenseitigen Konzessionen beruht haben. Die Kardinäle, die noch auf dem alten Standpunkt des „non possumus“ standen, haben Benedikt XIV. namentlich das Konkordat von 1753 mit Spanien verargt, da die römische Kurie auf diese Weise einen bedeutenden Teil ihrer Einkünfte verloren hat. Der Papst liess sich jedoch durch diese Opposition nicht beirren; er war darauf bedacht, dem Kriegszustand zwischen den katholischen Staaten und dem Apostolischen Stuhl ein Ende zu bereiten, und schloss Verträge mit Portugal, Sardinien, Neapel und dem kaiserlichen Hof. Auf diese Weise kam es wenigstens zu einem äusseren Frieden, der aber nicht von langer Dauer war.

Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln haben die Jesuiten ver-

sucht, Carvalho, den Minister von Portugal, einen ihrer gefährlichsten Gegner, zu stürzen. Alle Intrigen waren jedoch vergebens. Carvalho blieb an der Spitze der Regierung in Lissabon und legte sogar im Namen seines Königs ein Memorial vor, das nachdrücklich auf die Notwendigkeit hinwies, den Jesuitenorden zu reformieren. Dieser Schritt der portugiesischen Regierung war dem Papst willkommen, auch Benedikt XIV. hielt die Reorganisierung der Gesellschaft Jesu für notwendig. Der Papst beauftragte den Kardinal Saldanto damit, die Handelsgeschäfte der Jesuiten zu prüfen. Die Untersuchung fiel zu ihren Ungunsten aus, der Kardinal verbot den Jesuiten die Weiterführung ihrer Geschäfte und riet der portugiesischen Regierung, ihre Waren zu konfiszieren.

Gleichzeitig machten auch die französischen Jesuiten von sich reden. Der unmittelbare Anlass dazu war der Bankrott eines grossen Handelshauses auf Martinique, das Beziehungen zum Jesuitenpater Lavalette hatte. Dieser Bankrott hat sehr grosse Kreise in Frankreich gezogen, die Geschädigten klagten ihre Ansprüche und Forderungen an die Jesuiten gerichtlich ein.

All diese Vorkommnisse machten einen peinlichen Eindruck in Rom und nahmen Benedikt XIV. so sehr gegen die Jesuiten ein, dass er beschloss, mit einer Reform des Ordens nicht länger zu zögern.

Aber der Papst war krank, die Spaltung innerhalb der Kirche und die Aufregungen wegen der Jesuitenfrage wirkten sehr ungünstig auf seine Gesundheit. Benedikt war sich darüber klar, dass die Kardinäle stets den Tod des Papstes wünschen und dass er ihnen zu lange lebe. Er scherzte häufig darüber, und wenn man ihm am Jahrestage seiner Wahl die üblichen Glückwünsche darbrachte, nahm er sie zwar sehr liebenswürdig, aber ebenso gleichgültig auf. Der eine der Kardinäle legte eine besondere Beflissenheit an den Tag, so dass es Lambertini der unaufrichtigen Wünsche zuviel wurde, er unterbrach ihn mit der unvermittelten Frage, ob er heute bereits die Messe gelesen habe. Als der Kardinal eifrig bejahte, sagte der Papst, gutmütig scherzend: „Cazzo! Soeben hast du die Messe gelesen und schon lügst du in meiner Gegenwart unablässig!“ Derselbe Kardinal berichtete dem Papst eine unwahrscheinliche Begebenheit, da wandte sich Benedikt ungeduldig an den Gekreuzigten und sagte: „Christe Herr! Du hast in mir einen Vikar, der gewiss verdient, ein Caglione genannt zu werden, aber glaube nur, mein Nachfolger wird noch schlimmer sein!“

Gegen Ende des Jahres 1756 erkrankte der Papst schwer, die Kar-

dinäle waren seines Todes so sicher, dass sie schon Zellen für das nächste Konklave vorbereiten liessen. „Vorige Woche", schreibt ein Franzose, „hat der Papst die Sterbesakramente empfangen, und gleichzeitig werden Vorbereitungen für sein Begräbnis und das Konklave getroffen." Einige Tage später stand der Papst auf, er war fieberfrei, und als er erfuhr, dass Zellen für die Kardinäle gebaut worden seien, wünschte er die Arbeit zu besichtigen. Zur Verzweiflung aller „Papabili" wurde er gesund, entschuldigte sich jedoch beim nächsten Konsistorium vor den Kardinälen, dass er ihnen die Enttäuschung bereitet habe, immer noch zu leben.

Am 2. Mai des Jahres 1758 verkündeten alle Glocken Roms, darunter auch die grosse Campana auf dem Kapitol, Lambertinis Tod. Ein ehrlicher Mensch war gestorben. Der Engländer Pitt, ein Verwandter des berühmten Ministers, liess in seinem Palast eine marmorne Büste Benedikts XIV. mit folgender Inschrift aufstellen:

„Jan Pitt,
der nie über irgendeinen römischen Geistlichen etwas Gutes gesagt hat, hat dieses Denkmal zu Ehren des Papstes Benedikt XIV. errichtet."

DREIZEHNTES KAPITEL

KLEMENS XIV.

I.

Der Venezianer Carlo Rezzonico, der einem bekannten, aus Como stammenden Geschlecht angehörte, wurde Benedikts XIV. Nachfolger. Er war sechzehn Jahre Bischof von Padua gewesen, am 6. Juli 1758 zum Papst ernannt, wählte er den Namen Klemens XIII. Rezzonico war ein anständiger, gutmütiger, ruhiger Mensch von sehr geringer Begabung. In Padua pflegte man ihn den Heiligen zu nennen, er war so wohltätig, dass er, trotz seiner grossen Einnahmen, nie einen Pfennig besass. Er weigerte sich die Papstwürde anzunehmen, weinte und bekam Fieber. „Die Kirche", sagte er, „darf nicht Händen anvertraut werden, die zur Regierung so untauglich sind wie die meinen. Was wird die Welt zu dieser Wahl sagen!" Als man dem Kardinal Passionei Rezzonicos Herzensgüte und Reinheit pries, sagte er, Christus habe Nathanael dasselbe Zeugnis ausgestellt, ihn aber nicht zum Apostel gemacht.

Der neue Papst fügte sich dem Willen der Kardinäle mit heissen Tränen, aber er sehnte sich nach seiner Familie in Venedig. Als Goldoni 1759 nach Rom kam, lud ihn der Papst häufig ein, um etwas über Venedig zu hören. Seinen Neffen Carlo liess er nach Rom kommen und ernannte ihn zum Kardinal, doch war dies kein gefährlicher Nepot, da ihn kirchliche Fragen langweilten, und er bei längeren Konferenzen einschlief oder zum mindesten gähnte.

Als die kluge alte Fürstin Bracciano von Rezzonicos Wahl erfuhr, seufzte sie schwer. „Das hat uns noch gefehlt", sagte sie, „Klemens XIII. ist ein guter Mensch, aber er begreift seine Zeit nicht, hat keine Ahnung vom Wesen der fremden Höfe und kennt weder seine Nepoten noch sich selbst."

Der ängstliche, sich selbst misstrauende Papst war ein gefügiges Werkzeug in der Hand der Jesuiten und des Kardinals Torrigiani. Dieser heftige, leidenschaftliche Despot, der auswärtige Gesandte Stunden hindurch antichambrieren liess, brachte es so weit, dass sie sich nicht mehr bei ihm blicken liessen.

Torrigiani glaubte, durch völlige Nichtachtung der Wünsche der bourbonischen Höfe und der Klagen, die in Spanien und Frankreich gegen die Jesuiten erhoben wurden, die Zeiten eines Bonifaz VIII. wiederherstellen zu können. Durch sein Vorgehen reizte er aber die öffentliche Meinung nur und schadete dem Papsttum. Verschiedene Verfügungen von Klemens XIII. riefen in Rom boshafte Pasquille hervor. Winckelmann berichtet einem seiner Freunde, die griechischen und römischen Statuen, der Apoll, die Laokoongruppe und viele andere hätten Feigenblätter bekommen, um ihre Blösse zu decken, und der Buchhändler Bouchard beginne mit Leinen zu handeln, da niemand mehr Bücher kaufe. Der Buchhändler Pegliarini wurde auf barbarische Weise ins Gefängnis geworfen, weil er die gegen die Jesuiten gerichtete Satire „I lupi smascherati" verbreitet hatte; allgemein wurde der Kardinal Passionei als Verfasser genannt. Gefesselt wurde Pegliarini ins Gefängnis transportiert und auf Wunsch des Jesuitengenerals zu sieben Jahren Galeere verurteilt; der Papst war mitleidiger als seine Beamten und erliess ihm einen Teil der Strafe. Übrigens wurde Pegliarini für die erlittenen Qualen vom König von Portugal grossartig entschädigt, er erhob ihn in den Adelstand und ernannte ihn zum Sekretär der Gesandtschaft mit einer lebenslänglichen Pension.

Kaunitz wurde im Jahre 1765 von einem seiner Korrespondenten berichtet, der Hass der jesuitischen Partei gegen all jene, die nicht zu ihnen gehörten, sei bis zum Äussersten gediehen. Die Gegner des Ordens fühlten sich nicht mehr sicher, man hörte täglich von Vorfolgungen, Verhaftungen, Verbannungen.

Die allgemeine Empörung gegen die Jesuiten nahm einen solchen Umfang an, dass selbst die streng katholischen bourbonischen Höfe stürmisch die Aufhebung des Ordens verlangten. 1759 wurden die Jesuiten aus Portugal verbannt, 1763 aus Frankreich, 1767 aus Spanien und Neapel. Der Papst widersetzte sich erst den Wünschen der Bourbonen, er hielt sich an den Grundsatz, dass diese Frage dem Oberhaupt der Kirche unterstehe, und dass jede Einmischung in die Jesuitenfrage ein Eingriff in die Freiheit des Apostolischen Stuhles sei. Als der Herzog

Ferdinand von Parma, der Vasall der Kirche, sich der Aktion der grossen Staaten anschloss, erliess der Papst am 30. Januar 1768 ein „Monitorium" gegen den kleinen Fürsten. Aber die Könige ergriffen seine Partei. Frankreich besetzte Avignon und Carpentras, das neapolitanische Heer Benevent und Pontecorvo.

Am 10 Dezember 1768 verlangten die vereinigten Fürsten die Aufhebung des Ordens; als der Papst sich weigerte, drohte der französische Gesandte beim Vatikan, der Marquis d'Aubeterre, mit einer Blokade Roms.

Da beschloss der Papst, die Entscheidung dem Konsistorium vom 3. Februar 1769 anheimzustellen. Er starb jedoch einen Tag zuvor und das Schicksal hat ihm die schwere Entscheidung erspart. Das peinliche Erbe hatte sein Nachfolger Klemens XIV. anzutreten.

II.

Im Februar des Jahres 1769 kam Josef II. in einem einfachen Reisewagen nach Rom, er reiste unter dem Namen eines Grafen Falkenstein, wohnte bei seinem Bruder, dem Grossherzog Leopold von Toskana, auf dem Monte Pincio in der Villa Medici.

Der 28jährige Kaiser war bescheiden angezogen und benahm sich wie jeder gewöhnliche Tourist. Er besuchte Museen, Bibliotheken, Kirchen, Künstlerateliers und die Paläste der römischen Aristokratie. Gern nahm er Einladungen zu Bällen und Festen an, die für ihn gegeben wurden, und wurde bald sehr populär, da es dem Publikum neu war, dass der Beherrscher eines grossen Staates sich wie jeder gewöhnliche Sterbliche benahm. Man erzählte sich die verschiedensten Anekdoten über ihn, in allem verriet sich eine scharf beobachtende, witzige, dem Leben offen gegenüberstehende Persönlichkeit.

In die Kirche Il Gesù geleitete den Kaiser der Ordensgeneral Ricci und zeigte ihm den grossen Silbersarkophag des heiligen Ignatius.

„Auf welche Weise habt ihr einen so grossen Schatz gesammelt?" fragte der Kaiser.

„Aus frommen Spenden," gab der Jesuit zur Antwort.

„Sollten nicht auch die Profite in Indien dazu beigetragen haben?" meinte Josef II. lächelnd.

Als der Kaiser ankam, fand das Konklave statt, die drei regierenden Kardinäle schickten sieben Geistliche vornehmsten Geschlechts,

um ihn bei seinen Wanderungen durch die Stadt zu begleiten. Der Kaiser empfing sie sehr liebenswürdig, stellte aber nur selten Ansprüche an ihre Gesellschaft. Nach altem Brauch liessen die Kardinäle Josefs Speisekammern mit Vorräten füllen, die für eine ganze Armee von Feinschmeckern genügt hätten. Hundertfünfzig Knechte schleppten diese kostbaren Gaben herbei, sie bestanden aus drei blumengeschmückten Kalbfleischschüsseln, aus acht Fass römischem, siebzehn Fass kanarischem, Malaga- und Cypern-Wein, zwei Fässchen Rosoli-Likör, drei Fässchen vorzüglicher marinierter Fische, aus Früchten, Kaffee, Schokolade, Pfauen, Fasanen, Ferkeln, Wurst usw.

Damit der Kaiser die Ewige Stadt in guter Erinnerung behalte, haben die Kirchenfürsten den Küchenvorräten zwölf Albums mit Ansichten von Rom hinzugefügt, und Abbildungen von Mosaiken und Teppichen mit Episoden aus der römischen Geschichte beigelegt. Von der Religiosität des Kaisers überzeugt, schickten sie ihm ausserdem verschiedene goldgefasste, mit Edelsteinen besetzte Reliquien, die ingesamt siebzehn Pfund wogen.

Zu Ehren des Kaisers wurde auch eine Girandola veranstaltet, eine Illumination der Engelsburg, der der berühmte Gast aus der Loggia des Palazzo Altoviti zusah. Ein andermal fuhr Josef II. in den Palazzo Doria zum Korso, zum Rennen der „Barberi". Fürst Doria gab dem Kaiser ein Fest, wie man es in Rom lange nicht gesehen hatte; um die Salons des ersten Stockwerkes zu vergrössern, errichtete er im Hof einen Pfeilersaal, der bis in die erste Etage reichte; eine prachtvolle Galerie, in der sich heute die Bildersammlung befindet, diente als verbindendes Glied.

Beim Empfang der Corsini, wo eine Kantate des damals in Rom sehr gefeierten Piccini gesungen wurde, beobachtete man, dass der Kaiser sich am meisten mit der Fürstin Marianna Colonna Este unterhielt. Marianna war eine der schönsten Frauen in Rom, und ein Satiriker nannte sie:

„Questa superba amazone del cor saettatrice".

Der Kaiser betonte in Rom nachdrücklich, dass er ein treuer Sohn der Kirche sei, hörte täglich die Messe, beichtete und kommunizierte am Karfreitag zusammen mit seinem Bruder Leopold in der Kirche San Lorenzo in Lucina. Er besuchte verschiedene Klöster und verteilte freigebig Unterstützungen. Die Einrichtungen des Konklave interessierten ihn sehr, er wollte auch die eingesperrten Kardinäle besuchen. Es

war jedoch unerhört, dass ein Monarch den Vatikan während eines Konklave betrete. Aber das Heilige Kollegium gab nach und Josef II. kam am 16. März mit seinem Bruder in den Vatikan, der während des Konklave von einem Soldatenkordon umgeben war. Die älteren Kardinäle hatten eine solche Angst vor Unruhen und einem Überfall des wehrlosen römischen Senats, dass, auf ihr Geheiss, Soldaten mit brennenden Lunten vor den Geschützen der Engelsburg standen, die auf die Stadt gerichtet waren. Ob dieser Befehl wörtlich befolgt wurde, bleibe dahingestellt, es war nur darum zu tun, den Gegnern Furcht einzujagen. Den Kordon, der den Borgo abschloss, konnte man nur passieren, wenn man eine Medaille mit dem Kopf des Polizeipräfekten, die auf Wunsch des Kardinalcamerlengo geprägt worden war, vorwies.

Der kaiserliche Wagen wurde ohne diese Formalität eingelassen; Josef II. wurde, als er die Schwelle des Vatikans überschritt, vom ältesten Kardinal Alessandro Albani an der Spitze des Heiligen Kollegiums mit der scherzhaften Bemerkung empfangen, die Kaiserliche Majestät habe die während des Konklave vorgeschriebene Klausur durchbrochen. Der Kaiser wollte sich zurückziehen, aber Albani bat ihn, angelegentlichst zu bleiben.

„Ich werde meinen Degen ablegen," sagte der Kaiser.

„Wir bitten untertänigst, ihn zu unserem Schutz zu behalten," gab Kardinal Serbelloni zur Antwort.

Albani und einige andere Kardinäle geleiteten den Kaiser in die Zellen und in die sixtinische Kapelle, wo die Abstimmung stattfinden sollte; der Monarch verliess das Konklave mit den bedeutsamen Worten: „Wählt einen neuen Lambertini, er war ein guter Mensch und jedermanns Freund."

Dem in seinen Gewohnheiten bescheidenen Kaiser war es nicht entgangen, dass das Mittagessen für die Kardinäle in Wagen gebracht wurde, die von einer ganzen Schar von Dienern und Klienten umgeben waren. Im Wagen sassen die sogenannten „dapiferi", die den mit purpurnem Damast bedeckten Korb mit den Speisen hielten. Aus dem Konklave nahm der Kaiser keinen angenehmen Eindruck mit, er sagte scherzend, die Purpuraten hätten seine Gedanken erraten wollen, ihn aber angeglotzt, als wenn sie ein Rhinozeros vor sich hätten.

Das Konklave stand im Zeichen der Jesuitenfrage: sollte der neue Papst den Orden der Jesuiten aufheben oder ein Protektor der Jesuiten gewählt werden! Die Beichtväter der Kardinäle, die fast sämtlich Je-

suiten waren, und der ehemalige Staatssekretär Kardinal Torrigiani boten ihren ganzen Einfluss auf, um ihren Kandidaten, den Kardinal Chigi, durchzubringen; die mit den Bourbonen verbündeten Kardinäle waren darauf bedacht, dass nur ein Kandidat gewählt werde, der sich schriftlich verpflichtete, die Gesellschaft Jesu aufzuheben. Zu den Feinden des mächtigen Ordens gehörte der 64jährige Kardinal Ganganelli, ein ehemaliger Franziskaner und berühmter Rechtsgelehrter, der sich jedoch in seiner freien Zeit viel lieber mit Naturwissenschaften und Botanik als mit theologischen Spitzfindigkeiten beschäftigte.

Man konnte es dem Konklave schon äusserlich anmerken, dass beide Parteien ihre äusserste Kraft aufboten, um siegreich aus dem Kampf hervorzugehen. In ihren Sänften kamen die beiden Kardinalgreise, deren Gehör bereits gelitten hatte, der 83jährige Kardinal Conti und der 90jährige Kardinal Oddi, eingefleischte Gegner der Jesuiten. Sie waren aus ganzem Herzen kaiserlich, Oddi kannte Josef II. persönlich und schätzte ihn sehr. Einer der Konklavisten schrieb, Conti wirke in seiner Portantina wie ein Skelett, das zur Parade geschleppt wird. Er verstehe nicht, was man zu ihm spreche, sage auch nichts mehr, sondern lächle den Eintretenden nur zu.

Nach dreimonatlichen Intrigen wurde Ganganelli immer häufiger als der kommende Papst genannt. Der Madrider und Wiener Hof hatten nichts gegen diese Wahl einzuwenden, und die einflussreichsten Kardinäle, der alte Alessandro Albani und sein Bruder Francesco, begannen ihn zu unterstützen. Bei der Abstimmung am 18. Mai ging Ganganelli als Sieger aus dem Kampf hervor. Er bekannte offen, dass der Orden der Jesuiten aufgehoben werden müssen.

Der neue Papst wollte in Hinsicht auf seine schwere Aufgabe den Namen Sixtus VI. wählen und damit Sixtus V. strenges Regiment andeuten, aber die ihm befreundeten Kardinäle, die diese Erinnerung mit Schrecken erfüllte, warnten ihn davor, und so entschloss er sich, den Namen Klemens XIV. anzunehmen.

Nach der Wahl schreibt Josef II. an seine Mutter, die Kaiserin, der neue Papst sei bescheidener Herkunft, sein Bruder sei Tischler und sein Neffe ein in Osterien aufspielender Geiger, dem römischen Adel und den Jesuiten, deren geschworener Feind er ist, werde er nicht genehm sein. Der Kaiser hielt Ganganelli jedoch für einen Menschen von hohem geistigen Flug und für einen bedeutenden „Kasuisten“.

Lorenzo Ganganelli, der Sohn eines Arztes aus Sant' Angelo in Vado



RAPHAEL MENGS (*Phot. Tamme*)
Selbstbildnis
Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

aus dem Urbinatischen, war am 31. Oktober 1705 geboren. Er war von sanfter Gemütsart, von edlen Vorsätzen erfüllt, empfänglich für alles Schöne und Gute und enthusiastischer Impulse fähig. Selbst als Papst hat er seine bescheidenen klösterlichen Sitten beibehalten, er war ein Feind von Pracht und Luxus, prunkvolle Feste langweilten ihn, gern floh er aus Rom nach Castel Gandolfo, und sein grösstes Vergnügen bestand darin, ins Gebirge zu reiten.

Als er die Regierung übernahm, war es ihm darum zu tun, das Verhältnis der Kurie zu den europäischen Staaten auf der Grundlage realer Politik zu konsolidieren, er hat die bestehenden Verhältnisse zugunsten der Kirche ausgenützt und Forderungen vermieden, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts nicht mehr realisierbar waren. Er verzichtete darauf, am Karfreitag die Bulle zu verkünden: „In coena Domini", die noch aus den Tagen Bonifaz' VIII. stammte, und in der jeder Monarch mit dem Bann belegt wurde, der es wagte, die weltliche Macht des Papsttums irgendwie anzutasten. Da er gute Beziehungen zu England anstrebte, versagte er dem Prätendenten Karl Edward Stuart königliche Ehren und schickte Monsignore Caprara als Unterhändler zu Georg III., um eine Reihe religiöser Erleichterungen für die Katholiken in Irland durchzusetzen. Die Beziehungen zu Portugal nahm er wieder auf, liess sich aber von niemand beeinflussen, am wenigsten in der Frage der Aufhebung des Jesuitenordens, die ganz Europa beschäftigte. Als der König von Frankreich einen Druck auf Rom ausüben wollte, um den Orden so schnell als möglich aufzulösen, und als Kompensation versprach, Avignon wieder an Rom abzutreten, gab der Papst zur Antwort, der Vertreter Christi sei ein Seelenhirt und kein Käufer irdischer Güter.

Im Interesse der öffentlichen Ruhe empfanden die Diplomaten es als Notwendigkeit, den Orden aufzulösen, namentlich da die fanatischen Anhänger der Jesuiten die Bourbonen und ihre Minister aufs gemeinste beschimpften. In Rom war von nichts soviel die Rede als von der Aufhebung des Jesuitenordens. Man wettete, ob der Papst die Kraft haben würde, diese Aufgabe durchzuführen, besonders da der Orden das Volk und die Aristokratie gegen das Papsttum aufhetzte. Die kluge Fürstin Bracciano, die einen grossen Einfluss auf die römische Gesellschaft hatte, behauptete, der Orden müsse gänzlich aufgelöst werden. Der Prälat Livizzani, ihr häufiger Gast und Anhänger der Jesuiten, war entgegengesetzter Ansicht. Man wettete um 30 Zechinen und be-

stimmte den Zeitpunkt, bis zu welchem der Prozess gegen die Jesuiten durchgeführt werden müsse. Aber ein Jahr war vergangen, und der Orden bestand immer noch. Die Fürstin kaufte Werke von Arnaud, Pascal und einige andere Abhandlungen von Anhängern der Jansenisten im Werte von 30 Zechinen und schickte sie Livizzani. Im Begleitbrief betonte sie, das Studium dieser Schriften würde ihn überzeugen, dass der Entschluss des Heiligen Vaters sich nur verspätet habe.

Die Fürstin hatte recht. Der Papst hat die Entscheidung in dieser wichtigen Frage mit grosser Überlegenheit und Ruhe getroffen. Um den Schein zu vermeiden, dass er unter dem Einfluss fremder Gesandten stehe, hatte er sich von Ende Juni bis Mitte August in seinen Palast eingeschlossen, erteilte keine Audienzen und empfing niemand als den Staatssekretär und den Kardinal Zelada. In jener Zeit hatte er das Breve ausgearbeitet, das den Jesuitenorden aufhob; er unterschrieb das Dokument am 21. Juli 1773, veröffentlichte es jedoch nicht, um die Frage noch einmal gründlich zu durchdenken. Anfang August beriet er eine Kongregation von fünf Kardinälen, liess sie schwören, kein Wort über diese Sitzung verlauten zu lassen, und übergab ihnen dann erst das Breve zur Beratung.

Unterdessen begannen die Jesuiten und ihre Freunde eine furchtbare Kampagne gegen den Papst. Man verbreitete das Gerücht, der spanische Gesandte habe den Papst gezwungen, das Breve zu unterschreiben, und Ganganelli sei nach geleisteter Unterschrift wahnsinnig geworden. In Rom wurde das Volk aufgewiegelt, und eine angebliche Prophetin Bernardina Baruzzi, hinter der der Advokat Achilli stand, verkündete, Karl III. und der ketzerische Papst würden eines plötzlichen Todes sterben. In Valentino tauchte Anna Teresa Pali auf, die allgemein „Teresa del cuore di Gesù“ genannt wurde, auch sie prophezeite den plötzlichen Tod von Papst und König. Bei Teresa sollen sich angeblich die gleichen Stigmen gezeigt haben wie einst bei der heiligen Teresa; um auf den Fanatismus des Volkes zu wirken und den Glauben an die Worte der Prophetin zu schüren, wurden ihre Haare verteilt, Tuchstücke, die angeblich in das Blut der Stigmen eingetaucht waren, und andere Abfälle, die man, wie Theiner sagt, aus Anstandsgründen nicht nennen kann. Der Kampf gegen den Papst hatte einen solchen Umfang angenommen, dass man eine Kommission einsetzen musste, um zu untersuchen, wie weit die Jesuiten daran beteiligt waren. Drei Kardinäle, die in Rom, Bologna und Ferrara ansässig waren, wurden

damit betraut; die Untersuchung ergab, dass alle Fäden in den Händen der Jesuiten zusammenliefen. Der Kampf nahm immer neue Formen an; man begann das Privatleben des Papstes, der ein Mann von reinen Sitten war, zu verdächtigen, und da Klemens XIV. das vollste Vertrauen des Grafen Niccolo Bischi aus Tivoli genoss, dessen Gemahlin Vittoria eine ungewöhnliche Frau war, wurde der Name des Papstes in boshaftester Weise mit dem der Signora Bischi verkuppelt, man nannte sie „Sibilla Tiburtina“, da man behauptete, dass sie den Papst beeinflusse.

Die Vertreter der fremden Staaten und das gesamte römische Publikum erwarteten das Resultat der Klausur, die der Papst sich auferlegt hatte, in äusserster Spannung. Erst am 17. August drang die Nachricht in die Öffentlichkeit, dass der Orden aufgehoben sei. Um neun Uhr abends übergab Monsignore Macedonio dem Jesuitengeneral Ricci das Breve, das die Gesellschaft Jesu auflöste; aus Furcht vor Ausschreitungen fassten Polizisten vor allen Jesuiteninstituten Posto. Notare versiegelten Archive und Sakristeien, der Kardinal Corsini brachte den Jesuitengeneral in seinem eigenen Wagen in das englische Kollegium, wo Zimmer und Diener für ihn bereit waren. Andere Jesuiten mussten in ihren Zellen in Gesù verbleiben, bis ihnen von den Schneidern Kleider weltlicher Kleriker geliefert wurden.

Die von der Polizei getroffenen Vorbereitungen erwiesen sich als überflüssig, das Publikum nahm die Nachricht von der Aufhebung des Ordens ruhig und gleichgültig auf. Um Gesù gab es eine Massenansammlung, aber sie bestand nur aus Neugierigen.

Klemens XIV. atmete befreit auf; er wurde wieder heiterer und gesprächiger, begann Audienzen zu erteilen — eine Last war ihm vom Herzen gefallen. Er zeigte sich auf der Strasse, fuhr sogar nach Trastevere, und das Volk sparte nicht mit Kundgebungen der Sympathie und Ehrerbietung. Am 24. August 1773 schrieb der Kardinal de Bernis an den Fürsten d'Aiguillon, der Papst habe in eigener Person mehreren säkularisierten Jesuiten eine Beschäftigung angewiesen, verschiedene wurden als Lehrer und Sekretäre in aristokratischen Häusern untergebracht, er fügte hinzu, das den Orden aufhebende Breve werde allgemein „als Meisterwerk der Klugheit, Geschicklichkeit und Menschlichkeit“ angesehen.

In Paris, Madrid, Neapel und Wien wurde das Breve freudig begrüsst. Die fromme Kaiserin Maria Theresia schickte sogar einen be-

sonderen Kurier nach Rom und gratulierte dem Papst zum getroffenen Entschluss. In Lissabon wurden Feste und Illuminationen veranstaltet, und der Patriarch stimmte im Beisein des Königs ein Tedeum an.

Trotzdem versuchten die Jesuiten eine antipäpstliche Agitation in fast ganz Europa und wollten ein allgemeines Konzil gegen Klemens XIV. einberufen. Von der Kanzel bekämpfte den Papst in Frankreich der Jesuit Vrillier, in Köln Fuller, in Polen Luskin.

Trotz aller Agitation wurde das Breve „Dominus ac Redemptor" ruhig durchgeführt. In Polen wurden am 27. Oktober 1773 auf Antrag des Bischofs von Posen sämtliche bewegliche und unbewegliche Güter „des aufgehobenen Ordens" zur Verfügung des Königs gestellt, die Erziehung der Jugend in den Unterrichtsinstituten wurde im Einverständnis mit den Bischöfen den ehemaligen Ordensmitgliedern fürs erste belassen. Der apostolische Nunzius in Warschau und die Regierung waren jedoch darauf bedacht, dem Erziehungssystem in Polen schnellstens eine feste Grundlage zu geben; auf diese Weise entstand die Nationale Erziehungskommission, die sich sehr bewährt hat.

Beschützer fanden die Jesuiten nur in Friedrich II. von Preussen und in der Zarin Katharina. Diese Monarchen verboten die Veröffentlichung des päpstlichen Breve in ihren Staaten, sie hatten die Absicht, sich der Jesuiten zu bedienen, um die Assimilierung der neuen polnischen Untertanen in ihren Staaten schneller durchzuführen; Russland und Preussen bereiteten schon die zweite Teilung Polens vor und hofften, an den Jesuiten durch ihren Einfluss auf die heranwachsende Jugend und den Adel eine Stütze zu finden. So geschah es auch „offen und unzweideutig", wie Maciej Loret in seiner wertvollen Monographie: „Die katholische Kirche und Katharina II." (in polnischer Sprache) nachweist, „ergriffen die Jesuiten die Partei der neuen Regierung, ihnen folgte nicht nur der Klerus, sondern auch das gesamte Publikum, dessen Lehrer, Seelenhirten und Beichtväter sie waren". In ihren Kirchen in Weissrussland stimmten sie ein „Tedeum" anlässlich der ersten Teilung Polens an; sie haben zu den ersten gehört, die nach Petersburg gingen, um der Zarin den Treueid zu leisten, und haben den Namenstag der Zarin (24. November 1772) feierlich begangen. Aus dem gleichen Grunde hat Friedrich II. dem Orden „des bons pères Jésuites", wie er sie nannte, seinen Schutz angedeihen lassen. Ausserdem hat er noch mittelbar einen praktischen Zweck verfolgt, er konnte die Jesuiten nicht ohne

weiteres durch andere Kräfte an der Breslauer Universität ersetzen und wollte durch sie im preussischen Geist auf die Bevölkerung von Schlesien einwirken.

Nach den Sympathiebeweisen, die dem Papst von allen Seiten, abgesehen von Berlin und Petersburg, als Antwort auf das Breve geworden waren, beschloss er, am Tag von Mariä Verkündigung (25. März 1774) einen Dankgottesdienst in Santa Maria sopra Minerva abzuhalten. Der Sitte gemäss kam der Papst zu Pferde, von Kardinälen umgeben. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, als ein wolkenbruchähnlicher Regen losging; die meisten Kleriker ergriffen die Flucht, nur der Papst und einige Unentwegte setzten ihren Weg fort, begleitet von den jubelnden Zurufen des Volkes. Diese Unvorsichtigkeit hatte traurige Folgen. Die Arterienschmerzen, an denen Klemens XIV. litt, verschlimmerten sich, und der Papst sollte sich von dieser Erkältung nicht mehr erholen. Eine Zeit hindurch kämpfte er trotz seines Alters gegen die Krankheit. Der französische Gesandte, Kardinal de Bernis, der den Papst häufiger sah, berichtete seiner Regierung Ende Juni 1774, dass Klemens wieder seinen gewohnten Gesichtsausdruck habe, er sei heiter und habe die Berichte über sein Aussehen herzlich belacht. Am 24. August 1774 hatte de Bernis wieder eine Audienz beim Papst, er fand ihn mager und angegriffen, aber seine Stimmung und Lebhaftigkeit war unverändert, obgleich seine Feinde unablässig verkündeten, dass der Verfall seiner Geisteskräfte augensichtlich sei und es mit ihm zu Ende gehe.

Um diese Gerüchte zu zerstreuen, zeigte sich Klemens XIV. zweimal auf der Strasse, aber am 10. September bekam er starkes Fieber; er musste sich zu Bett legen und ist nicht mehr aufgestanden. Der damaligen Sitte gemäss haben die Ärzte ihn viermal zur Ader gelassen, dies hat das Fieber aber nur erhöht. Der Papst hatte furchtbare Magenschmerzen, verlor das Bewusstsein, magerte zum Skelett ab und verdächtigte seine ganze Umgebung, dass sie ihn vergiftet habe. Am 21. September nahm er im Beisein von Kardinälen und Generälen fast sämtlicher Orden die Sterbesakramente; er war ganz ruhig, bei vollem Bewusstsein und starb um acht Uhr morgens. Er war neunundsechzig Jahre alt und stand der Kirche seit fünf Jahren vor. In Santi Apostoli, der Franziskanerkirche, wurde er beigesetzt.

Am 28. September berichtete der Kardinal de Bernis seinem König: „Le genre de maladie du Pape et surtout les circonstances de la mort

font croire communément qu'elle n'a pas été naturelle." Allgemein hiess es, der Papst sei vergiftet worden, und die heftigen Magenschmerzen schienen dies Gerücht zu bestätigen.

Dieser Überzeugung war auch Klemens' XIV. Nachfolger, Pius VI.; er gab dem Kardinal de Bernis einigemal zu verstehen, er wisse wohl, auf welche Weise sein Vorgänger gestorben sei, und wolle sich nicht einem ähnlichen Tod aussetzen.

III.

Nach dem Tode des Papstes haben seine Feinde Freudenorgien veranstaltet und den Toten aufs gemeinste beschimpft. Während er noch auf dem Katafalk in der Peterskirche aufgebahrt war, wurden ordinäre Zettel verteilt, so dass der Kardinal de Bernis auf eigene Kosten eine Wache aufstellen liess, um die Leiche zu schützen. Von allen Seiten ergoss sich ein Strom von Schmähschriften, man verleumdete das Andenken des Papstes, nannte ihn einen Ketzer und Barbaren, machte ihm sogar zum Vorwurf, dass er nichts für seine Familie getan und sich vom Nepotismus freigehalten habe. Seine Anhänger unter den Kardinälen wurden mit Schmutz beworfen, und während des folgenden Konklave, in dem Braschi zum Papst gewählt wurde, wurde ein Pasquill in Form eines dreiaktigen Melodramas veröffentlicht: „Il conclave del 1774", das das gesamte Heilige Kollegium beschimpfte.

Die Anzeige dieses „Dramas", das angeblich von Metastasio geschrieben und von Niccolo Piccini in Musik gesetzt war, wurde nachts an allen Häusern angeklebt. Alle Kardinäle, die am Stück selbst oder am Ballett beteiligt waren, wurden namentlich aufgeführt. Die Polizei vernichtete die Anzeigen, aber das „Libretto", das die Mitglieder des Heiligen Kollegiums aufs boshafteste verspottete, ging von Hand zu Hand. Zuletzt liessen die Kardinäle alle Exemplare des Melodramas, deren sie habhaft werden konnten, konfiszieren und vom Henker auf dem „Campo de' Fiori" verbrennen.

Die Inquisition stellte den Verfasser des Pasquills fest, es war der Abate Gaetano Sertor, er wurde zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, aber Pius VI. milderte die Strafe in Verbannung aus dem Kirchenstaat. Der Kardinal Zelada, der am tiefsten verletzt worden war, hatte um Begnadigung des Pasquillanten gebeten.

Schlimmer als diese für den Augenblick geschriebenen Pasquille

war das Buch des Franzosen Crétineau Joly: „Clément XIV. et les Jésuites“. Auf Grund des angeblich authentischen Berichtes des Jesuiten Vincenzo Bolgeni, der im Archiv der Gesellschaft Jesu zu Rom gefunden worden war, schildert der Verfasser den Gemütszustand des Papstes, nachdem er die Bulle „Dominus ac Redemptor“ unterschrieben hat. Klemens sei infolge von Gewissensbissen über sein Tun wahnsinnig geworden, er fühle sich als Verdammter der Hölle, für den es keine Rettung mehr gebe, der Wahnsinn habe ihn zuletzt in den Tod getrieben.

Bolgenis Gift und Galle sprühender Bericht war eigentlich bis zum Jahre 1847 die einzige „Quelle“ über Klemens' XIV. letzte Augenblicke. Erst in jenem Jahre gab der Augustiner Theiner, der Berater der römischen Inquisition, Mitglied mehrerer Kongregationen und Vorsitzender des geheimen Archivs im Vatikan war, das wichtige Werk heraus: „Geschichte des Pontifikats Klemens' XIV.“. Unter Benutzung der Dokumente des Vatikans wurden Bolgenis und Jolys Lügen vernichtet und der Tod des Papstes wahrheitsgemäss geschildert.

VIERZEHNTES KAPITEL

DIE SAMMLER

I.

Das Interesse für die Antike war eine der charakteristischsten Erscheinungen des geistigen Lebens in Rom. Die Umgebung hat dazu angeregt, so gut wie die päpstliche Regierung, der jede moderne Wissenschaft, die weitere Ausblicke eröffnen konnte, verdächtig erschien. Zu den gefährlichen Dingen gehörten französische Philosophie, englische politische Ökonomie, Naturwissenschaften und selbst Ackerbaukunde, da sie Verwaltungsmissbräuche aufdecken und beweisen könnte, wie furchtbar das Land von der Apostolischen Kammer vernachlässigt worden war. Dichten und das Betreiben archäologischer Studien galten als die einzigen, ganz einwandfreien geistigen Beschäftigungen, das konnte niemand schaden, brachte der päpstlichen Hauptstadt sogar gewisse Vorteile und erhöhte ihren Glanz.

Die römische Gesellschaft hielt es für die vornehmste Aufgabe eines gebildeten Menschen, das Altertum zu erforschen, und man wurde rasch zu einer beliebten Persönlichkeit, wenn man als Kenner der Antike galt. Der Kardinal Braschi-Onesti, ein höflicher, liebenswürdiger Mensch, der niemand etwas Böses tat, aber zu ernster Arbeit vollkommen untauglich war, erfreute sich einer gewissen Berühmtheit, da er als tüchtiger Archäologe galt. Dabei sagte er nur ein paar eingelernte Phrasen über Kunst, rühmte sich seiner Kenntnisse vor Ungebildeten und vermied es geschickt, sich mit Gelehrten in tiefere Erörterungen einzulassen.

Einer der besten Kenner des Altertums in Italien war dagegen der Kardinal Alessandro Albani. Er wurde einige achtzig Jahre alt und hatte Zeit genug, um sich einen grossen Schatz von Wissen und Er-

fahrungen anzueignen, besonders da er seine Studien mit Leidenschaft betrieb und dieser Passion sein ganzes Vermögen geopfert hat.

Seit seiner Jugend hatte Alessandro eine Vorliebe für die Schätze der Antike, schon seit der Zeit, da Klemens XI. (Albani), sein Oheim, den päpstlichen Stuhl innehatte (1700—1721). Klemens, zum Teil angeregt durch die Rivalität mit der schwedischen Königin Christine, die in der Umgebung Roms auf ihre Kosten graben liess, fasste als erster den Plan, im Vatikan eine Sammlung antiker Inschriften anzulegen; so entstand das Museo lapidario. Dieser Plan wurde erst später, 1773, verwirklicht, aber unter Klemens XI. begann man in Rom zu empfinden, dass man die im Boden verborgenen Schätze nicht vergeuden dürfe und Museen begründen müsse, um den Glanz der päpstlichen Hauptstadt zu erhöhen.

Alessandro Albani, Orazios jüngster Sohn, war am 15. Oktober 1693 in Urbino geboren. Er war ein auffallend schönes, lebhaftes, erstaunlich begabtes Kind und wurde dank seiner blauen Augen, blonden Haare und geschmeidigen Bewegungen „divino putto“ genannt. Den zwölfjährigen unterwies ein älterer Freund in L'hombre, und schon am gleichen Abend wurde der Lehrer von seinem Schüler im Spiel besiegt.

Der Papst gab ihn in ein Priesterseminar in Rom, in der Hoffnung der Kirche einen bedeutenden Diener zu erziehen. Aber Alessandro floh mit seinem Bruder aus dem langweiligen Institut und kam zu Fuss nach Umbrien. Unterwegs holte ihn ein Bote des Papstes ein und überredete ihn zur Rückkehr; er versicherte ihm, dass der Heilige Vater ihn durchaus nicht zwingen wolle, Geistlicher zu werden, sondern ihm gestatten würde, in die Armee einzutreten. Alessandro wurde mit fünfzehn Jahren Dragoneroberst; als er jedoch begann, sich ruhig in der Welt umzusehen, kam er zur Überzeugung, dass man es im Kirchenstaat als Kleriker am weitesten bringen könne. Noch zu Lebzeiten des Papstes schlüpfte er im Jahre 1712 in den geistlichen Rock, und obgleich er das Leben in vollen Zügen zu geniessen pflegte und sich lieber in der Gesellschaft schöner Frauen als in der von Kardinälen bewegte, verstand er es, dem Papst zu gefallen. Um dem lustigen Leben des Neffen zu steuern, schickte ihn der Papst in einer aussergewöhnlichen Mission nach Wien. Diese kurze Verbannung war fruchtlos, Alessandro machte in Wien Schulden, wollte sich dort sogar verheiraten und auf den Purpur verzichten. Der Papst rief ihn zurück und soll sich über seine Seitensprünge so gegrämt haben, dass er bald darauf starb.

Auch nach dem Tode seines Beschützers gelang es Alessandro, eine Rolle in der römischen Gesellschaft zu spielen. Im Laufe der Jahre wurde er besonnener, Innozenz XIII. (1721—1724) ernannte ihn zum Kardinal, und Ehren und Pfründen fielen dem „Benjamin des Heiligen Kollegiums“ von selbst zu. Da er mit den Wiener Verhältnissen vertraut war, wurde er zum Protektor des Kaiserreichs ernannt, weigerte sich aber, die geistlichen Weihen zu nehmen, um sich wenigstens etwas von der Freiheit eines weltlichen Menschen zu retten. Er war daher nur Kardinal-Diakon der Collegiata Santa Maria in Via Lata.

In seiner Jugend hatte Alessandro einen grossen Pedanten zum Lehrer, Marc Antonio Sabatini, einen Kenner der Antike. Er war es, der als erster das Verständnis seines Schülers für die Kunst der Alten geweckt hat. Als Alessandro Kardinal wurde und grosse Einnahmen hatte, begann er antike Statuen aufzukaufen, machte Ausgrabungen in Tivoli, Cività Lavigna, Nettuno usw. und war auch mit Baron Stosch, dem bekannten Altertumsverständigen, von dem noch die Rede sein wird, befreundet. Albani hatte bald eine grosse Sammlung von römischen Kaiserbüsten — etwa siebzig Köpfe — und mehrere wertvolle Inschriften. Diese Schätze hat er in seinem Palast bei Quattro Fontane aufgespeichert und geriet dabei in Schulden, so dass er schon 1728 einen Teil der Sammlung dem Kurfürsten August in Dresden für 20 000 Skudi verkaufen musste; den Rest verkaufte er bald darauf an Papst Klemens XII., und dies wurde der Grundstock des Kapitolinischen Museums. Als Benedikt XIV. die Münzensammlung des Kardinals erwarb, stand der Palast bei Quattro Fontane ganz leer.

Das war Albani unerträglich; er stand zu sehr im Bann seiner Sammelleidenschaft. Er begann aufs neue zu sammeln und hatte bereits eine solche Kenntnis der antiken Kunst und einen so scharfen Blick für die richtigen Dinge, dass er als der berühmteste Altertumskenner der Welt galt. In der Hadrianvilla und in der neuen Villa d'Este in Tivoli hatte er geräubert, in Porto d'Anzio gegraben, bis nach Neapel, Marseille, Ephesus Jagd auf antike Statuen gemacht und die Kartäusernonnen in Rom veranlasst, den Lehmboden der Katakomben nach Reliquien zu durchforschen. Die Nonnen mussten die trockene Erde durchsieben, der Kardinal überliess ihnen alle zutage geförderten Gebeine und beanspruchte nur sämtliche Marmorüberreste, da er Meister darin war, zerbrochene Marmorinschriften oder Skulpturen wieder zusammenzustellen. Es heisst sogar, dass er als erster auf den Einfall kam,

antike Statuen zu restaurieren; das stimmt jedoch nicht, da schon Kardinal Scipio Borghese den jungen Bernini für Wiederherstellungen dieser Art benützte.

Albanis Sammlungen wuchsen abermals so schnell, dass sie nicht mehr im Palast untergebracht werden konnten. Sein Berater und der Antiquar des Hauses war der Prälat Baldani, der als der gelehrteste Mann in Rom galt, später war auch Winckelmann bei Albani besonders gut angeschrieben. Der berühmte deutsche Gelehrte, der nach mehre-Misserfolgen in seiner Heimat, wo man ihn nicht zu schätzen wusste, nach Rom übergesiedelt war, hatte bald europäischen Ruf. Er war ein vorzüglicher Kenner der griechischen Sprache, was unter den damaligen Gelehrten nicht häufig der Fall war, in Rom konnte nur Monsignore Giacomelli die gleiche Ehre für sich in Anspruch nehmen. Winckelmann war bald eine grosse Autorität in Fragen antiker Kunst und wurde der gern und häufig gesehene Gast im Hause des Kardinals. Gelegentlich kam Winckelmann schon zu sehr früher Morgenstunde, setzte sich an das Bett des Kardinals, und die beiden Archäologen unterhielten sich über neue Funde und weitere Ausgrabungen.

Damals, um 1756, fasste Albani den Plan, eine Barockvilla im Garten vor der Porta Salaria zu errichten, um seine antiken Statuen dort würdig aufzustellen. Der Plan wurde so schnell in Tat umgesetzt, dass die Villa bereits in den ersten Monaten des Jahres 1758 fertig war. Sie gehört heute den Torlonia und birgt kostbare Schätze.

Wieder war das Geld knapp, 1762 musste der Kardinal seine Gemälde und Zeichnungen dem Papst verkaufen, er schlug sie zum günstigen Preis von 14000 Skudi los und behielt seine Plastik.

Neben dieser Vorliebe für die Antike hatte Albani eine andere, nicht minder kostspielige Schwäche; bis in sein spätes Alter konnte er sich weiblichen Reizen nicht verschliessen. Die letzte schöne Frau, zu der er in einem intimen Verhältnis stand, scheint die Marquise Checca Cheruffini gewesen zu sein. Albani verbrachte stets die Abende in ihrem Hause und nahm gelegentlich auch Winckelmann mit, wenn von gelehrten Dingen die Rede war. Unter dem Einfluss des Kardinals hatte die Cheruffini Gemmen zu sammeln begonnen, und Albani musste wohl oder übel zur Vergrösserung dieser Sammlung beitragen. Als der Kardinal in vorgerücktem Alter die Marquise nicht mehr am Abend besuchen konnte, kam Checca zu einer Partie „Minchiatti" zu ihm. Einmal wöchentlich wurde bei ihr im Hause musiziert; die ältere Tochter

hatte eine schöne Stimme; die jüngere, musikalisch unbegabt, hatte die Lebhaftigkeit und die feurigen Augen der Mutter geerbt. Albanis Verhältnis zur Marquise war stadtbekannt, die Römer nannten ihn Kardinal „tituli divae Cheruffinae".

Der Altersunterschied zwischen dem Kardinal und der sehr viel jüngeren Marquise musste durch Gold und Diamanten ausgeglichen werden. Sie war in dieser Beziehung so anspruchsvoll, dass der Augenblick kam, wo dem Kardinal der abermalige Verkauf seiner Sammlung drohte. Sein Vertrauter und Hausmarschall, den Albani scherzhaft Marc Agrippa nannte, damit er mit seinem italienischen Namen nicht aus dem antiken Milieu herausfalle, wusste darum.

„Mir droht völliger Ruin," beklagte sich der Kardinal bei Agrippa, „mein Geld ist ausgegangen."

„Ich will es Ihrer Eminenz sofort schaffen," gab der Hausmarschall beflissen zur Antwort.

„Willst du eine Anleihe aufnehmen?"

„Nein, ein einziger Bajokko genügt, um die Finanzen Ihrer Eminenz zu regeln."

„Du bist wohl nicht bei Sinnen?"

„Vollständig; für einen Bajokko will ich Pech kaufen und den Palazzo Cheruffini anstecken, und wenn alle Bewohner dieses unglücklichen Hauses untergehen werden, wird Ihre Eminenz die ungeheuren Summen sparen, die dort verschlungen werden."

Der Kardinal liess das Haus seiner Freundin zwar nicht anstecken, scheint aber seitdem seine Schatulle nicht ganz so bereitwillig geöffnet zu haben.

Die Freundinnen des Kardinals pflegten seinem Beispiel zu folgen und sich gleichfalls zu Sammlerinnen heranzubilden, es war dies nicht allein bei der Marquise Cheruffini der Fall, auch eine frühere Freundin des Kardinals, die Marquise Anna Grimaldi aus Bologna, sammelte Kameen und Münzen. Die Grimaldi teilte auch die Vorliebe des Kardinals für Theater und Musik. Als im Jahre 1739 die lateinische Tragödie „Sanherib" im Collegio Germanico aufgeführt wurde und Frauen der Zutritt zur Aufführung verboten war, verabredete die Marquise sich mit zwei Freundinnen, und sie schmuggelten sich in Männerkleidern in den Saal. Sie selbst trug die Ritteruniform des polnischen Stanislaus-Ordens, die ihr Orazio Albani mit Wissen des Kardinals geliehen hatte.

Der liebenswürdige, gegen seine Umgebung sehr höfliche Kardinal verstand es gut mit Menschen umzugehen und erfreute sich einer grossen Popularität in Rom. Neben gründlichen kunsthistorischen Kenntnissen und einem ausserordentlich scharfen Blick für den Wert antiker Kunstwerke, verstand er es auch, die schwierigsten wissenschaftlichen und politischen Fragen schnell zu durchschauen. Man erzählte, er sei nach acht Gesprächen mit Montesquieu so tief in seine Betrachtungsweise eingedrungen, als wenn er seine Werke gründlichst durchgearbeitet hätte. Sein Gedächtnis liess ihn nie im Stich.

Die Sammelpassion und die Marquise Cheruffini waren der Grund, dass der Kardinal in späteren Jahren als geizig verschrien war. Bei der Kaiserin Maria Theresia war er nicht gut angeschrieben, da er bei jeder Gelegenheit mit grosser Zähigkeit materielle Vorteile für sich ergattern wollte, trotzdem vernachlässigte er als Protektor des Kaiserreichs österreichische Interessen. Als man im Jahre 1765 in Rom erfuhr, dass die kaiserliche Familie im Begriffe war, sich nach Innsbruck zur Vermählung des Erzherzogs Leopold zu begeben, und Albani in Wien anfragte, ob er hinkommen solle, musste Kaunitz auf Maria Theresias Veranlassung absagen, da sie die Anwesenheit des Kardinals während der Festlichkeiten als „eine grausame Seccatura“ empfand.

Albani verlor in seinen letzten Lebensjahren sein Augenlicht, vermutlich infolge zu häufigen Zur-Ader-Lassens in seiner Jugend, aber seine Übung im Erkennen von Gemmen und geschnittenen Steinen war so gross, dass er durch Abtasten der Dinge den Zeitpunkt ihres Entstehens und ihren ungefähren Wert bestimmen konnte.

Im Jahre 1779 starb der Kardinal, er war siebenundachtzig Jahre alt geworden.

Der Altersgenosse des Kardinals war der Baron Philipp Stosch (1691 bis 1757), der gleichfalls eine wichtige Rolle unter den römischen Archäologen gespielt hat, trotzdem er eine etwas seltsame, nicht ganz einwandfreie Persönlichkeit war. Ganz Rom kannte den langen, dünnen Baron, der stets sehr seltsam angezogen und dafür bekannt war, dass er als erster in der Ewigen Stadt mit einem Monokel einherging, was dem Publikum grossen Spass machte. Stosch war der Sohn eines deutschen Arztes aus Küstrin, seinen Adelstitel trug er mit Unrecht, hatte sich aber vorzüglich in die Rolle eines preussischen Aristokraten hineingefunden und verstand es, durch seine Seltsamkeiten immer wieder die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. In seiner Wohnung

am Palazzo Borghese flogen Eulen frei umher, und er behauptete, dass diese Nachtvögel ihn in melancholischen Augenblicken erheiterten. Einmal ging seine Sucht, um jeden Preis originell zu sein, so weit, dass er in seiner Wohnung ein gezähmtes junges Wildschwein frei herumlaufen liess, aber seine Gäste protestierten gegen diesen Eindringling. Es sah bei ihm aus wie bei einem Zauberkünstler: Retorten und Tiegel, deren Zweck niemand erraten konnte, alte Bücher, Marmorfragmente und allerlei Gerümpel standen umher. Er verkehrte mit Diplomaten, Künstlern, Archäologen, und trotzdem man ihn für einen Atheisten hielt, war er bei den Kardinälen gut angeschrieben. Mit grossem Geschick verstand er es, die Leichtgläubigen auszubeuten und ihnen Antiquitäten abzuluchsen. Der eigentliche Zweck seines Aufenthalts in Italien war, zu beobachten, ob die Stuart, Jakob II. und seine Anhänger, eine Verschwörung gegen die neue Dynastie planten, für diese Spionagedienste bezog er einen festen Sold von der englischen Regierung. Mehr als die Stuart interessierten ihn Gemmen und antike Münzen, er kaufte. was er finden konnte, und da es ihm an den erforderlichen Geldmitteln fehlte, liess er antike Steine fälschen und verkaufte sie skrupellos als echt. Er gründete eine förmliche Gemmenfabrik, und die berühmtesten Steinschneider „maestri in gliptica" in Italien, Deutschland und Paris, wie die beiden Costanzi, Flavio Sirleti, Giovanni Pichler und Netter, haben nach seinen Angaben gearbeitet. Er war übrigens sehr gebildet und belesen.

Neben Gemmen wurden griechische Vasen und herkulanische Fresken am meisten gefälscht. Der Venezianer Pietro Fondi trieb einen schwunghaften Vasenhandel, während zwei Genuesen, denen der Goldschmied Gropalessi half, sich auf das Fälschen antiker Fresken geworfen hatten und ganze Wagenladungen nach Frankreich exportierten. Auch der Maler Guerra (gestorben 1761) war als Fälscher wohl bekannt.

Der Maler Leo Ghezzi, den man den römischen Hogarth genannt hat, hat Stosch im Jahre 1728 als Vorsitzenden einer Münzenauktion gezeichnet. Händler, Gelehrte und Dichter auf der einen Seite, ihnen gegenüber sitzt Stosch in einem grossen Fauteuil, über ihm die getreue Eule. Darunter die Inschrift: „Congresso de' migliori antiquari di Roma". Ghezzi hat auch ein Porträt von Stosch mit der boshaften Inschrift gemacht: „Veramente Barone, anci Baronissimo". Stosch' Freunde scheinen also nicht ganz an seinen Adel geglaubt zu haben.

In der Nacht des 21. Januar 1731 überfielen Unbekannte Stosch auf der Strasse und befahlen ihm unter Todesstrafe, Rom auf der Stelle zu verlassen. Stosch waren die Gründe dieser Drohung wohl nicht unbekannt, er übersiedelte sofort nach Florenz und starb dort im Jahre 1757. Er hinterliess ein nicht unbedeutendes Vermögen und eine Gemmen- und Münzensammlung, die die preussische Regierung für 30000 Skudi erworben hat.

II.

Auch der Engländer Thomas Jenkins, der nach Rom gekommen war, um sich in der Malerei auszubilden, war eine interessante Erscheinung unter den dortigen Archäologen. In der Malerei hat er es nicht sehr weit gebracht, sich dagegen viel Erfahrung in bezug auf alte Kunst angeeignet; er war ein vorzüglicher Kenner alter Bilder, Statuen, Medaillen und Kameen; seine grosse Belesenheit in der antiken Literatur und seine Zeichenkunst kamen ihm dabei sehr zu statten. Er wurde eine Autorität im Abschätzen antiker Überreste; mit grossem Geschick verstand er Trümmer zusammenzupassen, und der Kardinal Albani und Winckelmann holten stets seinen Rat ein, wenn es sich darum handelte, ein Relief oder ein Ornament auf einem römischen Sarkophag zu erklären.

Jenkins war praktisch genug um seine Kenntnisse auch materiell zu verwerten; er begann mit antiken Kunstwerken Handel zu treiben und begründete später ein Wechselgeschäft, in dem er auch Banksachen erledigte. An guten alten Stücken hing er jedoch leidenschaftlich und trauerte jedem bedeutenden Gegenstand seiner Sammlung, den er veräusserte, ehrlich nach. Er erzählte dem Käufer die Geschichte des erworbenen Gegenstandes, machte ihn auf alle geheimen Schönheiten aufmerksam und war fast bis zu Tränen gerührt, wenn der Augenblick der Trennung kam. Wenn er sich von einer Statue oder Kamee trennte, bat er den Käufer, sich jedenfalls wieder an ihn zu wenden, wenn er die Absicht hätte, sich des erworbenen Kunstwerkes zu entäussern, da er stets bereit sei, es zum gleichen Betrag zurückzunehmen. Und das war durchaus keine Redensart, häufig genug kaufte er verkaufte Gegenstände zurück; wenn er seinen Schatz wiederhatte, war er so glücklich, dass er den Verkäufer zu Tisch einlud, um ihm seine Dankbarkeit zu beweisen.

Auf dem Handel mit Antiquitäten hat sich der Reichtum einiger Kaufleute aufgebaut, namentlich jener, die Beziehungen zu nordischen Höfen hatten. Dazu gehörte Ercole Aldovrandi, der in seiner Jugend in einem Antiquitätenladen angestellt war und später eine gewisse Meisterschaft darin erlangt hat, alte Kunstwerke abzuschätzen und Skulpturen und Kameen zu fälschen. Mit dem bescheidenen Kapital von 600 Talern, die ihm nach dem Tode seines Vaters zugefallen waren, und seinem stolz klingenden aristokratischen Namen ging er im Jahre 1731 als 23jähriger in den Norden und nahm einen kleinen Vorrat antiker Werke mit. Er war mehrere Jahre in Wien, Dresden, Braunschweig, Hamburg, Trier und in verschiedenen anderen deutschen Städten und trieb überall Handel mit alten Kunstwerken. Jenen, die nichts davon verstanden, verkaufte er Fälschungen, für reiche deutsche Fürsten liess er antike Statuen und Bilder, die einen effektiven Wert hatten, aus Rom kommen. Auf diese Weise brachte er es mit der Zeit zu einem bedeutenden Vermögen und ging nach Rom zurück, um die Früchte seiner Arbeit und Schlauheit zu geniessen. Er erwarb einen schönen Palast, heiratete eine junge Römerin und trieb seinen Handel weiter, trotzdem man sein Jahreseinkommen auf 50000 Lire schätzte. Er wurde sehr alt und muss ein amüsanter Typ des Parvenüs gewesen sein; Goldoni hat ihn in einem seiner Lustspiele karrikiert.

Im römischen Handel kursierten zahlreiche Fälschungen, die Römer hatten es in dieser Kunst zu einer gewissen Meisterschaft gebracht. Es waren nicht die Händler allein, sondern selbst Sammler und Mäzene, die gelegentlich Statuen oder Kameen fälschen liessen. Der Kardinal Albani beschäftigte einen solchen „Künstler“, der ihm beim Restaurieren echter Antiken sehr nützlich war. Es war Bartolommeo Cavaceppi, „celebre ristauratore“; zu einer aufgefundenen Hand oder zum Fuss einer antiken Statue erfand er die ganze Gestalt und führte selbst gewiegte Kenner aufs Glatteis.

Bis auf den heutigen Tag befinden sich in den bedeutendsten europäischen Museen Statuen nnd namentlich Steine, die aus den Ateliers damaliger römischer Künstler stammen.

Fremden gegenüber bedienten sich die Händler der gleichen Kniffe, die auch heute noch im Schwung sind. Unter Pius VI. kam Graf Fries aus Wien nach Rom, um die Kunstschätze der Stadt zu bewundern und Kunstwerke aufzukaufen. Er hielt sich für einen grossen Kenner und war sehr eitel. Die Händler erkannten sofort, dass ihnen ein neues



JACQUES LOUIS DAVID
Bildnis des Grafen Stanislaus Potocki
Wilanow

Opfer sicher sei, sie priesen seine Kennerschaft und grosse Belesenheit, und als sie sahen, dass dies Lob ihm schmeichelte, begannen sie ihn auf Bilder, Büsten, Kameen und Medaillen aufmerksam zu machen, die sich im Besitz eines Marquis befanden. Infolge sehr verwickelter Geschäfte brauche der Besitzer zwar Bargeld, hänge aber so sehr an seinen Schätzen, dass es nicht leicht sein würde, ihn zu veranlassen, sich von dem einen oder anderen Stück zu trennen. Doch gelte es einen Versuch. Unter Aufgebot von sehr viel Mühe und mit Inanspruchnahme zahlreicher Empfehlungen gelang es dem Wiener endlich, Zutritt zum Palast des Marquis zu bekommen, um die Sammlung in Augenschein zu nehmen. Natürlich war er begeistert, nach vieler Mühe und langem Handeln kaufte er eine ganze Menge zusammen und brachte an Stelle von Originalen Kopien, gefälschte Medaillen und anderes altes Gerümpel nach Hause. Alle Archäologen Roms freuten sich, dass der Wiener so reingefallen war. Auch Pichler machte sich Fries' Anwesenheit zunutze und verkaufte ihm eine Kamee mit einer Luna für einen sehr hohen Preis. Fries verlangte eine Bestätigung, dass die Kamee tatsächlich alt sei, Pichler stellte das Dokument, ohne zu zögern, aus, wusste es aber sehr geschickt abzufassen.

Im Jahre 1741 führten die Mönche von San Bartolommeo all' Isola in ihrem Refektorium ein sehr amüsantes Stück auf und verspotteten die Betrügereien römischer Kunsthändler. Das Stück hatte grossen Erfolg und ganz Rom kam zu den Aufführungen.

In bestimmten Cafés trafen sich Liebhaber und Händler regelmässig, dort konnte man seltsamen Typen begegnen. Hagere Geistliche mit gelbem Gesicht und brennenden Augen in schäbigen Kleidern träumten ihr ganzes Leben davon, auf welche Weise sie einer seltenen Kamee oder gar einer kostbaren Statue habhaft werden könnten, um sie einem reichen Fremden zu verkaufen. All ihre Hoffnungen beruhten auf dieser phantastischen Vorstellung. War es ihnen gelungen, einen alten Kopf aufzutreiben, so brachten sie ihn sorgfältig eingewickelt wie einen kostbaren Schatz ins Café, gaben ihm einen grossartig klingenden Namen und zeigten ihn den Kennern. Im Beisein eines nordischen Reisenden entbrannte unter den Antiquaren ein leidenschaftlicher Streit, ob ein eben ausgegrabener Marmorkopf ein Porträt von Cajus oder Tiberius Gracchus sei, während gar kein Anzeichen dagegen sprach, dass ein beliebiger friedlicher römischer Bürger dargestellt sei.

In Privathäusern bei den sogenannten „Conversazioni“ war zumeist

von alten Kunstwerken die Rede. Der berühmteste Salon unter Pius VI. war der der Signora Maria Pezzelli, den auch Goethe besucht hat. Gorani, der Verfasser bekannter Tagebücher, fand es dort sehr langweilig. Die Pezzelli, eine begabte Frau, war von Pedanten erzogen worden und nicht klug genug, um einzusehen, dass es viel leichter sei, Unwissenheit zu ertragen als ein geschmackloses, anmassendes Prunken mit seiner Gelehrsamkeit. Aus dem Studium antiker Sprachen, in denen sie sehr bewandert war, hatte sie sich nichts als Arroganz und ein steifes Benehmen geholt.

Der Sitte gemäss liess Signora Maria sich in der Mitte des Salons nieder, um sie gruppierten sich die Gäste im Halbkreis. Die Frau des Hauses war aufgeblasen wie ein Pfau, und die anwesenden Gelehrten waren von der Wichtigkeit der Zusammenkunft erfüllt, die „Methode“ schwebte gewissermassen als Göttin der Stunde in der Luft, über jeden Gegenstand verhandelte man lange auf die langweiligste und quälendste Art. Einmal unterhielt man sich fast einen ganzen Abend über eine vom Fürsten Braschi-Onesti erworbene Kamee. Technische Ausdrücke schwirrten durch die Luft; Homer, Sophokles, Euripides, Demosthenes, Äschylus und viele andere wurden zitiert.

Zuletzt waren selbst die Gelehrten der eigenen Gelehrsamkeit müde und gingen zu einem moderneren Gesprächsstoff, zu amerikanischen Verhältnissen über. Verächtlich sprachen sie über die Vereinigten Staaten und beklagten sich über die neue philosophische Strömung, die mit der päpstlichen Politik nicht übereinstimmte. Das Gespräch sprang zu Protestanten und Kalvinisten über, zuletzt unterhielt man sich über Genf und machte der Stadt einen Mangel an Kultur zum Vorwurf, da ihre Einwohner keine römischen Antiken kauften.

Gorani machte die Beobachtung, dass die römischen Gelehrten genau wissen oder zum mindesten zu wissen glauben, wo Hannibal seine Zelte aufgeschlagen, wo er ein Auge verloren habe, wo die Gracchen getötet worden seien, die Lage der Tribüne auf dem Forum hätten sie erforscht, Ciceros Hand- und Kopfbewegungen während der Rede „Pro lege Manilia“ seien ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen, kurz, sie wissen alles, nur die selbstverständlichsten Dinge, über die jeder gebildeter Mensch orientiert sei, seien ihnen unbekannt.

Die Regierung hat ihre Macht dazu gebraucht, um zu fördern, was dem Fortschritt der Kultur hinderlich war.

III.

Ein leidenschaftlicher Sammler war Fürst Stanislaus Poniatowski, der Neffe des Königs. Stanislaus August hatte sich seiner warm angenommen, ihn in Cambridge studieren und in Italien reisen lassen, und es hatte dem jungen Menschen im Süden so gut gefallen, dass er sich nach mehreren Enttäuschungen, die er in seinem Vaterland erlitten hatte, dauernd in Rom niederliess.

Stanislaus August hätte ihm gern die Nachfolge nach seinem Tode gesichert, aber die Zarin Katharina widersetzte sich dem, trotzdem Poniatowski bei ihr gut angeschrieben war und sie ihn mit der Grossfürstin Alexandra verheiraten wollte. Bezeichnend für die Vorliebe, deren sich die Antike damals erfreute, ist der Plan der Zarin, mit Stanislaus' Hilfe Homer in griechischer und russischer Sprache mit Abbildungen nach den besten griechischen Kameen herauszugeben. Bei einer Hoftafel in Petersburg, zu der auch Poniatowski eingeladen war, war dieser Plan ausgeheckt worden. Der Tod der Zarin machte diesem Projekt ein vorzeitiges Ende.

Eine Zeit hindurch galt Fürst Stanislaus als der vermögendste Fürst in Europa, und seine Obligationen hatten auf der Börse zu Amsterdam einen besseren Kurs als die Wechsel vieler gekrönten Häupter. Nach der ersten Teilung Polens verkaufte der Fürst jedoch seinen ungeheuren Landbesitz in Wolhynien und in der Ukraina für den sehr niedrigen Preis von einer Million Zechinen. Er hat diesen Schritt nicht bedauert, da er sich dadurch, wie er in seinem interessanten Tagebuch notiert, Freiheit und Ruhe erkauft hat. Von seinem grossen Vermögen war ihm noch genug übriggeblieben, um seinen künstlerischen und wissenschaftlichen Passionen leben zu können. Sehr gebildet, verstand er zu sammeln und hat unter den Liebhabern archäologischer Studien in Italien eine geachtete Stellung eingenommen. In der römischen Gesellschaft war er beliebt, man sah ihn häufig im Salon der Gräfin von Albany; seine Leidenschaft für die Antike fand ein Echo bei einigen gelehrten Freunden, zu denen Johan David Akerblad, der schwedische Archäologe, gehörte, und Jean Baptiste d'Agincourt, der französische Archäologe und Numismatiker, der seit 1778 dauernd in Rom, mit dem Studium römischer Altertümer beschäftigt, lebte. Nach mehrjährigem Studium gab er eine sehr umfangreiche Geschichte der Kunst, mit

vielen Abbildungen versehen, in französischer Sprache heraus. Madame Vigée-Lebrun nannte ihn in ihren Tagebüchern einen Kunstenthusiasten. D'Agincourt hat Poniatowski seine ganze Bibliothek vermacht.

Der Fürst besass eine schön gelegene Villa an der Via Flaminia und einen Palast in der Via della Croce, der aber während eines Erdbebens im Jahre 1811 sehr beschädigt wurde. Im Beginn des XIX. Jahrhunderts liess er sich eine grosse Villa in Albano bauen, um seine Sammlungen dort unterzubringen. In vorgerückten Jahren verheiratete er sich mit einer Spanierin; er hatte drei Söhne und eine Tochter mit ihr und übersiedelte nach Florenz. 1826 verkaufte er den kostbarsten Teil seiner Sammlung: geschnittene Steine, Gemmen und Kameen an den Engländer M. Sykes. Es waren 2601 Nummern, darunter sehr kostbare echte Stücke sowie einige Kopien alter Steine. Zwei grosse Medaillons mit Motiven aus der Ilias und Odyssee waren schöne Arbeiten aus dem XVIII. Jahrhundert. Der grosse beschreibende Katalog der Gemmen und Steine, den der Fürst herausgegeben hat, ist nicht unbedingt zuverlässig*).

Der Fürst besass auch mehrere Gemälde, Elfenbeinplastik und andere Kostbarkeiten, die nach seinem Tode in alle Winde zerstreut wurden.

Für die beiden ältesten Söhne, die den Titel römischer Fürsten hatten, begründete er die Pfründe des Stefanordens. Der jüngere, Josef, war ein bekannter und geschätzter Opernkomponist; er hatte eine so schöne Stimme, dass er trotz der hohen Stellung, die er in der französischen und italienischen Gesellschaft einnahm, einigemal mit seiner Schwester, der Fürstin Elisa, öffentlich in Livorno aufgetreten ist in „Lucrezia Borgia" (1844) und in Rossinis „Othello" in Bologna. 1860 übernahm er die Leitung der italienischen Oper in Paris; in der von ihm komponierten, seinerzeit berühmten Oper „Gennina" ist Adelina Patti 1872 in London im Covent Garden aufgetreten.

Die Fürstin Elisa hat Ricci geheiratet und war die Mutter der berühmten Gräfin Walewska.

Stanislaus starb im Jahre 1833 in Florenz. Angelika Kauffmann hat ein vorzügliches Bild nach ihm gemalt.

*) Catalogue des pierres gravées antiques de S. A. le prince Stanislas Poniatowski. In 4°, S. XXIV und 135, Florenz, Piatti.

IV.

Eine grosse Anzahl römischer Bibliotheken entstand im XVIII. Jahrhundert oder wurde zum mindesten sehr erweitert. Die Zollbeamten an der Porta del popolo konfiszierten, wenn sie das Gepäck der Reisenden durchsahen, nur neue französische Bücher, namentlich die Schriften des Atheisten Voltaire; verstaubten Lederbänden gestatteten sie ruhig den Einzug in die Stadt. Der Handel mit alten Büchern nahm einen immer grösseren Umfang an, besonders da unter jenen, die alte Schmöker kauften, mehrere bekannte Kardinäle waren.

Der bedeutendste und originellste unter ihnen war der Kardinal Domenico Passionei, den die Römer infolge seiner despotischen Veranlagung Kardinal Scanderbegi und selbst Pascha di Fossombrone nannten; Passionei war nämlich an jenem Orte 1682 geboren. Er galt als sehr gelehrt, beherrschte mehrere fremde Sprachen, und da Klemens XI. ihn als Nunzius nach Holland, in die Schweiz und nach Wien geschickt hatte, hatte Passionei einen klareren Begriff von Welt und Menschen als jene Kardinäle, die Roms Mauern nur verliessen, um einen Ausflug in die Campagna zu machen. Voltaire hielt Passionei für einen der begabtesten unter den Kardinälen und bedauerte nur, dass er anfange, alt zu werden. Er schrieb an einen Freund des Kardinals: „Je serais fort aise, avant que nous partions lui et moi de ce sot monde, qu'il sut combien je le respecte." Voltaires Sympathie hat dem Ansehen des Kirchenfürsten in Rom nicht geschadet, er hatte grosse Verdienste, durfte sich rühmen, den Herzog von Württemberg zum Katholizismus bekehrt zu haben; auch als Mann von tadellosen Sitten wurde er überall geachtet.

Casanova schildert den Kardinal als einen eitlen, schwatzhaften Sonderling. Als er ihn nach seiner Flucht aus dem venezianischen Gefängnis zum erstenmal aufsuchte, fand er ihn in einem grossen Zimmer, in dem es keinen anderen Stuhl gab als den, auf dem der Kardinal sass. Die Audienz währte kurz, aber lang genug, damit Passionei dem Abenteurer anvertraute, er, der Kardinal, sei beim Papst schlecht angeschrieben.

Bei einem zweiten Besuch bat Passionei Casanova, ihm die Geschichte seiner Flucht zu erzählen. Wieder gab es nur den einen bewussten Stuhl.

„Wo darf ich sitzen, Eminenz?" fragte Casanova. „Auf dem Fussboden?"

Der Kardinal klingelte, ein Diener brachte ein Taburett. Aber das Taburett war unbequem. Casanova beeilte sich mit seiner Schilderung. Der Kardinal war unzufrieden und bemerkte, der Venezianer sei kein guter Erzähler.

„Ja, auf einem Taburett!"

„Ach, du bist für Bequemlichkeit."

Um Casanova zu versöhnen, schenkte Passionei ihm die Grabrede, die er zu Ehren des Fürsten Eugen gehalten hatte, und rühmte sich, sie sei in gutem Latein geschrieben.

Casanova schickte dem Kardinal, um ihm seine Erkenntlichkeit zu zeigen, eine schöne Pandekten-Ausgabe, die er in der Schweiz erworben hatte. Bei einer Audienz im Vatikan fragte ihn der Papst, ob Passionei das Geschenk angenommen habe.

„Es scheint so."

„Wenn ja, so wird er Winckelmann schicken, damit er dir das Buch bezahle."

„Ich bin kein Händler und lasse mich nicht bezahlen."

„Dann wird der Kardinal dir die Pandekten zurückschicken."

„Dann soll er auch seine Grabrede wiederhaben."

Der Papst lachte, der Kardinal schien bei ihm nicht gut angeschrieben zu sein. Am nächsten Tage kam Winckelmann tatsächlich im Auftrag des Kardinals, um den Kodex zu bezahlen. Der Abenteurer weigerte sich, Geld anzunehmen, und bot das Buch der vatikanischen Bibliothek an.

Der Papst verlieh Casanova das Ordenskreuz zum goldenen Sporn; der Abenteurer war sehr stolz darauf, aber als er diese Auszeichnung später in Warschau anlegte, riet ihm Fürst Czartoryski, sie einzustecken, denn: „c'est une drogue que n'osent plus porter que les charlatans", und als solcher wollte Casanova nicht gelten.

Passionei war ein ausgesprochener Feind der Jesuiten. Der Kammerdiener des Kardinals, der auch ein halber Bibliomane war, legte jeden Morgen die neu eingelaufenen Bücher zurecht, damit die Eminenz sie gleich nach dem Frühstück durchsehen könne. Wenn der Kardinal neben dem Namen des Verfassers die Buchstaben S. J. (Societatis Jesu) fand, warf er das Buch unfehlbar zum Fenster hinaus. Benedikt XIV. wusste darum und wollte sich einen Scherz mit dem Kardinal machen. Die Fenster von Passioneis Bibliothek lagen den päpstlichen Gemächern gegenüber; der Papst liess dem Kardinal das Jesuitenwerk „Medulla

theologica" heimlich auf seinen Tisch legen, und versteckte sich in einem Zimmer hinter dem Fenster, da er wusste, um welche Zeit Passionei in seine Bibliothek kam. Als der Kardinal die unheilverkündenden Buchstaben S. J. sah, packte er das Buch mit beiden Händen und warf es zornig in den Hof. Der Scherz war gelungen.

Am glücklichsten war Passionei in seiner Villa neben dem Kamaldulenser-Kloster in Frascati, die er für lustige, Mönche, eingerichtet hatte. Ebenso wie in Camaldoli standen verstreute Pavillons in schattigen Hainen; sie waren für Gäste bestimmt, die zu längerem Aufenthalt eingeladen wurden, aber die Statuen antiker Götter und griechische und lateinische Inschriften beweisen, dass die antike Welt dort lebendiger war als die Gegenwart. Der Kardinal bewohnte die umfangreichste Hauptvilla, die auch ein gemeinsames Konversationszimmer enthielt, und liess sich Prior nennen. Auf der Tür jedes Gartenhauses stand der Name des Gastes, der es zur Zeit bewohnte.

In dieser Kolonie herrschte, wie um den Neid der benachbarten Kamaldulenser zu erwecken, vollste Freiheit; der Kardinal-Prior trug den ganzen Tag einen geblümten Schlafrock und einen grossen Strohhut, und die Gäste, die zumeist Gelehrte waren, liefen in bequemen Röcken und Pantoffeln herum. Zu Tisch durfte man sich nicht umziehen, Zwanglosigkeit galt als höchste Regel. Bevor ein neuer Gast kam, liess der Kardinal abstimmen, ob man ihn in die Gesellschaft aufnehmen könne, und der Neuhinzugekommene wurde mit einer komischen Festrede in Versen begrüsst.

Zu den häufigen Gästen in Camaldoli und zu Passioneis besten Freunden gehörte der Kanzelredner Paolo Maria Pacciandi, der die Passion des Kardinals für seltene Bücher und seinen Hass gegen die Jesuiten teilte. Beide sammelten alle Satiren und Karikaturen auf den verhassten Orden, und Passionei rühmte sich, dass ihm kein einziges Pasquill fehle. Sie gingen so weit, dass sie sich über die Vertreibung der Jesuiten aus Portugal vor Freude nicht zu fassen wussten.

Zur Begrüssung der berühmten Madame du Boccage in Frascati, legte die ganze Kolonie festliche Gewänder an. Der Kardinal hatte eine ausgesprochene Vorliebe für die witzige Französin, er zeigte ihr Roms Sehenswürdigkeiten und nannte sich ihren „chevalier". Ihr zu Ehren veranstaltete er ein Fest in der vatikanischen Bibliothek, ging mit ihr über den Petersplatz und amüsierte sich, als es in Rom hiess, er sei in die schöne Französin verliebt. Auch Benedikt XIV. wollte die Pariserin

kennen lernen, bei Santa Maria Maggiore wurde eine Begegnung veranstaltet. Um die Eifersucht des Kardinals zu wecken, rühmte sich der Papst, dass auch er die Gedichte von Madame du Boccage kenne und zitierte einige Verse aus dem Gedächtnis. Die Eifersucht war unschuldiger Art, denn beide Verehrer der Französin waren beinahe achtzig Jahre alt.

Passionei verspottete seine Kollegen im Purpur besonders gern wegen ihres Formalismus, ihrer Politik und Unwissenheit. Dass er häufig genug Anlass zu boshaften Bemerkungen hatte, beweist nachstehendes Geschichtchen aus einer etwas späteren Zeit: Ein berühmter Reisender war beim venezianischen Gesandten dem Kardinal Carrara begegnet, der in Rom als sehr gelehrt galt. Es war von Saussure die Rede, der den Mont Blanc wiederholt bestiegen hat. Die Eminenz bemerkte, dies sei nichts Besonderes, da auch sie wiederholt den Apennin bestiegen hätte. Einer der Anwesenden bemerkte bescheiden, es beständen doch Unterschiede zwischen den Höhen des Apennin und denen der höchsten Alpen.

„Haben Sie diese Höhe gemessen?“ fragte der gereizte Kardinal.

„Ich nicht, aber de Luc, Saussure und einige andere haben Messungen vorgenommen.“

„Sie können sich geirrt haben.“

Man versuchte daraufhin dem Kardinal das Verhältnis des Barometers zu Messungen dieser Art klar zu machen. Carrara schüttelte ungläubig den Kopf, und als das Gespräch auf Elektrizität kam, machte er ungeduldig dem Streit mit der Bemerkung ein Ende: „Aristoteles habe mehr gewusst als all diese Physiker zusammen.“

Dass „Gelehrte“ dieser Art einen Menschen mit weitem Horizont wie Passionei irritieren konnten, ist begreiflich. Klemens' XIII. Wahl verdüsterte seine letzten Lebensjahre. Nach Benedikt XIV. vernünftigem Regiment der Sieg der Reaktion.

Torrigianis Einfluss auf den Papst sowie der des Jesuitengenerals Ricci ärgerten den Kardinal in einem solchen Masse, dass seine Gesundheit darunter litt. Er träumte davon, den Papst zu veranlassen, den Jesuitenorden aufzuheben, und es hiess sogar, dass er einen entsprechend aufgesetzten Text stets im Brevier bei sich trage. Aber der sanfte Papst konnte sich von Riccis Einfluss nicht freimachen, und Passionei hat seinen Sieg nicht erlebt.

Die Jesuiten beschuldigten den Pater Mesenguy aus Beauvais, dass sein

Katechismus: „Exposition de la doctrine chrétienne" in jansenistischem Geist geschrieben sei. Der Papst berief eine Kongregation, um über dieses Buch zu beraten, auch Passionei hat ihr angehört. Als der Kardinal sah, dass die meisten Mitglieder der Kongregation Anhänger der Jesuiten waren, verliess er die Sitzung und fuhr in sein Kloster, um mit der Sache nichts mehr zu tun zu haben. Verärgert setzte er sich mit dem Kardinal Sciarra und dem Fürsten Colonna aus Palestrina zu Tisch, als Baldariotti, ein Beamter der Apostolischen Kammer, kam und den Kardinal im Auftrag des Papstes aufforderte, seinen Namen unter das Breve, das gegen den Katechismus erlassen war, zu setzen. Der Kardinal wurde blass und verliess das Speisezimmer. Baldariotti, ein alter Bekannter, folgte ihm, versuchte ihn zu beruhigen und sprach so lange auf ihn ein, dass er sich dem Willen des Papstes fügen solle, bis Passionei, ohne den Akt zu lesen, unterschrieb.

Seine Augen füllten sich mit Tränen, schluchzend sagte er noch: „E fatto della Santa Sede" und brach gelähmt auf seinem Stuhl zusammen. Für Augenblicke kam er noch zum Bewusstsein, aber er konnte nicht mehr sprechen, und starb am 5. Juli 1761.

Den kostbaren Besitz des Kardinals, seine Bibliothek, erwarb der Augustinergeneral Vasquez und vereinigte sie mit der Bücherei bei San Agostino, der sogenannten „Angelica". Die Kupferstichsammlung kaufte der Kardinal Sciarra für die Kaiserin Maria Theresia.

FÜNFZEHNTES KAPITEL

FREMDE KÜNSTLER IN ROM

I.

Im XVIII. Jahrhundert waren zwei Maler in Rom tätig, jeder hielt sich für den grössten Meister in Europa, obgleich keinem von beiden dieser Ruhm gebührte: Pompeo Batoni aus Lucca (1708—1787) und Raphael Mengs aus Dresden (1728—1779).

Pompeo war von seiner Grösse so überzeugt, dass er bei Tische, neben einer schönen Frau sitzend, ihr das ungeschickte Kompliment machte, sie sei fraglos die schönste Frau und er der grösste Künstler der Welt. Er war ein ins Malerische übersetzter Metastasio; die schmachtende Zärtlichkeit und Glätte, in deren Bann die damalige Gesellschaft stand, hat er in malerischer Form ausgedrückt.

Seine Gemälde wirken fast wie lebende Bilder, es sind gut gestellte Gruppen, die das Auge nicht verletzen, hübsche, graziöse, geschmückte Gestalten, von mildem ruhigem Kolorit. Wenn er jedoch eine tragische Szene wie Hektors Abschied von Andromache oder ein biblisches Thema darstellte, so verfiel er in ein übertriebenes Pathos, in eine theatralische Mimik; er wurde zum Urheber des klassizistischen Stils in der Malerei, dessen anerkannter Meister Louis David war. Als junger Mensch kam er nach Rom, seine Lehrer waren Maler von bescheidener Begabung, wie Sebastian Conca, Imperiali, Massucci, die grosse italienische Vergangenheit von Raffael bis zur Schule von Bologna hatte er auf seine Weise verdaut, sich die Technik seiner Vorgänger zunutze gemacht und galt als „angenehmer“ Künstler. Als Porträtist sehr geschätzt, hat er Päpste, Könige und andere berühmte Persönlichkeiten gemalt; wer auf würdige Art auf die Nachwelt kommen wollte, der liess sich von Batoni porträtieren. In Rom machte man

ihm sein allzu weichliches Kolorit, das der Tradition der Renaissancekünstler widersprach, zum Vorwurf, überhaupt wurde er in Nordeuropa mehr geschätzt als in seinem Vaterland. „Achilles und Chiron" in den Uffizien zu Florenz ist vielleicht sein bezeichnendstes Bild. Batoni war ein guter und so weicher Mensch, dass er seine Bilder gelegentlich nicht zu Ende malte, weil das Motiv ihm Tränen entlockte. Einst fragte ihn Tischbein, weshalb er „Coriolan und seine Mutter", die im Entree seines Ateliers unfertig hingen, nicht vollende, und bekam zur Antwort: „Ich kann es nicht, es erschüttert mich zu sehr. Sieh, Coriolan will seine Mutter umarmen, die er in der Menge entdeckt hat, und sie stösst ihn empört zurück: ‚Entarteter, an meiner Brust hast du getrunken, Rom hat dich erzogen, hier bist du gross geworden und jetzt willst du diese Stadt durch Hunger zwingen. Fort! Der Weg nach Rom führt über meine Leiche!'" Bei diesen Worten brach Batoni in Tränen aus.

Er war einer der frömmsten Menschen in Rom, ging morgens früh um vier Uhr, von zahlreichen Bettlern erwartet, zur Messe, gab mehr Almosen, als seine Verhältnisse gestatteten, und unterstützte junge Künstler mit Geld und Rat.

Von Batonis drei Töchtern war häufig die Rede, sie galten als sehr schön und haben bei allen festlichen Anlässen, im Palast des Kardinals de Bernis so gut wie in den Salons der römischen Aristokratie durch ihren Gesang, viel Beifall geerntet. Sie waren die Modelle für die „Familie des Darius", die für Friedrich den Grossen bestimmt war. In späteren Jahren hat Batoni, der klassizistischen Richtung treu, seine Motive in der Hauptsache aus Vergil und Homer geschöpft. Um das Jahr 1780 stand er auf dem Gipfel seines Ruhmes.

Eine weniger sympathische Persönlichkeit war Raphael Mengs, der wohl berühmter als Batoni war, jedenfalls war sein Ruhm grösser als seine Verdienste. Mit Raffael Sanzio wurde er verglichen, und Fürsten haben sich um ihn wie um den grössten Maler Europas bemüht. Er stammte aus Dresden, und der tyrannische Vater, der auch Maler war, hat ihm seine Kunst mehr mit der Peitsche als dem Pinsel beigebracht. Diese Lehrmethode war nicht ergebnislos, und der alte Mengs konnte bereits 1738 mit Frau und Sohn nach Rom fahren, um ihn weiter in der Malerei zu unterweisen. Nach vier Jahren ging die Malerfamilie nach Dresden zurück, der junge Künstler gefiel dem König und wurde Hofmaler. Der Titel war wohlverdient, Mengs malte August II.,

die Königin und die berühmte Sängerin Regina Mingotti, die im Dienst des polnischen Königs stand und mindestens hundert Anbeter hatte, zu denen auch der Künstler gehörte. Dies Porträt wurde eines seiner besten.

Mengs sehnte sich jedoch nach Rom und ging im Jahre 1746 in die Ewige Stadt zurück. Anatomie studierte er im Spital San Spirito, heiratete sein Modell und wurde selbst fast zum Römer. Zwar kam er 1749 wieder in seine Heimat, und der König bestellte bei ihm ein Bild für die katholische Kirche, aber nach zwei Jahren war er abermals in Rom, und alle Sehnsucht nach Dresden war überwunden. Der fleissige und gewissenhafte Mengs grübelte zuviel über die Vorzüge und Schwächen alter Künstler und hat bei dieser kritischen Arbeit seine Individualität völlig eingebüsst. Theoretisch wusste er sehr viel, hatte jeden Pinselstrich von Raffael, Correggio und Tizian studiert, konnte vor ihren Werken Stunden hindurch über die Kunst der Renaissance sprechen und behandelte, wie Casanova berichtet, alles „métaphysiquement“, was furchtbar langweilig war. Die verschiedenen Theorien verwirrten ihn bisweilen, und er warf sie bunt durcheinander. Er hatte sehr viel Aufträge, malte Fresken in der Kirche Sant' Eusebio — sowie in der Kapelle zu San Caserta, ausserdem porträtierte er alle berühmten Zeitgenossen, darunter waren auch Klemens XIII. und der Lord Percy. Von entscheidendem Einfluss auf seine künstlerische Laufbahn war die Bekanntschaft mit Winckelmann, der 1755 nach Rom kam. Unter Winckelmanns Einfluss stieg seine Neigung zum Theoretisieren, und er vertiefte sich immer mehr in die Antike. Er wurde der Maler-Philosoph genannt.

Sein Ruhm wuchs, denn Griechen und Römer standen hoch im Kurs. Der König von Spanien berief ihn nach Madrid, und Mengs kam als spanischer Hofmaler nach Rom zurück. Dieser Erfolg stieg ihm so zu Kopf, dass er einer der unangenehmsten Menschen wurde, denen man in Rom oder Madrid begegnen konnte. In Spanien wurde er in den Adelsstand erhoben, und seitdem wies er Briefe, die nicht die Aufschrift „M. le Chevalier Mengs“ trugen, unweigerlich zurück, er achtete sogar darauf, ob man seine beiden Taufnamen Antonio Raffael ausschrieb, da er sich damit seinen beiden grossen Vorgängern in der Kunst Coreggio und Raffael Sanzio näher fühlte.

Obgleich er hässlich und missgestaltet war, war er überzeugt, dass er sich mit Apoll vergleichen könne. Als Casanova einst beobachtete,

dass bei der Hauptgestalt auf einem Bilde, das Mengs gerade malte, der vierte Finger zu kurz geraten war, zeigte der Künstler seine eigene Hand, um den Beweis der korrekten Zeichnung zu erbringen.

„Dann ist Ihr Finger kürzer als der anderer Leute,“ bemerkte Casanova.

Mengs wollte dies seinem Gast nicht zugeben, er rief seine Diener, die ihre Hände zeigen mussten, und als er sich überzeugte, dass sein vierter Finger tatsächlich kürzer sei als der der anderen, sagte er hochmütig: „Ich bin glücklich, auch in dieser Beziehung eine Ausnahme auf der Welt bilden.“

Ein andermal stritten er und Casanova darüber, ob der Dichter oder der Maler höher stehe. Casanova behauptete, die Werke des Malers seien mehr Hand- als Kopfarbeit. Mengs erklärte empört, dass der Genius des Malers die Fähigkeiten aller tragischen Dichter der Welt überrage.

„Zeige mir“, gab Casanova zur Antwort, „einen tragischen Dichter, der im Augenblick des Schaffens das Mittagessen bei seinem Diener bestellt.“

Und Mengs hatte gerade Pinsel und Palette in der Hand und diktierte sein Menü.

Der Maler verstummte und machte ein ärgerliches Gesicht.

Winckelmann stand in einem freundschaftlichen Verhältnis zu Mengs und versicherte, dass es einer engelgleichen Geduld bedürfe, um die Beziehungen aufrechtzuerhalten. Mengs mache aus jeder Mücke einen Elefanten, wäge jedes Wort, das er anders auffasse, als es gemeint sei, und es sei ein Glück, dass sie am häufigsten über Kunst sprächen, und dass Winckelmann nachgebe, wenn es zum Streit komme. Am Abend war Mengs in besserer Laune, infolge seines glücklichen Zusammenlebens mit seiner schönen, aber ungebildeten Frau Margherita; im Hause lebten auch Mengs' Schwestern Julia und Teresa, die Miniaturen malten.

Winckelmann und Mengs vergassen allmählich ihr Vaterland so sehr, dass sie untereinander Italienisch sprachen. Aber einem nordischen Brauch blieben sie treu und leerten am Abend, nach getaner Arbeit, in Mengs' Haus eine Flasche Wein nach der anderen mit solchem Eifer, dass sie stets in bester Laune auseinandergingen.

Margherita hatte es mit ihrem Mann nicht immer leicht, nicht nur, dass er sie quälte und tyrannisierte, sie musste ihm auch als Modell in den heikelsten Szenen dienen. Die prüde Römerin bat den Beichtvater

um Rat in ihren Gewissensnöten, aber der war vernünftig genug, die Sache nicht tragisch zu nehmen, er riet ihr, getreulich als Modell auszuhalten, da ihr Gatte sich sonst ein anderes Modell nehmen müsste und sie dann vielleicht Grund zur Eifersucht hätte.

Die Freundschaft der beiden Theoretiker Mengs und Winckelmann, die nur von der griechischen und römischen Vergangenheit träumten, war für die Entwicklung der Malerei in Rom nicht günstig. Die französische Schule war damals sehr angesehen, und der malerische Reiz des Rokoko hatte auf der ganzen Linie gesiegt. Der Maler und der Archäologe waren ausgesprochene Gegner jeder Neuerung und so sehr darauf bedacht, die klassische Vergangenheit, wenn auch noch so verfälscht, wiederherzustellen, dass jeder Künstler, der in ihren Kreis kam, ihrem schädlichen Einfluss erlag. Zu ihrer Theorie bekannte sich auch der Schotte Gavin Hamilton, der als junger Mensch nach Rom gekommen war, um dort Maler zu werden, und die Ewige Stadt nicht mehr verlassen hat. Er glühte vor heiligem Eifer für die Kunst, war ein guter Zeichner und beherrschte die Anatomie des menschlichen Körpers. Seine Motive wählte er in der Hauptsache aus der Antike, obgleich die Renaissance ihn gelegentlich lockte. Zuweilen kopierte er Raffael und gab unter dem Einfluss dieses Kultus 1772 ein Werk heraus: „Schola Italica Picturae“. Hamilton war mit Jenkins befreundet und begann ebenso wie der unternehmende Engländer antike Kunstwerke zu sammeln, Handel zu treiben, die Malerei gab er später fast ganz auf und beschäftigte sich nur mit Ausgrabungen in Albano, Genzano, Castel Gandolfo und Rom. Er hat, wie wir noch sehen werden, einen sehr ungünstigen Einfluss auf Canovas Kunstrichtung ausgeübt.

II.

Im XVIII. Jahrhundert wurde die Zahl wissenschaftlicher Akademien sehr vergrössert, aber das Hauptinteresse der Zeit galt der Begründung von Kunstakademien. In der Renaissance waren die Meister der Malerei und Plastik bei Goldschmieden, Steinmetzen und in den Ateliers berühmter Künstler herangewachsen; das XVIII. Jahrhundert verlangte nach Instituten, die über grosse Sammlungen von Gipsabgüssen, einen ansehnlichen Stab von Lehrern und bedeutende Geldmittel verfügten. Als sich in der Gesellschaft die Überzeugung herausgebildet hatte, dass man sich nur in Rom eine wahrhaft künstlerische

Bildung aneignen könne, dass die Kunst nicht neue Wege gehen dürfe, sondern versuchen müsse, es den alten Meistern gleichzutun, war Roms Sieg sicher.

Ludwig XIV. hat die erste Akademie in Rom begründet, ihr Direktor usurpierte gewissermassen die Stellung eines Gesandten der schönen Künste und bezog den Palazzo Mancini. Durch ihre künstlerische Freiheit und Umgebundenheit haben die Schüler der Akademie die ganze Stadt beunruhigt, sie haben Feste und Maskeraden veranstaltet und in ihren von Vergnügungen freien Stunden die Bilder der Renaissancemeister, namentlich die Raffaels, kopiert und selbst nach lebendem Modell gezeichnet. Dem Beispiel Ludwigs XIV. folgten einige andere Fürsten, so dass die Zahl der fremden Akademien wuchs. Eine günstige Abwechslung in diesem ewigen Kopieren und Zeichnen nach der Antike war die Schule der „Nacktheit“, die Benedikt XIV. auf dem Kapitol begründete. Die Schule hatte grossen Erfolg, der Unterricht war kostenlos, und jeden Montag kam ein Lehrer zur Korrektur. Auch viele Fremde besuchten diese Schule, von 1755 bis 1800 waren 24 Franzosen, 20 Deutsche, 20 Spanier, 16 Flämen, 8 Schweizer, 8 Portugiesen, 5 Engländer, 4 Polen und 2 Russen eingeschrieben.

Später haben private Akademien mit dieser öffentlichen Schule gewetteifert, die den Vorzug hatten, dass die Fortschritte der Schüler unter ständiger Kontrolle der Lehrer standen. Die berühmtesten dieser Akademien waren in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts das Institut des Schweizer Bildhauers Alexander Trippel (1744—1793) und des Bildhauers Wiedewelt.

Im Jahre 1775 schickte die französische Regierung den Maler Louis David (1748—1825) als Pensionär nach Rom. Er war Bouchers Schüler und hatte in Paris mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, da er weder viel Talent hatte noch vermögend war. Boucher hatte ihn der Tänzerin Guymard empfohlen, damit er die Decke in ihrem Salon ausmale. Die Tänzerin bezahlte 1000 Taler und David konnte sich um den „Grand prix de Rome“ bewerben. Seine Arbeit wurde ungenügend befunden, der junge Künstler nahm sich dies so zu Herzen, dass er sich in seinem Atelier im Louvre einschloss mit der Absicht, Hungers zu sterben. Zwei Tage schon hatte er nichts gegessen, da drangen die Kollegen bei ihm ein und retteten ihn vom Tode.

Als David bald darauf ein Stipendium für Rom erhielt, lag die Zukunft offen vor ihm. Er war unschön trotz seines gutgeformten

Mundes und seiner kleinen Nase, hatte einen harten, durchdringenden Blick und die Haare fielen ihm bis auf die Schultern herab. Aber er war unerhört fleissig und zäh. Als er aus Paris fortging, erklärte er seinen Freunden, „dass die Antike ihn nicht locke, da es ihr an Schwung und Empfindung fehle".

In Rom entzückten ihn erst die Künstler, die er später gering geachtet hat: Guercino, Pietro di Cortona und Carlo Maratta. Als er 1779 mit seinem Freunde Quatremère de Quincy nach Neapel ging und dort unermüdlich nach antiken Statuen und Vasen zeichnete, ging ihm die Schönheit der Linie auf, und eine neue Epoche seines Lebens begann. Er hat gern betont, dass ihm erst in Neapel die Binde von den Augen gefallen sei. „Es hat lange gedauert," sagt er zu einem seiner Freunde, „bis ich die falsche französische Manier losgeworden bin."

Bekehrt kam er nach Rom, er malte jetzt Motive wie Hektor und Andromache, Belisar, der um Almosen bittet, Themen, wie sie bei den Verehrern der Vergangenheit beliebt waren. Später in Paris schien es ihm, dass er noch nicht genug vom Geist der Antike in sich aufgenommen habe, und er sehnte sich nach dem Süden.

Einige Jahre später, 1784, tauchte er aufs neue in Rom auf, er wollte ein Bild malen, das ihn mit einem Schlage berühmt machen sollte. Damals sagte er zu einem seiner Kollegen: „Je veux faire un tableau qui fasse trembler et frémir!"

Er machte sich abermals an die Arbeit, kopierte Reliefs, besonders Szenen von der Trajanssäule, und betrieb wie einst Mantegna archäologische Studien. Zuletzt schloss er sich in seinem Atelier ein und malte den „Schwur der Horatier", der heute im Louvre hängt. Als das Bild fertig war, zeigte er es Tischbein, dessen Talent er schätzte, und bat um sein Urteil. Tischbein fand die Frauengruppe etwas zu blass im Ton. „Nichts will ich ändern, das Bild ist fertig," gab David zur Antwort, ging bald darauf nach Paris zurück und gestattete dem Diener, das Bild im Atelier auszustellen.

Etwas Ungewöhnliches ereignete sich. Ganze Prozessionen, berichtet Tischbein, zogen in Davids Atelier in Trinita dé Monti, Fürsten und Fürstinnen, Kardinäle und Prälaten, Monsignori und Abati, Bürger und Arbeiter. In Osterien wurde über den Wert des Bildes gestritten, man fand David habe Raffael übertroffen. Beim Wein haben die Römer so heiss um die „Horatier" gestritten, dass es bis zu Messerstechereien kam.

Welchem Umstand ist dieser ungeheure Erfolg zuzuschreiben? Da-



ANGELIKA KAUFFMANN (*Phot. Tamme*)

Die verlassene Ariadne

Dresden: Königl. Gemälde-Galerie

vid gab der antiken Strömung, in deren Bann die Geister seit über zwanzig Jahren standen, den stärksten Ausdruck, ausserdem verstand er den republikanischen Sinn zu wecken, der, unter dem Einfluss der römischen Geschichte, das Ideal der Zeit geworden war. Einen Augenblick lang waren sich Alfieri und David in ihren Tendenzen begegnet. Wochen hindurch war in den Salons von nichts anderem als vom Bilde des Franzosen die Rede; der Geist der Freiheit, der Vaterlandsliebe und der Bereitschaft, sich dem Vaterlande zum Opfer darzubringen, war durch die drei Horatier aufs neue lebendig geworden.

Allmählich flauten die Wellen des Enthusiasmus ab, die Kritik mischte sich in den allgemeinen Beifall. Die Franzosen riefen eine starke Opposition hervor, als sie erklärten, David habe Michelangelo übertroffen. Die Italiener, in ihrem nationalen Stolz verletzt, begannen diese Übertreibungen zu verspotten, sie fanden, Davids Bild verstosse gegen die einfachsten Gesetze der Komposition, sein Kolorit sei kalt, und es sei töricht, ihn mit den grossen Renaissancemeistern zu vergleichen. Nur Batoni anerkannte die Begabung des Franzosen und sagte ihm: „Tu ed io siamo pittori, pel rimanente si puo gettarlo al fiume!“

Die Deutschen, die sich unter dem Einfluss historischer Studien selbst „die Homeriden“ nannten, waren von Davids Bild begeistert; Wieland hat diesen Empfindungen in seiner Zeitschrift: „Der teutsche Merkur“ Ausdruck verliehen und das Werk (1785) „das Bild unseres Jahrhunderts“ genannt. Diese Bezeichnung war richtig, das Bild war die Frucht des Pseudoklassizismus, der von den Ideen genährt wurde, die die französische Revolution vorbereitet haben.

Die „Horatier“ lassen die heutige Generation kühl, David wirkt allein durch seine Bildnisse, die trotz ihres kühlen Kolorits eine grosse Meisterschaft bezeugen. Die „Horatier“, die „Andromeda“ sind theatralische Szenen, und nur Wahrheit, nur das von artistischen Theorien unberührte Leben erzeugen Werke, deren Eindruckskraft von Dauer ist.

Zusammen mit David war Canova, der Bildhauer, in Rom als Vertreter der neo-klassischen Richtung tätig, von ihm wird noch die Rede sein.

III.

Von ungünstigem Einfluss waren Mengs' und Winckelmanns Theorien auch auf Angelika Kauffmann; zu Beginn des Jahres 1763 kam sie, kaum zweiundzwanzig Jahre alt, nach Rom. Ihre Jugend hatte sie, obgleich Deutsche von Geburt, in der Schweiz verlebt, war dann nach Mailand gegangen und hatte dort ihre ersten starken malerischen Eindrücke gehabt. In Rom hatte Winckelmann ihre Liebe zur griechischen Antike entfacht und ihr die Helden der Vergangenheit in so glühenden Farben geschildert, dass Angelika die französischen Einflüsse, unter denen sie aufgewachsen war, verleugnete und Bilder malte, auf denen Schauspieler, als antike Heroen ausstaffiert, in einem künstlichen, gewissermassen bengalischen Licht, agierten.

Durch ihre Bildnisse kam sie der Natur wieder näher, namentlich als sie für längere Zeit nach England ging und dort unter den Einfluss von Reynolds geriet, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand. Sir Joshua malte ihr Porträt und bat, entzückt von ihren Reizen, um ihre Hand. Angelika wollte den alternden Künstler nicht erhören, dagegen liess sie sich von einem gemeinen Abenteurer betören, der, nachdem er sie pekuniär ruiniert hatte, sich noch dafür bezahlen liess, dass er ihr nach langem Handeln ihre Freiheit wiedergab. Nach dieser Enttäuschung warf sie sich mit um so grösserem Eifer auf ihre Arbeit, sie wurde in England sehr gefeiert, und ihre Porträts wurden bis zu 50 Guineen bezahlt.

Der Süden lockte sie; um ihrer Einsamkeit zu steuern, heiratete sie den älteren Venezianer Antonio Zucchi, einen unbegabten Maler, der dafür um so eifriger aufs Geld bedacht war und seine Gattin immer wieder an die Arbeit trieb.

Angelika liess sich in Rom nieder, bezog ein gut eingerichtetes Atelier auf Trinità de' Monti, und alle berühmten Deutschen, die nach Italien kamen: Goethe, Herder, Stolberg, waren von ihr entzückt; Goethe hat ihr Talent sehr bewundert. Diese „edle Seele" wurde mit der heiligen Cäcilie verglichen, namentlich wenn sie zum Harmonium Pergoleses „Stabat Mater" sang und ihre grossen blauen Augen aufschlug.

Als Porträtmalerin war sie in Italien sehr begehrt und hat es mit Hilfe des geizigen Gatten zu einem grossen Vermögen gebracht. Zu

ihren berühmtesten Bildern haben die Porträts von Winckelmann, der Baronin Krüdener, der Fürstin Devonshire und der Familie Gower in der Sammlung des Fürsten Southerland gehört. Viele ihrer Bilder, darunter nicht wenig Selbstbildnisse befinden sich in englischen und russischen Privatgalerien.

Mit Angelika Kauffmann war Madame Vigée-Lebrun befreundet, die Ende des Jahres 1789 nach Rom kam und dort drei Jahre blieb. Trotz ihres verschiedenen Temperamentes verstanden sich die beiden Künstlerinnen. Madame Lebruns Nervosität machte sich schon im ersten Jahre ihres Aufenthaltes in Rom bemerkbar. Sechsmal hat sie ihre Wohnung gewechselt, sich bald über Strassensänger und Gottesdienst vor dem Marienbild, bald über plätschernde Springbrunnen, oder über Feuchtigkeit und Kälte in hohen Zimmern und Ratten beklagend. In der Malerkolonie kursierten eine Reihe von Anekdoten über sie, und sie war selbst stets bereit, auf ihre Kosten, mitzulachen. Dabei war sie sehr ängstlich. Sie hat einst die Tochter des Lord Camelford als Hebe in Wolken gemalt, mit einer Schale in der Hand, aus der ein Adler trinkt. Der Kardinal de Bernis lieh der Künstlerin seinen Adler, den er im Hof an der Kette hielt. Der Vogel, dem die Situation des Gemaltwerdens neu war, war so zornig und aufgeregt, dass die Künstlerin sich nicht zu helfen wusste und sich verschwor, „le maudit animal“ nie wieder zu malen.

Frau Vigée-Lebrun war begabter als Angelika und blieb den Ratschlägen, die Vernet ihr in ihrer Jugend gegeben hatte, treu; sie hielt sich an die grossen Italiener und Niederländer und befragte immer wieder die Natur.

In Rom hatte sie sehr viel Aufträge, auch Pius VI. wünschte von ihr gemalt zu werden. Ein alter Brauch erwies sich jedoch als Hindernis. Frauen durften sich dem Papst nur verschleiert nähern. Dieser Bedingung konnte sich die Malerin während ihrer Arbeit natürlich nicht fügen und bedauerte dies um so lebhafter, als ihr die strenge Schönheit des segnenden Papstes einen grossen Eindruck gemacht hatte.

Unter den in Rom lebenden Malern, die dort eine wichtige Rolle gespielt haben und dem Einfluss des Klassizismus erlegen sind, muss auch Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829) genannt werden. Er war Goethes ständiger Gefährte in Rom und hat den Dichter gemalt. Das bekannte Bild, Goethe, in der Campagna gelagert, befindet sich heute im Städelschen Institut in Frankfurt am Main.

Tischbein hat Goethe eine Wohnung in Rom besorgt und ihn in Künstlerkreise eingeführt. In der päpstlichen Hauptstadt lebten damals ungefähr achtzig deutsche Künstler, aber der grosse Dichter trat nur wenigen unter ihnen näher.

1787 wurde Tischbein Direktor der Kunstakademie in Neapel, musste jedoch 1799 beim Einfall der Franzosen nach Deutschland flüchten. Für die Nachwelt ist namentlich sein Tagebuch: „Aus meinem Leben" wertvoll; es enthält interessante Schilderungen des damaligen Künstlerlebens in Rom.

Unter den vom neo-klassischen Geist erfüllten Malern war Asmus Jakob Carstens eine der interessantesten Persönlichkeiten (1754—1798). Er war 1792 nach Rom gekommen. Als er sich überzeugt hatte, dass die damaligen Künstler, die unter dem Einfluss der Antike standen, sich darauf beschränken, die alten Künstler gedankenlos nachzuahmen, erwachte sein Verlangen, die Seele der Malerei zu erwecken. Die Schönheit klassischer Formen empfindend, wollte er die alten Meister doch nicht sklavisch nachahmen und hörte auf, ihre Werke zu kopieren. Sein Ziel war, die Grösse und Einfachheit der antiken Kunst in sich aufzunehmen, aber sein Werk mit eigenstem Empfinden zu tränken.

Er hörte auf, nach lebendem Modell zu zeichnen, da das beste Modell seiner Ansicht nach hinter der Formenschönheit antiker Statuen zurückstand. Durch Überwindung der Natur und erfüllt von der Schönheit der Antike glaubte er ideale Formen schaffen zu können, die über alles Bestehende hinausgingen. Damit diese Formen ganz korrekt seien, verwarf er Schatten, Lichter, Farbe und beschränkte sich auf die reine Umrisszeichnung.

Bei den römischen Künstlern stiess Carstens auf lebhafte Opposition; um seine Gegner von der Richtigkeit seiner Anschauungen zu überzeugen, veranstaltete er 1795 eine Ausstellung seiner philosophischen, allegorischen und historischen Kartons. Sie haben dank ihrer extremen Richtung sehr scharfe Kritiken, aber gleichzeitig auch die Bewunderung vieler Künstler hervorgerufen. Zu seinen Anhängern und Nachahmern hat Fernow gehört, der sich vom Apotheker zum Künstler und Kritiker entwickelt hat, auch Friedrich Hartmann und Thorwaldsen waren von seinen Ideen erfüllt.

IV.

In immer grösseren Scharen kamen Nordländer im XVII. Jahrhundert nach Rom, mit der Absicht, die dortigen Kunstwerke kennen zu lernen, und dieser Zuzug währt ununterbrochen bis zum heutigen Tag. Bilder und Kupferstiche, die eine poetische Vorstellung der Ewigen Stadt, der Campagna und ihrer Ruinen gaben, haben nicht wenig dazu beigetragen, diese Passion zu fördern. Diese Ansichten, so verschieden von allem, was der Norden bietet, haben auf die Phantasie gewirkt.

Claude Lorrain, Poussin und vor ihnen bereits Elsheimer haben versucht, den Reiz der Umgegend Roms darzustellen. Ihnen folgten Flämen und Holländer, die im Beginn des XVII. Jahrhunderts ganz Europa mit Ansichten von Rom und der Campagna überschwemmt haben, die sie durch Figürchen, sogenannte Bambocciaden, zu verlebendigen suchten. Nach einer bestimmten Schablone haben die Holländer diese Bilder auch in Haarlem oder im Haag gemalt, ohne je die üdliche Sonne gesehen zu haben, aber viele von ihnen waren kürzere oder längere Zeit in Rom gewesen. Ferne Bergketten, verfallene Schlösser, Ruinen, Flüsse, Wasserfälle, Reisende zu Pferde, das war jene „Italia di convenzione", die zumeist in der Beleuchtung der Herrengracht oder des Polders von Haarlem gemalt wurde.

In der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts haben die Holländer in Rom eine Malervereinigung, die Schilderbent, auch „La Banda" genannt, begründet, die fast hundert Jahre bestanden hat; zuletzt hat der Vatikan sie vermutlich aus religiösen Gründen aufgehoben. An der Spitze dieser sehr ausgelassenen Vereinigung stand der Vorsitzende, der „Valdpaap" genannt wurde, während die Mitglieder „Bentvogels" hiessen. Nach vollzogener Weintaufe wurde das neue Mitglied in den Kreis aufgenommen; der „Novellino" hatte die verschiedensten Proben zu bestehen, wurde mit Lorbeer gekrönt und mit einem Spitznamen versehen, wie Eremita, Archimedes, Platluizenbaard usw. Solch eine Taufe bot Anlass zu den verschiedensten Vergnügungen und einem Trinkgelage, das die ganze Nacht währte und seinen Abschluss fand in einem Pilgerzug zu Bacchus' Grab, dem antiken Porphyrsarkophag mit Weinlese-Reliefs, der in der Kirche San Costanza fuori Porta Pia stand und später (1788) ins vatikanische Museum kam.

Zu Beginn war die Seele der Vereinigung Pieter van Laer, Bamboots

genannt, der zum Maler der Bambocciaden wurde. Er war ein lustiger Künstler aus Haarlem, dem die Akademie von San Luca nicht gewogen war, weil er angeblich die Kunst erniedrigte, indem er seine Ansichten von Rom durch „Gestalten, die der Malerei unwürdig sind, wie Bettler, Hirten oder gar betrunkene Soldaten verunzierte“. Zur Schilderbent gehörte (nach 1628) Joachim von Sandrart aus Frankfurt, der Maler und Verfasser des vielgelesenen Buches: „Teutsche Academie der edlen Bau-, Bild- und Maalerei-Künste“ (1675), der das Gefühl für Italien in Deutschland nicht wenig gefördert hat.

Am meisten hat jedoch Giovan Battista Piranesi (1721—1778), der in Rom ansässige Venezianer, dazu beigetragen, eine verklärte Vorstellung Roms in der Fremde zu erwecken. Er war ein heftiger, leidenschaftlicher Mensch, der eine stürmische Jugend hinter sich hatte; ruhelos trieb er sich in der Welt umher, bis er die römische Landschaft und die römischen Ruinen sah.

Von Beruf Architekt, fand er keine Möglichkeit, sich in Rom als solcher zu betätigen, da die Bevölkerung arm war und die, die etwas besassen, ihre alten Paläste bewohnten. Piranesi radierte Säulen, Triumphbogen, Tempel, und seine phantastischen Blätter in seltsamer Beleuchtung sind von ganz Europa bewundert worden. Als Vorläufer Byrons hat er die Schönheit der Ewigen Stadt verkündet und im Norden den Wunsch erzeugt, diesen Ort seltsamen Zaubers und Grauens zu sehen. In Tausenden und aber Tausenden von Exemplaren sind seine Blätter in die Welt gegangen und haben auf empfängliche Seelen wie ein Zaubertrank gewirkt. Italien wurde das Elysium, das jeder gebildete Mensch wenigstens einmal im Leben betreten wollte.

Man hat Piranesi den Rembrandt des Südens genannt, dieser Vergleich ist nicht ganz falsch. Piranesi besass eine blühende Phantasie, und jeder Strich auf der Platte zeugt von leidenschaftlichem Empfinden. Seine Heimatstadt hat er völlig verleugnet. Die Venezianer haben eine gewisse Nüchternheit in der Wiedergabe der Natur, Treue gilt ihnen als wesentlicher Vorzug. Piranesi drückt den Dingen den Stempel seiner Persönlichkeit auf; seine Blätter stimmen mit der Wirklichkeit nicht überein, aber sie haben eine hinreissende Phantastik und eine überzeugende Kraft der Liniensprache. Düster und streng, niemals süss in dieser Epoche der Perücken und des Menuetts ist er einer der anziehendsten italienischen Künstler im XVIII. Jahrhundert.

Marmorblöcke, Kapitältrümmer, einstürzende Bogen erwachen bei

Piranesi zu unheimlicher Lebendigkeit. In seinen Landschaften bilden Steine und Ruinen eine Einheit mit Eiche und Lorbeer, und man spürt in ihnen etwas vom Urlaut der Natur.

Niemand hat die Ruinen Roms in einem so gewaltigen Epos besungen wie Piranesi.

SECHZEHNTES KAPITEL

PAPA BRASCHI

I.

Auf einem Schimmel, von einem stattlichen Gefolge umgeben, zog der neue Papst feierlichst, wenn er von Rom Besitz nahm, vom Vatikan bis zum Lateran. Diese Feierlichkeit, das „Possesso", gehörte zu den glänzendsten, farbenprächtigsten Umzügen Roms. Einen Schimmel, der grösseren Sicherheit wegen ein älteres Tier, ritt bei dieser Gelegenheit zum letztenmal Klemens XIV. Unglücklicherweise hatte das Pferd schwache Beine, strauchelte auf dem abschüssigen Weg nach dem Forum Romanum, so dass der Papst aus dem Sattel fiel.

Bei der allgemeinen Verwirrung erhob sich Klemens schnell und sagte lächelnd zu seiner Umgebung, er halte sein Possesso nach Paulus' und nicht nach Petrus' Art ab.

Zeuge dieses Vorfalles war unter anderen der Schatzmeister der Apostolischen Kammer, Monsignore Braschi, der spätere Kardinal. Als Braschi Papst wurde und am 5. November 1775 seinen Umzug hielt, nahm er an Stelle des üblichen Reitpferdes einen mit rotem Samt ausgeschlagenen und goldenen Franzen versehenen Wagen. Sechs kostbare Schimmel waren vorgespannt, und die Stallmeister waren darauf bedacht, die Tiere zu beruhigen.

Braschi nahm den Namen Pius VI. an, aber diese Zahl neben dem päpstlichen Namen hatte für das römische Volk einen bösen Klang. War doch unter Alexander VI. folgendes Distichon geprägt worden:

Sextus Tarquinius, sextus Nero sextus et iste
Semper sub sextis perdita Roma fuit.

Monsignore Onorati, der Kanonikus von San Peter, des bösen Omens der Sechs eingedenk, benützte die Gelegenheit, um dem neuen Papst zu



JOH. HCH. WM. TISCHBEIN

Bildnis Goethes

Frankfurt a. M.: Städelsches Kunstinstitut

schmeicheln, und verfasste folgenden Zweizeiler, der die schlimme Tradition milderte:

Si fuit, ut iactant, sub sextis perdita Roma,
Roma est sub sexto reddita et ancta Pio.

Braschi, für Schmeicheleien nicht unempfänglich, lobte den witzigen Kanonikus für seine Geschicklichkeit.

Der Papst stammte aus Cesena im Kirchenstaat, die Familie der Grafen Braschi war dort seit längerer Zeit ansässig, aber allmählich verarmt. Ebenso wie der Vater, Marco Aurelio, hat auch die Mutter, die Contessa Anna Teresa Bandi, zur ortsangesessenen Aristokratie gehört. Giovanangelo, am 27. Dezember 1717 geboren, bestieg den päpstlichen Stuhl als Achtundfünfzigjähriger.

Ziemlich spät, erst mit siebenunddreissig Jahren, hatte er sich entschlossen, Geistlicher zu werden, unmittelbar nachdem ihm eine der reichen römischen Familien die Hand der Tochter verweigert hatte, da er selbst kein Vermögen hatte. Als Abate wurde er Konklavist des Kardinals Ruffo und hat alle Intrigen miterlebt, die mit Benedikts XIV. Wahl verbunden waren, später hatte er Gelegenheit, Karl III. von Neapel einen bedeutenden Dienst zu erweisen, so dass er bald eine bekannte Persönlichkeit in Rom war. Klemens XIII. ernannte ihn 1768 zum Schatzmeister der Apostolischen Kammer, auf diese Weise war Braschi der höchsten Stufe der kirchlichen Hierarchie schon ziemlich nahegerückt. Klemens XIV. war der unbequeme Schatzmeister unsympathisch; um ihn loszuwerden, ernannte er ihn zum Kardinal. Als Kardinal schloss Braschi sich den Jesuiten an und wurde mit ihrer Hilfe Papst.

Unmittelbar nach seiner Wahl liess er die beiden Söhne seiner Schwester Giulia und des Grafen Onesti nach Rom kommen und legte ihnen den Namen Braschi-Onesti und das Wappen der Braschi bei, damit der Name nicht aussterbe. Dem Beispiel der Renaissance-Päpste folgend, ernannte er Romuald, den älteren, zum Kardinal, Lodovico, den jüngeren, machte er zum Fürsten von Nemi, nachdem er den Besitz der Frangipani für ihn erworben hatte. Er verheiratete ihn mit Constanza Falconieri und liess den Palazzo Braschi, das heutige Ministerium des Äusseren, für ihn bauen. Es ist dies das letzte architektonische Denkmal des Nepotismus.

Auf die Bereicherung seiner Familie war der Papst in einer Weise bedacht, die an die Renaissance erinnert. Bezahlte Dichter waren am

Werke, um über die dunkle Herkunft der Braschi einen neuen Glanz zu breiten; der eine, Claudio Tedeschi, suchte die Abstammung der Braschi von schwedischen Rittern nachzuweisen, später veröffentlichte er ein Buch: „De gente Honestia“, in dem er den Nachweis zu erbringen suchte, dass das Geschlecht der Onesti von den Fürsten von Ravenna abstamme und auf eine tausendjährige Vergangenheit zurückblicken könne.

Tedeschis Forschungen gemäss liess der Papst ein Wappen für sich und seine Familie entwerfen; das Wappen der Braschi wurde um die französischen Lilien, den kaiserlichen Adler und himmlische Sterne bereichert — die höchsten Zeichen, zu denen die Heraldik sich aufschwingen konnte. Da der vornehmste Schmuck des Wappenschildes bis dahin Zephir, das Symbol des Windes gewesen war, entstand das boshafte Distichon:

Redde aquilam imperio, Francorum lilia regi,
Sidera redde coelo, caetera Braschi tibi.

Gab nun Braschi alles, was er sich widerrechtlich angeeignet hatte, zurück, dem Kaiser den Adler, dem König von Frankreich die Lilien, dem Himmel die Sterne, so blieb ihm nichts als der Wind übrig.

Wie Paul II. bildete sich auch Pius VI. viel auf seine Schönheit ein, nicht ganz mit Unrecht, da seine Züge regelmässig, und seine Bewegungen voller Würde waren. Goethe, der den Papst im Jahre 1787 gesehen hat, hatte auch den Eindruck eines schönen, würdigen Mannes. Als Pius einst in der Sänfte über die Strasse getragen wurde, rief eine junge Frau aus dem Fenster: „Quanto è bello, o quanto è bello!“ und eine ältere Nachbarin korrigierte sofort: „Tanto è bello, quanto è santo!“ Pius VI. war auch durchaus darauf bedacht, durch seine äussere Erscheinung einen guten Eindruck zu machen, er liess sich sehr sorgfältig frisieren, und da er sehr kleine Füsse hatte, liess er stets einen Fuss unter seinem langen Gewand vorsehen. Den boshaften Römern ist dies nicht entgangen, und im Publikum kursierte der Zweizeiler:

Aspice Roma Pium. Pius! haud est: aspice mimum
Luxuriante coma, luxuriante pede.

Pius VI. war ein Choleriker, der leicht in Zorn geriet, von seiner Heftigkeit erzählte man sich Anekdoten genug. So wollte man wissen, dass er einem Diener eine Tasse Schokolade ins Gesicht geworfen habe, weil er einige Tropfen auf dem Brett vergossen hatte, und dass er seine Ungeduld stets den Auditor Rotae fühlen liess, der die

Pflicht hatte, ihn in die pontifikalen Gewänder einzukleiden; der arme Monsignore hatte schwer genug für seine hohe Stellung zu büssen.

Auch Fürst Stanislaus Poniatowski, der Bruder des Königs, berichtet in seinem Tagebuch, Pius VI. habe Zornanfälle gehabt: „d'un prêtre du XVI siècle". Der Papst sei sehr begabt, aber durchaus ungebildet, ohne Welt- und Menschenkenntnis und über jeden Begriff eingebildet. Pius VI. hatte Poniatowski Tag und Stunde für eine Audienz bestimmt, aber als der Fürst in den Vatikan kam, wurde der englische Prätendent erst vorgelassen. Da verliess Poniatowski den Vatikan ohne weiteres, was in Rom viel Lärm machte. Um die Sache wieder einzurenken, schickte Pius VI. den Kardinal Zelada zum Fürsten, damit er den Papst entschuldige und einen anderen Tag für die Audienz bestimme. Der Fürst kommt zur angesagten Stunde, alle Vorzimmer sind leer, kein Diener ist zu sehen. Endlich findet er jemand, der ihn beim Papst anmeldet. Der Papst erscheint, zieht „avec un air furieux" die Uhr aus der Tasche und sagt: „Vous voyez bien que ce n'est pas l'heure." Darauf gibt Poniatowski ruhig zur Antwort: „Mais qui pourrait douter que l'heure qu'il fait sur cette montre est celle de la Chrétienté." Diese Worte versetzten den Papst in gute Laune, und er war seitdem gegen den Fürsten stets sehr liebenswürdig.

Pius hat ein vollkommen persönliches Regiment eingeführt; die Kardinäle hatten keinen Einfluss mehr, besonders da er die Mitglieder der einflussreichen Familien wie die Pallavicini und Buoncompagni von den wichtigen Ämtern entfernt und an ihre Stelle Kardinäle mit unbekannten Namen berufen hat, wie Zelada und Busca, die blinde Werkzeuge in seiner Hand waren.

An seinem Nepoten, dem Fürsten Braschi-Onesti, hatte der Papst wenig Freude, er hat ihn nicht geliebt, ihn aber mit Gunstbezeugungen überschüttet, da er seine Gattin, Donna Constanza Falconieri, mit deren Mutter er in seiner Jugend intim befreundet gewesen war, sehr protegierte. Dem in der Provinz aufgewachsenen Nepoten fehlte es an gesellschaftlichem Schliff; da er ausserdem geizig und brutal gegen seine Untergebenen war, war er sehr unbeliebt. Mit seiner Athletengestalt hatte der schöne Mann jedoch viel Erfolg bei Frauen. Als er nach Rom kam, konnte er sich in die veränderten Verhältnisse nicht finden und wunderte sich über alles. Gegen den Kamin der Fürstin Borghese gelehnt, bat er um ein Glas Wasser. Die Fürstin forderte ihn auf, an der Schnur neben dem Kamin zu ziehen. Als der Diener unmittelbar

darauf mit einem Wasserglas den Salon betrat, lachte der Fürst laut vor Freude und konnte nicht begreifen, auf welche Weise der Lakai erfahren hatte, dass er im Salon gewünscht werde. Einige Tage sprach er von nichts anderem als von der wunderbaren Erfindung der Glocke, bis ihm der Papst gebot, nun endlich davon zu schweigen. Ein andermal wollte er sich im Salon der Fürstin Boccapaduli-Gentili seiner Belesenheit rühmen und behauptete, Voltaire, dessen Namen er falsch aussprach, sei Mohammedaner und Luthers Freund gewesen. Der Papst war verzweifelt und ermahnte ihn streng zu schweigen, wenn er nichts Vernünftiges zu sagen wisse.

Dagegen zeichnete Pius VI. Donna Constanza vor allen Damen der römischen Aristokratie aus. In Rom gab der Papst keine Diners und lud nur in Castel Gandolfo zu Tisch ein. Sein Nachbar, der Connetable Colonna, der im Sommer in Marino lebte, schickte in einem solchen Falle der Sitte gemäss ein lebendes Kalb, einen grossen Butterwecken, einen Schinken, Wachskerzen, einen Zuckerhut und grosse Quantitäten eingemachter Früchte in die päpstliche Küche. In Rom empfing der Papst gelegentlich im „Caffeaus" des Quirinals oder in den vatikanischen Gärten, und dann wurden nur Erfrischungen gereicht. Wenn man jedoch einem berühmten Fremden zu Ehren ein Mittagessen oder Fest geben musste, bat der Papst Donna Constanza Braschi, den Empfang in ihren Salons zu veranstalten. Taktvoll und liebenswürdig waltete sie ihrer Pflicht und suchte ihren Gatten soviel als möglich im Hintergrund zu halten. Bei den Diners führte sie eine bedeutsame Neuerung ein; es war damals Sitte, das Dessert auf silbernen oder vergoldeten Schüsseln zu servieren, sie erneuerte Renaissancebräuche und bestellte beim Bildhauer Lodovico Valadier einen grossen Aufsatz, einen sogenannten „trionfo" aus Gold und Edelsteinen. Beim Festessen zu Ehren des Königs von Schweden wurde der Aufsatz zum erstenmal benützt und erweckte allgemeine Bewunderung.

Pius VI. nahm sich die grossen Renaissance-Päpste zum Vorbild; er liebte Glanz, Pracht, wollte Rom mit monumentalen Gebäuden schmükken, hatte aber wenig künstlerisches Empfinden. Als grösster Maler galt ihm Batoni, dessen Atelier er häufig besuchte; Marchionne und Antinori hielt er für bedeutendere Architekten als die grossen Renaissance-Baumeister; es war ihm namentlich darum zu tun, sich dem Volk gegenüber als Förderer der Kunst aufzuspielen. Als er im Jahre 1779 in das Atelier des Bildhauers Valadier kam, legte er ihm höchst eigenhändig

das Kavalierkreuz um und ernannte ihn zum Direktor des Bronze-Museums im Vatikan.

In der Peters-Basilika machte sich seit langer Zeit der Mangel einer Sakristei, die dem Glanz des Gebäudes entsprach, fühlbar. Der Papst beschloss diesem Übel abzuhelfen und übertrug die Ausführung des Werkes Carlo Marchionne, dem Erbauer der Villa Albani, der die Aufgabe nach Ansicht der Zeitgenossen vorzüglich gelöst hat. Innerhalb kurzer Zeit war das harmonische, vornehme Gebäude ausgeführt. Ursprünglich beabsichtigte der Papst, es in noch grösserem Masstab auszuführen, aber dafür reichte das Geld nicht. Immerhin hat die Sakristei 900000 Skudi gekostet, die aus den Einnahmen einer neueingeführten Lotterie bestritten werden sollten. Als diese Beträge nicht reichten, wurde eine Emission von Schuldbriefen ausgegeben und das Papiergeld im Jahre 1781 vermehrt. Trotzdem blieb der Papst den Bauunternehmern fürs erste 100000 Skudi schuldig.

Das Publikum war empört, und da der Papst auf dem Grundstein die Inschrift anbringen liess: „Ut Vota publica impleret", gab Pasquino prompt zur Antwort:

„Publica! Mentis. Non publica vota fuere
Sed tumidi ingenii vota fuere tui."

Aber trotz der fehlenden Gelder begnügte der Papst sich nicht mit dem Bau der Sakristei, die Nachwelt kann ihm freilich dafür nur dankbar sein; er liess auch den Bau des Museums Pio-Clementino vollenden. Schon Klemens XIII. hatte, von Winckelmann angeregt, die Absicht gefasst, im Vatikan ein grosses Museum für antike Plastik zu gründen. Klemens XIV. begann den Bau, Pius VI. hat die grosse Aufgabe zu Ende geführt. Die römische Aristokratie hat in reichem Masse dazu beigetragen, die grossen Säle mit Kunstwerken zu füllen, der Privatbesitz wurde herangezogen, besonders der Connetable Colonna hat dem Museum antike Statuen geschenkt.

Der Papst trug sich mit einem Plan von grosser sozialer Bedeutung, er wollte die Pontinischen Sümpfe von Ostia bis nach Terracina trockenlegen. Julius Cäsar und einige spätere Imperatoren hatten eine Konsularstrasse durch dieses Moorgebiet angelegt, im Mittelalter hatte man sie verfallen lassen, und die Pontinischen Sümpfe haben fast tausend Jahre die Luft durch ihre Ausdünstungen vergiftet, trotz aller Projekte und Versuche, die unter Bonifaz VIII., Leo X. und Sixtus V. gemacht wurden. Braschi hatte den Mut, den Spuren der römischen Kaiser zu folgen

er liess Abflusskanäle umgraben und die verfallene Konsularstrasse mit grossen Kosten wieder aufbauen. Boshafte Zungen behaupteten freilich, Pius VI. habe diese gewaltige Aufgabe nur übernommen, damit sein Nepot ein feudales Fürstentum auf dem trockengelegten Boden begründen könne, aber was für Ziele der Papst auch verfolgt haben mag, die Sache war für ganz Italien nützlich, und es ist sehr schade, dass sie nicht ganz durchgeführt werden konnte. Wer immer nach Neapel über die Via Pia fuhr, denn so wurde die alte Via Appia genannt, ob es nun der boshafte Gorani oder der leichtsinnige Casanova war, segnete das Andenken des Papstes.

Der bekannte Abate Cancellieri machte sich die Unternehmungslust des Papstes zunutze und schrieb eine witzige Broschüre im Namen der nicht aufgestellten römischen Obelisken: „Supplica degli obelischi giacenti“, in der er Pius aufforderte, die drei ägyptischen Monolithe, die in den Tagen der Römer auf dem Forum Romanum, dem Campo Marcio und in den Orti Sallustiani aufgestellt worden waren, aus dem tausendjährigen Schutthaufen auszugraben. Die kostbaren Steine wurden vor dem Quirinal, auf dem Monte Citorio und vor Trinità dei Monti aufgestellt.

All diese Arbeiten haben ungeheure Summen verschlungen und die Finanzen des Kirchenstaates waren schon seit längerer Zeit in einem beklagenswerten Zustand. Klemens XIV. (1769—1774) hatte trotz seiner Sparsamkeit eine Schuldenlast von 74000000 Talern hinterlassen, und die Einnahmen reichten nicht, um Ausgaben und Prozente zu bestreiten. Das jährliche Manko betrug 300000 Taler.

Besonders das Trockenlegen der Pontinischen Sümpfe hat die Finanzen des Kirchenstaates aufs äusserste erschüttert. Da es an Gold und Silber fehlte, liess Pius VI. Papiergeld ausgeben; die alleinige Sicherheit dieser Noten bestand im päpstlichen Wort, und sie verloren täglich an Wert. Der Papst tat, was er konnte; eigenmächtig entnahm er der Santa Casa di Loreto 36000 Pfund Silber, im Wert von etwa 300000 Lire, aber das war ein zu geringer Betrag, um den Staatsschatz zu füllen. Gegen Ende seiner Regierung waren die Schulden des Kirchenstaates auf 100 Millionen Skudi angewachsen, nach heutigem Gelde über eine Milliarde Lire.

Mit jedem Tage wuchs die Not in Rom und in der Provinz; wo immer der Papst sich zeigte, schrie das Volk nach Brot. Auf dem Obelisk, der 1787 auf dem Monte Cavallo aufgestellt wurde, fand man eines

Tages die Inschrift: „Signore! dì a questa pietra che divenga pane!“ In der neuen Sakristei von San Peter wurde ein Zettel aufgeklebt:

„Le Paludi, Subiaco*) e la Sagrestia
Sono tre caglioneria
Di Vosignoria.“

Die Ausgaben stiegen aber nicht die Einnahmen; die ersten fünfzehn Jahre von Pius' VI. Regierung waren ein anhaltender Karneval in Rom — aber das Volk hat natürlich nichts davon gemerkt.

II.

Der 28. Juni, der Vorabend des San-Peter-Tages, war ein Fest, das die Fremden ungeduldig erwarteten. Der Papst nahm den Tribut seiner Vasallen entgegen: 7000 Dukaten vom König von Neapel, 2000 Skudi und einen goldenen Kelch von Sardinien, einen leeren Kelch von Parma und Piacenza, auch römische Barone kamen, die als Zeichen ihrer Ergebenheit eine Unze Gold brachten, zwei lebendige Fasane oder Rebhühner.

Die Menge staute sich namentlich vor dem Palazzo Colonna, da der Fürst als Connetable des Königs von Neapel den Tribut, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in den Vatikan brachte. Colonna erschien in einem Anzug aus Goldbrokat, Trommler, Bläser und eine Abteilung des päpstlichen Heeres eröffneten den Zug, ihnen folgte die Schweizer Garde des Papstes, und in ihrer Mitte schritt feierlich eine weisse Mauleselin mit purpurnem Zaumzeug, die die Schatulle mit den Dukaten trug. Die Kavalkade beschloss eine zahlreiche Gruppe von Geistlichen auf reichgeschmückten Pferden, ihnen folgten die Wagen.

Der Papst wurde unterdessen die prachtvolle vatikanische Treppe hinunter bis zur Konstantins-Statue getragen, dort erwartete ihn der Camerlengo, um die Namen der Vasallen zu verlesen, die nicht selbst gekommen waren, um den schuldigen Tribut zu entrichten. Nachdem Pius VI. diese lange Liste geduldig angehört hatte, übergab er sie dem fiskalischen Prokurator zwecks Eintreibung und begab sich selbst nach San Peter, wo er den Thron zwischen zwei Pfeilern, neben denen Weihwasserbecken standen, einnahm.

Colonna wartete bereits auf diesen Moment, um vom Pferde zu stei-

*) In Subiaco hatte Pius mit grossen Kosten die Kirche erneuern lassen.

gen und in die Vorhalle der Kirche zu treten. Zwei Stallmeister führten die Mauleselin, der man es beigebracht hatte, vor dem Papst auf den Vorderbeinen niederzuknien. Der Connetable nahm dem Tier die kostbare Schatulle ab und bot sie nach dem vorgeschriebenen Ritual, seinen Weg durch Kniefälle bezeichnend, dem Papst mit einer kurzen Anrede dar. Pius VI. beauftragte seinen Schatzmeister, Monsignore Palota, damit, den Schatz in Empfang zu nehmen, und bestätigte die Annahme des Tributs mit einer uralten Formel.

Damit war die Zeremonie zu Ende, am Abend erst begann das Fest, an dem das Volk, die Fremden und die römische Aristokratie teilnahmen. Die Kuppel von San Peter erstrahlte im Glanz von Fackeln und Lampen, und auf der Plattform der Engelsburg wurde die „Girandola“ angesteckt. Raketen stiegen auf, aber das Feuerwerk währte nur kurz, zu kurz für die Menge, die erwartungsvoll die Strassen dieses Stadtteils füllte, oder aus der Ferne zusehend, den Monte Pincio belagert hatte. Dann strömte das Volk in die Osterien und sass bis zum Morgen beim Vino di Castello.

Die vornehme Gesellschaft fuhr zur Piazza Santi Apostoli, wo der Connetable einen feierlichen Empfang für die Würdenträger aus Neapel und Sizilien abhielt. Fackeln erleuchteten den Platz, und in der Nähe der Einfahrt hatte ein Musikkorps Posto gefasst. Auf der Treppe, die in die erste Etage führte, standen sarazenische, als Türken verkleidete Sklaven; Piraten, die noch vor kurzem vor Tunis und Marokko Handelsschiffen aufgelauert hatten, schmückten jetzt den Eingang zum Palazzo Colonna.

Im ersten Saal „delle cappe nere“ begrüssten die Maggiordomi die Eintretenden mit tiefen oder sehr tiefen Verbeugungen, dem Range der Eingeladenen entsprechend. Im folgenden Saal hatten die Männer Posto gefasst, die zum Hof der Colonna gehörten, ebenso die Klienten und Freunde des Hauses; sie trugen lange, schwarze Röcke und Strümpfe, Brabanter Spitzen und goldene Ketten um den Hals. Sie geleiteten die Gäste in den Spiegelsaal, den eigentlichen Empfangsraum, reichten den Damen den Arm, führten die Herren an der Hand, um jedem den für ihn bestimmten Platz anzuweisen. Alles geschah streng nach Vorschrift, nach dem Kodex der spanischen Etikette. Die Schleppen der Damen trugen Pagen, aber die Schleppen der purpurnen Gewänder der Kardinäle trugen eigens dafür bestimmte Beamte, die sogenannten „Candatari“. Die Fürstin Colonna sass in der Nähe der Tür, hinter ihr stand



GIOVANNI BATTISTA PIRANESI

Titusbogen

Calcografia Romana

als Cavaliere servente Livizzani, ein Edelmann aus Modena, die Damen verbeugten sich tief vor ihr, die Herren küssten ihr die Hand.

Im Saal waren mehrere Reihen von Stühlen im Halbkreis aufgestellt, sie waren nur für die Damen, die Gesandten, Kardinäle und Fürsten bestimmt, die übrigen Herren mussten stehen.

Erst nachdem alle Gäste versammelt waren, betrat der Principe Colonna den Saal, ein Edelmann meldete ihn an und verkündete die Titel des Connetable laut. Schweigend erhob sich die ganze Gesellschaft. Colonna ging zu seiner Gattin, geleitete sie zu einem Stuhl, der neben dem seinen bereitstand, dann erst begann der eigentliche Empfang „Circolo". Nach beendeter Zeremonie wurden Erfrischungen gereicht, und die Gesellschaft verteilte sich in den angrenzenden Salons.

Um zwölf Uhr reichte der Connetable der Senatorin Rezzonico den Arm, dem voranschreitenden Paare folgte die ganze Gesellschaft in die Galerie, deren Fenster auf die heutige Via Nazionale gehen, und von dort aus auf jenen Garten, aus dem der Tradition nach Nero dem Brande Roms zugesehen haben soll. Es war eine klare Nacht, uralte Pinien und Eichen hoben sich vom Sternenhimmel ab, und die Gesellschaft betrachtete die Pinie, die vor fünfhundert Jahren gepflanzt worden war, als Cola di Rienzi, der grösste Gegner der Colonna, den Tod erlitten hatte.

In den Zweigen der Eichen und Lorbeerbäume funkelten rote, weisse und rosa Lampions, in deren Glanz die Villa strahlte, und das Ohr erfreute eine sanfte arkadische Musik in der Ferne, die von einem kräftigen Männerchor abgelöst wurde.

Wieder wurden Erfrischungen gereicht, diesmal auch kaltes Fleisch und köstliche Weine aus Sizilien, Spanien und Burgund; bald darauf erschienen vierundzwanzig Tänzerinnen in kurzen bunten Röckchen, mit Kastagnetten in der Hand und Glöckchen an den Beinen. Die Balletteusen führten einen leidenschaftlichen, sinnlichen Tanz auf, dann folgten gewissermassen zur Beruhigung andere Zerstreuungen, Nekromanten, Musiker und Rezitatoren traten auf. Zuletzt stimmte ein Sängerchor einen Hymnus zu Ehren der Colonna an, und das einbrechende Tageslicht mahnte die überwachte Gesellschaft zum Aufbruch.

Die wenigsten der Anwesenden wussten, dass es an jenem Tage zu Differenzen zwischen den Höflingen des spanischen Gesandten und Monsignore Cornaro, dem Gouverneur von Rom, gekommen war. Es handelte sich um die wichtige Frage des Vortritts. Cornaro war be-

leidigt, weil die Höflinge des Gesandten im Zug, der dem Vatikan zustrebte, vor ihm und seiner Umgebung ritten. Als Colonna darauf aufmerksam gemacht wurde, bat er, um die Sache aus der Welt zu schaffen, die Herren, an seiner Seite zu reiten, ohne auf den Vortritt zu achten. Aber der neapolitanische Minister, ein ausgesprochener Gegner des Papsttums, benützte die Gelegenheit, um dem Staatssekretär, Kardinal Pallavicini zu erklären, dass Ferdinand IV. Rom in Zukunft die „sogenannte" Abgabe privatim ohne feierliche Prozession entrichten würde, denn es handle sich dabei um einen Akt der Devotion und nicht um einen eigentlichen Tribut.

Diese Angelegenheit wurde der Anlass zu einer jahrelangen diplomatischen Korrespondenz. Der König von Neapel schickte die üblichen 7000 Dukaten und 300 Dukaten für die weisse Mauleselin als Zeichen seiner Devotion, der Papst dagegen bemerkte in seiner Quittung ausdrücklich, dass er diese Summe als Tribut des Königreichs von Neapel ansehe.

Noch ein zweiter Fall trug dazu bei, das Verhältnis zwischen Pius VI. und dem König zuzuspitzen. Die Fürstin di Maddaloni, Donna Giuseppa de Carenas, reichte die Scheidungsklage gegen ihren Gatten Maddaloni-Carafa ein, und der Erzbischof von Neapel ergriff ihre Partei. Der beleidigte Carafa, dem Donna Giuseppa seine Impotenz vorwarf, wandte sich an das römische Gericht.

Tanucci war der Ansicht, dass diese Sache nicht unter Roms Kompetenz falle, und veranlasste den König, einen Delegierten zu ernennen, um die Entscheidung in der zweiten Instanz zu treffen. Die Trennung der Carafa wurde bestätigt. Pius VI. liess dem König, um einen Druck auf ihn auszuüben, melden, dass er in Zukunft niemals einen neapolitanischen Erzbischof zum Kardinal ernennen würde. Der König rächte sich, indem er seinen Kaplan in Kardinalskleider steckte und ihm die Privilege eines Erzbischofs verlieh.

Als der zum Frieden neigende Cavaliere Ricciardelli Tanuccis Nachfolger wurde, wurden die 7000 Dukaten dem Papst zu Händen des Staatssekretärs Kardinal Buoncompagni ausgezahlt. Der Kardinal weigerte sich, diesen Betrag entgegenzunehmen, und verlangte eine ausdrückliche Bestätigung des Königs, dass es sich um einen Tribut handle. Ferdinand IV. verweigerte dies und und liess den Betrag als „frommes Opfer für den heiligen Petrus" im Monte di Pietà niederlegen,

Dieser Betrag hat in der Bank bis zum Jahre 1870 gelegen. Neapel

hörte auf, den Tribut zu entrichten, und der König war nicht länger römischer Vasall.

III.

Die Beziehungen zwischen Wien und Rom waren auch nicht die allerbesten. Der Groll war schon ziemlich alt. Die Habsburger waren verletzt, weil Benedikt XIV. Franz I. von Lothringen, Maria Theresias Gemahl, nicht als Kaiser anerkennen wollte, sondern die Erbansprüche des bayerischen Kurfürsten auf den Thron unterstützte und den Nunzius, Monsignore Stappani und später einen Kardinal zu ihm geschickt hatte. Ausserdem war Rom mit Josefs II. liberalen Reformen nicht einverstanden, noch weniger mit dem Aufheben der vielen Klöster, deren es in Österreich zweitausend gab.

Pius VI. beschloss, auf seinen persönlichen Einfluss bauend, nach Wien zu fahren, um den Kaiser zu Zugeständnissen zu veranlassen. Als Josef II. von dieser Absicht erfuhr, schrieb er dem Papst, um ihn vor Enttäuschungen zu bewahren, im Dezember 1781, versicherte ihn seiner Ehrfurcht, erklärte jedoch, dass, wenn der Zweck der Reise sei, den Kaiser umzustimmen, es besser wäre, wenn der Papst sich nicht bemühen würde, denn die Absichten des Kaisers seien mit Verstand, Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Religion im Einklang. Dieser Brief machte jedoch auf Pius VI. den erhofften Eindruck nicht, und der Papst erklärte auf dem Konsistorium, dass er die lange und ermüdende Reise nach Wien unternehmen würde. Zwei Tage darauf verliess er Rom, übergab dem Kardinal Conti den „anello pescatorio“ und erteilte dem Staatssekretär Kardinal Pallavicini weitgehendste Vollmacht.

Die Reise nahm einen sehr günstigen Verlauf; die italienischen Städte empfingen Pius VI. aufs feierlichste, in Cesena, dem Geburtsort des Papstes, herrschte grosse Freude, nach Bologna kam Ferdinand, der Herzog von Parma, und in Ferrara erwartete den Papst bereits eine Abteilung der adligen ungarischen berittenen Garde, die Josef II. ihm entgegengeschickt hatte, um ihn nach Wien zu geleiten. Auf venezianischem Gebiet wurde der Papst von Manin und Contarini, den Prokuratoren von San Marco, begrüsst, in Görz erwartete ihn Graf Cobenzel, in Leibach die Erzherzogin Marianne, in Wiener-Neustadt der Kaiser selbst.

In der Wiener Burg stellte der Kaiser dem Papst seinen Minister

Kaunitz vor, dem man in Rom den antikirchlichen Einfluss auf den Kaiser zuschrieb. Pius VI. begrüsste ihn auch mit den nicht gerade höflichen Worten: „Siete molto vecchio e avete poco tempo per ravvedervi.“ Kaunitz gab darauf freilich keine Antwort, hatte sich aber die boshafte Bemerkung des Papstes wohl gemerkt. Während Pius' VI. Aufenthalt in Wien erschien Eybls berühmte Broschüre „Quid est Papa?“, in der die Rechte des Kaisers gegenüber dem Apostolischen Stuhl scharf präzisiert wurden. Die Broschüre stützte sich namentlich auf Fabronius' Buch: „Stato presente della chiesa“, das viel Lärm gemacht hatte.

Der Papst und sein Nunzius Monsignore Garampi versuchten auf alle mögliche Weise den Kaiser von seinem Vorgehen gegen die Klöster und den Apostolischen Stuhl abzubringen; ihre Vorstellungen hatten keinen Erfolg, der Kaiser blieb fest, und um seine Niederlage zu verbergen, schloss Pius mit Josef II. einen Vertrag, in dem er die Macht des Kaisers über die Geistlichkeit erweiterte und dem Einfluss der Bischöfe in Österreich gewisse Schranken setzte.

Nach einem Monat verliess der Papst Wien, Ehren genug waren ihm zuteil geworden, aber er musste die Überzeugung mitnehmen, dass der Kaiser in seinen Reformen nicht nachgeben würde. In Rom erhielt Pius zu seinem Kummer sofort die Nachricht, dass der Kaiser den Bischöfen von Österreich und der Lombardei empfohlen habe, alle Gesetze bezüglich der Geistlichkeit und kirchlicher Angelegenheiten schnell möglichst durchzuführen. Der Papst erliess sofort ein Schreiben an den Kaiser, in der Hoffnung, die Wiener Verfügungen noch aufhalten zu können, aber Josefs II. Antwort lautete so bestimmt, dass Pius VI. jegliche Hoffnung aufgeben musste, in Wien irgend etwas zu erreichen. Der Kaiser erklärte dem Papst mit gewohnter Kürze, er denke durchaus nicht daran, der Kirche und dem Klerus alle Güter zu nehmen, er folge nur seiner Überzengung als Gesetzgeber und Protektor der Kirche und hoffe mit Gottes Hilfe keine Fehler zu begehen.

Der Papst überliess die weitere Regelung der Frage dem Konsistorium und versuchte das Ergebnis seiner Reise so günstig als möglich umzudichten, aber die Kardinäle und ganz Europa hatten erkannt, dass der Einfluss des Papsttums auf weltliche Angelegenheiten zu Ende sei und dass kein Staat sich in Zivilfragen von Rom würde hereinreden lassen.

Nach ganz kurzer Zeit wurde der Kardinal Rohan, der Grossalmo-

senier des französischen Königs, gefangen genommen (1785) und vor das Pariser Parlament zitiert, und um die gleiche Zeit berief Monsignore Ricci, der Bischof von Pistoja, im Einverständnis mit dem Grossfürsten Leopold eine Synode, in der er die Kirche zu ihren ursprünglichen In stanzen zurückführen wollte. Die Versammlung toskanischer Bischöfe am 23. April 1787 bestätigte die Beschlüsse der Synode zu Pistoja.

Trotzdem Josef II. seine Reformpläne gegen den Willen des Papstes ruhig durchführte, wollte er nicht von diplomatischen Bräuchen abweichen, und um Pius VI. die ihm schuldige Ehrfurcht zu bezeugen, ging er im Spätherbst nach Rom.

In der ersten Dezemberhälfte des Jahres 1783 bezog er als Graf Falkenstein den Palazzo Ruffo auf der Piazza Santi Apostoli. Um dieselbe Zeit wurde auch Gustav Adolf in Rom erwartet, und als Josef II. im Vatikan erschien, wurde er dem Papst als König von Schweden gemeldet. Pius VI. war nicht wenig überrascht, als er an Stelle des schwedischen Königs den Kaiser vor sich sah, die kirchlichen Fragen schnitt er nicht mehr an, um nicht wieder auf eine Absage zu stossen. Josef II. blieb nur wenige Tage in Rom und ging von dort in Gesellschaft des schwedischen Königs nach Neapel.

IV.

Die Krönung der Dichterin Corilla Olympica auf dem Kapitol machte in Rom, ja in ganz Italien nicht wenig von sich reden.

Die Macht der „Arcadia", die seit über hundert Jahren die Welt der Dichter und Verseschmiede beherrschte, war ins Schwanken geraten; aus ihrem Kreise wurden Stimmen laut, die die Lächerlichkeit von Sonetten empfanden, die stets auf den gleichen Ton gestimmt waren. Der Hauptsitz dieser Vereinigung, die ihre Zweigniederlassungen in allen grösseren italienischen Städten hatte, war immer noch Rom, und die römischen Arkadier hielten sich gewissermassen für die Hüter des poetischen Schatzes, der ihnen von Christine von Schweden anvertraut worden war.

Die radikale Partei der römischen „Arcadia", die die Bedeutung und den Einfluss des Institutes unter allen Umständen aufrechterhalten und sie vor Voltaires aufrührerischem Geist bewahren wollte, beschloss, ihre Bedeutung durch einen wichtigen Akt zu beweisen und die wankelmütigen, nach neuen Reizen verlangenden Geister zu bekehren. Und

es war hohe Zeit, das schwankende Gebäude zu stützen, denn die Satire unterwühlte die Fundamente immer mehr; Goldoni verspottete die alten Vorurteile, und Parini gab bereits „Giorno“ heraus.

Glücklicherweise ging ein neuer Stern auf dem Horizont der Arkadier auf: Donna Maria Maddalena Morelli Fernandez, in der „Arcadia“ unter dem Namen Corilla Olympica bekannt. Die Morelli war eine begabte Improvisatorin und sprach mit grosser Leichtigkeit in Versen über irgendein philosophisches oder historisches Thema. Zumeist trug sie ihre Gedichte mit Geigenbegleitung vor, was nicht wenig dazu beitrug, dass ihre Verse verständlicher erschienen als sie tatsächlich waren. Corilla produzierte sich in ganz Europa und erntete überall Beifall und Geschenke. Ihre erste Protektorin war die Grossherzogin Maria Lodovica von Toskana; später nahmen sich die Kaiserin Maria Theresia sowie die Zarin Katharina II. ihrer an. In Bologna veröffentlichte sie eine Dichtung zu Ehren von Maria Theresia, druckte dort ihre Sonette und Kanzonen, und nach einem abermaligen Auftreten auf europäischen Bühnen und in vornehmen Salons fand sie auch einen Mann, den Spanier Ferdinando Fernandez, der Oberst in der neapolitanischen Armee war.

Fernandez verschwand jedoch bald, und an seine Stelle trat der letzte der mantuanischen Gonzaga, der Principe Luigi di Castiglione, der noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt war, als er die ältere Dichterin kennen lernte. Luigi war im Jahre 1745 in Venedig geboren; da sein Vater bis auf das Fürstentum Castiglione, das nur geringe Einnahmen abwarf, kein Vermögen hatte, aber ein venezianischer Patrizier war, liess die Republik den Jüngling auf ihre Kosten erziehen. Zum Glück für die Gonzaga war Castiglione notwendig, um den österreichischen Besitz in Italien abzurunden; infolgedessen erwarb es Maria Theresia für eine jährliche Rente von 10000 Lire. Luigi hatte auf diese Weise eine gute Einnahme, war frei und konnte sich der Literatur widmen. Überflüssigerweise begann er sich auch für Politik zu interessieren und verbreitete Rousseaus Theorien in Venedig; infolgedessen verbannten ihn die Staatsinquisitoren aus dem Bereich der Republik und nahmen ihm die Möglichkeit, im Geiste französischer Ideen zu wirken. Gonzaga übersiedelte nach Rom, lernte unmittelbar nach seiner Ankunft Corilla kennen, verliebte sich leidenschaftlich in die Dichterin und wich nicht mehr von ihrer Seite. Als Mitglied der „Arcadia“ nahm er den Namen Emerino Atlantino an, schrieb freisinnige

Broschüren, war aber namentlich darauf bedacht, die Schläfen der vergötterten Corilla mit dem Lorbeer zu krönen wie einst die Stirn Tassos. Gonzaga verstand, eine Reihe einflussreicher Persönlichkeiten dafür zu interessieren, so den Grossherzog von Toskana, einen Verehrer von Corillas Begabung, und den Abate Pizzi, den Kustos der „Arcadia“.

Aber es gab auch eine Gegenpartei, die diese Profanierung des Kapitols sehr ungern sah; an ihrer Spitze standen Philippe la Barthe, der Sekretär des Botschafters des polnischen Königs bei der päpstlichen Kurie, und der gelehrte Abate Francesco Cancellieri. Die Gegner „dieser Komödie auf dem Kapitol“ wandten sich an die Universität nach Bologna, damit dieses höchste wissenschaftliche Institut in Italien gegen die Krönung der Dichterin protestiere. Die Universität wollte sich jedoch nicht in die Zwistigkeiten der Arkadier einmengen, namentlich als sie erfuhr, dass man dem Papst bereits die Erlaubnis zur Krönung der Corelli abgerungen habe.

Am 10. Juli 1776 fand in der „Arcadia“ eine Sitzung statt, um die Begabung der Dichterin zu prüfen. Auf zehn Themen aus der biblischen Geschichte, Physik, Mathematik, Jurisprudenz, Mythologie usw. hatte sie im Beisein der Examinatoren zu antworten. Die Sitzungen waren öffentlich, um auch den römischen Damen die Möglichkeit zu geben, die Kandidatin nach den verschiedensten Dingen, die die damaligen Gemüter beschäftigten, zu fragen. Bei einer dieser Sitzungen erweckte die Marquise Spinola die Heiterkeit und das Interesse des Auditoriums, sie stellte Corilla die Frage, wer in der Liebe treuer sei, die Frau oder der Mann? Corilla beantwortete alle Fragen in zufriedenstellender Weise, so dass die kapitolinischen Konservatoren nicht länger am Genius der Dichterin zweifelten und beschlossen, ihr den Lorbeer nicht zu verweigern.

Ein grosser Teil des Publikums war jedoch dagegen, dass die Improvisatorin Tasso gleichgestellt werde, und Pasquino brachte einen boshaften Vers nach dem anderen. Unter anderen kursierte folgender Zweizeiler:

„Plaudite, lascivae: Quintus vos expulit ab urbe
Nunc habet a Sexto serta Corilla Pio“,

der im Vatikan einen so fatalen Eindruck machte, dass Pius VI., der seine Einwilligung nicht mehr zurückziehen wollte, die Bedeutung des Festes soviel als möglich zu dämpfen befahl. Er verbot, die Krönung am Tage im Saal der Horatier und Kuriatier zu feiern, und gestattete

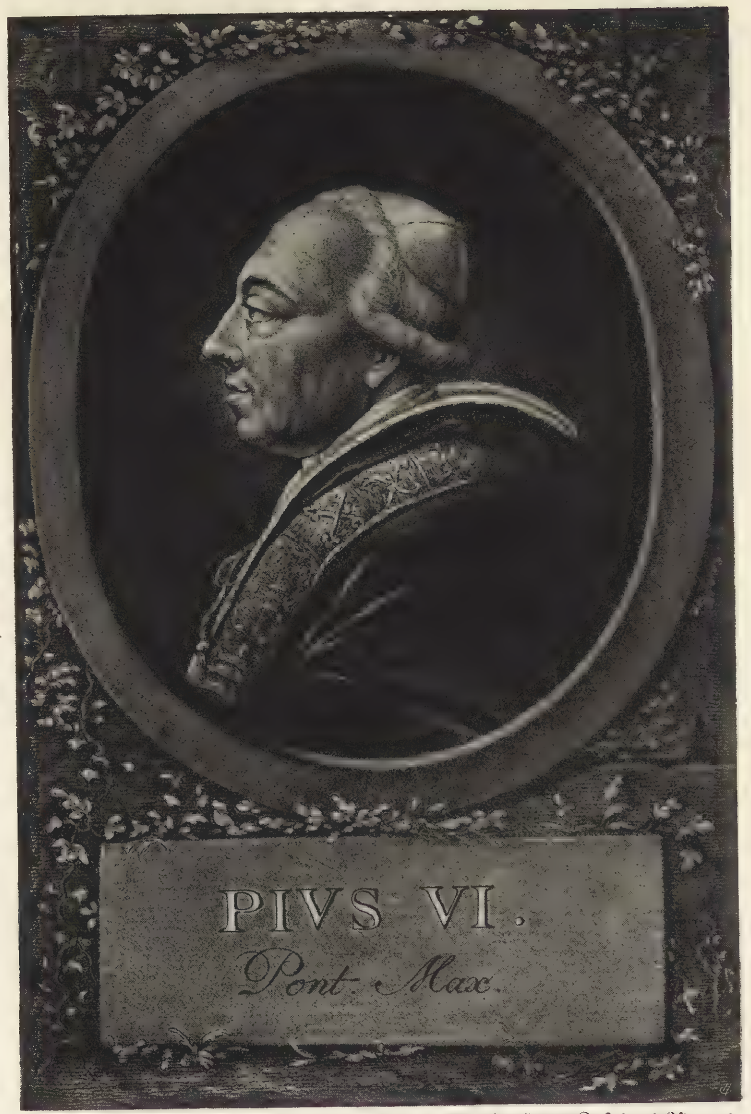
seinen Offizieren nicht, die Uniform dazu anzulegen. Das Fest sollte am Abend stattfinden. Das Kapitol durfte nicht festlich beleuchtet werden, und Corilla wurde nicht gestattet, den Senatorenweg zu nehmen. Gonzaga und der Abate Pizzi versuchten jedoch, die strengen Verbote des Papstes zu umgehen, und der Senat lud die Damen der Aristokratie ein, Corilla im Wagen der Gonzaga feierlich über das Campo Vaccino nach dem Kapitol zu geleiten. Gonzaga liess, aus Furcht, dass der geliebten Dichterin ein unangenehmes Abenteuer zustossen könne, dem Wagen eine Gruppe bewaffneter Bravi folgen.

Die Konservatoren, die Corilla protegierten, hatten den Saal mit karmoisinfarbenem Damast und goldenen Borten geschmückt, für die Kandidatin eine Art Thron aufgestellt und die gesamte römische Aristokratie zur Feier zusammenberufen. Sie ging am 31. August 1779 vonstatten. Auf dem Kapitolplatz begrüsste ein Spalier der roten päpstlichen Garde die einziehende Dichterin, und als sie aus dem Wagen stieg, bliesen die Diener einen Tusch, und das Publikum rief: „Evivva!"

Corilla, eine grosse, hochbusige Frau mit lebhaften blauen Augen, aufgelöstem blondem Haar, trug ein weisses Atlaskleid und einen weissen, mit Sternen geschmückten Samtmantel. Gonzaga führte sie, und das Publikum konstatierte eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der Dichterin und der Kaiserin Maria Theresia.

Als die Musik verstummte, kniete Corilla vor den Konservatoren nieder; der Cavaliere Giuseppe Fargna, der Oberste der Caporioni, legte ihr nach einer kurzen Ansprache den Lorbeerkranz aufs Haupt, und die Dichterin dankte dem Papst, den Senatoren und dem römischen Volk für die ihr gewordene Ehre. Dann stand sie schnell auf, setzte sich auf den für sie bestimmten Stuhl, und die Musik intonierte eine melodische Symphonie. Damit war das Fest noch nicht zu Ende; der Senatsschreiber, Cavaliere Cenci, verlas den lateinischen Krönungsakt, dann rezitierten sechs Arkadier Sonette, die dem feierlichen Augenblick angemessen waren, und der Abate Pizzi, Nivildo Amarinzio genannt, sang sein Gedicht „Trionfo della Poesia". Zuletzt improvisierte die Dichterin, für soviel Ehre dankend, einen „Trionfo di Roma", indem sie sich dazu auf der Geige begleitete.

Bis jetzt war die Feier harmonisch verlaufen, aber als Corilla das Kapitol verliess und ihr Wagen auf der Piazza Aracoeli erschien, empfing die Menge sie mit unbarmherzigem Gejohle. Die Gegner der arkadischen Idyllen hatten gegen die kapitolinische Ovation protestiert, und am



J. ELIAS HAID
Bildnis Pius' VI.

nächsten Tage zirkulierten zahllose Pamphlete und Satiren, die gegen Corilla, Gonzaga, die „Arcadia" und den Senat gerichtet waren; selbst der Papst wurde nicht verschont.

Drei Tage darauf erhielten Corilla und ihr Freund Gonzaga den Befehl, Rom auf der Stelle zu verlassen. Pius VI. verbot den Verkauf des Porträts der Dichterin, und der Verfasser des den Papst beleidigenden Sonetts verfiel einer Geldstrafe von 1000 Skudi.

Erst zehn Jahre später, im Mai 1786, kam die „Pastorella" Corilla nach Rom zurück; sie wurde vom Abate Goudard, dem Kustos der „Arcadia", und dem Kardinal de Bernis empfangen. Damals war die Zeit arkadischer Sonette und Dichterkrönungen bereits vorüber.

V.

Der Kardinal de Bernis war viele Jahre (1769—1791) französischer Gesandter in Rom, nahm eine so hervorragende Stellung ein und gebärdete sich so sehr als Despot, dass man sich fragte, ob dieser Warwick der Päpste nicht den Vorrang vor Pius VI. habe. Der Ruhm seiner Diners hat sich bis in spätere Zeiten erhalten, und Pius VI. hat scherzend gemeint, selbst im XIX. Jahrhundert werde de Bernis' Küche „in odore sanctitatis" sein. Wenn man die Porträts dieses berühmten Kardinals betrachtet, seine wohlgenährte Gestalt und das runde Gesicht mit den kleinen, lebhaften Augen, kommt man ohne weiteres zur Einsicht, dass ihm die Freuden der Tafel nicht gleichgültig waren.

Aber seine glänzenden Empfänge standen im Dienst diplomatischer Interessen; der Kirchenfürst war der Überzeugung, dass nichts internationale Beziehungen so sehr fördere, wie eine schön und gut besetzte Tafel, bei der man die heikelsten Fragen friedlich erledigen könne. De Bernis bekannte sich zum Grundsatz: „Europa sei niemals glücklicher als in jenen Augenblicken, wo die Gesandten nichts zu tun hätten."

Der Kardinal gehörte der bekannten aristokratischen Familie der Grafen de Bernis an, deren Stammsitz das Schloss de Saint-Marcel en Vivarais war; weiteres Vermögen hatte die Familie nicht, wohl aber gute Beziehungen. François Joachim Comte de Bernis (im Jahre 1715 geboren,) kam als Zwanzigjähriger nach Paris in das Haus seines Vetters, des Barons de Montmorency, und da er fürs erste keine andere Beschäftigung hatte, schrieb er Gedichte und machte Schulden. Damals konnte man sich durch Gedichte hohe Protektion ver-

schaffen. Bernis machte freilich so leere Verse, dass Voltaire ihn „Babet la bouquetière“ nannte, aber seine Madrigale haben ihm die Gunst von Madame de Pompadour verschafft. Der Weg war lang und hat sechzehn Jahre gedauert, innerhalb dieser Zeit schwoll der Gedichtband zwar immer mehr an, aber auch die Schulden wuchsen bis zur gewichtigen Summe von 80 000 Pfund. Bernis zog das Kleid eines Abate an, im Glauben, auf diese Weise schneller eine vorteilhafte Stellung zu erringen als mit dem Degen an der Seite. Madame de Pompadour erwirkte ihm als Hofdichter eine kleine Pension und freie Wohnung in den Tuilerien beim König, aber damit auszukommen war schwierig, besonders da die Gläubiger immer mehr drängten. Es galt Jagd auf grössere Einnahmen zu machen. Mitgliedern vornehmer Familien stand die militärische und diplomatische Karriere offen, die letztere brachte viel grössere materielle Vorteile. Als der Gesandtschaftsposten in Polen zu besetzen war, tat der verschuldete Dichter alles was in seinen Kräften stand, um nach Warschau zu kommen. Aber Ludwig XV. zerstörte die Hoffnungen, indem er behauptete, ein Gesandter gehe nur deshalb nach Polen, um als Kardinal wiederzukommen, Bernis sei aber ein grosser Windbeutel und sein romantischer Dichterkopf könne nie mit dem Purpurhut geschmückt werden. Allmählich befreundete der König sich jedoch mit den Absichten des Dichters, und als es den Posten des Gesandten in Venedig neu zu besetzen galt, ernannte er den Grafen Joachim im Jahre 1752.

Bernis hatte sich bis dahin in der Hauptsache in Salons bewegt, er war ein liebenswürdiger, witziger Gesellschafter, pflegte um 12 Uhr vormittags aufzustehen und hatte keine Ahnung, wie diplomatische Noten abgefasst werden. Ohne Bedenken irgendwelcher Art fuhr er nach Venedig, machte noch grössere Schulden, richtete sein Haus sehr elegant ein, gab vorzügliche Diners, liess nach damaliger Sitte Pasteten aus Frankreich kommen und tat es in dieser Beziehung Philipp II. von Spanien gleich, der diese Spezialität zweifelhaften Wertes zweimal wöchentlich aus Paris bezog. De Bernis lud die in Venedig weilenden vornehmen Fremden zu sich ein, und versuchte, im Verkehr mit Frauen erfahren, mit Hilfe der Patrizierinnen die geheimsten Absichten der venezianischen Regierung auszukundschaften. Signora Barberigo galt als eine der einflussreichsten Frauen und er bemühte sich sofort um ihre Gunst. Zwar erklärte ihm die hochmütige Venezianerin: „soyez sûr, que je vous serai toujours constante et jamais fidèle“, aber dieser

Mangel an Treue schreckte den Pariser keineswegs ab, und de Bernis überzeugte sich bald, dass er zum Diplomaten geboren sei. Da es ihn nach den höchsten Ehren verlangte, empfing er die priesterlichen Weihen aus den Händen des venezianischen Patriarchen; drei Jahre blieb er in der Lagunenstadt, dann rief Ludwig XV. ihn nach Frankreich zurück, damit er die diplomatischen Verhandlungen mit Österreich führe. In dieser schwierigen Mission hat er sich sehr bewährt, zur Belohnung wurde er zum Staatsrat und Minister des Äusseren ernannt. Diese Ernennungen folgten einander mit blitzartiger Geschwindigkeit, und schon am 30. November 1758 erhielt de Bernis den Kardinalshut aus der Hand des Königs. Aber der Herzog von Choiseul beneidete ihn um seine politischen Erfolge und die Gunst der Madame de Pompadour; im Kampf, der zwischen den beiden Ministern einsetzte, unterlag de Bernis. Der König verbannte ihn nach Soissons und übertrug ihm später das Erzbistum von Albi, das wegen der furchtbaren Niedermetzelungen der Albigenser bekannt ist; dank de Bernis' hoher Stellung und seiner dem Staat geleisteten Dienste währte die Verbannung nicht lange, und der geschickte Prälat konnte sich bald zum Conclave nach Rom begeben, auf dem Klemens XIII. gewählt wurde (1758—1769). Er verstand es so gut, Frankreichs Interessen zu vertreten, dass Ludwig XV. sich völlig mit ihm aussöhnte und ihn an Stelle des Fürsten d'Aubeterre zum französischen Gesandten bei der römischen Kurie ernannte (1769—1791).

De Bernis Aufstieg, sein Fall und sein Wiedererlangen der königlichen Gunst wurde in Paris folgendermassen glossiert:

Moins religieux que profane,
Bernis à la cour en soutane
Fut ministre dès qu'il parut;
On fit pour lui ce qu'il voulut,
Il eut une grande dépense;
De sa chute est-ce le signal?
On dirait que cette Eminence
N'a le chapeau de cardinal
Que pour tirer la révérence.

In Rom begann die glänzendste Epoche von de Bernis' Karriere. Der Gesandte mietete den Palazzo Buoncompagni auf dem Korso, entfaltete einen unerhörten Luxus, es hiess sogar, dass er einen zahlreicheren Hofstaat habe als sein König in Paris. Adlige, Marschälle, galonnierte

Lakaien, militärische Wache in grossartigem Kostüm füllten Entrée und Vorzimmer, trotz der zahlreichen Dienerschaft herrschte im Palast eine musterhafte Ordnung. Der Gesandte nahm jede Gelegenheit wahr, um Diners und Empfänge zu veranstalten, die schöne Fürstin Santa Croce, eine geborene Marquise Falconieri, erfüllte die Pflichten der Hausfrau. Kardinäle pflegten keine Tanzunterhaltungen zu geben, sondern nur akademische Sitzungen, Konzerte und abendliche Feste. Alter Sitte gemäss übernahm eine der Damen der römischen Aristokratie die Rolle der Hausfrau, hier wurde Anstoss daran genommen, denn das Verhältnis der Fürstin zum Gesandten bildete das Tagesgespräch.

Die junge, schöne, schlanke, witzige Fürstin übte einen seltsamen Zauber aus. Sie war ausserordentlich lebhaft, trug, wie Casanova behauptet, das Herz auf der Zunge, sprach, ohne eine Antwort abzuwarten, in Gesellschaft unaufhörlich, sprang von einem Gegenstand zum andern, tat es aber mit soviel Anmut, dass man ihr gern zuhörte.

Der gut aussehende, nicht viel ältere Gatte war geizig und habgierig, entgegen den Gewohnheiten der römischen Aristokratie hatte er sich in verschiedene Spekulationen eingelassen, was ihm sehr verargt wurde. Es hiess sogar, dass er aus Sparsamkeit ein Verhältnis mit der Fürstin di Fiano habe und sich um keine andere Dame aus der Gesellschaft kümmere, da die sehr reiche Frau keine kostbaren Geschenke beanspruchte. Die Fürstin di Fiano war auf ihre legitime Rivalin schlecht zu sprechen und behauptete, die Santa Croce sei nur ein gut angezogener Kleiderstock.

Der Fürst war selten zu Hause, ihn vertrat der Kardinal de Bernis, der gewöhnlich dreimal täglich zur Fürstin kam: in den Morgenstunden, wenn sie allein war, nachmittags um drei Uhr trank er bei ihr schwarzen Kaffee, ausserdem pflegte er im Palazzo Santa Croce die Abende zu verbringen und mit der Hausfrau Pikett zu spielen. Als Mann von Welt verstand der Kardinal die Partien so zu arrangieren, dass er bedeutende Summen an die Fürstin verlor, was dem Gatten sehr willkommen war. Der sehr eifersüchtige Fürst, der Annäherungen junger Leute an seine Gattin nicht duldete, war dem Kardinal gegenüber sehr tolerant, was auf verschiedene Weise gedeutet wurde. Der Welt gegenüber schien das Alter des Kardinals, der als Vierundfünfzigjähriger zum Gesandten ernannt worden war, diese Toleranz zu rechtfertigen, aber andererseits war der Kardinal doch nicht alt genug, um jeden Verdacht im Verkehr mit Frauen auszuschliessen.

Dem Fürsten und vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch der Fürstin genügte es, dass de Bernis der einflussreichste und sicherlich der verschwenderischste Gesandte in Rom war, dessen ungeheure Einkünfte aus dem Erzbistum, aus verschiedenen Pfründen, als Gesandter und Kardinal allen Anforderungen des Verstandes und Herzens entsprachen.

Zu den glänzendsten Empfängen beim Kardinal, bei denen die reizvolle Fürstin Santa Croce präsidierte, gehörten zwei Feste, die zu Ehren des schwedischen Königs Gustav Adolf III. im Jahre 1783 gegeben wurden. Die berühmtesten Sänger haben Kantaten und Arien angestimmt, ein Terzett entzückte die Hörer in einem solchen Masse, dass wie im Theater „Bis! bis!“ gerufen wurde. Das Essen wurde dadurch verschönt, dass jeder der Gäste beim Dessert eine „boîte à surprise“ bekam, die seinen Neigungen angemessen war. In später Stunde ging die Gesellschaft zu Hasardspielen über, man hörte nichts als den Klang des Geldes, da sehr hoch gespielt wurde.

Am meisten gesprochen wurde von dem Fest, das Bernis zu Ehren der Geburt des Dauphin, des Sohnes von Maria Antoinette, veranstaltete.

Der Kurier, der dem Kardinal die freudige Botschaft aus Paris brachte, kam am 2. November 1781 an und hatte den weiten Weg in nur elf Tagen zurückgelegt. Bernis war damals in Albano, er kam sofort nach Rom, liess drei Abende hintereinander seinen Palast auf dem Korso illuminieren und lud am 3. März 1782 sämtliche Kardinäle und Gesandten zu einem Bankett ein.

Zu dieser Feier verfasste Monti eine Kantate, die Cimarosa in Musik setzte. Vor Beginn des Konzertes kam es wegen der Frage des Vortritts zu Streitigkeiten, über die lange gesprochen wurde. Zwei Wagen, aus verschiedenen Strassen kommend, von der Piazza S. S. Apostoli und von der Piazza S. Marco (piazza di Venezia) fuhren fast gleichzeitig vor dem Tor des Palastes vor. Im ersten sass der Kardinal von York, im zweiten die Senatorin Rezzonico, geborene Buoncompagni-Ludovisi, die Nepotin zweier Päpste und Tochter des Fürsten von Piombino. Die Kutscher zogen die Zügel an, aber der Mohr des Kardinals, der eine brennende Fackel trug, hielt sie den Pferden der Senatorin vor, so dass sie erschrocken zurücksprangen und unterdessen fuhr der Wagen des Kardinals zuerst ins Tor ein. Die empörte Senatorin weigerte sich den für sie bestimmten ersten Platz im Saal einzunehmen

und war kaum zu beruhigen. Am nächsten Tage kam der Maggiordomo des Kardinals von York zu ihr, um sich wegen des fatalen Vorkommnisses zu entschuldigen, aber die sehr auf ihre Würde bedachte Rezzonico liess der Eminenz sagen, sie würde seinen Lakai von ihrem Diener durchprügeln lassen, der Kardinal sei nicht so gut erzogen wie sein Bruder, der, als er dem Herzog von Glocester auf der Piazza Navona begegnet sei, ihm den Vorrang ohne weiteres eingeräumt habe.

Der Kardinal de Bernis veranstaltete zwar üppige Banketts, lebte aber selbst sehr bescheiden, da seine Gesundheit erschüttert war. Madame Vigée Le Brun war einst mit Angelika Kauffmann bei ihm zu Tische eingeladen und beobachtete, dass er selbst nur etwas Gemüse ass.

Die Revolution machte auch dem Glanz des Kardinals ein Ende. Die Jakobiner bedurften eines anderen Gesandten als Ludwig XV. De Bernis verlor sein Amt, so gut wie einen grossen Teil seines Vermögens, vielleicht hat es ihn am meisten geschmerzt, dass die Fürstin Santa Croce ihm, dem gestürzten Diplomaten, ihre Gunst entzog. Der Kardinal begann seine Sünden zu bereuen und starb bald darauf zu Rom im Jahre 1794.

VI.

Als Casanova Cagliostro zum ersten Mal sah, sagte er. „dieser Mensch wird auf der Galeere enden". Diese Prophezeiung war ihrer Erfüllung nahe, als der berühmte Charlatan im Mai 1789 mit seiner Frau nach Rom kam. Er wohnte im modernen Hotel, „della scalinata" auf der Piazza di Spagna, trat sehr grossartig auf und erzählte im Vertrauen, dass er eine Art ägyptischen Freimaurertums, mit dem er bereits in Paris und London grosse Erfolge gehabt habe, einzuführen beabsichtige. Trotz all seiner Schlauheit und Erfahrung kannte er die Inquisition zu wenig, und glaubte unter ihrer unmittelbaren Aufsicht seine „Lehre" weiterverbreiten zu können. Die Enttäuschungen, die er in der letzten Zeit erlebt hatte und sein niedergehender Stern veranlassten ihn, dieses gefahrvolle Unternehmen zu wagen.

Er kam nicht mit leeren Händen, er hatte Empfehlungsbriefe vom Bischof von Trient an die Kardinäle Albani, Colonna und Buoncompagni, er hoffte bei der Fürstin Santa Croce eingeführt zu werden und durch sie zum Kardinal de Bernis zu kommen. Auch glaubte er, dass der Papst sein ägyptisches Ritual, das sich vom allgemeinen Frei-

maurertum unterschied, bestätigen würde, um so mehr als er auch auf die Unterstützung des Maltheser Ordens rechnete.

Der Bischof von Trient hatte eine besondere Vorliebe für Cagliostro und er hoffte dort Unterstützung zu finden, aber als Josef II. vom Aufenthalt des Charlatans auf österreichischem Gebiete erfuhr, machte er dem Kirchenfürsten Vorwürfe, dass er „diesem gefährlichen Menschen und Grossmeister eines unbekannten Rituals" seinen Schutz angedeihen lasse, und Cagliostro musste die Stadt verlassen.

In Rom bestand bereits seit zwei Jahren im Viertel Trinita de' Monti die Freimaurer-Loge „der Ehrlichen Brüder", der nur Fremde angehörten: fünf Franzosen, ein Pole und ein Amerikaner. Cagliostro wollte sich diesen Freimaurern nicht anschliessen und beschloss, wenigstens fürs erste vom Ertrag seiner medizinischen Kenntnisse zu leben, aber die Patienten kamen nicht, Einnahmen gab es nicht, alles was aus früheren besseren Zeiten vorhanden war, wanderte zum Pfandleiher: Brillanten, echte und falsche, selbst ein Teil der Kleider. Erst in äusserster Not beschloss er, sich den „Ehrlichen Brüdern" zu nähern und ihnen das ägyptische Ritual zu offenbaren. Der ehemalige Grosskophta, der allein in Warschau 8000 Dukaten zusammengebracht, und eine Zeit hindurch nach Gutdünken über die Kasse des Kardinals de Rohan in Strassburg verfügt hatte, trieb sich jetzt in Rom in einem schäbigen Mantel herum und zerbrach sich den Kopf, wie er einen Pfennig auftreiben könnte. Schliesslich fand er nach vieler Mühe zwei Schüler, die in das ägyptische Ritual eindringen wollten. Als Cagliostro von den Kandidaten jedoch 50 Taler für das Mitgliederpatent forderte, verschwanden sie, da der Scherz ihnen zu teuer war.

Endlich nach längerem Kampf gegen die Not gelang es ihm Adepten zu finden, die ihm Geld liehen und trotz der drohenden Gefahr eine ägyptische Loge in der Villa Malta bei der Porta Pinciana begründeten. Durch seine Vergangenheit, über die die verschiedensten Legenden kursierten, verstand er die höheren Klassen und namentlich die Frauen so zu interessieren, dass sich gleich bei der ersten Sitzung der Loge ein sehr gewähltes Publikum zusammenfand.

Cagliostro war eine seltsame und interesssante Persönlichkeit. Er hiess eigentlich Giuseppe Balsamo und war am 8. Juli 1743 in Palermo geboren. Sein Vater stammte von einer anständigen jüdischen Familie ab. Der Knabe wurde bei seinen beiden Onkeln, von denen der eine Apo-

theker war, in Termini Imerese erzogen. Der Herausgeber des „Giornale di Sicilia“ hat unlängst alte Leute aus jener Ortschaft befragt, um zu erkunden, ob sich noch irgendwelche Traditionen aus der Jugend des berühmten Abenteurers erhalten hätten. Aus Anekdoten die ihm erzählt wurden, geht hervor, dass der spätere Graf Cagliostro schon in seiner Kindheit davon träumte, eine grosse Rolle zu spielen und seinen Spielgefährten versicherte, dass sie ihn einst wie einen Heiligen verehren würden. Einst band er einen Hahn im Hof an einen Tisch fest und steckte zwei Kerzen neben ihm an, und als das Tier jämmerlich zu krähen begann, kam der Apotheker, um zu sehen, was vorgehe. „Was machst du? warum quälst du den Hahn?“ fragte er überrascht ob des ungewohnten Anblicks. „Ich lehre ihn sprechen“ gab Giuseppe ruhig zur Antwort.

Seinen ersten Unterricht erhielt Balsamo bei barmherzigen Brüdern in Cartagirone, aber er lief aus der Schule davon und begann früh ein abenteuerliches Leben. Infolge verschiedener Betrügereien suchte er Schutz in Messina, lernte dort den Griechen Altotas kennen, bereiste mit ihm den Osten und Ägypten, wo er magische Schwindeleien erlernte. Später ging er nach Malta, dort gelang es ihm, das Vertrauen des Grossmeisters Pinto zu erringen, der sich in Magie und sogenannte hermetische Wissenschaften vertieft hatte. Pinto war ihm in seinem Fortkommen sehr behilflich, gab ihm Empfehlungen an einflussreiche Persönlichkeiten in Italien und eröffnete ihm sogar den Zutritt zum Vatikan. In Rom heiratete Balsamo 1770 Lorenza Feliziani, ein hübsches Mädchen aus dem Volke, musste aber, da er Wechsel gefälscht hatte, fliehen. Er trieb sich in Südfrankreich und Spanien herum, bis er nach manigfachen Abenteuern in London 1777 auftauchte.

Die Details seiner Jugend hat Cagliostro möglichst verwischt, um als mythische Persönlichkeit zu erscheinen; seit seinem Aufenthalt in England stand er als Meister auf dem Schauplatz, der der Kontrolle des europäischen Publikums unterstand und sich nicht hinter geheimnisvollen Schleiern verbergen konnte.

Er war nicht gross, hatte breite Schultern, eine gewölbte Brust, einen grossen Kopf mit schwarzem leichtgewelltem Haar. Der kurze dicke Hals, die hohe Stirn, die scharf akzentuierte Nase, starke weisse Zähne erweckten den Eindruck physischer Kraft, wie sie bei Magiern und Hypnotiseuren häufig ist. Es heisst, dass viele Menschen seinen durchdringenden Blick nicht aushalten konnten. Auf Bartolozzis be-

rühmtem Bild blickt er verzückt in tragischer Pose nach oben. Vermutlich wollte der „Meister“ auf die Nachwelt als Prophet kommen, dem der Himmel seine Taten eingibt. Die Komödie ist nicht ganz gelungen, er gleicht mehr einem Schauspieler als einem Seher.

Wie aber hat der „Meister“ ausgesehen, wie ist er vorgegangen, wenn er sein Publikum hypnotisieren wollte? Wir besitzen sehr wertvolle, diesbezügliche Aufzeichnungen eines Augenzeugen, der während der „Vorstellung“ ganz kühl beobachtet hat.

Der Abate Lucantonio Benedetti nahm an der ersten Sitzung der ägyptischen Loge in Gesellschaft der Marquise P. teil. Zur festgesetzten Stunde, um zwei Uhr nachts, kam er in die Villa vor der Porta Pinciana, musste dem galonnierten Diener seinen Namen sagen und wurde in einen grossen, glänzend beleuchteten Saal geführt, dessen Wände mit Dreiecken, Linien, Schlangen und anderen Symbolen der Schwarzen Kunst, sowie mit ägyptischen, assyrischen und chinesischen Gottheiten bemalt waren. Eine Wand war mit der weithin sichtbaren Inschrift geschmückt: „Sum quidquid fuit, est et erit, nemoque mortalium mihi adhuc velum detraxit“. Der Saal war dicht gefüllt, unter den Eingeladenen befanden sich der Kardinal de Bernis und die Fürstin Santa-Croce, der Fürst Federico Cesi, der Abate Ennio Quirino Visconti, der Baron de Breteuille, der Marchese Massimi, die Senatorin Rezzonico. Im Hintergrund des Saales fiel ein französischer Kapuziner auf, der an der Vorstellung lebhaften Anteil nahm.

Ein Tisch, der mit Schädeln, einbalsamierten Affen, lebendigen Schlangen in Glasgefässen, Eulen, alten Pergamenten, Tiegeln, Krügen, Amuletten, Pulver in Paketen und anderem „Teufelskram“ bedeckt war, war als Altar hergerichtet.

Als die Gesellschaft versammelt war, erschien Graf Cagliostro, den Benedetti als kleinen fetten Mann mit dunklen misstrauischen Augen und boshaftem Gesichtsausdruck schildert. Ihm folgte die Gräfin, seine Gattin, eine hübsche, sympathische ruhige Frau. Im Verkehr mit dem Manne und auf vielen Reisen hatte diese einfache Römerin sich die Manieren der vornehmen Welt angeeignet, trotzdem sie nichts gelernt hatte und nicht einmal schreiben konnte. Um ihre Unwissenheit zu bemänteln, behauptete Cagliostro, dass die Frauen der vornehmsten römischen Gesellschaft zumeist nicht schreiben können, da die Mütter ihnen auf diese Weise das Anknüpfen von Liebesintrigen erschweren wollen. Im Gegensatz zu diesen vorsichtigen Matronen



hatte Cagliostro sehr freie Anschauungen über Liebesverhältnisse, es hiess allgemein, dass er die Romane seiner Frau mit Männern, die er nötig hatte, um seine leeren Taschen zu füllen, begünstige. Auf diese Weise hat er lange auf Kosten des Kardinals de Rohan gelebt. Er huldigte übrigens dem Grundsatz, dass eine verheiratete Frau nur dann ihren Gatten betrüge, wenn sie ihm aus Liebe zu einem anderen untreu ist; gibt sie sich im Interesse ihres Mannes einem anderen hin, so bleibt sie unschuldig.

Nach dem Erscheinen der Gräfin liess sich Cagliostro auf einen Dreifuss nieder und hielt folgende Ansprache an die Versammlung: „Es gehört sich, dass ich euch meinen Lebenslauf schildere, meine Vergangenheit enthülle und die Schleier hebe, die sie verbergen. Ich bin ein vorsintflutlicher Mensch. Wenn ihr mich begreifen wollt, so höret. Vor mir sehe ich eine unendliche Wüste, gewaltige Palmen, die ihre Schatten auf unfruchtbaren Sand werfen, den ruhig fliessenden Nil, Sphinxe, Obelisken und majestätische Säulen. Ich sehe gewaltige Mauern, ungeheure Tempel, Pyramiden, deren Spitzen in den Himmel reichen, ägyptische Labyrinthe. Es ist Memphis, die heilige Stadt. Ich sehe den König Thutmes III., wie er als Sieger im Triumph einzieht, nachdem er die Syrer geschlagen und die Bewohner des Landes Kanaan. — Und schon bin ich in anderen Ländern, in einer anderen Stadt, wo Jehovah und nicht Osiris verehrt wird — neue Götter haben die alten verdrängt. Ich höre Stimmen, die den Propheten, den Sohn Gottes verehren. Wer ist er? Es ist Christus der Herr. Ich sehe ihn, wie er zu Kanaan Wasser in Wein verwandelt!"

Bei diesen Worten stand Cagliostro auf, und wie getragen von prophetischem Geist rief er: „Auch ich werde euch Wunder zeigen, nichts ist mir unbekannt. Ich bin unsterblich, vorsintflutlich. Bei mir ist kein Ding unmöglich. Ego sum qui sum."

Um seine Worte zu bekräftigen, verwandelte er in so geschickter Weise einen Krug reinen Wassers in schäumenden Orvieter Wein, dass das Publikum ausser sich vor Staunen war. Einige der Gäste kosteten das Getränk, das ihnen köstlich mundete.

Wohl um die Aufmerksamkeit der Zuhörer abzulenken, berichtete Cagliostro über seine Geheimnisse, über Balsam und Elixiere, die das Leben verlängern, Jugendkraft wiedergeben, einigen älteren Männern gab er ein paar Tropfen dieser Flüssigkeit mit der Versicherung, dass die Wirkung unmittelbar eintrete. Der Abate Benedetti fügt hinzu,

diesen Jugenddurstigen sei sofort das Blut zu Kopfe gestiegen, als wenn sie ein Glas Montefiascone getrunken hätten. Schwieriger war es mit den anderen „Wundern" des Magiers; er behauptete kostbare Steine vergrössern zu können, nahm dem Kardinal de Bernis einen Solitaire ab, den die Eminenz stets am Finger trug und legte den Ring in ein Gefäss, das eine geheimnisvolle Flüssigkeit enthielt. Dann sprach er, um den Eindruck zu steigern, arabische und ägyptische Worte, schüttete Pulver in die Schale und übergab nach einigen Augenblicken dem Kardinal den Ring, der Stein hatte sich um das Doppelte vergrössert.

Allgemeines Staunen — der Kardinal erklärte, ein Wunder sei geschehen. Unser Abate verhielt sich der Verwandlung gegenüber sehr misstrauisch und erwähnt in seinem Bericht, der Kardinal müsse wohl ein gewöhnliches Stück Kristall für seinen Brillanten bekommen haben. Von Eindrücken, die durch Hypnose erzielt werden, hatte der Abate nie etwas gehört; später muss der Kardinal zur Einsicht gekommen sein, dass der Stein in seinem Ring seine Form nicht verändert habe, er wurde Cagliostros leidenschaftlicher Gegner.

Nach der Ringepisode kam wieder eine neue Nummer. Der Magier rief ein Mädchen herbei, das er seine Schülerin nannte, und liess es berichten, was es in einer Glasflasche sehe, die mit reinem Wasser gefüllt war. In die Flasche schauend, meldete die Schülerin, sie sehe eine lange Strasse, die aus einer grossen Stadt in einen kleineren Ort führe, eine erregte Volksmenge stürme einen Palast mit dem Rufe: „Nieder mit dem König!" Cagliostro fragte, ob sie nicht sehe, in welchem Land dies vorgehe und sie gab zur Antwort, die Menge schreie: „à Versailles!"

Da versicherte Cagliostro die Anwesenden, seine Schülerin habe die Wahrheit gesagt, bald würde das empörte Volk unter Führung eines Fürsten Versailles belagern, wo Ludwig XVI. sich aufhalte, die Monarchie stürzen, die Bastille zerstören und die Freiheit würde der Tyrannei folgen.

Der Kardinal de Bernis rief empört: „Das ist eine schöne Prophezeiung für meinen König . . . abwarten!"

„Ich bedauere, aber all das wird eintreten," gab Cagliostro zur Antwort.

Die Prophezeiung wurde bald Wahrheit, am 5. Oktober ging das Pariser Volk unter Führung des Fürsten d'Aiguillon nach Versailles und am 21. Mai 1791 wurde die Bastille gestürmt.

Nach dieser Prophezeiung, die wie der Blitz einschlug, entstand allgemeine Unruhe. Die einen nannten den sonderbaren Propheten einen Charlatan, die anderen einen Weisen, und es trat erst Stille ein, als der Abate Visconti aufstand und den Magier fragte, worauf seine Kenntnis der Zukunft beruhe.

„Der gelehrte Lavater“, antwortete Cagliostro, „hat mir die gleiche Frage gestellt, ich kann heute nur dasselbe wiederholen, was ich diesem berühmten Kenner der Menschheit gesagt habe, meine ganze Wissenschaft beruht: ‚in verbis et in herbis‘.“

Diese Worte erklärten natürlich gar nichts, aber Cagliostro begann, um sein System zu verdeutlichen, etwas vom Wesen und den Zielen des ägyptischen Freimaurertums zu erzählen und sprach so überzeugend, dass der anwesende französische Kapuziner Francesco di San Maurizio und der Marquis Vivaldi sich bereit erklärten, der Gesellschaft beizutreten. Der Abate Benedetti verliess jedoch die Sitzung überzeugt, dass Cagliostro ein grosser Charlatan sei. Dafür hielten ihn auch die Freimaurer selbst, die sich durchaus nicht zu seinem ägyptischen Freimaurertum bekannten.

Da Cagliostro in Rom mit dem Feuer gespielt hat, muss er an den schnellen Sieg der revolutionären Ideen in Frankreich geglaubt haben, er begann die französische Freiheit öffentlich zu rühmen und reichte eine Petition bei den Generalstaaten in Paris ein mit der Bitte, ihm die Rückkehr zu bewilligen. Das war der Inquisition zu viel, im Vatikan erschrak man und fürchtete, dass dieser seltsame Mensch eine revolutionäre Verschwörung anzettle. Am Sonntag den 27. Oktober 1789 versammelte sich eine Kongregation von vier Mitgliedern des heiligen Offizium beim Kardinal Zelada, auch Pius VI. war zu dieser Sitzung gekommen, obgleich es beispiellos war, dass ein Papst an einer Versammlung im Hause eines Kardinals teilnahm. Auf der Stelle wurden Beschlüsse gefasst, und am Abend des gleichen Tages erschien die Polizei der Inquisition in Cagliostros Wohnung und nahm ihn und seine Frau gefangen. Der Marquise Vivaldi, die sich bei ihnen befand, gelang es zu entkommen, einige Tage später flüchtete sie als ungarischer Husar verkleidet nach Venedig. Auch ihr Mann rettete sich durch die Flucht, aber der Kapuziner Francesco di San Maurizio sowie mehrere Personen, die Beziehungen zu Cagliostro hatten, wurden gefangen genommen. Der toskanische Resident berichtete dem Grossherzog, dass unablässig Verhaftungen, über die tiefes Geheimnis ge-

wahrt wird, stattfinden. Er schrieb, wir scheinen uns in einem verzauberten Land zu befinden. Der Minister Astorri meldete der Munizipalität von Siena, dass Rom im Zeichen furchtbarer Gewalttätigkeiten der Inquisition stehe, alles Vertrauen sei verschwunden und man könne niemand glauben. Die Inquisition verdächtige alle, dem Bunde der Illuminaten anzugehören und sehe in jeder sozialen Bewegung das Werk dieser geheimen Gesellschaft.

Cagliostro wurde in eine Zelle der Engelsburg eingesperrt und nach der ersten Vernehmung am 16. Januar gefesselt. Die Absicht war, ihn als Ketzer zu verurteilen, man liess ihn soviel als möglich zu Worte kommen, um Widersprüche in seinen Bekenntnissen nachzuweisen. Der Angeklagte verteidigte sich, „er habe das bisherige Freimaurertum, weil zum Atheismus führend, für gefährlich gehalten, er wolle die Freimaurer von dieser Gefahr erlösen, und eine neue Ordnung einführen, die sich auf den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit der Seele gründet."

Die Richter fragten, auf welche Weise er zu dieser Lehre und diesem Glauben gekommen sei. Cagliostro antwortete: seine Inspiration komme von Gott, der ihm die Kraft zu wirken gegeben habe. Ohne Gottes Gnade geschehe nichts, er schwor hoch und teuer, nie mit Hilfe des Satans „gearbeitet" zu haben.

Gleichzeitig wurde die Gräfin Cagliostro vernommen, aus Angst vor der Folter gab sie einen detaillierten Bericht über das Leben ihres Mannes, beklagte sich, dass er sie schlage, zu einem schlechten Lebenswandel gezwungen habe und aufs grauenhafteste tyrannisiere. Sie bejahte alles, wonach der Untersuchungsrichter fragte. Schwach, ängstlich, gebrochen war sie ein willenloses Werkzeug in den Händen des Inquisitors. Bekenne — sagte der Richter — dass dein Mann unwissend ist und all seine Erfolge nur Taschenspielerkunststücken und einem durch Alkohol bewirkten Rausch verdankt und du wirst das Verbrechen der Magie von ihm nehmen. Die Gräfin gab auch dies zu und wurde zum Lohn für ihre Bekenntnisse ins Kloster Sant' Apollonia in Trastevere eingesperrt, wo sie wahrscheinlich gestorben ist. Im Jahre 1799 war sie nicht mehr dort.

Während Cagliostro in der Engelsburg gefangen war, trug sich ein drolliges Ereignis zu. Der Charlatan, der auch in dieser schweren Zeit nicht aus seiner Rolle fiel, erklärte den Wärtern, dass er ruhig in die Zukunft sehe, am Karfreitag würde ihn der Teufel befreien und alle

Soldaten vernichten, die ihn bewachen. Am bezeichneten Tage gab es ein furchtbares Gewitter, und der Blitz schlug unmittelbar neben der Engelsburg ein. Die Soldaten liefen im Glauben, dass der Teufel komme, erschrocken davon und waren nicht zu bewegen, auf ihren Posten zurückzukommen, ehe Geistliche den bösen Geist, der sich so überflüssigerweise im Schloss niedergelassen hatte, fortexorzierten. Natürlich hatte diese ängstliche Armee später nicht Mut genug, um dem revolutionären Gesindel des Generals Berthier Widerstand zu leisten.

Die Untersuchung währte bis zum April 1791; die Richter wollten Cagliostro um jeden Preis zum Bekenntnis zwingen, dass er sich der Ketzerei schuldig gemacht habe. Als der Gefangene daran festhielt, dass er kein Ketzer sei, wurde er auf die Folter gelegt und da bekannte er, erschöpft durch physische Schmerzen, alles was die Richter wollten. Man wollte ihn auch in den Augen der Freimaurer unmöglich machen und ihn zwingen, seine Lehre zu widerrufen. Beichtväter wurden geschickt, die ihn zu diesem Schritt überreden sollten, als Cagliostro sich weigerte, erschienen zwei Advokaten der Inquisition und erklärten ihm, er würde auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden, wenn er nicht bereit sei, öffentlich zu widerrufen und sich zu seinen ketzerischen Sünden zu bekennen. Cagliostro erschrak und unterschrieb das verlangte Bekenntnis.

Am 7. April 1791 erschien er vor der Kongregation der Inquisition; im Beisein Pius' VI. musste er kniend, den Kopf mit einem schwarzen Tuch verhüllt den Urteilsspruch anhören, der ihn wegen Ketzerei, Magie und Gründung von Freimaurergesellschaften zu Tode verurteilte.

Der Papst begnadigte Cagliostro jedoch zu lebenslänglichem Gefängnis.

Unmittelbar nach der Verurteilung wurde Cagliostro vom Adjutanten der korsikanischen Garde Grilloni und von vier Soldaten in die Festung San Leo bei Urbino überführt; seine Papiere und seine übrigen Habseligkeiten verbrannte der Henker am 3. Mai 1791 auf der Piazza di Minerva. Dieser Vorgang währte volle dreiviertel Stunden, denn das versammelte Volk amüsierte sich glänzend und johlte vor Freude, als Bücher, Diplome und Freimaurerzeichen ins Feuer geworfen wurden.

In San Leo hat Cagliostro furchtbare Qualen erlitten; das Stöhnen des Gefangenen war selbst auf der Strasse zu hören, und wenn es dem Kommandanten der Festung zuviel wurde, liess er dem Unglücklichen Stockschläge verabreichen und das Gerücht verbreiten, Cagliostro sei

sinnlos betrunken und brülle in diesem Zustand. Aber Cagliostro bekam nichts anderes als Wasser.

Nach einigen Monaten kam der Befehl aus Rom, der Gefangene solle aus dem gewöhnlichen Gefängnis in den furchtbaren Kerker „il pozzetto“ überführt werden. Diese Verfügung erfolgte wegen des Gerüchtes, die Anhänger des Meisters wollten ihn mittels „dieser neuen Flugvorrichtung, die man einen Ballon nennt“, befreien. Montgolfiers Versuche waren bereits bekannt. Ausserdem versuchten der Mailänder Graf Andreani und der berühmte Mathematiker Cossali zu Verona (1784) zur grossen Überraschung des Publikums im Luftballon aufzusteigen*).

Fünf Jahre hat Cagliostro es im unterirdischen Kerker ausgehalten. Plötzlich am 28. August 1795 wurde die Nachricht verbreitet, dass er einem Schlaganfall erlegen sei, aber einer der Beamten des Vatikans hat dem Antiquar Hirt versichert, dass man ihn erdrosselt habe, da er wahnsinnig geworden war und sich auf den Geistlichen, der ihn besuchte, gestürzt hatte. Hirt hat dies an Lavater berichtet, der sich für Cagliostros Schicksal sehr interessiert hat.

Der Urteilspruch der Inquisition, die Cagliostro zu Tode verurteilt und später zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt hatte, hat in ganz Europa einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Man hielt das Urteil für ungerecht und viel zu streng.

Das Freimaurertum hatte damals einen grossen Umfang angenommen, und es gab kaum einen Menschen von Bedeutung in Europa, der nicht irgendeiner Freimaurerloge angehört hätte. In Frankreich hat man 1776 dreihundert Logen gezählt und in Deutschland hatte der Illuminatenorden noch mehr Anhänger.

Polen wurde einer der Mittelpunkte der kabbalistischen Lehre, die kabbalistischen Rabbiner haben nicht wenig dazu beigetragen. Jean de Trux de Salverte gründete 1750 die Loge „zum guten Hirten“ in Warschau, und verbrachte dort fünf Jahre mit kabbalistischen und alchimistischen Studien. Dann entstand dort die „Loge des tugendhaften Sarmaten“, bei der Eröffnung waren unter anderen der Fürst Primas Podoski und der bereits früher erwähnte Prälat Ghigiotti zugegen. Auch der Minister Brühl hat in Warschau eine Loge nach schottischem Ritual be-

*) Fast gleichzeitig, am 6. Juli 1784, stieg Johann Stuwer in Wien mit sechs Personen auf. An einem der folgenden Aufstiege wollte auch Casanova, der damals in Wien war, teilnehmen, aber seine Freundin Francesca Buschini bat ihn brieflich von diesem Versuch abzusehen, da sein Körper zu schwer sei.

gründet, die den geheimnisvollen Namen trug „Karl unter den drei Helmen“. Der König Stanislaus August Poniatowski, dem ein Astrolog in seiner Jugend seinen Ruhm und sein Unglück prophezeit hatte, trat im Jahre 1777 der Loge bei als „Eques Salsinatus“ oder „Salsinatus magnus“ und erhielt den zweiten Kavaliersgrad der „Rose Croix“, nachdem er den vorgeschriebenen Schwur geleistet hatte unter Wahrung seiner „Bürger- und Königspflichten“ und unter der Bedingung, dass sein Eintritt geheim bleiben würde.

Bei dieser Tendenz der Zeit machte Cagliostros Gefangennahme und sein Prozess grossen Eindruck, selbst im napoleonischen Heer, das in Mittel- und Norditalien stand, war davon die Rede. Als erster kam General Dabrowski mit seiner Legion im Frühling 1796 nach San Leo. Sofort wurde nach Cagliostros Schicksal geforscht, aber der „Meister“ war nicht mehr am Leben. Dabrowski gab allen Gefangenen der Inquisition die Freiheit wieder und erliess folgende Proklamation: „Amis, vous êtes libres! La République cisalpine, en détruisant une des Bastilles du gouvernement pontifical vous a rendu tous vos droits.“

Nachdem die Gefangenen die Festung geräumt hatten, wurde sie vom republikanischen Heer in die Luft gesprengt.

* * *

Cagliostro hat selbst heute mehr Feinde als Freunde, aber auch deren Zahl ist nicht gering. Jedenfalls gebührt ihm ein Ehrenplatz unter den Charlatanen. Er verstand seine Umgebung und seine Zuhörer zu hypnotisieren und man kann den grossen Einfluss, den er ausgeübt hat, nicht leugnen. Sehr despotisch, zwang er allen seinen Willen auf gewaltsame und rohe Weise auf und verblüffte dadurch, dass er sich vor niemandem beugte. Unerhört tätig, schlief er gelegentlich nur einige Stunden im Fauteuil sitzend, ass sehr wenig, zumeist die geliebten Makkaroni, und trank nur Wasser. Dem Einfluss von Frauen erlag er nicht, was auch bis zu einem gewissen Grad seine Stärke bildete. Er sprach fliessend französisch, verstand lateinisch, italienisch, etwas arabisch und sprach am besten portugiesisch, so dass man ihn für einen portugiesischen Juden gehalten hat. Dem Publikum galt er als Teufel in Person, der aus der Hölle gekommen war, um die Menschen zu verführen, andere hielten ihn für Mohamet, — noch andere behaupteten, Cagliostro und der Graf von Saint-Germain seien eine und dieselbe Persönlichkeit.



BARTOLOZZI
Bildnis Cagliostros

Am besten charakterisiert ihn der Vierzeiler unter dem Kupferstich, den Devera 1786 nach einem Porträt von Guerini gemacht hat:

L'homme dans chaque siècle a connu les prestiges;
Le docteur que tu vois a profité des siens :
Il étudia l'homme et, grand magicien,
Sur l'ignorance humaine il fondu ses prodiges.

VII.

Bei seinem ersten Feldzug nach Italien nahm Napoleon die zum Kirchenstaat gehörigen sogenannten Legationen ein, die sich des französischen Überfalls nicht zu erwehren vermochten. Durch den in Tolentino geschlossenen Traktat vom 19. Februar 1797 hat Pius VI. sich für einen Augenblick den Frieden erkauft, musste aber die französische Republik anerkennen und ihr Bologna und die Romagna abtreten.

In den so beschnittenen Kirchenstaat schickte die Republik als ihren Gesandten Bonapartes Bruder Josef, den späteren König von Neapel und Spanien. Er kam am 31. August 1797 mit Frau und Schwester nach Rom und wohnte vorübergehend in der Osteria „di monsieur Pio" in der Nähe der Piazza di Spagna. Bald darauf bezog er den Palazzo Corsini, den einst Christine von Schweden bewohnt hatte.

Zum Hofstaat des Gesandten gehörten Eugène Beauharnais, Josefinens damals 17jähriger Sohn und der General Leonard Duphot, ein junger fanatischer Republikaner, Literat und Dichter. Seine Ode auf die für die Freiheit fallenden Helden sang das französische Heer mit Begeisterung. Duphot war mit Désirée Clary, Josef Bonapartes Schwägerin verlobt, die in Gesellschaft ihrer Mutter im Dezember nach Rom gekommen war. Die Clary, ein altes, wohlhabendes Kaufmannsgeschlecht, stammten aus Marseille.

Der General Bonaparte hatte damals noch nicht die Absicht, die römische Bevölkerung gegen den Papst aufzureizen und den Kirchenstaat mit den französischen Besitzungen zu vereinigen, er empfahl seinem Bruder vielmehr die bestmöglichen Beziehungen zum Vatikan zu unterhalten, und den französischen Einfluss dort zu befestigen. Bonaparte glaubte, mit dem Beistand des Papstes und seiner Umgebung imstande zu sein, den der französischen Republik feindlichen Standpunkt der Mächte zu paralysieren.

Aber die Italiener, die von Freiheit träumten, hatten es eiliger als

Bonaparte, sie wollten das päpstliche Regiment so schnell wie möglich stürzen, und die römische Republik proklamieren. Diese republikanischen Patrioten versammelten sich am Abend des 27. Dezember 1797 auf dem Monte Pincio und beschlossen, am nächsten Tage in den Palazzo Corsini zu gehen und den Gesandten zu bitten, dass die französische Republik sich ihrer gegen den Despotismus des Papstes annehme. An der Spitze dieser Deputation standen der Notar Agretti aus Perugia, der junge Advokat Antonio Pacifici und der Bildhauer Cerracchi, der später eine Verschwörung gegen Napoleon angezettelt hat und hingerichtet wurde.

Die in aller Eile bewaffnete Deputation zog durch die ganze Stadt, ohne auf den Widerstand der Polizei zu stossen, vor dem Palazzo Corsini blieb sie stehen und rief laut: „Viva la republica! Viva il popolo romano!“ Cerracchi drang bis zu Josef Bonaparte vor und verlangte stürmisch Frankreichs Hilfe. Der Gesandte versuchte ihn zu beruhigen, und bat ihn und die übrigen nach Hause zu gehen, da weder seine Stellung noch seine Instruktion ihm gestatteten, sich an die Spitze einer Verschwörung zu stellen. Als diese Bemerkungen nichts fruchteten und immer mehr Menschen sich vor der Gesandtschaft zusammenrotteten, fuhr Bonaparte zum Kardinal Doria, dem Staatssekretär, um ihm Bericht zu erstatten und um seinen Schutz zu bitten. Anf dem Heimweg hörte er vor dem Palazzo Corsini furchtbaren Lärm und selbst Flintengeknatter. Päpstliche Dragoner jagten die Menge auseinander, nach kurzer Zeit schien die Ruhe wieder hergestellt, und der Gesandte setzte sich zu Tisch. Bei erneuten Schüssen ging er jedoch zusammen mit Duphot und Beauharnais auf die Strasse, setzte dem Volk auseinander, dass es nicht auf seine Hilfe rechnen dürfe und bat es, den Palast und Garten der Gesandtschaft zu verlassen. Diese vernünftigen Worte gingen in einem leidenschaftlichen Tumult unter; aus dem Publikum fielen Schüsse, infolgedessen gaben auch die Soldaten, die dem Kommando des 19jährigen Korporals Marinelli unterstanden, Feuer. Einige blieben tot auf dem Platz, auch Duphot wurde tödlich getroffen, Bonaparte rettete sich durch den Garten in den Palast, und entkam wie durch ein Wunder.

Um 11 Uhr abends wurde es still, Patrouillen hatten die Revolutionäre auseinander getrieben.

In der Gesandtschaft spielte sich eine furchtbare Szene ab. Am nächsten Tage sollte Duphots Trauung mit Désirée Clary stattfinden, die

Braut war fast von Sinnen, als sie Duphots Tod erfuhr, man fürchtete, sie würde sich das Leben nehmen. Es kam anders: kaum sieben Monate später, am 16. August 1798, ging Désirée mit dem General Bernadotte zum Altar und wurde einige Jahre später Königin von Schweden.

Der Tod eines französischen Generals durch die Kugel eines päpstlichen Korporals verlangte Rache, es war eine willkommene Gelegenheit für das Direktorium, die Republik in Rom einzuführen. Napoleon befahl dem General Berthier, der in Ancona stand, in Rom einzurücken. In der Instruktion vom 11. Januar 1798 wurde dem General grösste Eile empfohlen, er sollte seinen ganzen Einfluss in Rom aufbieten, um die Republik zu organisieren, aber alles vermeiden, was den Anschein erweckte, dass Frankreich dies Ziel anstrebt. Man fürchtete, der König von Neapel könne dieser Expedition Widerstand entgegenbringen; 4000 Polen unter Dabrowskis Leitung und 3000 italienische Soldaten sollten die Neapolitaner in Schach halten.

Am 9. Februar 1798, sechsundvierzig Tage nach Duphots Tod, stand Berthier mit seinem Heer unmittelbar vor Rom, am Monte Mario. Am gleichen Tage begab sich ein französischer Offizier, dem ein Trompeter voranging, in die Engelsburg und verlangte den Kommandanten zu sprechen. Als er vorgelassen wurde, erklärte er im Namen der französischen Republik, 10 000 Franzosen seien unter General Berthier gekommen, um Duphots Tod zu rächen, und verlangte die Übergabe der Engelsburg im Verlauf von drei Stunden.

Pius VI. erhielt sofort Nachricht, und der alte kranke Mann befahl unter dem Eindruck der letzten Vorfälle, die ganz Europa erschüttert hatten, die Engelsburg dem französischen Heer zu übergeben. Er bat nur um mehrstündigen Aufschub, damit die päpstliche Garde ihre Kasernen verlassen könne.

Mit der Einnahme des Schlosses war es nicht getan; Berthier auferlegte Rom eine Kontribution von 6 Millionen Piaster, verlangte 3000 Pferde, Lebensmittel für sein Heer, Entwaffnung der päpstlichen Armee, Errichtung eines Sühnedenkmals für Duphot und Entsendung eines Gesandten nach Paris, der das Bedauern des Apostolischen Stuhles über die Ermordung des Generals aussprechen sollte.

Der Papst willigte in alle Bedingungen ein und machte Berthier ausserdem noch vierzig Flaschen Wein zum Geschenk.

In der Nacht vom 10. auf den 11. Februar zogen französische Pa-

trouillen durch die Strassen Roms, und das republikanische Heer besetzte den Petrusplatz, Monte Cavallo, Trinità dei Monti und Aracoeli.

Unterdessen scharten sich die Freunde Frankreichs und der vermeintlichen Freiheit um Berthier; der Agitator Cervoni, der eine genaue Kenntnis der römischen Gesellschaft hatte, war dem General bei seinen Machenschaften behilflich. In der ersten Hälfte des Februar hatten die römischen Jakobiner bereits ein kleines Heer organisiert, das sich in voller Uniform vor dem Kasino des Fürsten Poniatowski, das Berthier bewohnte, aufstellte, und den neapolitanischen Arzt del Monaco ausgeschickt hatte, um im Namen des Volkes Freiheit zu fordern.

„Liberté! Liberté!" schrie die Menge. Berthier hörte die Forderung, die er hören wollte und erklärte, da das Volk Freiheit und Republik verlange, so müsse man sie ihm gewähren.

Am nächsten Tage, dem 15. Februar, wurde zur Feier des Jahrestages von Pius VI. Wahl auf der Fassade der französischen Akademie ein ungeheures Bild angebracht. Dargestellt war eine Amazone mit entblösstem Busen und roter Mütze; auf dem Forum wurde ein Freiheitsbaum gepflanzt, und die roten, weissen und schwarzen Fähnchen, mit denen er besteckt war, sollten an den Ruhm des alten Rom mahnen: Pharsala, Actium usw. Im Beisein von Notaren wurde der „Akt des herrschenden Volkes" aufgesetzt. Cervoni war der Regisseur dieser Komödie, und als alles bereit war, wurde eine Deputation zu Berthier geschickt und er gebeten, nach Rom zu kommen und die Herrschaft anzutreten. Zur Deputation gehörte auch Fürst Sforza Cesarini.

Berthier war bereit, den Monte Mario zu verlassen; Abgesandte der Jakobiner empfingen ihn bei der Porta del Popolo, überreichten ihm einen Kranz aus Ölzweigen, und der Sieger, dem Rom ohne Schwertstreich zugefallen war, begab sich in Gesellschaft von Cervoni und Murat aufs Kapitol, wo er die Manen von Pompejus, Cato, Brutus und Cicero beschwor und erklärte, die Söhne der Gallier kämen jetzt mit dem Ölzweig, um in Rom den Altar der Freiheit zu errichten.

Die Ansprache des Generals wurde mit fanatischer Begeisterung aufgenommen; die „Bürger" fielen einander in die Arme und beteuerten, dass sie Brüder seien. Man begann um den Freiheitsbaum zu tanzen und Ehebündnisse im Zeichen der Freiheit zu schliessen. Als erster verkündete Baron Carlo Daste dem Volk, dass er die anwesende Clementina Truglia, die Tochter des ehemaligen Kapitäns der päpstlichen Ar-

mee, zur Lebensgefährtin wähle; seinem Beispiel folgten mehrere junge Paare, die „sotto l'albero“ ein ewiges Bündnis schlossen. Das später wieder eingeführte päpstliche Regiment hat diese Ehen als ungültig erklärt.

Am Abend war die ganze Stadt illuminiert; die Menge drängte sich durch die Strassen und schrie: „Viva Roma! Viva la libertà! Viva la gran nazione!“

Wie diese Freiheit ausgesehen hat, werden wir gleich sehen.

Der General Cervoni verkündete bereits am nächsten Tag von der Loggia des Palazzo auf dem Monte Citorio den Bürgern der Republik die Zusammensetzung der neuen Regierung, in der den Jakobinern die einträglichen Stellen zufielen, aber zur eigentlichen Regierung gehörten nur General Berthier und der Kriegslieferant Haller, ein früherer Pariser Bankier und Freund von Robespierre, jetzt der Vertraute von Bonaparte und Anführer der republikanischen Piraten, die sich „Agents chargés de l'argenterie des églises“ nannten. Der geschickte Haller knüpfte Unterhandlungen mit Torlonia, dem reichsten Bankier in Rom, an, in dessen Haus er wohnte, und man begann in grossem Stil zu rauben. Der Kirchenstaat musste eine weitere Abgabe von 3 Millionen Piaster entrichten, und seine Finanzen wurden in folgender Weise geregelt: um das wertlose päpstliche Papiergeld aus dem Verkehr zu ziehen, beschloss man, die geistlichen Güter zu verkaufen und vollwertiges Geld einzuführen. An dieser Operation sollte der Staat 20 Millionen Piaster verdienen, ganz abgesehen von den Summen, die in Hallers und Torlonias Händen geblieben waren. Da der Verkauf der Kirchengüter nicht so schnell zu bewerkstelligen war, mussten die Familien Doria, Borghese, Altieri, Chigi, Colonna, Ruspoli, Rospigliosi, Sermoneti, Bracciani, Poli und Cesarini der Regierung eine Anleihe von 200000 Skudi vorstrecken.

Gleichzeitig erliess die Regierung der Republik eine grosse Anzahl nötiger und überflüssiger Verfügungen. Um das niedrige Volk zu gewinnen, wurde vorgeschrieben, dass die Bank Monte di Pietà den Besitzern sämtliche Pfänder im Werte von 4 Skudi kostenlos zu erstatten habe; den Dienern wurde das Tragen von Livreen, den Herren das der Uniformen ritterlicher Orden verboten; auch mussten alle Adelstitel fallen. Zu den beliebtesten Verfügungen gehörte das Aufheben der Jurisdiktion und des Asylrechts, das von Fürsten und Kardinälen missbraucht worden war.

Am 19. Februar erschienen Cervoni und Haller beim Papst und baten ihn, auf den Thron zu verzichten und eine Pension von der Republik anzunehmen. Wahrscheinlich wollten sie ihm sogar die dreifarbige Kokarde anstecken. Der Papst gab kurz und würdig zur Antwort, dass er auf nichts verzichten und nichts annehmen könne. Unzufrieden gingen die Gesandten fort, aber am nächsten Tage erschien Haller, von Soldaten begleitet, und forderte den Papst auf, einen Wagen zu besteigen; er sollte erst nach Siena, dann nach Frankreich gebracht werden. Als der Papst bat, dass man ihn mit Rücksicht auf sein hohes Alter in Rom sterben lasse, gab Haller kühl zur Antwort: „Vous mourrez partout!"

Ehe Pius VI. zur Abreise fertig war, begann man in den päpstlichen Zimmern alles zu rauben, was nicht niet- und nagelfest war. Dem Greis wurde sogar der Ring — l'anello pescatorio — vom Finger gezogen, und als der päpstliche Wagen den Weg nach Siena eingeschlagen hatte, machte man sich daran, im Quirinal, in der Villa Castel Gandolfo und in den Palästen der Kardinäle Braschi, York und Albani zu plündern. Zuletzt raubte man auch alles aus den Kirchen, was irgendeinen Wert repräsentierte. Das hinderte jedoch nicht, dass die Bevölkerung, von einem Freiheitsrausch ergriffen, einen unablässigen Karneval feierte und die römischen Damen die Anwesenheit französischer Offiziere zu „festinacci" benutzten.

Am 7. Juli 1798 ereignete sich bei diesen Festen ein Histörchen, von dem in ganz Rom die Rede war. Eine Gruppe maskierter Damen und Herren verlangte Einlass zum Ball der Borghese und Cesarini, der Pförtner weigerte sich jedoch, die Unbekannten einzulassen, da sie sich durch kein Erkennungswort legitimieren konnten. Die Masken warfen sich gegen die Tür, um sie zu stürmen; der Pförtner schoss in die Luft, um die in der Nähe befindliche Patrouille herbeizurufen. Die Patrouille erschien und führte die gewalttätigen Gäste zur Wache. Dort mussten sie sich demaskieren, und dabei erwies sich: das eine Paar war der Fürst Cesarini mit dem Dienstmädchen seiner Frau „en bonne fortune", das andere die Fürstin Cesarini mit dem Hausfreund. Zum Ball der Colizzi wurden, da es an Damen fehlte, Strassendirnen aufgelesen. Die „Gleichheit" gestattete dies ja.

Die alten Leute konnten sich in der neuen Zeitrechnung, in der Veränderung der Monatsnamen und Festtage nicht zurecht finden. Ein Abate, der eine Art Tagebuch führt, schreibt: „Addio Kalender, addio

Heilige, es gibt keine Woche mehr, die Sonntage sind verschwunden, es gibt nur noch Dekaden, und gestern wurde das Fest der Föderation auf dem Petersplatz begangen! Das Strassenbild ist verändert, die neuen französischen Kostüme herrschen an Stelle der Dreimaster, wer kann, schneidet seinen Zopf ab und es fehlt nicht an Menschen, die diesen Kopfschmuck an ihren Hauswänden aufhängen und sich auf diese Weise selbst verspotten. Der Platzkommandant befiehlt den Fremden, die Stadt zu verlassen, und das Publikum frägt nicht, auf welche Weise die Bevölkerung ohne ‚stranieri' und Gesandte leben wird, was sie essen soll, wenn Papst und Kardinäle fort sind. Alle Neapolitaner werden aus dem Lande gejagt, und das nennt sich Volksverbrüderung. Die Teuerung wird immer grösser, das Volk erharrt ein Wunder, es heisst, dass die Madonna im Palazzo Buonacorsi die Augen geöffnet habe, ein gleiches soll in einigen Kirchen zu Siena geschehen sein."

Da Haller und Cervoni bei der allgemeinen Neuordnung nur an sich und ihre Freunde dachten, begann das Heer dem Beispiel der Führer zu folgen, raubte was es kriegen konnte, besonders da der Sold sehr unregelmässig ausgezahlt wurde. Unter den Republikanern trat bald eine solche Demoralisierung ein, dass die französische Regierung sich gezwungen sah, die ursprünglichen „Sieger" aus Rom zurückzuziehen und sie durch disziplinierte Soldaten, die Leben und Besitz der Bewohner respektierten, zu ersetzen. General Dabrowski, der mit seiner Legion in Rimini stand, wurde berufen, am 3. Mai 1798 bezog er das Kapitol und brachte dem römischen Volk wenigstens eine momentane Erleichterung.

Auf dem Kapitol sass damals Pius' VI. Nepot, der Duca Braschi als Maire, mit den Abzeichen der Revolution auf der Brust und der Papst erwartete in französischer Verbannung zu Valence seinen Tod.

Ein Wohlwollender machte ihm später die Grabschrift:

Pius VI. in Sede magnus,
Ex Sede major
In coelo maximus.

Die Wunder, die das römische Volk erhoffte, liessen nicht lange auf sich warten, ein Jahrzehnt der Ungewissheit: Napoleon oder der Papst? bis die Reaktion einsetzte und wenigstens fürs erste die alte Ordnung der Dinge wiederhergestellt wurde. Die Reaktion war so stark, dass man auch die guten Einrichtungen der Revolution stürzte. Die Losung war, alles wiederherzustellen wie es „Novent-ott" gewesen war und

jede Spur der Franzosen zu vertilgen. König Viktor Emanuel I. von Sardinien hielt selbst das von den Franzosen begründete ornithologische Kabinett für Teufelswerk. Während er nach Cagliari verbannt war und Camillo Borghese, Pauline Bonapartes Gatte, Statthalter von Piemont war, hatte man im Theater zu Turin einen prachtvollen Kronleuchter angebracht. Was sollte mit diesem Überrest der Revolution bei der Rückkehr des Königs geschehen? das war die grosse Frage, die die Reaktion stellte. Zuletzt wurde der gefährliche Beleuchtungskörper abgenommen, da er den Glanz der Krone in der königlichen Loge überstrahlte.

In Rom huldigte die Reaktion dem Grundsatz, dass die Jahre, die zwischen der Verbannung Pius' VI. bis zur Rückkehr Pius' VII. im Jahre 1814 aus Fontainebleau lagen, nicht existierten und aus der Geschichte gestrichen werden müssten; die von dieser Regierung ernannten Beamten, selbst die allertüchtigsten, wurden abgesetzt, und die während der Republik geschlossenen Ehen als ungültig erklärt.

Zahn um Zahn, Revolution um Revolution.



CANOVA
Selbstbildnis
Florenz: Uffizien

SIEBZEHNTES KAPITEL

CANOVA

I.

Vittorio Malamani, Canovas Biograph, beginnt das Lebensbild des Bildhauers mit einer hübschen Anekdote. Auf einem grossen Diner, das der venezianische Senator, Zuane Falier, in seiner Villa zu Pradazzi, einem kleinen Örtchen in der Nähe von Asolo gab, erregte ein aus Butter gefertigter geflügelter Löwe, der die silbernen Körbe, die den Tisch bedeckten, überragte, die Aufmerksamkeit der Gäste. Der Hauswirt, befragt welch berühmter Künstler das beliebte Wahrzeichen Venedigs modelliert habe, gab bescheiden zur Antwort, der Bildhauer sei der zehnjährige Tonio Canova (geb. 1757), der Spielkamerad seines Sohnes. Die Gäste wünschten den jungen Künstler zu sehen, er wurde aus der Küche geholt, mit Fragen überhäuft, aber der scheue Knabe gab nur schüchterne Antworten und war glücklich, als er, mit Zuckerwerk beladen, den Speisesaal wieder verlassen durfte.

Tonio (Antonio) entstammte einer Familie, die sich vor längerer Zeit in Possagno angesiedelt hatte; der Vater, ein armer Steinmetz, war früh gestorben, die Mutter, Angela Zardo, hatte wiedergeheiratet (Francesco Sartori) und war nach Crespano übersiedelt. Tonio war bei seinem Grossvater Pasino geblieben, der die Absicht hatte, den Enkel Steinmetz werden zu lassen. Aber der Knabe wollte lieber Figuren schnitzen als Steine bearbeiten; der Alte ärgerte sich über diese künstlerischen Aspirationen, die seiner Ansicht nach nur zu einer brotlosen Sache führten. Pasino tyrannisierte den Knaben, zwang ihn zu grober Arbeit, und als er zufällig erfuhr, dass Tonio in aller Stille eine Figur gemacht und dem Senator gebracht habe, suchte er ihm diese

phantastischen Einfälle mit dem Stock auszutreiben. Der Knabe wurde misstrauisch, zog sich immer scheuer in sich zurück und hatte so verzweifelte Augenblicke, dass er sich aus dem Fenster stürzen wollte.

Der Butterlöwe wurde seine Rettung. Als der Senator Zuan sah, dass berühmte Gäste vom Talent des Kleinen entzückt waren, liess er den alten Pasino kommen, erklärte ihm, Tonio sei zu begabt, um Steinmetz zu werden, und veranlasste ihn, den Knaben zum Bildhauer Torretti in die Lehre zu geben. Pasino fügte sich widerwillig, aber Antonio machte so grosse Fortschritte, dass Torretti, der auch eine Bottega in Venedig hatte, ihn in die Stadt mitnahm und wie seinen Sohn behandelte. Im Atelier lernte Canova auch Antonio d'Este kennen und gewann in ihm einen wahren Freund; das herzliche Verhältnis zwischen den beiden Bildhauern hat bis zu Canovas Tod gedauert. D'Este, eine mittlere Begabung, war klug und energisch und hatte einen sehr günstigen Einfluss auf den weichen verträumten Canova, der den Anforderungen des Lebens nicht immer gewachsen war.

Der Patrizier Filippo Farsetti hatte dem Geist der Zeit gemäss eine grosse Anzahl von Gipsabgüssen nach antiken Statuen gesammelt, die beiden Jünglinge benutzten jeden freien Augenblick, um diese Vorbilder zu studieren und zeichneten am Abend in der „Accademia del nudo" nach nacktem Modell.

Bald darauf starb Torretti, sein Nachfolger Giovanni Ferrai erfreute sich keines guten Rufes, und Canova trat im Einvernehmen mit seinem Protektor Falier aus der Bottega aus und begann auf eigne Faust zu arbeiten. Um ihn zu unterstützen, gab Falier ihm einen Auftrag auf zwei lebensgrosse Statuen: Orpheus und Eurydike, die auf der Treppe seines Palastes aufgestellt werden sollten.

Der beglückte Bildhauer ging in das Haus des alten Pasino nach Possagno zurück und nahm seinen Freund Antonio d'Este mit. Aber gleich zu Beginn stiess er auf grosse Schwierigkeiten: er konnte kein Modell für die Eurydike finden, denn der alte Pasino bekreuzigte sich schon bei der Vorstellung, dass ein Dorfmädchen sich dazu hergeben könnte, und war überzeugt, dass es im Dorf keine solche Sünderin gäbe. Giambattista Biasi, der Weltmann in Possagno, kannte die dortigen Frauen besser und fand ohne viele Mühe ein gutgewachsenes Mädchen, das bereit war, dies Opfer für die Kunst zu bringen. In seinen Gewissensskrupeln bat Pasino den Geistlichen um Rat. Dieser,

der freier dachte, fand, dass man das Modellstehen ruhig gestatten könne, vorausgesetzt, dass Biasi und d'Este stets bei den Sitzungen zugegen seien. Ausserdem riet der Geistliche, dass Canova, um allzu weltliche Gedanken zu bannen, auf das Postament die Worte „Memento mori“ setzen und häufig hinsehen solle.

So geschah es, die Sitzungen fanden im Beisein von Zeugen statt, aber das „Memento mori“ scheint von nur geringem Einfluss gewesen zu sein, denn dies Modell war Canovas erste Liebe.

Der alte Pasino und der Geistliche waren froh, als die Arbeit zu Ende war, das Mädchen nahm von den Statuen mit Tränen Abschied, da Canova sie nach Venedig mitnahm, um dort die letzte Hand an sein Werk zu legen. Drei Jahre hat er an diese Arbeit gewandt, aber er durfte stolz sein, denn die Statuen erregten allgemeine Bewunderung auf der Sensa und haben dem Urheber auch einige Aufträge eingetragen.

Den grössten Auftrag, auf eine lebensgrosse Marmorgruppe von Ikarus und Dädalus, erhielt er vom Prokurator Pietro Vittor Pisani. Diese Gruppe war 1779 auf der Sensa ausgestellt und hat nicht wenig zum Ruhm des jungen Künstlers beigetragen. Nach Abzug aller Kosten blieben Canova 100 Zechinen, und diese bescheidene Summe benützte er, um einen alten Traum zu verwirklichen und nach Rom zu gehen.

Im September 1779 machte Canova sich in Begleitung zweier Freunde, des venezianischen Baumeisters Selva und des französischen Malers Fontaine in die ewige Stadt auf. Sein Freund Antonio d'Este lebte bereits seit zwei Jahren dort. Canova hatte einen Empfehlungsbrief an Girolamo Zulian, den venezianischen Gesandten, der ihn ausserordentlich liebenswürdig empfing und ihm Kost, Quartier und ein Atelier in der Gesandtschaft anwies.

Der junge Künstler machte Zulian einen so guten Eindruck, dass er ihm beim Senat der Republik eine monatliche Pension von 25 Dukaten für drei Jahre verschaffen wollte, damit er ohne Nahrungssorgen arbeiten könne. Der beglückte Canova schrieb sofort nach Venedig, dass man ihm einen Abguss von Ikarus und Dädalus schicken solle und fuhr nach Neapel.

Im Dezember 1780 war er wieder in Rom und lernte durch d'Este, der bei einem französischen Bildhauer arbeitete, einige Persönlichkeiten kennen, die auf die Gestaltung seiner Zukunft von Einfluss waren. Zu ihnen gehörte der bereits erwähnte Gawin Hamilton, der leidenschaftliche Verehrer antiker Kunst. Dieser gebildete Schotte wurde Canovas aufrich-

tiger Freund und hatte grossen Einfluss auf ihn, der freilich auf die Entwicklung des Künstlers nicht immer günstig war. Dagegen hat der gelehrte Literat, der Abate Giuseppe Foschi, als er die Lücken im Wissen des Venezianers erkannte, sich bemüht dem abzuhelfen, ihn im Englischen und Französischen unterrichtet und ihm eine Vorstellung von Weltgeschichte vermittelt.

Angelini, einem unbedeutenden römischen Bildhauer, war Canovas Ankunft sehr unwillkommen, da er den Konkurrenten fürchtete. Als die Ikarusgruppe nach Rom kam, liess Zulian sie in seinem Palast aufstellen und bat einige Kenner, ihr Urteil abzugeben. Zu den Eingeladenen gehörten Hamilton, der Kupferstecher Volpato, Angelini und einige andere. Angelini hatte Lust, den venezianischen Eindringling von vornherein durch seine Kritik zu vernichten, Volpato war zu schüchtern, um etwas Entscheidendes zu sagen. Hamilton, der bereits als Autorität in der Beurteilung von Kunstwerken galt, äusserte seine Ansicht als erster. Sie war nicht absolut günstig, Hamilton fand das Werk des jungen Bildhauers stillos, aber Stil könne er sich in Rom durch das Studium der Antike aneignen. In Venedig habe er nicht genügend Gelegenheit gehabt, antike Plastik zu studieren, und habe sich den Theorien seiner Heimat gemäss zu eng an die Natur gehalten. In Rom würde er Gelegenheit haben, tiefer in den Geist griechischer Meister einzudringen. Hamilton bat den Gesandten, Canova Marmor zur Verfügung zu stellen, hier würde er unter anderem Einfluss als in Venedig arbeiten. Angelini war geschlagen und rächte sich an Canova, indem er verbreitete, dieser Fremde sei so eingebildet, dass er sich höher als die Römer einschätze.

Hamiltons Ansicht stimmte mit der Überzeugung des Gesandten überein, der die Antike in solchem Masse verehrte, dass er Canova riet, antike Werke zu kopieren. Dieser Rat verletzte den jungen Künstler, der mit Recht behauptete, dass sklavische Kopien die Selbständigkeit des Talentes nur beeinträchtigen und man an der Antike wohl lernen, aber sie nicht nachahmen solle.

Canova stürzte sich leidenschaftlich in eine neue Aufgabe: Theseus und der Minotaur.

Als die Gruppe fast fertig war, kam ein älterer ernster Mann ins Atelier, um den Theseus zu sehen. Er sah sich im Atelier um und fragte interessiert:

Und wer hat Ikarus und Dädalus gemacht?

— Das ist meine Arbeit, gab Canova bescheiden zur Antwort.

— Warum hast du deinen Stil im Theseus geändert und einen Weg betreten, der dich von Natur und Wahrheit entfernt? Höre, Freund, wenn der Ikarus wirklich dein Werk ist, so will ich dich nach Paris schicken und du wirst dort dein Glück machen.

Mit diesen Worten ging er fort und überliess den jungen Bildhauer seinen Gedanken.

Der Gast war der Maler Louis Legrènes, der Direktor der französischen Akademie in Rom.

Dieser Besuch war von einschneidender Bedeutung in Canovas Leben. Sein Instinkt drängte ihn den Worten des Franzosen zu folgen, aber seine Umgebung, namentlich Hamilton, haben ihn von seinem Wege abgebracht und ihn durch ihre Gelehrsamkeit überzeugt, dass es keine Kunst ausser der griechischen gebe.

Durch seine Tyrannei hatte der alte Pasino in seinem Enkel die Energie des Willens geschwächt; sein Talent vermochte er freilich nicht auszurotten, aber der von Natur sanftmütige Canova wurde zaghaft, erlag leicht fremden Einflüssen und der um soviel gebildetere Hamilton wurde gewissermassen sein böser Geist. Auch der Einfluss des Gesandten auf den jungen Menschen war nicht günstig. Zulian, der selber nicht viel von künstlerischen Dingen verstand, glaubte nur an das, was Batoni, Raphael Mengs, Winckelmann und die ganze Schar römischer Archäologen und Antiquare glaubten.

II.

An den Festen und Diners in der Gesandtschaft, die ihn mit ihrem Glanz einschüchterten und von der Arbeit abhielten, nahm Canova nicht gern teil, doch verlangte ihn, der fern von seiner Heimat lebte, nach Wärme und Teilnahme. Die Familie des Kupferstechers Giovanni Volpato nahm ihn freundlich auf, und er folgte den Einladungen um so lieber, als die Tochter Domenica eines der schönsten Mädchen der Stadt war. Bald verliebte er sich in sie und verbrachte täglich zwei Stunden nach dem Ave Maria in ihrem Haus. Domenica ermutigte ihn durch ihre Blicke und ihr Verhalten, er erklärte sich den Eltern und erhielt das Jawort. Im Hause Volpato herrschten strenge altväterliche Bräuche, Canova durfte nicht neben seiner Verlobten sitzen und erhielt seinen Platz bei Tische ihr gegenüber angewiesen. Er suchte Domenica wenigstens unter dem Tisch

Zeichen zu geben, dass er sie aus ganzem Herzen liebe. Einmal versagten diese telegraphischen Zeichen, Canova verlor das Gleichgewicht und fiel mit seinem Stuhl um. Der Alte begriff, fragte aber nur scherzend, ob der Bildhauer schwach geworden sei, Domenica lächelte und tat, als wenn die ganze Sache sie nichts anginge; Canova merkte, dass sie immer kühler wurde, je näher der Tag der Hochzeit kam. Er vertraute Este seine Sorgen, der als der ältere und erfahrenere annahm, dass Domenica sich für einen andern interessiere. Canovas Freunde begannen ihr nachzuspüren und beobachteten, dass sie dem Kupferstecher Raffael Morghen, der gegenüber wohnte, durchs Fenster Zeichen machte. Als Canova diesen Aussagen nicht glauben wollte, rieten sie ihm, sich selbst davon zu überzeugen. Antonio liess sich von einem Bäcker um 1 Uhr nachts in einem Korb, über den nur ein leichter Deckel gestülpt war, unter Domenicas Fenster tragen, und hörte bald in seinem Versteck ein Gespräch von Fenster zu Fenster und erkannte die Stimme seiner Braut.

— Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren — sagte eine männliche Stimme — bald musst du Canova heiraten, und dann ist alles vorbei.

— Das ist um so trauriger — gab Domenica zur Antwort — als ich mich nur dem Wunsche meines Vaters füge und Canova nicht liebe.

Unser Künstler hatte Beweise genug, am nächsten Tag schrieb er Volpato traurigen Herzens, dass seine Tochter einen anderen liebe und er infolgedessen sein Wort zurücknehme. Die Familie versuchte noch einmal anzuknüpfen, aber Canova blieb fest. Diese Enttäuschung hat ihn so tief getroffen, dass er sich alle Gedanken an Ehe aus dem Kopfe schlug, höchstens wollte er als reifer Mann heiraten, um sich ruhig seiner Kunst widmen zu können.

Bald darauf mietete er ein grösseres Atelier, richtete sein Haus ein und liess seine Tante aus Possagno kommen, damit sie ihm die Wirtschaft führe. Sie vertrug jedoch das römische Klima nicht und musste wieder in ihre Heimat zurückgehen. Glücklicherweise fand er Ersatz im Ehepaar Girolamo und Luigia Giuli-Boccolini, die sein Haus verwalteten. Luigia hat rührend für ihn gesorgt, so dass er ganz seiner Kunst leben konnte.

Canovas Ruhm wuchs mit jedem Tage. Volpato war ihm ein treuer Freund geblieben, und als es sich darum handelte, Klemens XIV. ein Grabdenkmal zu errichten, haben Volpato und Hamilton Monsignore Giorgio, den Stifter, zu überreden gesucht, die Arbeit dem Venezianer

zu übertragen. Aber das Grabdenkmal erforderte bedeutende Auslagen für Marmor und Arbeitslöhne und der junge Künstler hatte keine Mittel. Da verkaufte Luigia, ohne ein Wort zu sagen, ihren bescheidenen Schmuck und brachte Canova ihr Geld. Sie war eine aussergewöhnliche Frau und hat für den ganz in seine Welt vertieften Künstler gewissermassen Vorsehung gespielt. Sie war gebildeter als die meisten Bürgersfrauen, hat auch gemalt und hat Canova wiederholt porträtiert.

Als das Denkmal für Ganganelli in der Kirche S. S. Apostoli aufgestellt wurde, erregte es neben vielem Lob auch den Neid der römischen Künstler. Canova selbst war mit seiner Arbeit unzufrieden und sagte zu einem seiner Freunde: „Ich sehe, dass ich noch einen langen Weg vor mir habe, ehe ich mein Ziel erreiche."

Nach diesem Denkmal-Monument erfolgte die Bestellung auf Klemens' XIII. Grabmal für San Peter. Der Auftraggeber war Don Abbondio Rezzonico. Die römischen Künstler waren empört, dass der „Venezianello" nun auch in diesem grössten Heiligtum vertreten sein solle.

Als Canova sich an dieses Werk machte, bestanden seine Ersparnisse aus 4000 Skudi, davon erhielt er seine Mutter auf dem Lande und seinen Stiefbruder Giambattista Sartori im Seminar zu Padua. 3500 Skudi waren beim Notar Boni deponiert, 500 bei einem Verwandten. Beide haben die Beträge veruntreut, Canova war wieder völlig mittellos, und seiner harrte ein umfangreiches, begonnenes Werk. Er arbeitete Tag und Nacht, machte auch kleinere Sachen, eine schöne Psyche und einen von Venus gekrönten Adonis, liess aber das Grabdenkmal nicht aus dem Auge.

Endlich nach viel Sorge und Mühe kam der Erfolg. Am Karfreitag des Jahres 1792 erschien Pius VI. mit seinem ganzen Gefolge in San Peter, um das fertige Werk zu sehen und rief ein Mal über das andere: „Bello! bello!" Namentlich die strenge Silhouette des knienden Papstes gefiel ihm ungemein. Die Anhänger des Klassizismus fanden diese Gestalt zwar zu naturalistisch, drangen aber mit ihrer Ansicht nicht durch, da die Figur Harmonie und Rhythmus hatte.

Während ganz Rom an jenem Karfreitag in die Basilika strömte, um das Denkmal zu sehen, war Canova plötzlich verschwunden, er misstraute dem Lob seiner Freunde und wollte hören, wie das Publikum über das Werk dachte. In der Verkleidung eines verkommenen Priesters, vollkommen unkenntlich, mischte er sich unter das Volk, um die Wahrheit zu hören. Er sah so verdächtig aus, dass der Fürst Rezzonico, als

er im Gedränge an ihn herantrat, schnell nach seiner Tasche griff aus Angst, dass der Bettler es auf seine Börse abgesehen habe.

Die anstrengende Arbeit an den Denkmälern zweier Päpste, die Aufregung, die er durchgemacht hatte, hatten seine Gesundheit erschüttert, er musste erst einmal ausruhen und Atem schöpfen. Mit d'Este ging er nach Venedig, und dort wurden ihm Ehren zuteil, wie sie seit langer Zeit kein venezianischer Künstler genossen hatte. Von allen Seiten wurde ihm Gastfreundschaft angeboten; der alte Senator Falier, Valentino Francesconi, Florian genannt, der Besitzer eines Cafés, das heute noch besteht, luden ihn zu sich ein. Canova wohnte bei Falier, dem er sich verpflichtet fühlte. Feste, musikalische Abendunterhaltungen, Theateraufführungen, die zu Ehren des berühmten Gastes veranstaltet wurden, machten den Künstler zuletzt so müde, dass er, nachdem er diese Freuden einen Monat genossen, mit d'Este nach Possagno ging, in der Hoffnung, dort Ruhe zu finden. Aber Possagno war stolz auf seinen grossen Sohn, die Strasse war mit Blumen und Myrten bestreut, festlich gekleidete Jungfrauen empfingen ihn und von allen Seiten wurde der Ruf laut: „Viva Canova! viva il nostro compaesano!“ Die Glocken wurden geläutet, es ging so feierlich zu, als wenn der Papst in eigner Person gekommen wäre, auf dem blumengeschmückten Marktplatz zu Possagno wurde Canova von Geistlichkeit und Gemeinderat begrüsst. Seit diesem Tage wusste Europa, dass es einen Flecken dieses Namens gebe, und in italienischen Geographiebüchern fand man den Vermerk: „Possagno patria del Canova.“

Endlich kam das Städtchen wieder in seine gewohnte Ordnung, und Canova konnte in der frischen Gebirgsluft ausruhen. Im Juni rüstete er zur Abreise. Aber die Feste hatten die Kasse der jungen Künstler erschöpft; in Vicenza, Verona, Mantua, Bologna wurden sie mit grossen Ehren empfangen, als es jedoch dazu kam, Bologna zu verlassen, fragte der vorsorgliche d'Este den Freund: „Hast du auch noch Geld?“ — „Nein,“ lautete die Antwort, „du musst unsere Uhren versetzen. Weisst du nicht, dass es auch Michelangelo auf der Flucht in Bologna ebenso ergangen ist, er hatte keinen Soldo mehr, um die Abgabe am Stadttor zu entrichten und musste zu Aldovrandi gehen, um sich freizukaufen.“

Durch die Erinnerung an dies Missgeschick eines Grösseren getröstet, versetzten sie ihre Uhren und kamen nach Rom, wo Luigia sie sehnsüchtig erwartete.

In Rom erhielt Canova sehr viel Bestellungen, namentlich von Eng-

ländern. Mitglied der englischen Kolonie war auch der Bischof Bristol, der sehr vermögend, aber ebenso geizig war. Er lud Canova zu Tisch ein, unter den Gästen befand sich auch Hamilton. Der Wirt wandte sich an Hamilton und sagte englisch, er hätte gern eine Plastik von Canova, aber dieser junge Künstler stelle bereits sehr hohe Forderungen. Als Canova dies hörte, machte er den Bischof darauf aufmerksam, dass er englisch verstehe, und da der Kirchenfürst befangen schwieg, sagte der Bildhauer seelenvergnügt, es mache nichts, denn so lange er lebe, würde der Bischof doch kein Stück von ihm bekommen. Die Freunde verstanden es über den peinlichen Zwischenfall hinwegzugehen und bald darauf versuchte Hamilton ein Werk von Canova für Bristol zu erwerben, aber der Bildhauer blieb fest, und der Bischof hatte das Nachsehen.

Übrigens durfte Canova bereits hohe Preise fordern. Sein Ruhm war bis nach Petersburg gedrungen und Catherina II. versuchte ihn für ihre Hauptstadt zu gewinnen, er ging jedoch nicht in den Norden, da er die Freiheit über alles schätzte und höfische Zeremonien und Intrigen fürchtete. Rom war ihm lieb und mit dem wachsenden Erfolg schüttelte er seine Melancholie ab und war unter Fröhlichen fröhlich. Da er tagsüber beschäftigt war und keine Zeit zum Lesen hatte, las ihm häufig der eine oder andere seiner Freunde vor, während er Gips oder Ton glättete. Als ihm einst Ridolfis Biographie von Giorgione vorgelesen wurde und er daraus erfuhr, dass Giorgiones Selbstbildnis in den Besitz der Familie Widman gelangt sei, beschloss er die Unwissenheit der angeblichen Kunstkenner in Rom ad absurdum zu führen. Er bat Este, ihm ein wertloses Bild aus dem 16. Jahrhundert zu verschaffen und bemalte in freien Augenblicken die Tafel in Giorgionesker Manier, so dass das fertige Bild Giorgione nicht unähnlich war. Nur der Senator Rezzonico war in das Geheimnis eingeweiht und verbreitete auf Canovas Bitte die Nachricht, dass sein Neffe Widman in Venedig das von Ridolfi erwähnte Bildnis wieder gefunden habe und es binnen kurzem nach Rom schicken würde. Alles gelang vortrefflich, bei einem Künstlerfrühstück, das Rezzonico gab, zu dem Kenner wie Hamilton, Volpato, Angelika Kauffmann, Cavalluci und andere eingeladen waren, wurde das Bild hineingebracht. „Offenbar Giorgione Giorgionissimo!“ riefen die Künstler einstimmig, „welche Zeichnung, welche Farben!“ Nur Burri bemerkte, dass das rechte Auge schlecht restauriert sei, worauf Angelika Kauffmann empört rief: „Ich wäre glücklich, wenn ich so restaurieren könnte!“ Der Cavalier

de' Rossi, der Direktor der portugiesischen Malerschule, bat den Fürsten um die Erlaubnis, eine Kopie dieses Meisterwerkes zu machen, um es nach Lissabon zu schicken, nur Canova erklärte, dass er nichts von Bildern verstehe und infolgedessen nicht urteilen könne.

Unterdessen schuf Canova ein Werk nach dem andern: die schöne Gruppe von Amor und Psyche mit dem Schmetterling (heute im Louvre) und eine vielleicht weniger gelungene in der Eremitage. Gleichzeitig entstand die Gruppe des geflügelten Amors und der liegenden Psyche, eines der bekanntesten und beliebtesten Werke Canovas; hier wirkt der Marmor wie von der Schwere der Materie befreit, ein unendlicher Reiz liegt über diesen Gestalten. Die Anhänger des Klassizismus haben dieses Werk, das dem griechischen Kodex widersprach, erst streng getadelt, aber das Publikum hat sich nicht an die Pedanten gekehrt, und Canova bekam eine Reihe von Nachbestellungen auf diese Gruppe, die er weder ausführen konnte noch wollte.

Kaum verliess eine Arbeit sein Atelier, so wurde sofort ein Duplikat von ihm gefordert. Für die Fürstin Lubomirska machte er einen geflügelten Amor und sofort verlangte der Fürst Jussupow in Petersburg eine Kopie des Liebesgottes. Canovas beispiellose Leichtigkeit im Modellieren war nur mit seiner ebenso grossen Arbeitskraft zu vergleichen. Selbst als die französische Revolution sich Rom bedrohlich näherte, fand sie den Künstler bei der Arbeit, da das Schaffen für ihn eine Lebensnotwendigkeit war.

III.

Am 2. Februar 1798 nahm die französische Armee Rom ein. Canova trauerte über das Schicksal seines Vaterlandes und des Papstes, den er verehrte. An die reinen Absichten der Franzosen den Italienern gegenüber glaubte er nicht, trotzdem die Franzosen ihn, den grossen Künstler, besonders rücksichtsvoll behandelten und ihn zum Mitglied ihres Kunstinstituts ernannten. Zur Eröffnung des Instituts eingeladen, nahm er an der Feier zwar teil, um dem Werk, das Nutzen stiften konnte, nicht zu schaden, aber als er der republikanischen Formel gemäss schwören sollte, dass er die Monarchie hasse, sprang er auf, rief: „Mi no odio nissun!" und ging aus dem Saal. Dann liess er sich einen Pass ausstellen, übergab seine Sachen Este, verliess zusammen mit der treuen Luigia Rom, und ging nach Venedig und in seine Heimat Possagno.

Venedig war bereits österreichisch. Canova bemühte sich beim Gouverneur um Auszahlung der lebenslänglichen Pension, die ihm von der venezianischen Republik zugebilligt worden war, und die die Franzosen ihm verweigert hatten. Der Gouverneur wollte die Gelegenheit benützen, um einen Künstler von Canovas Bedeutung für Wien zu gewinnen; er überredete ihn, sich ans Wiener Ministerium zu wenden, ohne das er nichts machen könne und war der Überzeugung, dass der Künstler einmal dort durch Aufträge in der österreichischen Hauptstadt festgehalten werden würde. Dieser Reise verdankt Wien das Grabdenkmal für Maria Christine, Maria Antoinettes Schwester in der Augustinerkirche. Es ist nach Plänen ausgeführt, die ursprünglich für Tizians Mausoleum bestimmt waren, der Patrizier Zulian hatte einige Jahre zuvor die Absicht gehabt, das Andenken des grossen Malerfürsten durch ein Marmordenkmal von Canova zu ehren, die Ausführung unterblieb, da Zulian starb. Einen entsprechend veränderten Entwurf hat Canova jetzt für das Grabdenkmal in der Augustinerkirche benützt.

Die Wiener Atmosphäre behagte Canova nicht, nach kaum zwei Monaten ging er über München nach Venedig zurück. In der Lagunenstadt blieb er den ganzen Winter und war entgegen seinen Gewohnheiten ein häufiger Gast im Hause der berühmten Isabella Teodochi-Albrizzi und der Giustina Renier-Michel.

Als sich im Jahre 1799 die Nachricht verbreitete, dass Ferdinand IV. von Neapel Rom eingenommen habe und man auf ruhigere Zeiten hoffte, ging Canova in die ewige Stadt zurück. Damals entstand eines seiner anmutigsten Werke, eine Hebe, die er mit kleinen Änderungen wiederholt kopieren musste. Die neapolitanische Herrschaft währte nur kurz; im Juli 1800 kam der neue Papst Pius VII. nach Rom, und da ihm Canova als Jakobiner geschildert worden war, bat der Künstler, um sich nicht aufzudrängen, längere Zeit nicht einmal um eine Audienz. In seinem Hause lebte damals sein Stiefbruder Giambattista Sartori, der das geistliche Seminar in Padua absolviert hatte. Da der Abate auf die Protektion seines Bruders im Vatikan hoffte, redete er Canova so lange zu, bis er sich entschloss, den Papst um eine Audienz zu bitten.

Canova machte Pius VII. den besten Eindruck, nachdem er gegangen war, sagte der Papst vorwurfsvoll zu seiner Umgebung: „Canova ist durchaus kein Jakobiner, wie ich nach eurer Schilderung glauben musste, schon sein Gesicht spricht für seine Ehrlichkeit. E' un brav' uomo, assolutamente brav' uomo.“

Von diesem Augenblicke an wurde der Bildhauer der Berater des Apostolischen Stuhles in Kunstfragen, für das Museo Pio-Clementino erwarb der Papst Canovas Perseus, der unter dem Einfluss des Apolls von Belvedere steht. Canova hatte sich der klassizistischen Richtung angeschlossen und seiner realistischen Anfänge vergessen. Eine Replik des Perseus erwarb die Gräfin Tarnowska im Jahre 1806. Im Wettbewerb mit antiken Vorbildern entstanden die Gladiatoren, die von den Zeitgenossen ebenso hoch wie die berühmtesten Werke des Altertums eingeschätzt wurden.

Napoleon, der damals erster Konsul war und mit sicheren Schritten der Kaiserkrone entgegenstrebte, berief Canova nach Paris und verlangte auch in diesem Falle unbedingten Gehorsam. Der französische Gesandte François Cacault, der sehr bestimmte Weisungen erhalten hatte, liess Canova kommen und bat ihn sofort nach Paris zu gehen, um eine Porträtbüste und eine Statue des ersten Konsuls zu machen. Der Künstler weigerte sich, gab vor, dass seine Gesundheit den Strapazen der Reise nicht gewachsen sei und bat den Plan um mindestens ein Jahr aufzuschieben. Der wahre Beweggrund war, dass es gegen sein Gefühl war, den Feind, der das geliebte Venedig gedemütigt hatte, durch eine Statue zu verherrlichen. Aber Cacault begab sich zum Papst und zum allmächtigen Kardinal Consalvi, damit sie den Bildhauer veranlassten, Bonapartes Wunsch auf der Stelle zu erfüllen. Da die Beziehungen zwischen dem Vatikan und Paris damals ganz erträglich waren, war es dem Papst darum zu tun, den Wunsch des Konsuls zu erfüllen.

Consalvi fuhr selbst zu Canova, um ihn zu überreden, der Künstler brach in Tränen aus und erklärte, nicht gegen seine Überzeugung arbeiten zu können. Selbst wenn er sich so weit überwinden würde, eine Statue von Bonaparte zu machen, könnte es nur ein seelenloses Werk werden, da er mit dieser Arbeit Verrat an sich selbst üben würde.

Der Kardinal, unzufrieden mit dem Erfolg seiner Mission, konnte sich doch der Bewunderung vor den Beweggründen des Künstlers nicht verschliessen. Cacault liess sich durch diese Absage nicht irre machen. Spät am Abend schickte er den Gesandtschaftssekretär Artaud zu Canova, um ihm die Sache noch einmal vorzustellen, der Kurier sollte am nächsten Tage nach Paris gehen und der Konsul verlangte eine entscheidende Antwort. Der französische Diplomat kannte den Künstler und wollte ihn bei seiner Gutmütigkeit und seiner Liebe für Italien packen. Artaud musste die stärksten Mittel versuchen und Canova

begreiflich machen, dass er, der Rom soviel zu verdanken habe, nicht den Zorn des allmächtigen Konsuls auf die Stadt und auf den Papst lenken könne, er würde seinem Vaterlande sehr schaden, wenn er sich Bonapartes Wunsch widersetzen würde. Der schlaue Diplomat verstand auch an das Gefühl des Künstlers zu appellieren. Er erinnerte ihn daran, dass Cacault Pflichten der Dankbarkeit gegen ihn habe und ihm infolgedessen ehrlich rate. Als Cacaults Bruder, ein junger Maler, in Not war, hatte Canova ihm geholfen, jetzt wolle der Gesandte diese Schuld wenigstens zum Teil wieder gutmachen.

Als Artaud zu Canova kam, lag der Künstler bereits im Bett, das Gespräch mit dem Kardinal überdenkend. Erregt hörte er Artaud zu, der, um ihn zu gewinnen, noch eine Anekdote einflocht, die beweisen sollte, wie hoch Bonaparte die Künstler schätze. Als in Ägypten, in Bonapartes Anwesenheit eine Statue ausgegraben wurde, rief der Konsul: „Wenn ich nicht Eroberer wäre, ich möchte Bildhauer sein!“

Da konnte Canova nicht länger widerstehen und erklärte sich bereit, sofort nach Paris zu gehen.

Trotz seiner zarten Gesundheit überstand er die Reise gut; Bonaparte empfing ihn sehr liebenswürdig und als der Künstler fragte, in welcher Stellung und in welchem Kostüm der Konsul modelliert werden wolle, gab er zur Antwort, dass man dem Genie keine Vorschriften machen dürfe. Darauf bemerkte Canova, dass Bonapartes Kopf dem antiker Statuen gliche.

Der Konsul, mit Regierungsgeschäften überlastet, bewilligte Canova kaum fünf Sitzungen. Josephine war zumeist zugegen und Bonaparte hatte eine solche Vorliebe für den Bildhauer, dass er ihn über italienische Zustände ausfragte und Canova sich ganz frei aussprechen konnte. Er machte sich diese Gelegenheit zunutze und gestand, dass er die Aufhebung der venezianischen Republik nie verwinden würde. Darauf gab Bonaparte keine Antwort. Er wollte Canova in Paris behalten, aber dies scheiterte am Widerspruch des Italieners; als die Büste in Ton fertig war, ging er nach Rom zurück, wo seine Freunde ihn ungeduldig erwarteten. Gawin Hamilton war in der Zwischenzeit gestorben.

Neue Aufträge kamen unablässig, Canova konnte den Bestellungen kaum Genüge tun. Auch die Gräfin von Albany meldete sich und wollte ein Grabdenkmal für Alfieri haben. Der allzu beschäftigte Künstler konnte die Bestellung nicht übernehmen, aber die Gräfin setzte alle

Hebel in Bewegung, wandte sich an den Kardinal Consalvi, bis Canova ihr zu Willen war. Sie war sparsam, verlangte viel und bot nur 12000 Skudi, Canova machte eine Skizze zu einem Relief: zwei Frauengestalten, die Tragödie und Italien, neigen sich weinend über das Antlitz des Dichters. Aber das genügte der Gräfin nicht, sie wollte Gestalten „in tondo“ haben und kritisierte den fast fertigen Entwurf ziemlich scharf. Canova gab verletzt über den Ton des Briefes zur Antwort, dass sie sich, wenn sie einen eignen Entwurf verlange, gedulden müsse, da er augenblicklich sehr beschäftigt sei.

Unterdessen musste der Künstler nach Wien gehen, um das Denkmal von Maria Christine bei den Augustinern aufzustellen und die Büste von Franz II. fertig zu machen, um derentwillen es zu ziemlich scharfen Auseinandersetzungen mit dem österreichischen Hof gekommen war. In Wien wünschte man, dass der Kaiser in Uniform mit Ordensbändern dargestellt werde, der Künstler, von den Hässlichkeiten des modernen Kostüms zurückschreckend, wollte ihn „all' eroica“ auffassen. Zuletzt willigte man ein, dass Franz II. in römischer Toga auf die Nachwelt komme. Das Grabdenkmal wurde im Oktober 1805 enthüllt und allgemein bewundert, nur die Wiener Bildhauer waren empört, dass man die Arbeit einem Fremden übertragen hatte.

Während seines Aufenthaltes in Wien wurde Canova ganz unerwarteter Weise zum Generalinspektor der schönen Künste im Kirchenstaat mit einem Jahresgehalt von 400 Skudi ernannt, ausserdem erfuhr er, dass Pius VII. die Absicht habe, ihm ein grossartiges Atelier auf der Piazza del Popolo bauen zu lassen. Was war geschehen? Die päpstliche Regierung hatte sich bis dahin wenig um die Künstler gekümmert, da der Kirchenstaat arm war. Die Erklärung war einfach. Im Mai hatte sich Napoleon zum König von Italien krönen lassen, sein Stern stieg immer höher. Im Vatikan hielt man es für richtig, etwas für den Künstler zu tun, der beim Kaiser so gut angeschrieben war. Canova verzichtete dankend auf das Atelier mit Rücksicht auf notwendigere Ausgaben, die dem Kirchenstaat bevorstanden, seine Ernennung zum Inspektor der schönen Künste war ihm höchst unwillkommen, da er sich von seinen bildhauerischen Arbeiten nicht wollte ablenken lassen und auf das ihm angebotene Gehalt von 400 Skudi verzichtete er zugunsten der Akademie S. Luca.

Um diese Zeit entstanden einige Grabdenkmäler, das gelungenste ist vielleicht dasjenige für den Kupferstecher Giovanni Volpato in S. S.

Apostoli, namentlich der Kopf des Dargestellten frappiert durch seine Wahrheit und Charakteristik.

Napoleons Schwester Pauline Bonaparte heiratete in zweiter Ehe den Fürsten Camillo Borghese, den der Kaiser im Jahre 1808 zum Gouverneur von Piemont und Siena ernannt hatte. Pauline galt als die schönste Frau in Europa und da sie eitel war und von ihrer Schönheit überzeugt, bat sie Canova, sie als Venus Vincitrice zu modellieren. Die napoleonischen Höflinge verbreiteten die Nachricht, Pauline habe nur für den Kopf gesessen, während der Körper nach einem anderen Modell gemacht worden sei. Die sieghafte Venus, die sich heute in der Galerie Borghese zu Rom befindet, ruht nach Art antiker Göttinnen mit entblösstem Oberkörper und aufgestütztem Kopf. Die von den Höflingen verbreitete Legende scheint nicht wahr zu sein. Pauline, die es mit der Moral nicht zu genau genommen hat, soll erzählt haben, dass sie bei den ersten Sitzungen ein leichtes Schleiertuch trug, aber als sie sah, dass es den Künstler in der Wiedergabe ihrer Formen störe, habe sie es mit den Worten abgeworfen: „Vor Canovas Blick muss jede Hülle fallen!“ Als eine Freundin sie fragte, ob sie sich dem Künstler wirklich ganz nackt gezeigt habe, gab sie nur kurz zur Antwort: „Im Atelier war es warm.“

Canova schickte die Statue erst nach Turin, der damaligen Residenz der Borghese, dann kam das Werk in ihre Villa nach Rom. Dort wurde die Statue sehr bewundert, die ganze Stadt strömte in die Villa, um Canovas schönstes Werk, wie es damals hiess, zu sehen, man musste den kostbaren Marmor mit einem eisernen Gitter versehen, um ihn vor einer allzu begeisterten Menge zu schützen.

Gleichzeitig entstand Canovas Statue nach Lätitia, Napoleons Mutter, in ihrer Anlage der Agrippina aus dem Capitolinischen Museum gar zu nachempfunden. Etwas ursprünglicher ist die Statue der sitzenden Fürstin Leopoldine Esterhazy. Die Fürstin, die malerische Aspirationen hatte, hält Tafel und Kreide in der Hand und scheint im Begriffe, ein Porträt zu machen. Diese Statue befindet sich heute im Schloss der Esterhazy zu Eisenstadt in Ungarn.

Auf das Drängen der Gräfin von Albany machte Canova 1809 einen neuen Entwurf für Alfieris Denkmal mit der Statue der weinenden Italia über dem Sarge des Dichters. Die Gräfin bestand darauf, dass dem Denkmal ein Platz in Santa Croce zu Florenz angewiesen werde und focht einen heissen Kampf mit der Geistlichkeit, die dem Künstler feind-

lich gesinnt war. Als Elisa Baciocchi 1809 Grossherzogin von Toskana wurde, fand die Gräfin die nötige Unterstützung.

IV.

Mitten in diese Arbeit kam ein Brief des Grafen Pierre Daru, des Generalintendanten von Napoleon. Der damals bereits allmächtige Kaiser wünschte, ja befahl, dass der Künstler nach Paris komme und sich dort dauernd niederlasse. Der unmittelbare Anlass zu diesem Brief war Napoleons Verlangen, dass Canova eine Büste und Statue von Maria Louise mache, mit der Bonaparte sich kurz vorher in Wien hatte trauen lassen.

Eine abermalige Katastrophe für den ruhigen, nur seiner Arbeit lebenden Künstler! Er musste sich fügen; Canova kam am 11. Oktober 1810 nach Fontainebleau und liess sich zwei Tage darauf beim Kaiser melden, der gerade bei Tische war.

Napoleons Gespräche mit Canova, die der Künstler stets nach dem Gedächtnis aufgezeichnet hat, gehören zu den interessantesten, die der Kaiser mit Künstlern geführt hat. Sie drehen sich immer wieder um den Punkt, dass Napoleon alle italienischen Kunstwerke von Bedeutung nach Frankreich entführen wollte, und der Künstler sein Möglichstes tat, um sein Vaterland vor diesem Unglück zu bewahren. „Alle Kunstwerke will ich hier zusammenbringen," sagte der Imperator. „Was ich nicht durchs Schwert erringen kann, will ich kaufen, aber Paris muss zur Kunstzentrale werden."

In schwarzen Farben schilderte Canova Napoleon das damalige Rom. Es sei ein armes Land, das sich seit dem Sturz des Papstes nicht erholen könne. Dazu der Ausfall all der Kardinäle, Minister, Prälaten und Kanoniker.

„Ich werde Rom zur Hauptstadt Italiens machen," begann der Kaiser aufs neue. „Ich will es selbst mit Neapel vereinigen. Werdet Ihr dann zufrieden sein?"

„Gewiss wird es besser werden," gab Canova zur Antwort, „aber warum will sich Ew. Majestät nicht auf irgendeine Weise mit dem Papst versöhnen?"

„Weil Geistliche Herrschergelüste haben und sich in alles hineinmischen wollen wie Gregor VII. Glaubt der Papst, dass ich ein Fürst bin wie Frankreichs Könige? Ich fühle mich als Nachfolger Karls des



CANOVA
Dädalus und Ikarus
Venedig: Accademia

Grossen und folge seinen Spuren, ich habe 80 Millionen Untertanen, 900 000 Fuss-Soldaten, 100 000 Berittene, viel mehr als die Römer je aufgebracht haben. Vierzig Schlachten habe ich geschlagen und bei Wagram wurden 100 000 Schüsse aus meinen Kanonen abgegeben. Und diese Dame — auf die Kaiserin weisend — hat gewünscht, dass mich eine feindliche Kugel treffe."

„Gewiss, gewiss," unterbrach Maria Luise.

„Jetzt haben sich die Dinge geändert," meinte der Kaiser lächelnd. „Übrigens will ich dem Papst grosse Zugeständnisse machen, aber sein Machtgebiet ist allein die Kirche."

Als die Büste vollendet war, bemerkte Napoleon, dass Canova die Kaiserin etwas zu jung aufgefasst habe, da sie neunzehn Jahre alt sei. „So alt bin ich noch nicht!" rief Maria Luise empört. „Aber gewiss!" rief Napoleon. „Nein, im Ernst," sagte die Kaiserin. Napoleon machte dem Gespräch ein Ende mit den Worten: „Es genügt, dass Canovas Kaiserin wie ein Backfisch aussieht."

Die Büste ein andermal betrachtend, war er zufrieden, dass die Kaiserin einen so heiteren Gesichtsausdruck habe, sie solle als Friedensgöttin dargestellt werden, da dank ihrer Vermittlung zwei Mächte Frieden geschlossen haben.

Canova konnte, als er nach Rom zurückging, zufrieden sein, er hatte bei Napoleon verschiedene Subventionen für künstlerische Zwecke durchgeholt, der Kaiser hatte auch 200 000 Lire für Ausgrabungen auf dem „Agro romano" zugebilligt. Seine Freiheit hatte der Künstler jedoch nicht verkauft, auf die ihm angebotene Senatorenwürde hatte er verzichtet und wollte auch das Kreuz der Ehrenlegion nicht annehmen.

In Bologna, Florenz und Rom wurden ihm zu Ehren feierliche Empfänge veranstaltet, in Ansprachen und Festgedichten sollten seine Verdienste gefeiert werden; aber als Canova diese Absicht merkte, umging er Bologna und auch in Rom hielt er sich von dem grossen Fest fern, das ihm zu Ehren auf dem Kapitol unter General Miollis Präsidium gegeben werden sollte. Infolge der Erkrankung der treuen Luigia war er in tiefen Schmerz versunken, sie starb bald darauf und er konnte diese kluge, ihm so ergebene Frau nicht genug betrauern, er kam sich ganz verlassen vor. Luigia hatte ein angeborenes Gefühl für Schönheit gehabt und ihre Ratschläge waren dem Künstler oft sehr wertvoll. Einige Monate nach ihrem Tode starb auch Canovas Mutter im Vene-

zianischen uud der Künstler sagte, er habe zwei Mütter gehabt: die eine, die ihn geboren, die andere, die ihn mit ihrem klugen Rat geleitet habe.

Als dieser Schmerz durchgekämpft war, widmete sich Canova seiner Arbeit mit um so grösserer Leidenschaft, er machte eine monumentale Statue Napoleons, nackt wie ein antiker Gott. Eine verkleinerte Kopie dieser Statue wurde in Bronze gegossen und nach Mailand geschickt, sie befand sich längere Zeit im Magazin der Brera und wurde später im Vorhof aufgestellt. Als der Marmorkoloss nach Paris kam, bereitete Napoleon seinen Feldzug nach Russland vor und hatte keine Zeit sich in seiner Verwandlung als griechischer Gott zu betrachten. Drei Wochen später kam er zufällig ins Museum, in dem die Statue aufgestellt war, und ohne ein Wort des Beifalls oder Tadels zu sagen, befahl er die Statue zu entfernen. Dieser Befehl ist verschieden gedeutet worden, wahrscheinlich fürchtete Napoleon den Fluch der Lächerlichkeit. Klein und dick konnte er beim Vergleich mit Canovas Statue kaum gewinnen.

In späteren Jahren hatte Canova die Schwäche mit den alten Meistern konkurrieren zu wollen, oder wenigstens deutlich zu unterstreichen, worin er sich von den Griechen unterschied. Neben den Gladiatoren entstand jetzt eine dem Bad entsteigende Venus (gegenwärtig in den Uffizien). Der Künstler ging selbst nach Florenz, um sein Werk dort aufzustellen und lernte dort (1811) eine Spanierin, Madame Minette, kennen. Der fünfundfünfzigjährige Canova verliebte sich in sie, und die Gräfin von Albany, die eine gewisse Vorliebe dafür hatte, Ehen zu stiften, protegierte das Verhältnis. Aber der Künstler, schüchtern wie immer und mit Rücksicht auf sein Alter Ehefesseln scheuend, ging nach Rom zurück, ohne eine Entscheidung herbeizuführen. Sein Stiefbruder Sartori hatte auch zu diesem Entschluss beigetragen, er fürchtete durch diese Heirat um die erhoffte Erbschaft betrogen zu werden. In Rom erfuhr Canova mit lebhaftem Bedauern, dass die Spanierin ihren Landsmann, den alten Baron d'Armendariz geheiratet habe. Abermals ging er nach Florenz und versuchte Minette zu bewegen, sich von ihrem Manne scheiden zu lassen und ihn zu heiraten. Die Baronin wollte nichts davon hören, und Canova bedauerte zeitlebens, dass er dieses engelgleiche Wesen nicht heimgeführt habe.

Seiner Zeit hatte man auch geglaubt, dass der Künstler in die Gräfin Isabella Teodochi Albrizzi in Venedig leidenschaftlich verliebt sei. Und

doch war es ein sehr kühles Verhältnis gewesen. Frau Albrizzi, die das Verlangen hatte, dass ein Abglanz der Berühmtheiten, die in ihrem Salon verkehrten, auf sie falle, warf ihre Netze nach Canova aus. Von einem Liebesverhältnis konnte nicht die Rede sein, der Künstler lebte in Rom, sie in Venedig, aber doch war es ihr darum zu tun, ihren Namen in irgendeiner Weise mit dem seinen zu vereinigen und namentlich ein Werk seiner Hand zu besitzen. Sie verfasste eine Beschreibung von Canovas Werken — der Dichter Ippolito Pindemonte war ihr bei den Korrekturen behilflich — und schickte Canova hundert Exemplare. Um sich für diese Gabe erkenntlich zu zeigen, schenkte ihr der Künstler einen Kopf der griechischen Helena und machte die Venezianerin damit glücklich. Die Freude von Frau Albrizzi war um so grösser, als Byron während seines Aufenthaltes in Venedig die Schönheit dieses Werkes in einem Achtzeiler gepriesen hat. Boshafte Zungen in Venedig hatten ein Liebesverhältnis zwischen Canova und der Gräfin hinzugedichtet und ein Karikaturist liess es sich sogar nicht nehmen, den Künstler zu zeichnen, wie er den umfangreichen Busen von Frau Albrizzi modelliert.

Der alternde Meister wollte ein Werk schaffen, das über all seine bisherigen Leistungen hinausgehen und seinen Namen in Rom verherrlichen sollte. Er wollte der Petersbasilika eine monumentale Statue der katholischen Religion schenken, da ihn die nüchterne Kahlheit protestantischer Kirchen verletzte. Er war bereit die nicht unbedeutenden Kosten aus seinen Ersparnissen zu decken. Da dieses Werk jedoch grössere Vorbereitungen erforderte, setzte er seine bisherigen Arbeiten ruhig fort und vollendete eine grosse Gruppe in antikem Geiste Herkules und Lichas für Torlonia, die sich heute in der Galerie Corsini befindet.

V.

Der Marmorkoloss war von Napoleon aus dem Louvre verbannt worden und der lebendige, entthronte Koloss beschloss sein Leben auf einer fernen Insel. In Paris herrschten Ludwig XVIII. und Talleyrand unter dem Schutz der verbündeten Heere, und das Kommando über Minister und Generäle führten Lord Wellington und Lord Castlereagh. Die von ihren Kunstwerken entblössten Länder verlangten die Wiedergabe der geraubten Schätze; Preussen, Bayern, Holland und Spanien hatten als erste diese Forderung gestellt. Da empfand auch Pius VII. die Pflicht sich dieser künstlerischen Aktion anzuschliessen,

aber zaghaft und mit den Franzosen sympathisierend konnte er sich zu keinem definitiven Schritt aufraffen. Der Kardinal Consalvi zwang den Papst beinahe, die Rückgabe der geraubten Bilder, Statuen und Manuskripte zu fordern. Canova wurde gerufen und ihm befohlen, diese Expedition aus Vaterlandsliebe zu leiten. Aber der Künstler wusste, dass weder der Papst noch der Kardinal an den Erfolg der Gesandtschaft glaubten.

Schweren Herzens unternahm er diese dritte Reise nach Paris. Seine einzige Hoffnung war, dass auch er, da die Preussen alles wiederbekommen hatten, was Napoleon ihnen geraubt hatte, ein Gleiches für Italien erreichen könnte. Aber die Preussen waren von vornherein energisch aufgetreten, und hinter ihren Forderungen standen ihre Soldaten. In Paris erschien ihm die Lage trostlos. Österreich, der einzige katholische Staat, der eine Armee in der französischen Hauptstadt hatte, wollte sich nicht mit Ludwig XVIII. verfeinden, da es die Absicht hatte, das ferraresische Gebiet am linken Pouſer zu okkupieren und nicht wünschte, dass Frankreich sich diesem Plan widersetze. Russland war dagegen, dass Frankreich die Kunstschätze wieder hergebe, die Napoleon in Paris zusammengetragen hatte.

Die Preussen, im Besitz ihres Eigentums, kümmerten sich weder um den Papst noch um Italien. Canova fand ehrliche Unterstützung dort, wo er sie am wenigsten erwartet hatte: bei den Engländern. Wellington verhalf erst den Holländern zum Besitz ihrer Kunstwerke, dann erklärte er den Vertretern der anderen Staaten nachdrücklich, man müsse dem französischen Volk „eine Morallektion erteilen“ und Italien die geraubten Kunstschätze herausgeben. Als Metternich sah, welchen Standpunkt England dem Papst und Italien gegenüber einnahm, musste er, als Vertreter eines katholischen Staates, auch energisch auftreten und empfahl Canova, die Herausgabe der Kunstwerke von Denon, dem Direktor der Museen, zu fordern.

Denon war in das Werk, das er mit Napoleons Hilfe geschaffen hatte, in dieses schönste Museum der Welt verliebt und die Zerstückelung der Sammlung war für ihn fast eine Lebensfrage. Als Canova mit seiner Forderung kam, begegnete Denon ihm unhöflich, worauf Canova scharf erklärte, dass man Gesandte nicht in dieser Weise empfange.

„Ambassadeur! Allons donc!“ schrie Denon. „Vous voulez dire emballeur sans doute!“

— Seitdem behielt Canova — in Frankreich den Spitznamen „emballeur“.

Als Denon sich weigerte, kam Canova einige Tage später wieder, von österreichischen und preussischen Soldaten begleitet und verlangte die Herausgabe der italienischen Kunstwerke. Denon war nicht anwesend, und sein Vertreter Lavallée musste der Übermacht weichen.

Die auf diese Weise wiedererlangten Kunstwerke liess Canova in die Kaserne bringen, und da kein Franzose beim Einpacken Hand anlegen wollte, waren ihm nur fremde Künstler dabei behilflich. Denon sollte mit seiner Bezeichnung „emballeur" recht behalten.

Canova wollte Ludwig XVIII. etwas von den Vorwürfen ersparen, die die französische Gesellschaft ihm wegen der Herausgabe der Kunstschätze machte und überliess Frankreich 23 Bilder, die bereits in königlichen Schlössern, Kirchen und Provinzialmuseen aufgestellt waren. Die Schwierigkeit, die Bildwerke wieder nach Italien zu schaffen, war nicht gering. Der Papst schickte das für den Transport erforderliche Geld nicht, und wieder halfen die Engländer in ganz uninteressierter Weise, indem sie 200000 Lire vorstreckten.

Da man es in Rom mit der Würde des Papstes nicht glaubte vereinbaren zu können, den Engländern für die geleisteten Dienste zu danken, machte sich Canova mit seinem Freund d'Este und seinem Stiefbruder auf, um sich beim Fürst-Regenten im Namen der Italiener für die gewährte Hilfe zu bedanken.

In London wurde Canova mit ausserordentlichen Ehren empfangen, seine Ankunft war um so erwünschter, als das British Museum im Begriffe war, von Thomas Bruce, dem Grafen Elgin, die aus Griechenland mitgebrachten Parthenonskulpturen zu erwerben, und die Ansicht des grossen Bildhauers bei diesem Vertrag schwer in die Wagschale fiel. Canova war von diesen Bildwerken begeistert, er fand sie grossartiger als alle bisher bekannten antiken Werke und erklärte, dass eine Fussreise von Rom aus gelohnt hätte, um diese Schönheit in sich aufzunehmen. Die Regierung erwarb die Parthenonskulpturen für 35000 Pfund Sterling. Zum Abschied fragte der Fürst-Regent Canova, ob er schnupfe und verehrte ihm trotz der abschlägigen Antwort eine schöne mit Brillanten geschmückte Tabatiere.

Als Canova das Geschenk zu Hause auspackte, fand er an Stelle des Tabaks im Innern eine Anweisung auf 500 Pfund Sterling.

In Anerkennung der Verdienste seines Gesandten verlieh der Papst Canova den Titel eines Marquis von Ischia mit einer lebenslänglichen Pension von 3000 Lire. Canova wollte seiner Natur gemäss den Titel

und die Pension zurückweisen, als der Kardinal Consalvi ihm jedoch nahelegte, dass er den Papst nicht durch eine Absage beleidigen könne, nahm er den Titel an und verteilte die Pension unter Kunstinstitute und arme Künstler in Rom. Aufgefordert, einen Entwurf für sein Wappen zu machen, zeichnete er Leier und Schlange auf einen Schild als Zeichen von Orpheus und Eurydike, da der Senator Falier ihm als erster den Auftrag auf diese griechischen Gottheiten gegeben hatte und damit die Möglichkeit sich künstlerisch zu betätigen.

Der Vatikan anerkannte zwar Canovas Verdienste, wollte aber nicht daran erinnert werden, dass namentlich die protestantischen Engländer zur glücklichen Lösung der Aufgabe beigetragen hatten. Canova beschloss, diesen Mangel an Dankbarkeit auf seine Weise gutzumachen. Er schenkte Wellington eine Marmorvenus, Lord Castlereagh eine Nymphe, Wilhelm Hamilton und dem Doktor Granville, den treuen Verfechtern seiner Sache, Bilder von Tizian, die er für sich selbst erworben hatte und machte auch den englischen Künstlern kostbare Geschenke.

Dieses so selbstverständliche Vorgehen wurde Canova im Vatikan verübelt, und man beschloss, es ihn empfindlich fühlen zu lassen. Es wurde bereits erwähnt, dass der Künstler die Absicht hatte, eine monumentale Statue der katholischen Religion für San Peter zu schaffen. Er hatte d'Este bereits nach Carrara geschickt, um den erforderlichen Marmorblock zu wählen, da begann die Geistlichkeit ihm allerhand Schwierigkeiten zu machen. Als der Künstler den bösen Willen merkte, beschloss er, die Statue in etwas kleineren Dimensionen mit veränderten Attributen auszuführen und verkaufte sie dem Engländer Brownlow. Sie war für das Grabdenkmal der Gattin des Grafen bestimmt und steht in der protestantischen Kirche in Belton in der Grafschaft Lincoln.

Auf diese Weise entging San Peter eine grosse Arbeit von Canova, die den Vatikan nichts gekostet hätte.

Trotz seines vorgerückten Alters und der jahrelangen angestrengten Arbeit war Canova immer noch jung, wie die Gruppe der drei Grazien, die er 1817 mit jugendlichem Eifer ausgeführt hat, beweist. Diese Gruppe, ursprünglich für Josephine Bonaparte bestimmt, kam nach der napoleonischen Katastrophe in die Eremitage, eine Replik mit geringen Abweichungen hat Fürst Bedford in Woburne Abbey erworben. Die Verbindung der drei Gestalten ist ausserordentlich anmutig.

Zu Canovas besten Werken gehört die Gruppe „Krieg und Frie-

den“, der finstere Mars wird durch Venus’ Lächeln entwaffnet. (Im Buckingham Palace zu London.)

Die fortwährenden Veränderungen dieser politisch bewegten Jahre fanden auch ihren Niederschlag in Canovas Atelier. Dort stand das Modell eines grossen Pferdes, auf dem ursprünglich Napoleon, dann Murat sitzen sollte. Bei Murats Sturz war das Pferd herrenlos. Ferdinand IV. Bourbon wollte seinem Vater Karl III. ein Reiterdenkmal auf der Piazza S. Francesco di Paolo in Neapel errichten. Wieder trat das Pferd in Aktion. Da der König nicht ganz sicher war, wie lange seine Herrschaft dauern würde, trieb er Canova zur Eile. Ein Franzose sah das Modell das Pferdes in Canovas Atelier und fragte, welcher Sterbliche auf dem Rücken dieses stolzen Tieres sitzen solle. Canova gab zur Antwort: „dieses Pferd bringt den Reitern kein Glück, ehe sie es besteigen können, pflegen sie vom Thron zu stürzen.“

Im Frühling 1818 kam Kaiser Franz II. mit seiner vierten Gemahlin nach Rom. In Canovas Atelier sah er den den Kentauren tötenden Theseus, der ihm besonders gefiel. Diese Gruppe, ursprünglich für einen Mailänder Palast bestimmt, war infolge politischer Veränderungen im Atelier geblieben. Franz II., der sie erwarb, liess sie in einem kleinen griechischen Tempel im Volksgarten zu Wien aufstellen, erst nach Jahren, als das Museum der schönen Künste vollendet war, fand sie ihren Platz in einer Nische der Haupttreppe. Als Canova den Kentauren modellierte, liess er ein Pferd töten, um alle Stadien des Todeskampfes zu studieren und für dieses Werk zu verwerten.

Im Jahre 1807 starb der letzte Stuart, der Kardinal von York, von dem bereits in anderem Zusammenhang die Rede war. Sein Vermögen hatte der Kardinal zum grossen Ärger der Gräfin von Albany seinem Freunde, Monsignore Cesarini, vermacht. In einem Briefe an Frau von Maltzan hat die Gräfin sich über von Yorks Seltsamkeiten beklagt, die Freundin gab darauf zur Antwort: „les prêtres de tous les pays sont habiles à succéder.“ Der Erbe des Kardinals empfand nicht die Pflicht, ihm ein Denkmal zu setzen, die englische Regierung bestimmte die Summe von 50000 Francs, um das Gedächtnis des letzten Nachkommen der grossen Dynastie zu ehren. Canova wurde mit der Ausführung betraut und San Peter als Standort für das Denkmal gewählt. Der Sarkophag sollte zwischen zwei Säulen aufgestellt werden, der Künstler verstand die Schwierigkeit des engen Platzes zu umgehen und gestaltete das Denkmal gewissermassen als Eingang zu einem Grabhügel, den zwei

Engel behüten. Darüber befinden sich die Porträts der drei letzten Stuart als Reliefs. An den Engeln nahm man im Vatikan Anstoss, da man sie nicht genügend angezogen fand; der Künstler wurde gebeten, Wandel zu schaffen, aber Canova duldete in künstlerischen Fragen keinen Einspruch und gab dem Maggiordomo des Papstes empört zur Antwort, dass er nicht daran denke, irgend etwas an seinem Werk zu ändern. Solange der Künstler gelebt hat, hat man auch nicht gewagt, eine Änderung an den Engeln vorzunehmen.

Canova trug sich schon lange mit der Absicht, seinem Geburtsort Possagno ein Kunstwerk zu stiften. Angeregt von Motiven des Pantheons zu Rom und des Parthenons zu Athen beschloss er eine Art griechischen Tempels in seiner Heimat zu errichten, Der Grundstein wurde im Juni 1819 gelegt und Canova nahm an dieser Feier teil. Die Bevölkerung der ganzen Umgegend war nach Possagno gekommen; es gab Ansprachen, festlich geschmückte Mädchen, Blumen und Tänze. Feste dieser Art waren für den alten Künstler zu angreifend, auf der Rückreise erkrankte er und musste in Florenz Station machen, aber noch einmal siegte seine kräftige Natur, und er machte sich in Rom sofort wieder an die Arbeit. Die Vereinigten Staaten hatten eine monumentale Statue Washingtons bei ihm bestellt und dafür die Summe von 25000 Pfund Sterling ausgeworfen. Canova fasste den grossen Amerikaner als römischen Feldherrn auf, so weit hatten ihn seine Vorliebe für die Antike und die Routine geführt. Das Monument wurde im Regierungspalast zu Raleigh (Nord-Karolina) aufgestellt, ging aber einige Jahrzehnte später bei einer Feuersbrunst unter.

Canovas letztes grosses Werk war das Denkmal des betenden Pius VI. in San Peter. Es ist seinem Frühwerk, dem Grabmal Klemens XIII. verwandt, aber Pius VI. ist grösser aufgefasst.

Im Winter des Jahres 1822 verschlechterte sich Canovas Gesundheitszustand sehr. Er hatte noch die Kraft nach Possagno zu fahren, musste aber von dort nach Venedig gehen, um den Rat des berühmten Arztes Aglietti einzuholen. In Venedig starb er am 13. Oktober 1822.

Sartori wusste Canova im Todeskampf zu bestimmen, das Testament nach seinen Wünschen aufzusetzen. Einige Jahre zuvor hatte Canova in Rom ein Testament gemacht, und den Kardinal Consalvi, Monsignore Nicolai und Antonio d'Este als Testamentsvollstrecker ernannt. Er hatte bestimmt, dass man aus seinem Atelier und seinem Nachlass eine Bildhauerakademie begründe, dem Stiefbruder Sartori



CANOVA
Die drei Grazien
Petersburg: Eremitage

hatte er eine lebenslängliche Rate von 400 Skud vermacht, und ihm ein vollständig eingerichtetes Schlafzimmer zur Verfügung gestellt. Auch die Bücher sollten in den Besitz des Abate übergehen mit Ausnahme jener über Kunst, da Canova wusste, dass dies ausserhalb der Interessensphäre des Geistlichen liege.

Sartori wusste von diesem Legat, das ihm durchaus nicht genügte, und benutzte den Umstand, dass Canova in Venedig auf österreichischem Boden starb, um ein neues Testament zu erschleichen, das ihn zum Generalerben einsetzte. Nach österreichischem Gesetz genügt es, wenn der Sterbende seinen letzten Willen im Beisein zweier Zeugen aufsetzt. In Anwesenheit zweier Ärzte diktierte Sartori ein Testament, dessen Inhalt Canova nicht mehr verstand, so wurde er zum alleinigen Erben, verkaufte die im Atelier vorhandenen Werke und von Canovas Wunsch eine Akademie für Bildhauer zu begründen war überhaupt nicht die Rede. Um dem Entrüstungssturm der Zeitgenossen zu entgehen, liess er den Tempel in Possagno fertigstellen und mit Gipsabgüssen nach Canovas Werken füllen. Er erfüllte zwar den Wunsch des Toten, der in Possagno begraben werden wollte, aber er erfüllte ihn in einer Weise, die seiner eignen Eitelkeit schmeichelte, denn er liess gleichzeitig eine Grabtafel für sich bereiten und nannte sich darauf Canova-Sartori, trotzdem er gar kein Recht hatte, den ersten Namen zu führen. Den grössten Teil von Canovas Vermögen benutzte er, um seiner Lieblingsnichte Antonietta Bianchi Canal das Leben zu verschönen.

Sartori war überhaupt Canovas böser Geist; dem Wunsche der Mutter gemäss hatte der Künstler ihn auf seine Kosten im Seminar zu Padua ausbilden lassen, dann den Geistlichen in sein Haus aufgenommen, ihn mit Liebe umgeben und auf seine Reisen mitgenommen. Der Abate war dieser Güte jedoch unwürdig; geizig und hinterlistig, war er nur darauf bedacht, reich zu werden und den Ruhm des Künstlers für sich zu nützen, eifersüchtig bewachte er Luigias Einfluss und verhehlte seine Freude über ihren Tod nicht. Sartori hatte eine Vorliebe für Geschäfte, die gegen das Gefühl des ehrlichen Canova gingen. So kaufte er einmal im Glauben, dass Öl im Preise steigen würde, einen grossen Vorrat zusammen und brachte die Krüge im Atelier und in den Kammern des Künstlers unter, ohne Rücksicht darauf, dass diese Vorräte Canova und seine Besucher störten. Die Spekulation misslang gründlich, da die Ölpreise fielen. Canova war sehr wohltätig, Sartori suchte Notleidende vom Künstler möglichst fernzuhalten, um sein Erbe nicht zu verkleinern.

Der Abate war in Rom sehr unbeliebt, man wusste, dass er Canova ausnütze und ihn aus egoistischen Beweggründen über seine Kraft an die Arbeit treibe. Man wunderte sich auch, dass Canova den Bruder in seinem Hause behielt, trotzdem er um verschiedene seiner Schliche wusste. Aber der Künstler wollte in Sartori das Andenken und den Wunsch seiner Mutter ehren.

Die Ärzte kannten den Grund von Canovas Todesursache nicht und sezierten den Körper des Toten zu ihrer Belehrung. Sartori hatte nichts dagegen einzuwenden, während ganz Venedig über diese Tat empört war. Das Herz des Toten wurde in der Frari Kirche beigesetzt und seine rechte Hand in der Akademie in Spiritus in einer Porphyrvase aufgehoben. Der übrige Körper wurde in der Kirche zu Possagno begraben und später in den Tempel überführt.

In Venedig und Rom wurden feierliche Exequien zu Ehren des Künstlers abgehalten, und im Vatikan erhielten der Genius auf dem Grabmal von Rezzonico und die beiden Engel auf dem Grabmal des Kardinals von York schleunigst Gipshemden, um ihre Blösse zu decken! Erst Leo XIII., freidenkender als seine Vorgänger, liess diese Verballhornungen entfernen.

VI.

In Canova findet sich alles Problematische, das das geistig-künstlerische Leben um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bewegt hat. Klassiker und Romantiker zugleich überragt er das Heer der Mittelmässigkeiten, unter denen er gelebt hat. Die Klassiker fanden ihn aber nicht genügend vom Geist der Antike durchdrungen und Kritiker, wie Fernow oder Quatremère de Quincy, die immer wieder auf ihn zurückkamen, haben bitter beklagt, dass er es den alten Meistern nicht gleichtue und auf dem Wege, der zum klassischen Ideal führt, stehenbleibe. Spätere Kritiker dagegen haben gerade Canovas allzu strenge Anlehnung an die Antike, ja Nachahmung der Antike gerügt.

Diese Urteile treffen das Wesentliche nicht. Canova war eine selbständige Begabung, aber erfüllt von der Grösse antiker Plastik hat er ihr alles abzuringen gesucht, was sie dem Nachgeborenen zu geben vermochte. Dass er in dieser Beziehung gelegentlich zu weit ging, beweist

so manche seiner Statuen, betrachtet man aber sein Gesamtwerk, so zeigt sich, dass er andere Ziele verfolgt hat.

Rom war mehr als Venedig dazu angetan, um Canova ins klassizistische Fahrwasser zu drängen. Seine ursprüngliche Begabung wies ihn auf die Natur, wie aus seinem Jugendwerk „Ikarus und Dädalus" ersichtlich. Rom aber beherrschten neoklassische Tendenzen. Seine ganze Umgebung zwang ihm eine andere Richtung auf, Beifall hatte seine Art nur beim Direktor der französischen Akademie gefunden. Der junge Künstler begann die Antike mit leidenschaftlichem Eifer zu studieren, ihn reizten technische Feinheiten, von denen er sich nichts hatte träumen lassen. Er kam zur Überzeugung, dass die Griechen sich anderer Werkzeuge als die Modernen bedient hatten, und es gelang ihm sogar, Instrumente zu erfinden, die es ihm ermöglichten, den Marmor nach Art der Alten zu behandeln. In einer für die spätere Zeit unerhört glänzenden Weise hat er technische Schwierigkeiten bewältigt und die Zeit dankt ihm in dieser Beziehung ungeheuer viel. Das mag ihn das eine und andere Mal angeregt haben, sich an die gleichen Motive wie die Alten zu wagen.

Aber sein Gefühlsleben war anders geartet. Er war ein verträumter Idealist, ja ein Romantiker. Die besonnene Heiterkeit und Klarheit griechischer Künstler konnte er sich nicht zu eigen machen. Er konnte es nicht, denn er war ein italienischer Patriot und betrauerte das Schicksal seines Landes. Wie bei Ugo Foscolo fand jede Erschütterung des Landes ihren Widerhall bei ihm, aber verglichen mit dem Dichter war er der ruhigere, den die Arbeit im Gleichgewicht erhielt. Mit seinem Talent wollte er dem Vaterland dienen, unabhängig von der Schwere der Zeit und dem Wechsel der Regierung.

Durch sein ganzes Leben geht die melancholische Grundnote, die man schon beim Knaben beobachten konnte. In allen Gestalten, in denen er selbst ist, ohne nach der Antike zu schielen, lebt etwas von Liebe und Schmerz, so in der Gruppe von Venus und Adonis, die trotz des antiken Motivs von Romantik erfüllt ist, im Todesengel auf Klemens XIII. Grabdenkmal, in der trauernden Gestalt auf Maria Christinens Grab und in vielen anderen.

In der Geschichte der bildenden Kunst und Literatur gibt es seltsame Evolutionen. Die Kunst musste durch den Klassizismus zur Romantik kommen und als sie weder hier noch dort Erlösung fand, tiefer in die Natur eindringen.

Canova hat während seines ganzen Lebens gegen den Klassizismus gekämpft und diesen Kampf jeden Tag aufs neue begonnen. Nach Modellen, die er häufig genug auf der Strasse aufgegriffen hat, hat er gezeichnet und modelliert, und nach seinem Tode fand man Köpfe und Büsten, die von intensivstem Naturstudium zeugen. Aber die Welt hat nach einer idealisierten Schönheit verlangt, die Gesellschaft stand an der Grenze der Romantik. Es galt die Gestalten auf einen sentimentalen Ton zu stimmen und dabei der Schönheit der Linie eingedenk zu sein. Als Canova Amor und Psyche geschaffen hatte, sein bekanntestes Werk, riefen alle Kritiker und Antiquare, dass er auf Abwege geraten sei, sein Werk sei ohne lineare Schönheit und das edle Material des Marmors für solche Seltsamkeiten zu gut. Und in diesem Werke hat die Romantik seiner Seele gelebt und er hat sich darin als Zeitgenosse eines Byron erwiesen.

In den Büsten, in denen er sich an die Natur gehalten hat, hat Canova sein Bestes gegeben, ob es nun die Gestalt der liegenden Pauline Borghese oder der betenden Päpste war.

Ein Gleiches gilt für den französischen Maler David. Seine Porträts erscheinen uns heute als Meisterwerke, während der berühmte Schwur der Horatier nicht frei von theatralischem Pathos ist und wie ein gestelltes Bühnenbild wirkt.

Nordische Kritiker haben Thorwaldsen, Canovas Schüler und Nachfolger, höher als den Italiener eingeschätzt. Diese beiden Künstler haben wenig Gemeinsames, trotzdem der Däne an der Akademie gelehrt hat, zur Zeit da Canova ihr Präsident war. Thorwaldsen, unter Winckelmanns Einfluss gross geworden, hat sich enger als Canova an die Antike gehalten, und dieser pedantische Geist hatte nicht die Schöpferkraft und leichtbeschwingte Phantasie, die Canova zu eigen waren.

ACHTZEHNTES KAPITEL

UGO FOSCOLO

I.

Während Bonapartes Ruhm wuchs und alle bedrängten Völker Europas in ihm den Befreier sahen, nannte man Foscolos Namen in Venedig zum erstenmal. Er war noch nicht zwanzig Jahre alt, schrieb Sonette und eroberte trotz seines affenartigen Aussehens weibliche Herzen im Sturm. Nach der Schilderung der Zeitgenossen muss er wenig anziehend ausgesehen haben. Maria Pieri berichtet, Foscolo habe rotes Haar, das sich jedem Kamm widersetze, eine stark vorspringende Stirn, kleine feurige Augen und schlecht geformte, blasse Wangen. Trotz seines Stotterns ausserordentlich lebhaft lief er in seinem schäbigen grünen Mantel aus einem Café ins andere, von seinen Sorgen erzählend.

Und er hatte Anlass genug zum Klagen. Er war der Sohn des venezianischen Arztes Andrea, der mit einer Griechin, Diamantha Spathis, der Tochter eines Schneiders, auf der Insel Zante lebte. Am 6. Februar 1778 geboren, hatte er seine früheste Kindheit in Zante verbracht, war dann mit seinen Eltern nach Dalmatien gegangen, und als er zehn Jahre alt war, starb sein Vater. Die Mutter kam mit den Kindern nach Venedig zurück, um dort mit Hilfe der Familie ihres Mannes ihr Leben kläglich zu fristen und die Kinder grosszuziehen. Sie wohnte im Sestiere di Castello, in einem alten Haus mit zerbrochenen Scheiben, schmutzige Fetzen in den Fenstern boten einen notdürftigen Schutz gegen Regen. Die Sonne der ionischen Insel, hohe Palmen und Rosmarin waren das Ideal, zu dem Ugos Phantasie immer wieder zurückkehrte. „Sacra città e Zacinto!“ wiederholte er häufig und fühlte sich halb als Grieche und halb als Venezianer „Greco di nascità, Venito d'origine e d'elezione“.

Der Witwe gelang es trotz der misslichen Verhältnisse ihre Kinder einigermassen durchzubringen. Ugo schickte sie in die Schule San Cipriano auf Murano, wo der Knabe Griechisch und Lateinisch trieb und die Lust gewann, sich weiterzubilden. Auch in der Stadtbibliothek war er häufig, dort lernte ihn der Leiter des Instituts Jacopo Morelli kennen und begann sich für ihn zu interessieren.

Die revolutionären Nachrichten aus Frankreich erhitzten die Gemüter immer mehr; Ugo verfasste patriotische Oden, die Helden der Antike wurden ihm lebendig und die römische Republik sein Ideal. Ganz Venedig war in Aufruhr, Bonapartes Siege hielt man für den Sieg Italiens, man glaubte den Versprechungen des französischen Helden und hoffte, dass Freiheit und Unabhängigkeit auf der Halbinsel einziehen würden. Der Patrizier Alessandro Balbi schrieb, er würde gern Heide werden, um Bonaparte vergöttern zu können, diesen unvergleichlichen Menschen, der eine Welt umspannt. Als Napoleon 1796 in Italien erschien, begrüsste ihn Ugo mit einer Ode, die eine Apotheose der Revolution und ihres grossen Sohnes war, er prophezeite dem Vaterland eine Epoche des Glücks und wies auf die Strahlen der Aurora, die den Horizont vergoldeten: „Die Freiheit", heisst es, „ist von den Alpen nach Italien hinabgestiegen, sie kommt im Gesang der Soldaten, an der Spitze des Heeres steht der junge Führer, der Herr des Sieges. Überall ist das ungerechte Regiment gestürzt, nur in Italien herrscht es noch; das gefesselte Land liegt in starrer Ruhe und Verzweiflung. Aber jetzt beginnt der Krieg im eignen Lande, man sieht flammende Feuer, verwüstete Felder, ziehende Legionen, das Blut strömt, die Freiheit trägt den Sieg davon!"

„Italia, Italia, con fulgenti rai
Sull'orizonte tuo sorge l'aurora
Annunziatrice di perpetuo sole."

Ungefähr gleichzeitig — er war damals 17 Jahre alt — schrieb Foscolo die Tragödie „Tieste", ein Thema, an dem sich bereits die grössten Dramatiker versucht haben. Den jungen Dichter schreckten seine Vorgänger Euripides, Seneca, Crébillon und Voltaire nicht, auch er wagte sich an diese furchtbarste Fabel der griechischen Mythologie, an die Liebe des Thyestes zu seiner Schwägerin Erope und an die Rache des Gatten Atreus. Der Kampf zwischen Aristokratie und Demokratie, der sich hier abspielte, entfachte die Empörung des Volkes gegen den Druck des venezianischen Patriziats, und die Aufführung (1797) hatte

einen unerhörten Erfolg, da sie den wachgewordenen politischen Leidenschaften entsprach. Schon der erste Akt entfesselte einen Beifallssturm, besonders da die schöne Anna Fiorelli die Rolle der Erope mit grosser Hingabe spielte. Das Publikum berauschte sich an Thyestes' Worten, die dem Volke schmeichelten, und neun Abende hintereinander wurde das Stück des jungen Verfassers gespielt. Foscolo hatte sich Alfieri zum Vorbild gewählt und das erste Exemplar seines Werkes „dem grossen Tragiker Italiens" geschickt mit der Bitte, die Arbeit des „in Griechenland geborenen Jünglings" anzunehmen.

Dieser Erfolg öffnete Foscolo die Salons der vornehmen Venezianerinnen. Giustina Renier-Michel und Isabella Teodochi-Albrizzi empfingen ihn in ihrem Hause. Er gewann die Sympathie von Frau Albrizzi, die freilich viel älter war, aber auch in ihren Adern floss griechisches Blut, später empfand sie tiefer für den Dichter. Pindemonte nannte sie zwar „Madre Isabella", „saggia Isabella", aber Weisheit und Herz haben so wenig miteinander zu tun! Trotzdem viele der Briefe, die Isabella und Foscolo einander geschrieben haben, vernichtet wurden, unterliegt es doch nach den auf uns gekommenen keinem Zweifel, dass der junge Dichter und die reife Frau sich leidenschaftlich geliebt haben. Zwischen 1795 und 1796 haben sie wohl am heissesten füreinander empfunden, später hat der Dichter die Frau bei jeder Gelegenheit besucht, und als die „Ultime lettere di Jacopo Ortis" erschienen waren, unterzeichnete er seine Briefe „Il tuo Ortis".

Foscolos Biographen haben alle Ursache sich für dieses Verhältnis zu interessieren, denn an Isabella, die unter dem Pseudonym Laura oder Lauretta erscheint, sollen einige Gedichte gerichtet sein, namentlich die Elegie „Rimembranze", in der sich der Dichter in der Erinnerung an den ersten Kuss berauscht.

Die Ode an Bonaparte und das Liebesverhältnis zu Frau Teodochi-Albrizzi sind der Abschluss von Foscolos Jugend. Die politischen Vorgänge haben Liebesabenteuer zurückgedrängt und den Glauben an Napoleon erschüttert. Durch den Frieden von Campo Formio hat Napoleon Venedig an Österreich abgetreten, für den revolutionären Dichter, den Verfasser der Ode an Napoleon, gab es in der Vaterstadt keinen Raum mehr. Er, einer der heissesten Demokraten, zog vor, sich in die Lombardei zu begeben, um eventuellen Verfolgungen aus dem Wege zu gehen, er wurde Bürger der cisalpinischen Republik und liess sich in Mailand als Redakteur der von einigen jungen Patrioten begründeten Tageszeitung „Monitore Italiano" nieder.

Die letzten Vorgänge hatten Foscolos Empfindungen für Frankreich sehr abgekühlt; am 20. Januar 1798 berichtet er im „Monitore“: „gestern sind die Deutschen in Venedig eingezogen und wurden mit dem den Venezianern eignenden Enthusiasmus begrüsst. Dank dem Verrat und der Habgier der Franzosen sind wir so weit gekommen, dass wir uns nach den Deutschen sehnen.“

Der Polizei der cisalpinischen Republik war der „Monitore“ zu radikal, er wurde aufgehoben und Foscolo war brotlos. Da trat er in die cisalpinische Armee ein, wurde dem Kriegsministerium in Mailand zugeteilt, nahm an einigen Kämpfen teil und erhielt sogar das Lob, dass er sich als Leutnant „s'est comporté avec bravour et distinction et a encouragé ses camerades avec l'ardeur d'un vrai Republicain“. Das hinderte ihn nicht, in seinen freien Augenblicken Liebeskanzonen zu schreiben, die an Eloisa gerichtet waren. Eloisa, die dies Verhältnis für aussichtslos hielt, heiratete einen anderen, und der Dichter klagte bitter über die Treulosigkeit der Frauen.

Doch nahm er sich diese Enttäuschung nicht zu Herzen. In Mailand lernte er den Dichter Monti und seine Gattin, die schöne Teresa Pikler, kennen. Teresa, eine vorzügliche Reiterin, verdrehte der mailändischen Jugend den Kopf, ihr Gatte, der für seine Dichtung Ruhe nötig hatte, störte sie in ihrem Tun durchaus nicht. Darauf erpicht einen Orden zu ergattern, feierte er gleichzeitig den römischen Hof, die französische Revolution, den unglücklichen Ludwig XVI. und seine Henker. Er verherrlichte die republikanische Freiheit und den mit der phrygischen Mütze geschmückten Baum, um im nächsten Augenblick zum Kreuz als zum Symbol des christlichen Glaubens zurückzukehren. Monti hatte keine Zeit, über seine schöne Gattin nachzudenken, er überliess diese Sorge anderen, besonders da er sich zeitlebens über Alfieri und Parini geärgert hat. Er fürchtete, diese Dichter würden den ihm gebührenden Platz auf dem Parnass einnehmen. Alfieri beschimpfte er als:

„Apostol furibondo
Che virtù gridi e al cuor maligno in fondo
Nè fè, nè carita, nè Dio ricordi.“

Foscolos Verhältnis zu Teresa währte nur kurz und hinterliess in seiner Dichtung keine Spuren, er wurde der Armee nach Bologna zugeteilt und musste Mailand verlassen. Ausserdem lebte in seinem zärtlichen Herzen eine andere, vielleicht weniger schöne aber viel jüngere Frau. Auf dem Wege nach Florenz hatte er Isabella Roncioni kennen



CANOVA
Theseus und der Kentaur
Wien: Sammlungen des A. H. Kaiserhauses

gelernt, die er zum Ideal des unglücklichen Ortis umgedichtet hat. Als Generalstabskapitän trat er in die cisalpinische Legion ein, kämpfte bei Cento an der Trebbia und hatte keine Zeit, Liebesabenteuer zu erleben. Im belagerten Genua hat er Massénas Armee angehört und trotz der herrschenden Hungersnot und der furchtbaren Vorgänge, die sich in der von Wasser und Land abgeschnittenen Stadt abgespielt haben, fand er Gelegenheit und Musse zu Liebessonetten.

Luigia Pallavicini, Genuas schönste Frau, ritt einst nach der Riviera di Sesti, plötzlich scheute ihr Pferd und die Reiterin stürzte beinahe ins Meer. Sie ging nicht straffrei aus diesem Abenteuer hervor, sie erlitt Verletzungen im Gesicht und musste seitdem das eine Auge mit einem leichten Schleier bedecken. Die genuesische Jugend, die sich sehr für die schöne Frau interessierte, überschüttete sie mit mehr oder weniger gelungenen Gedichten. Die schönste Ode „A Luigia Pallavicini caduta da cavallo“ hat Foscolo verfasst, sie öffnete ihm die Pforte des Palastes und den Weg zu Luigias Herzen. Eine verwandte Ode, in der Foscolo die Genesung von Antonietta Fagnani-Aresi unter dem Titel „All' amica risanata“ gefeiert hat, ist von Pindar und Sappho beeinflusst; auf Foscolo hat Griechenland „nativo aer sacro“ stets gewirkt.

Während Foscolo seine Ode an die Pallavicini schrieb, fiel Bonaparte wie ein Blitz auf die feindlichen Armeen nieder, die Genua belagerten und zum Äussersten gebracht hatten. Napoleon erfocht den grossartigen Sieg bei Marengo, die Lombardei geriet abermals unter neue Herrschaft und wurde zur französischen Provinz. Napoleon zog im Triumph in Mailand ein und Foscolo sang:

„Tutta d'armi tuonar l'Alpe s'udio
E in maestade alteramente onesta
Un guerrier discendea pari al Dio.“

* * *

Trotz der politischen Ereignisse waren Foscolos Herz und Phantasie in steter Erregung. Am 9. Januar 1801 schrieb ihm Isabella Roncioni, dass sie dem Willen des Vaters gemäss Leonardo Bartolomei aus Florenz, einen älteren ungeliebten Mann heiraten müsse. Ugo veränderte aus diesem Grunde seine „Ultime Lettere di Jacopo Ortis“, an Isabella Albrizzis Stelle trat Isabella Roncioni. Unter dem Einfluss von Goethes Werther schildert Foscolo seine Verzweiflung über den Verlust der Geliebten, und seine Trauer um Venedig; das verlorene Vaterland

bildet den düsteren Hintergrund des Romans. Die Geschichte eines ehemaligen Freundes und Studenten aus Padua, Girolamo Ortis, der sich aus unglücklicher Liebe das Leben nahm, bot den äusseren Anlass zu Foscolos Werk.

Foscolos Roman hatte einen ungeheuren Erfolg, der nicht in seiner poetischen Bedeutung begründet war, aber der Dichter hat eine dem Patriotismus und der pathetisch-romantischen Sentimentalität der Gesellschaft entsprechende Note angeschlagen. Das Buch hat innerhalb kurzer Zeit fast fünfzig Auflagen erlebt und wurde in verschiedene fremde Sprachen übersetzt. Es war eine für Italien neue Form des psychologischen Romanes, in dem die Liebe anders und tiefer erfasst wurde als bei Boccaccio, Castego und anderen.

Als Generalstabskapitän wohnte Foscolo in Mailand, das sein Capua werden sollte. Er kam hin, berühmt als Dichter und Herzensbrecher, und die schönsten Augen wandten sich ihm zu. Eine der bekanntesten Frauen der dortigen Gesellschaft war Antonietta, die Gattin des Grafen Aresi, die die Schönheit und Koketterie ihrer Mutter, der Marquise Fragnani, geerbt hatte. Sterne erzählt, er sei während seines Aufenthaltes in Mailand der Marquise Fragnani in der Tür eines Konzertsaales begegnet. Er wollte den Saal betreten, während sie im Begriffe war, ihn zu verlassen. Von ihrer Schönheit geblendet, benahm er sich so ungeschickt, dass er ihr einigemal den Weg vertrat und sich nicht einmal entschuldigte. Um diesen Verstoss gutzumachen, folgte er der Unbekannten und half ihr in den Wagen. „Verzeihen Sie," sagte er, „dass ich sechsmal versucht habe, Ihren Ausgang zu erleichtern." „Und ich habe Ihnen sechsmal den Weg in den Saal weisen wollen." „Vielleicht veranlasst Sie der Himmel, mir ein siebentes Mal im Wege zu stehen." „Von Herzen gern," gab die Marquise zur Antwort und lud den Unbekannten ein, neben ihr im Wagen Platz zu nehmen.

Die Tochter dieser Mutter war in der Kunst zu gefallen erfahren, als sie Foscolo im Theater della Scala sah, bat sie einen Bekannten, ihn ihr vorzustellen. Antonietta bedurfte nicht vieler Mühe, um den Künstler vor ihren Triumphwagen zu spannen. Ugo mietete eine schöne Wohnung, um die Gräfin heimlich empfangen zu können, steckte seinen Diener in eine prachtvolle Livree, kaufte sich einen kostbaren Pelz — alles für geliehenes Geld. Um seine leeren Taschen zu füllen, begann er Nächte hindurch Pharao zu spielen, da er seit jeher eine Passion für Hasardspiele hatte. Auf Antoniettas Wunsch liess er sich von Appiani,

dem damaligen Modemaler in Mailand, porträtieren, mit einem Worte, er suchte sein äusseres Leben den Gewohnheiten der reichen Gräfin anzupassen. Es kam noch schlimmer: um Foscolo ganz an sich zu fesseln, suchte Antonietta seine Eifersucht zu reizen und liess sich von der gesamten vornehmen Jugend den Hof machen; unter ihren Verehrern bevorzugte sie Petracchi.

Foscolo, zur Verzweiflung gebracht, wollte Petracchi fordern, aber die geschickte Frau, die einen Skandal befürchtete, verstand beide so zu umgarnen, dass Foscolo seine Absicht aufgab, um sich nicht lächerlich zu machen, da Petracchi ihm bewies, dass er ältere Rechte an Antonietta habe.

Dieses Verhältnis hat Foscolos poetische Produktion sehr gefördert. Abgesehen von der bereits erwähnten Ode sind Briefe des Dichters von wahrhaft südlicher Glut auf uns gekommen. Als das Feuer erloschen war, sollten die gegenseitigen Briefe verbrannt werden; der Dichter hat sein Versprechen gewissenhaft gehalten, die Gräfin wollte jedoch der Welt zeigen, welche tiefe Leidenschaft sie entfacht hatte, und diesem Umstand verdanken wir es, dass Foscolos Briefe auf die Nachwelt gekommen sind.

II.

Bonaparte war im Begriff, ein grosses Lager in Boulogne-sur-Mer zu organisieren, um England den Untergang zu bereiten. Der italienischen Armee, die er hinschickte, gehörte auch Foscolo an. Der Dichter nährte jedoch nicht denselben Hass gegen die Engländer wie sein General und knüpfte damals ein Verhältnis mit einer jungen blondhaarigen Tochter Albions an. Das Ergebnis dieser flüchtigen Beziehung war ein kleines Töchterchen, von dem später noch die Rede sein wird.

Die Zurücksetzung der italienischen Soldaten, die geringen Chancen zu avancieren veranlassten Foscolo, seinen Abschied zu nehmen und im Jahre 1806 nach Venedig zurückzugehen. Dort nahm er seine Beziehungen zur Gräfin Albrizzi wieder auf, später wählte er Brescia als Wohnort.

Frauen waren der feste Anker in Foscolos bewegtem Leben. In Brescia hat die glutäugige Gräfin Maria Martinengo als sein Schutzengel gewirkt. Sie hatte einen guten Einfluss auf den Dichter, damals entstand sein schönstes Gedicht „Sepolcri“ und er begann die Ilias zu übersetzen.

Im September 1806 erliess die republikanische Regierung das Verbot, Tote in Kirchen zu bestatten, gleichzeitig kam die Verfügung, dass mit Rücksicht auf bürgerliche Gleichheit die Gräber möglichst einheitlich gestaltet werden sollen. Diese Verfügung empörte den Dichter trotz seiner republikanischen Gesinnung. Die Grabstätte eines Dante, Machiavell oder Alfieri sollte sich äusserlich nicht von der jedes beliebigen Kaufmanns unterscheiden, der sein ganzes Leben nichts anderes getan hatte, als seine Mitmenschen betrogen? Das Andenken des Genius sollte man durch kein äusseres Zeichen ehren dürfen? Seit seiner frühesten Jugend hatte die Poesie der Friedhöfe, der düstere Ernst der Zypressen, der schwermütige Reiz der Grabhügel auf Foscolo gewirkt, gern las er die Elegien eines Gray, die Verse eines Zaccaria und namentlich eines Young. Mit diesem Gräberkult stand er nicht allein; Pindemonte hat in seinem Gedicht „Cimeteri" Trauer und Melancholie verklärt:

„Malinconia
Nimfa gentile
La vita mia
Consegno a te."

Foscolo beginnt sein Gedicht mit der Klage über Mailand, die reiche Stadt, die Medaillen zu Ehren des Eunuchen Marchesi prägt, der das Publikum durch seine Stimme zum Rasen bringt, aber dem unsterblichen Parini ein Denkmal zu setzen vergisst. In der Antike waren die Denkmäler grosser Männer eine Aufforderung zur Tugend, Alfieri ist von den Menschen, die er verachtet hat, nach Santa Croce zu den Grabdenkmälern eines Dante, Michelangelo, Machiavell, Galileo Galilei geflüchtet, zu diesen vier Elementen, aus denen man nach Byron eine neue Welt schaffen könnte.

Die Gräber gelten hier als Keimzelle neuen Lebens, über ihnen geht das Morgenrot einer besseren Zukunft auf. So wurden „Sepolcri" zum Losungswort einer neuen Arbeit an der Nation, die italienische Jugend begriff, dass es nicht ein Gedicht des Todes, sondern ein Hymnus der Auferstehung sei.

Es liegt etwas Titanenhaftes in diesen Versen, die von Kraft, Farbigkeit, Harmonie und Musik überströmen, und Carducci hat mit Recht betont, dies sei das einzige lyrische Erzeugnis der Italiener in Pindars grossem Stil. Foscolo nannte sein Gedicht kurz „Carme", was diesen strengen wie aus Bronze gegossenen Versen wohl entsprach. De Sanctis

wies darauf hin, dass diesem Hymnus etwas Heiliges eigne, es ist die Verklärung eines Kultus, der sich auf die erhabensten Gefühle der menschlichen Natur stützt: auf den Kult von Vaterland, Familie, Ehre, Unendlichkeit und Unsterblichkeit; ein französischer Kritiker Etienne hat begeistert erklärt, dieses Gedicht wird gelesen werden, solange es eine italienische Literatur geben wird. „Sepolcri“ wurden, soviel mir bekannt, viermal ins Deutsche, zweimal ins Griechische, einmal ins Spanische und einmal ins Lateinische übersetzt.

III.

Während seines Aufenthaltes in Brescia wurde Foscolo 1807 zusammen mit Canova als Deputierter in den Consiglio di Stato der Cisalpinischen Republik gewählt. Es ist nicht unsere Absicht, hier auf die politische Tätigkeit des Dichters einzugehen, besonders da man in Mailand zwar Beschlüsse fassen durfte, die Triebfeder des Handelns jedoch der Vizekönig von Neapel blieb. In jeder Situation hat sich Foscolo zu seinen demokratischen Grundsätzen bekannt und sich als warmer Patriot erwiesen; als er auf die Universität nach Pavia berufen wurde, hat er die Jugend und die gesamte literarische Welt Mailands mitgerissen. Nach dem einleitenden Vortrag haben seine Freunde ihm zu Ehren ein Fest veranstaltet, das jedoch die üblen Folgen hatte, dass Foscolo ziemlich schwer erkrankte. Infolgedessen kam die melancholische Grundstimmung zutage, die ihren Niederschlag in den Ortis-Briefen gefunden hatte. Der Dichter scheint jedoch am Leben gehangen zu haben, da er ein Lebensverlängerungs-Elixier zeitlebens getrunken hat; einer seiner Freunde scherzte infolgedessen, Foscolo würde nicht durch Selbstmord, sondern durch übermässigen Gebrauch von Lebenselixieren zugrunde gehen.

Dieser Melancholie machte die platonische Liebe zur jungen Contessa Francesca Giovio ein Ende, die Foscolo durch das Studium des Koran zu überwinden suchte. In seiner Jugend war er ein eifriger Bibelleser, jetzt suchte er in die Grundsätze von Mohammeds Lehre einzudringen. Als die Gräfin ihn scherzend fragte, ob er sich mohammedanische Sitten aneignen wolle, gab Foscolo zur Antwort, er lese den Koran mit grossem Genuss, denn dieses Buch schöpfe aus der gleichen Quelle wie die Religion Abrahams, sei in der gleichen gross-

artigen Weise geschrieben und beruhe auf demselben Glauben an einen Schöpfer, der strafen und lohnen wird.

Sein Leben scheint Foscolo auf mohammedanischer Grundlage aufgebaut zu haben und hatte soviel Verhältnisse mit Frauen, dass es schwerfällt, sie auseinander zu halten. Seiner Eitelkeit schmeichelte die jugendliche Contessa, aber er sah bald ein, dass es eine hoffnungslose Sache sei, da die Eltern von einer Heirat nichts hören wollten. Dieses Ideal scheint er leichten Herzens aufgegeben zu haben, besonders da sein Herz gleichzeitig für Lucia Frappoli, die Frau von Gaetano Battaglia, schlug und er in einem leidenschaftlichen Verhältnis zu Maddalena Bignami, einer bezaubernden Bankiersgattin, stand. Wie ein schlechtgeschriebener französischer Brief, der sich unter seinen Papieren vorfand, beweist, haben ihm die Italienerinnen nicht genügt und die Pariserinnen, die mit der siegreichen Armee in die Lombardei gekommen waren, ihn gelockt. All diesen Frauen hat er leidenschaftliche Briefe geschrieben, aus denen die Glut des südlichen Herzens spricht, aber für Foscolo scheinen diese Worte nur so lange Bedeutung gehabt zu haben, als sein poetischer Rausch gedauert hat.

Diese Liebeskorrespondenz in grossem Umfang hat seine dichterische Tätigkeit gehemmt, er empfand es selbst und hat Brunetti geklagt, er sei „dumm, dumm, weil er nichts tue, wenig lese und seine Tage vergingen, ohne eine Spur zu hinterlassen“.

Als die französische Regierung den Lehrstuhl für Beredsamkeit, den Foscolo in Pavia innegehabt hatte, aufhob, galt es für seinen Lebensunterhalt zu sorgen und eine gewisse Ernüchterung trat ein. Er schrieb kritische Artikel für das „Giornale di scienze, lettere ed arti“, verletzte jedoch in seiner leidenschaftlichen Art die gesamte literarische Welt durch seine scharfen Kritiken und ein Gewitter zog sich über seinem Haupt zusammen. Man spottete, dass Foscolo:

„Con barba incolta e tutto rabbuffato
Sospirava, torcea gli occhi, traversi
In somma egli facea de'brutti versi.“

In jener Zeit ist vermutlich ein durch Holzschnitt verbreitetes Porträt Foscolos entstanden, der magere krankhaft wirkende Dichter, mit eingefallenen Augen und zerrauftem Bart, scheint nach einer poetischen Eingebung zu suchen.

Foscolo begann damals „Le Grazie“, von denen noch die Rede sein wird, und vollendete in der ersten Hälfte des Jahres 1810 seinen „Ajax“,

eine Tragödie in Versen, die am 15. Oktober des gleichen Jahres im Scala-Theater aufgeführt wurde. Im Saale befand sich ein gewähltes Publikum, und Foscolos Freundinnen waren der Aufführung nicht ferngeblieben. Den Inhalt des Dramas bildeten die Feindseligkeiten unter den Griechen vor den Mauern Trojas. Der erste und zweite Akt wurden ziemlich kühl aufgenommen, so dass Foscolo sich in aller Stille aus dem Theater schlich, um sich dem Publikum nicht zu zeigen. Und das war ganz gut, denn seine Feinde benutzten ein Wort, um ihn lächerlich zu machen. In Mailand wurde eine Wurstsorte verkauft, die man „Salamini" nannte; als der griechische Priester auf die Bühne trat und das Publikum mit den Worten apostrophierte:

„O Salamini,
O Bewohner Salaminis!"

brach ein solches Gelächter aus, dass man diese fatalen Worte bei den späteren Aufführungen streichen musste.

Schlimmer war es mit einem Vierzeiler, hinter dem man politische Anspielungen gegen Napoleon witterte. Bonaparte bereitete einen Feldzug gegen Russland vor und Ajax sagte:

„A traverso la folgore e la notte
Trassero tanta gioventù, a giacersi
Per te in esule tomba, o per te solo
Vive devota la morte."

Hinter Ajax witterte man den General Moreau, der bei Napoleon in Ungnade gefallen war, hinter dem Priester den in Frankreich schlecht angeschriebenen Pius VII. und hinter dem verräterischen und boshaften Ulysses den Polizeiminister Fouchet.

Literaten, die Feinde des Verfassers, verbreiteten die Ansicht, Foscolo habe diese Persönlichkeiten im Sinne gehabt, und die Regierung kam bei näherer Prüfung zur Überzeugung, dass das Stück gegen die Franzosen und gegen Napoleon gerichtet sei. Foscolo erwartete entweder Gefängnis oder freiwillige Verbannung. Er wählte die letztere und begab sich, nachdem er seine Angehörigen und die Gräfin Albrizzi in Venedig aufgesucht hatte, nach Florenz, das er zu seinem ständigen Wohnort bestimmt hatte. Aber wie gewöhnlich stiess er unterwegs auf Hindernisse, auf schöne Frauen. In Parma galt es von Frau Bignami Abschied zu nehmen, und in Bologna lernte er Donna Martinetti kennen, die der blassen Bignami so ähnlich war, dass es schwer war, sich nicht in sie zu verlieben. Als er nach Florenz kam, versicherte er Donna

Martinetti seiner ewigen Liebe, jede einer anderen erwiesene Zärtlichkeit wäre ein Verrat an ihrem Andenken.

In Florenz besuchte er die Gräfin von Albany, die ihm Alfieris Bibliothek zur Verfügung stellte und ihn zu ihren Abendgesellschaften einlud.

Zwischen der 60jährigen Gräfin und Foscolo entwickelte sich ein seltsames Verhältnis. Der Verstand sagte ihr, dass sie keine neuen Eroberungen machen könne, aber der Vergangenheit eingedenk wollte sie in Illusionen leben und wenigstens den Schatten einer Leidenschaft in ihrem Herzen heraufbeschwören. Foscolo war für solch eine retrospektive Liebe besonders geeignet, er war ein berühmter Dichter, schrieb Dramen in Alfieris Sinn, man konnte ihm mütterliche Obhut angedeihen lassen und sich dabei in Herzensträumen wiegen. Bezeichnend ist ein Brief der Gräfin an Foscolo, nachdem er Florenz verlassen hatte: „Je vous regrette d'autant plus," klagt sie, „que vous ayant connu, je vous estime et je puis dire sans crainte que je vous aime; à mon âge l'amitié est un sentiment si pur qu'on ne doit pas rougir d'aimer celui qui mérite d'être. Ne croyez pas que je puisse vous oublier, mon amitié pour vous est fondée sur vos belles qualités, et je vous aimerai jusqu'au tombeau; je voudrais vivre dans la même ville que vous et que les jours que vous consacrez à votre amie (la Bignami) vous les donniez à moi."

Dieser Wunsch verrät einen Schatten von Eifersucht. Während Foscolos Aufenthalt in Florenz hatte die Gräfin Grund genug für dieses Empfinden, sie musste fortwährend zwischen ihrer mütterlichen Rolle und einer heimlichen Liebe für Foscolo kämpfen. Trotz seiner häufigen Fieberanfälle und seiner angegriffenen Gesundheit knüpfte Foscolo fortwährend neue Verhältnisse an oder erneuerte alte und hatte erstaunlich viel Glück bei Frauen. Unter den vielen, die seinen Aufenthalt am Arno verschönt haben, sei hier Quirina Magiotti erwähnt, die eine wichtige Rolle in seinem Leben gespielt hat. Quirina stammte aus Siena, wo ihre Mutter Signora Mocenni, eine sehr gebildete Frau, ein offenes Haus geführt hat, in dem viel Fremde und berühmte Italiener verkehrt haben. Das nicht mehr junge Mädchen entschloss sich, den reichen Idioten Magiotti in Florenz zu heiraten, richtiger seine Pflegerin zu werden. Diese schwere Pflicht hat sie mit grosser Selbstverleugnung erfüllt, das Vermögen ihres Gatten verwaltet, aber als Foscolo in ihr Leben trat, konnte sie ihm nicht widerstehen. Zum erstenmal sah sie den Dichter über den Ponte vecchio nach dem Mercato nuovo gehend,



Ugo Foscolo
nach einem zeitgenössischen Kupferstich

und bei seinem Anblick begann ihr Herz stürmisch zu klopfen. Sie besuchte den Kranken, unterstützte ihn in seiner Not und blieb ihm zeitlebens eine treue aufopfernde Freundin, trotzdem Foscolo ihre Gefühle nicht geschont und ihr häufig Anlass zur Eifersucht gegeben hat. „Wenn ich ein Mann wäre und dein Freund, ohne dich zu lieben!" hat sie oft bitter geklagt.

Unter Quirinas Einfluss hat Foscolo sein Drama „Ricciarda" beendet und an „Le Grazie" gearbeitet; die Marmorgruppe der drei Göttinnen, die Canova im Auftrag der Kaiserin Josephine machte, hat ihn aufs neue dazu angeregt. Foscolo wohnte in der Villa Albrizzi auf dem linken Arnoufer, im selben Hause, in dem einst Galilei „sich mit den Sternen unterhielt". In den „Grazie" wollte er seine metaphysischen Ideen über Schönheit niederlegen. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Forschers machte er sich an diese Arbeit und trug sein Material wie zu einer philosophischen Abhandlung zusammen. Die Magiotti spornte ihn an, die Fragmente der Dichtung zu sammeln, und hat nicht wenig dazu beigetragen, dass ein Teil der Verse gerettet wurde. Nach Foscolos Tod hat sie seine Manuskripte erworben, darunter befanden sich Bruchstücke der „Grazie", sie hat versucht, sie zur Einheit zusammenzuschmelzen, aber diese Arbeit ging über ihre Kraft, der Dichter Orlandi hat sie an ihrer Stelle gelöst und das „Carmen" im Jahre 1848 herausgegeben. Er verstand sich so gut in den Geist des Verfassers hineinzudenken, dass kaum eine Lücke stehengeblieben ist. Einige italienische Kritiker stellen „Le Grazie" höher als „Sepolcri", doch scheint mir diese Bewertung ungerecht; beide Gedichte enthalten Beschreibungen von unvergleichlicher Schönheit.

Die ernste Liebe der Magiotti vermochte Foscolo weder zu fesseln noch zu beruhigen, aus verschiedenerlei Anlässen verliess er Florenz. Namentlich quälten ihn die dortigen Klatschbasen, „jede von ihnen", schrieb er, „hat hundert Augen und dreihundert Zungen"; ausserdem erfuhr er, dass der Hauptmann Gaetano Battaglia, der Mann der Lucietta Frappoli, die er einst geliebt hatte, im August 1812 gestorben war; er ging schleunigst nach Mailand, um sich um ihre Hand zu bewerben. Aber er kam zu spät: Lucietta hatte ihrem verstorbenen Gatten bereits einen Nachfolger im General Fontanelli gegeben. Dies war eine arge Enttäuschung für Foscolo, Lucietta hatte ihm einen tieferen Eindruck gemacht als die übrigen Frauen, zu denen er in einem Liebesverhältnis gestanden hatte, sie war auch das Vorbild seiner „Ricciarda".

Nach Napoleons Niederlage bei Leipzig berief der französische Kriegsminister alle auf Urlaub befindlichen Soldaten. Infolgedessen musste Foscolo Florenz definitiv verlassen, trotz seiner heissen Liebe für eine junge Schöne, die er mit Venus verglich, während er sich als Mars fühlte.

Er ging nach Mailand und fand dort sehr traurige Verhältnisse. Paolo Bignami, ein reicher Bankier, hatte sein Vermögen verloren, Foscolo nahm warmen Anteil daran, da er sich für Bignamis Gattin, die schöne, kluge, anmutige Maddalena Marliani, sehr interessierte. 1805 hatte sie Paolo geheiratet, ihr Salon wurde zum Mittelpunkt des geistigen Lebens der Stadt, es hiess, dass Napoleon sich vergebens um ihre Gunst bemüht habe. Foscolo war glücklicher, zwei Jahre nach ihrer Hochzeit knüpfte er ein Verhältnis mit ihr an; die schöne Frau besuchte ihn sogar in Pavia, als er dort Universitätsprofessor war, aber Bignami fand, dass Foscolo mit seiner Frau zu intim geworden sei, und verbot ihm sein Haus. Nach Bignamis Bankrott suchte Foscolo Donna Maddalena auf, um den Schein zu vermeiden, dass er sie infolge der erlittenen Verluste nicht mehr kenne. Aber Paolo, auf neue eifersüchtig, erklärte dem Dichter in freundschaftlicher Weise, dass er Eifersucht zwar für etwas Irrationales halte, sich aber nicht davon freimachen könne und ihn bäte, sein Haus zu meiden.

Foscolo musste sich diesem Spruch fügen, blieb aber mit Hilfe einer ergebenen Dienerin in einer regen Korrespondenz mit Maddalena. Der Dichter konnte sich jedoch nicht trösten, und aus dem Brief, den er am 8. Januar 1814 an die Gräfin von Albany geschrieben hat, könnte man schliessen, dass die Bignami seine einzige Liebe war. „Diese Liebe", schreibt er an die Gräfin, „ist keine Wunde, sondern ein unheilbares Geschwür. Ich weiss, dass meine Gefühle hoffnungslos sind und suche sie zu bekämpfen, aber das Fieber wird immer stärker. Diese Leidenschaft übertönt alle Hoffnungen und Träume von Vaterland, Ruhm und Unabhängigkeit."

Dazu kam die Verfügung, dass die Prozente auf die im Monte Napoleone deponierten Gelder den venezianischen Bürgern nicht ausgezahlt werden sollten; auf diese Weise verlor Foscolo die Bezüge aus seinem Vermögen und behielt nur eine Pension von 2000 Lire. Die politischen Ereignisse erhöhten die Melancholie des Dichters, das gewaltige napoleonische Reich zerfiel, in Mailand herrschte Anarchie, unruhige Elemente versuchten eine Revolution anzuzetteln, die das österreichische Militär zum Einschreiten veranlasste.

Um diese Zeit waren ihm die Klugheit und Erfahrung der Gräfin von Albany eine grosse Stütze. Ihre Korrespondenz wurde sehr lebhaft. „Hast du endlich begriffen," schreibt sie ihm, „dass es auf die Frau eines anderen zu verzichten gilt? Gib dich ganz deiner Arbeit hin, verliere keine Zeit, und du kannst immer auf meine Nachsicht mit den Seitensprüngen deiner Phantasie rechnen."

Angewidert von Anarchie und Demagogenwirtschaft begrüsste Foscolo mit wahrer Genugtuung die Ordnung, die einzog, als der österreichische Marschall Bellegarde, ein ruhiger würdiger Mann, die Zügel der Regierung übernahm. „Nicht ich allein," berichtete er der Gräfin, „sondern alle vernünftigen Menschen segnen die väterlichen Massregeln der österreichischen Regierung." Von seinen Mitbürgern hatte er eine so schlechte Meinung, dass er sagte: „Hundert Lykurge, zehntausend Timoleons, hunderttausend Washingtons und eine Million spartanischer Ritter vermöchten die Italiener nicht zu einem einigen Volk zusammenzuschweissen."

Als er zur Ruhe kam, und der Einfluss der Gräfin von Albany trug nicht wenig dazu bei, fasste er den Beschluss, sein literarisches Talent zu benützen, um die Geister wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Er legte dem Marschall Bellegarde den Plan einer Zeitung vor, die ein Mittelpunkt der ernsten Geister werden wollte. Trotz der sehr ungünstigen Meinung, die die Polizei von Foscolo hatte, den sie für einen Heisssporn, einen Atheisten, der Sitte und Sittlichkeit verachtete, für einen Tunichtgut, der sein Leben im Café verbrachte, hielt, war Bellegarde bereit, die Begabung des Dichters für seine Zwecke zu nützen, als ein unvorhergesehenes Hindernis eintrat.

Die Militärgewalt verlangte, dass alle Offiziere der aufgelösten italienischen Armee am 1. April 1815 dem neuen Machthaber den Treuschwur leisten sollten. Foscolo hatte die Wahl, entweder die Redaktion der Zeitung, um derentwillen er mit der Regierung verhandelte, zu übernehmen oder aus dem Land zu gehen. Er begab sich zur Polizei mit der Bitte, ihn von diesem Schwur zu entbinden, da er auch der italienisch-französischen Regierung den gleichen Eid nicht geleistet hatte. Diese Bitte erschien der Polizei verdächtig, man begann nachzuspüren, ob Foscolo nicht zu einer geheimen Verbindung gegen Österreich gehöre. Der Dichter erfuhr davon und entfloh törichter Weise in die Schweiz, trotzdem er keiner Verbindung angehörte.

Der Marschall Bellegarde eröffnete später Ugos Bruder Giulio, der

Dichter habe leichtsinnig und unüberlegt gehandelt, da zwei Tage nach seiner Flucht die Zustimmung aus Wien kam, dass er die Redaktion der neuen Zeitschrift übernehmen solle.

IV.

Durch seine Flucht aus Italien hatte Foscolo es mit der Gräfin von Albany verdorben; vorübergehende Liebesabenteuer verzieh sie ihm, aber sie hatte geglaubt, ihm so viel zu bedeuten, dass er sich nicht ohne zwingende Notwendigkeit die Rückkehr nach Florenz abschneiden würde. „Il faut de fortes raisons," schrieb sie ihm, „pour habiter la Suisse, quand on est né à Zante." Es verletzte Foscolo, als sie ihm vorwarf, dass er als Original gelten und infolge dieser Eitelkeit sein Land verlassen habe. Der Dichter wies diese Verdächtigung empört zurück, und seitdem haben sich ihre Beziehungen sehr abgekühlt.

Foscolo liess sich erst im Kanton Graubünden nieder, merkte aber bald, dass die Schweizer Polizei, um sich Österreich gefällig zu erweisen, jeden seiner Schritte beobachte. Unmittelbar nachdem er das „freie" Land betreten hatte, geriet er beinahe in eine Falle. Seiner Gewohnheit gemäss begann er mit einer hübschen Wirtin, bei der er abgestiegen war, schön zu tun, unglücklicherweise war ein Offizier der dortigen Garnison in sie verliebt und denunzierte den Fremden bei der Polizei. Um dem Gefängnis zu entgehen, übersiedelte der Dichter nach Hottingen bei Zürich und mietete sich bei einem protestantischen Pastor ein. Er fühlte sich dort elend und verlassen, seine Reisekasse war erschöpft, und wenn die Magiotti, „la donna gentile", wie er sie nannte, ihn nicht von Geldsorgen befreit hätte, wäre der Beginn der Verbannung sehr traurig gewesen.

Dem Dichter erschienen die Schweizerinnen als Blondinen mit frischen Farben und Fischaugen, trotzdem verliebte er sich gleich in die Frau des Bankiers Pestalozzi in Zürich. Aber die Dame nahm italienischen Unterricht und ihr jugendlicher Lehrer erfreute sich grösserer Erfolge bei ihr als der Dichter. Foscolo, masslos eifersüchtig, schrieb einen sehr unüberlegten Brief an den Bankier, bekannte ihm quasi seine Liebe zu seiner Frau und machte ihn auf den gefährlichen Nebenbuhler aufmerksam. Glücklicherweise glaubte Pestalozzi nicht, dass seine Frau ihm untreu sein könne und so richtete dieser Brief weniger Schaden in der Familie des Bankiers an, als zu befürchten war.

Trotz dieser Intermezzi bereitete Foscolo eine Ausgabe seiner Gedichte vor, arbeitete in der Bibliothek, entdeckte dort ein Manuskript des Sienesen Socin und schrieb ziemlich viel Prosa. Aber die Schweizer Polizei liess ihn nicht in Ruhe; aus Furcht an Österreich ausgeliefert zu werden beschloss er, nach England zu gehen. Für die Reise brauchte er jedoch bedeutende Barmittel und bat seinen Freund Silvio Pellico, seine Bibliothek zu verkaufen. Als Quirina Magiotti von diesem Plan hörte, erwarb sie die Bücher heimlich zu einem weit über ihren Wert gehenden Preis und ermöglichte so dem Dichter die Reise.

Am 12. September 1816 kam Foscolo nach London, der Engländer Rose machte ihn mit der vornehmen Gesellschaft bekannt. Der Dichter begann auf ziemlich grossem Fusse zu leben, in der Annahme, dass er auf diese Weise eine günstige Position finden würde. Er brauchte 12000 Lire jährlich und hatte nur einige tausend mitgebracht. Unglücklicherweise erkrankte er und konnte eine Zeit hindurch nichts durch seine Feder verdienen; als er gesund geworden war, nahm er sein Leben in der vornehmen Welt wieder auf, er war sehr beliebt und blendete durch seine Belesenheit. Der Verkehr in aristokratischen Häusern schmeichelte seiner Eigenliebe, stürzte ihn aber in immer grössere Kosten. Seine einzige Rettung war, sehr begehrte Abhandlungen und Artikel für die „Edinburgh Review“ und „Quarterly Review“ zu schreiben, besonders sein Aufsatz über Dante begründete seinen Ruf in England. Aber diese italienisch geschriebenen Artikel musste er ins Englische übersetzen lassen, was einen grossen Teil seines Honorars verschlang.

Er konnte sich nicht in seine Lage als armer Emigrant finden und glaubte, dass es ihm nicht nur gelingen würde, auf grossem Fuss zu leben, sondern auch eine schöne, reiche Engländerin zu heiraten. In der Familie Russel, wo es vier Töchter gab, las und übersetzte er Petrarcas Sonette, er verliebte sich in Caroline, die schönste, schrieb ihr Liebesbriefe und suchte ihr begreiflich zu machen, dass die Seele der Liebe bedürfe, er erreichte aber damit nur, dass sie vor seinen Gefühlen in die Schweiz zu ihrer Schwester floh. Dieser unglücklichen Liebe verdankt die Literatur das schöne Buch „Saggi sul Petrarca“, das wertvollste, das Foscolo in England geschrieben hat.

Für einen Augenblick winkte ihm eine neue Hoffnung in London. Als er nach England gekommen war, begann er nach der Frau zu forschen, die er während seiner Dienstzeit in der napoleonischen Armee

in Frankreich geliebt hatte. Nach längeren Nachforschungen erfuhr er, dass sie geheiratet und ihre Tochter, Floriana, der Mutter zur Erziehung anvertraut habe. Foscolo scheint der Grossmutter seiner Tochter näher getreten zu sein, als die alte Frau starb, anvertrauten die Testamentsvollstrecker das Mädchen dem Dichter und überwiesen ihm die Verwaltung ihres Vermögens, das 3000 Pfund betrug.

Florianas Vormünder wussten nicht, wie leichtsinnig der Dichter war. Mit ihrer Einwilligung pachtete er ein Grundstück in der Nähe Londons auf 99 Jahre für seine Tochter und liess dort drei zu vermietende Villen bauen. Die eine davon bezog er selbst und richtete sie so ein, dass er nach eigener Aussage glaubte, im Paradiese zu leben. „Ich wünsche," schrieb er einem seiner Freunde, „wie ein Gentiluomo zu sterben, umgeben von Statuen von Venus, Apoll, den drei Grazien und den grossen Männern der Antike. Mein Haus soll in Blumen stehen und wenn das Schicksal mir gnädig ist, werde ich bei Musikklängen sterben. Noch zu Lebzeiten will ich meinen Grabhügel unter einer Platane bauen, die ich im kommenden November pflanzen und bis zu meinem Tode pflegen werde." Dies geplante Paradies nannte Foscolo „Digamma Cottage".

Aber die Gläubiger weckten ihn sehr bald aus diesem poetischen Traum, noch war seine Villa nicht fertig eingerichtet und schon beliefen sich seine Schulden auf über 600 Pfund Sterling. Da überredete ihn eine ältere Engländerin, Lady Dacre, die seine Begabung schätzte und ihm wohlwollte, italienische Sprach- und Literaturstunden zu geben. Er wies diesen Vorschlag, als seine Würde verletzend, zurück, aber die praktische Frau zerstreute seine Skrupel und schrieb ihm, dass er immer Ugo Foscolo bleibe, auch wenn er hinter dem Pfluge einherginge oder Stiefel flicke.

Der Dichter befolgte diesen guten Rat, eine seiner ersten Schülerinnen war die junge Mathilde Hobhouse, die Verwandte des gleichnamigen Freundes von Byron. Der Unverbesserliche verliebte sich in Mathilde, schrieb ihr Liebesbriefe, bis die Mutter ihm die Tür wies.

Seine Vorträge über italienische Literatur brachten nicht genügend ein, um ihm das Wohnen in Digamma Cottage zu ermöglichen, besonders da seine Gesundheit sich verschlimmert hatte und er so melancholisch war, dass er unablässig die Alten las, um daraus Kraft und Mut zum Überwinden seiner körperlichen und seelischen Leiden zu holen. Das Haus kam unter den Hammer, er musste in die Stadt übersiedeln und

im ärmsten Teile Londons wohnen, wo, wie er schrieb, die Männer sich untereinander bis um fünf Uhr morgens schlagen, am Abend betrunken nach Hause kommen, die Frauen jedes Jahr ein Kind in die Welt setzen und die älteren Kinder auf der Strasse lärmen, um dafür zu Hause blutige Schläge zu bekommen.

Der Dichter ging nur Sonntags auf die Strasse, da ihn die Gläubiger an Festtagen nicht verhaften konnten, aber trotzdem war er einige Tage schuldenhalber im Gefängnis, bis ihn Sir Hudson Gourney, dem er sein Dante-Buch gewidmet hatte, daraus befreite.

Dank der Hilfe von Sir Gourney bezog er eine etwas bessere Wohnung, wo er „wenigstens ein sauberes Bett und gutes Wasser hatte", aber krank wie er war, konnte er nur sehr wenig schreiben und dachte unablässig an Dantes Vers:

. . . . Nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

Aber seine Phantasie verliess ihn nicht, er träumte davon, eine Anstellung auf den damals englischen jonischen Inseln zu erhalten, in Zante zu leben, wo seine Wiege gestanden hatte. So fest glaubte er an diesen Traum, dass er einen ihm befreundeten Engländer, der im Begriff war, nach Zante zu gehen, bat, eine Wohnung mit Garten und Weinberg für ihn zu suchen, mit Blick auf die See. Diese Träume sollten sich nicht verwirklichen, Foscolo wurde von der englischen Regierung nicht angestellt, er war übrigens so krank, dass er diese weite Reise gar nicht hätte unternehmen können. Er tröstete sich in einem seiner Briefe damit, die Not und Sorgen der letzten drei Jahre seien die Sühne für die Fehler, die er im Leben begangen habe.

In dieser letzten traurigen Epoche seines Lebens fand Foscolo einen Rückhalt, auf den er am wenigsten hatte rechnen dürfen. Seine Tochter Floriana, um die er sich nicht gekümmert und deren Vermögen er durchgebracht hatte, war sein einziger Trost. Sie pflegte ihn in seiner Krankheit und war in seiner letzten Stunde um ihn.

Als die Herausgeber, die ihm noch eine geringe Summe schuldeten, von seinen traurigen Verhältnissen erfuhren, schickten sie ihm einen Teil des Geldes, so dass er in den letzten Augenblicken keiner fremden Hilfe bedurfte, trotzdem Hudson Gourney ihm Geld angeboten hatte. Foscolo starb an der Wassersucht am 10. September 1827; solange er bei Bewusstsein war, suchte er Trost in der Bibel. Auf dem Friedhof

des Dörfchens Chiswick wurde er begraben, 1871 wurden seine irdischen Überreste nach Florenz überführt.

Sein Unglück war, dass er nicht verstanden hatte, seine Leidenschaften zu zügeln; die Liebe hatte ihn zugrunde gerichtet, und er gab sich ihrer Herrschaft so willig hin, dass er ein Sonett mit der Versicherung schloss, die unsterbliche, allmächtige Liebe würde ihm selbst in den Schatten der Hölle folgen.

. . . . Amor fra l'ombre inferne
Seguirammi immortale, omnipotente.

Was allzumenschlich an Foscolo war, ward durch „Sepolcri“ gesühnt.



ISABELLA TEOTOCHI ALBRIZZI

Isabella Teotochi Albrizzi
Kupferstich von L. PARADISI nach G. BUFALO

NEUNZEHNTES KAPITEL

LORD BYRON IN ITALIEN

I.

Im Norden, in Deutschland, England und Frankreich ist die romantische Bewegung entstanden und hat sich unter dem Einfluss von Rousseaus Individualismus weiterentwickelt. Cesarottis Ossian-Übersetzung hat dieses fremde Element in Italien eingeführt. Cesarotti war ein revolutionärer Geist, aber den Neoklassizismus und die alten Götter zu stürzen war keine leichte Aufgabe. Monti klagt, dass die kühne nordische Schule, die Venus, Juno und Proserpina zu Tode verurteilt hat, im Königreich der Musen Schrecken verbreitet habe.

„Audace scuola boreal, dannando
Tutti a morte gli dei, che di leggiadre
Fantasie gia fiorir le carte argive
E le latine di spaventi na pieno
Delle muse il bel regno.“

Die Vertreter des Neoklassizismus waren Alfieri, Parini und Foscolo, und die poetische Wiedergeburt Italiens ist an die Namen dieser Dichter geknüpft. Aber die Neoklassiker hatten im Beginn des XIX. Jahrhunderts immer heftigere Angriffe zu erleiden, besonders da die Vertreter der romantischen Dichtung in der Literatur eine Vorliebe für Italien hatten und ihre Phantasie in der Sonne des Südens erstarkte.

„Ma divine Italie, oh! mer de beauté
Terre de grand savoir et de simplicité,
Où le mourir est calme et le vivre facile.“

sang Antoine Deschamps, und jetzt überschwemmten die Apostel der Romantik, namentlich Franzosen und Engländer, das Land. Chateaubriand, Mme. de Staël, Lord Byron, Shelley, Lamartine, Keats und viele

andere kamen nach Italien, suchten nach Berührungspunkten mit den Dichtern des Landes und Werke wie „Le Génie du Christianisme“, „Corinne“, „Méditations“, „Childe Harold's Pilgrimage“, „Cenci“ vermochten den Italienern nur zu schmeicheln und die Vorzüge der Romantik aufzudecken.

Ohne besonderen Anlass begann man Romantik mit Patriotismus und Wiedergeburt des Volkes zu verquicken, als wenn Alfieri und Parini, obgleich sie Klassiker waren, nicht auch für die Renaissance ihres Landes gekämpft hätten. Romantik und Patriotismus wurden fast identische Begriffe, und in Mailand, das zu politischen und literarischen Neuerungen am schnellsten bereit war, wurde das Losungwort zuerst ausgegeben, die alten Leidenschaften und Vorurteile zu stürzen und mit schwülstiger Poesie und mythologischem Missbrauch endgültig abzuschliessen. Junge Literaten wie Silvio Pellico, Giuseppe Borzieri, Camillo Ugoni und einige andere begründeten im Jahre 1818 die Zeitschrift „Conciliatore“, in der Absicht, die Kenntnis der Dichtungen zu verbreiten und den nationalen Geist wiederzuerwecken. Infolge der von der Zensur bereiteten Schwierigkeiten bestand diese Zeitschrift nur einige Monate, aber die Gedanken waren unter die Menge gedrungen, neue Schriftsteller tauchten unter dem Feldgeschrei der Romantik auf. An ihrer Spitze stand Alessandro Manzoni, der Enkel des berühmten Rechtsgelehrten Cesare Beccaria, der durch seinen Roman „I promessi sposi“ einen ungeheuren Erfolg hatte.

Im Augenblick, da man in Mailand der alten literarischen Schule den Krieg erklärte, kam der Führer der englischen Romantiker, Lord Byron, in die lombardische Ebene, gewissermassen um der italienischen Jugend beizustehen. Sein Einfluss war gross, besonders da man in Byron den Freund der Italiener fühlte, der die Erstarkung des zersplitterten Volkes ersehnte.

* *
*

Bekümmert, in Sorgen, von Qualen zerrissen hatte der Dichter England in Gesellschaft seines Freundes John Hobhouse, des späteren Lord Broughton, am 8. März 1816 verlassen. Den Vater hatte er früh verloren und stand in einem peinlichen Verhältnis zu seiner Mutter; Mrs. Byron, eine leidenschaftliche Frau, hat ihren Sohn zwar geliebt, verstand es aber, ihn, wenn sie sich unter dem gleichen Dache befanden, aufs blutigste zu kränken, aus materiellen so gut wie aus anderen

Gründen. Stunden hindurch währten erbitterte Kämpfe, und der junge Lord war erlöst, wenn er der Mutter entfliehen konnte. Mrs. Byron konnte es dem Sohn nicht verzeihen, dass er auf einem Fuss lahmte, trotzdem sie selbst schuld daran war, da sie infolge einer unverantwortlichen Schamhaftigkeit bei der Geburt des Kindes die notwendigsten Massregeln ausser acht gelassen hatte. Später wollte sie das Versäumte nachholen, überantwortete den Knaben Provinzärzten, die den angegriffenen Fuss noch mehr schwächten, so dass Byron, wenn er lange ging, heftige Schmerzen hatte. Als Byron 1809 seine Reise unternahm, hatte es eine stürmische Szene zwischen Mutter und Sohn gegeben, sie wünschte ihm, dass sein Geist ebenso krumm werde wie sein Körper. Sie war empört darüber, dass der Sohn dichte, und hielt eine derartige Beschäftigung eines englischen Lords für unwürdig.

Die Ehe brachte ihm nichts als Enttäuschungen. Miss Anna Milbanke, die er ohne sie zu lieben geheiratet hatte, war eine kühle trockene Natur, Mathematik war ihre Lieblingswissenschaft. Sie konnte ihren Gatten, der andere Lebensgewohnheiten hatte wie die übrigen vornehmen Engländer, nicht begreifen und begann an seinem Verstand zu zweifeln. Vor der Trauung verlangte sie nach seinem Glaubensbekenntnis und lebte in Angst, er könne Methodist werden. Der Einfluss der Schwiegermutter, Geldsorgen, Verleumdungen, die die Familie Milbanke ausstreute, die Drohung eines Skandalprozesses veranlassten ihn, England zu verlassen, trotzdem er dort als Frucht eines kurzen ehelichen Zusammenlebens ein Töchterchen hinterliess.

In den schwersten Augenblicken seines Lebens lernte er in London Jane Clairmont, die Stieftochter des Philosophen Godwin, kennen. Dieses junge Mädchen verliebte sich in den Dichter und wollte ihm ihr Leben widmen. Als sie keine tieferen Gefühle in ihm zu erwecken vermochte, verfiel sie beinahe in Wahnsinn. Ergriffen von dieser vulkanischen Liebe, hatte der durch äussere Vorkommnisse in seinem Lebensmark getroffene Byron nicht die Kraft, das Mädchen zurückzuweisen. Er knüpfte ein Verhältnis mit Jane an, sie ging mit ihm in die Schweiz, zusammen mit ihrer Stiefschwester Mary Godwin und dem Dichter Percy Bysshe-Shelley. Die beiden grössten englischen Dichter befanden sich in ähnlicher Lage in der Schweiz. Shelley hatte seine Frau verlassen, um sich mit Mary Godwin in freier Liebe zu vereinigen, Lady Anna wollte nichts von Byron wissen, und das Schicksal hatte ihn in die Arme der unglücklichen Jane geworfen.

Byron verbrachte ein Jahr am Genfer See, seine Seele trank die Sonnenstrahlen, wie er in „The Dream“ erzählt; die Berührung mit Shelley, der tiefer als er in die Welt strenger Wissenschaft hineingesehen hatte, war für ihn sehr günstig. Er schrieb wundervolle Dinge: der dritte Teil von „Childe Harold's Pilgrimage“, „The prisoner of Chillon“, „The Dream“ entstanden damals, „Manfred“ und manches andere wurde begonnen; Jane Clairmont schrieb die Manuskripte für den Druck ab, da Byron diese mühselige Arbeit hasste.

Die Verbindung mit dieser Frau empfand er als eine Fessel, in einem Briefe an seine Schwester klagt er im September schon, dass er Jane Clairmont nicht lieben könne. Er fügt hinzu, dass es ihm schwer sei, die Rolle des Stoikers einer Frau gegenüber zu spielen, die die Strapazen einer Reise von 800 Meilen auf sich genommen habe, um ihn zu sehen. Zuletzt hat er diese Last abgeschüttelt, es gelang ihm, Jane zur Rückkehr nach England zu bewegen, später befasste er sich mit der Erziehung des Töchterchens, Allegra, das sie geboren hatte. Mit einer gewissen Härte hat er stets seine Beziehungen zu Frauen gelöst, wenn die Eindrücke verbraucht waren, verlangte er nach neuen.

Mit Mme. de Staël, die damals in Coppet lebte, war Byron befreundet, wenn ihm auch ihre Geschwätzigkeit etwas auf die Nerven ging, er sagte, „sie spräche Bände in Oktav und schriebe Bände in Folio“.

Bald genügte ihm die Sonne am Genfer See nicht, er sehnte sich nach Italien, namentlich nach Venedig. Am 5. Oktober 1816 verliessen Byron und Broughton die Villa Diodati, und Mme. de Staël rief den Scheidenden nach: „Dieu vous conduise! Attendez moi en Italie.“

Byron hatte zwei Wagen, Broughton lieferte die Pferde; in dem einen sassen die Freunde, in dem andern der Kammerdiener Fletscher und die übrigen Diener. Als sie an den Lago maggiore kamen, der damals der Banditen wegen berüchtigt war, bewaffneten sie sich wie im Kriege, hielten geladene Pistolen und Karabiner in Bereitschaft, verteilten Degen, Dolche und Stöcke unter die Diener. Broughton hatte sein Geld in das verborgenste Schubfach des Wagens verborgen; plötzlich rief der Kutscher des zweiten Wagens „Achtung!“, sechs abgerissene Kerle stürzten ihnen im Galopp nach, aber es waren nur Schiffer, die ihnen ihre Barken nach Pallanza und den Borromeischen Inseln anboten. Die beiden Engländer waren übrigens ausserordentlich mutig, Byron hat das wiederholt auf seiner Reise bewiesen. Im Augenblick der Gefahr blieb er stets kühl und ruhig. Einmal war er während eines

furchtbaren Gewitters auf dem Schiffe „Turk", der Untergang des alten Fahrzeugs schien unvermeidlich. Auf dem Deck gab es nur Tränen, verzweifelte Klagen und Gebete. Byron versuchte die Matrosen durch ein Scherzwort aufzurichten, aber als er sah, dass alle Versuche die Gefahr abzuwenden vergebens waren, wickelte er sich in seinen Mantel, legte sich aufs Deck — und schlief ein.

In Mailand trat Byron der literarischen Welt näher; die Beziehungen hatte ihm Monsignore Lodovico de Brême, der ehemalige Kaplan von Eugen de Beauharnais und spätere Literat, verschafft. Brême kämmte sein Haar nach hinten und gab sich die grösste Mühe, sein Gesicht und seine Erscheinung à la Alfieri zu stilisieren. Er amüsierte Byron durch allerhand Geschichten über Napoleon, Mme. de Staël und Wilhelm Schlegel, der die Französin in der Schweiz sehr ausgenützt hatte. Er, der alle Fürstlichkeiten verehrte, konnte es Mme. de Staël nicht verzeihen, „quelle ne se mettait pas en quatre" beim Anblick des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin.

Byron wie Broughton waren Napoleons Verehrer. Broughton fuhr 1814 nach Paris, um den grossen Feldherrn zu sehen, und Byron behauptete, Napoleon hätte alle europäischen Völker von der Tyrannei despotischer Monarchen befreit, wenn ihn die Engländer nicht gehindert hätten; er hasste niemand so sehr wie Lord Castlereagh, den er für den verhängnisvollsten Diplomaten und Henker Europas hielt.

In der Ambrosiana zu Mailand haben Byron Lucrezia Borgias Briefe an Pietro Bembo am meisten interessiert. Zur Erinnerung nahm er ein blondes Haar von Lucrezia mit und schrieb auf das Kuvert: „Mit einem einzigen Haar vermag die Schönheit uns zu fesseln." In Mailand brachte man dem Dichter sehr viel Neugier aber auch warme Verehrung entgegen. Monsignore de Brême gab ihm zu Ehren ein Essen in der Casa Roma, dem grossen Palast, den er zusammen mit seinem Bruder, dem Marquis, bewohnte. Mirabeau, der bekannte Mailänder Bankier, bat darum, eingeladen zu werden, um die berühmten Engländer kennen zu lernen. Unter den Gästen war auch der stets schweigende Silvio Pellico, am meisten aber interessierte Byron der alte verärgerte Dichter Monti, der noch Leidenschaft genug in sich hatte, um sich gegen alles Neue, von der Tradition Abweichende aufzulehnen. Monsignore de Brême, der Byron nahelegen wollte, dass nicht alles, was Monti jetzt sage, seiner würdig sei, sprach das hübsche Wort: „er verehre diesen Greis als Porträt Montis".

Byron lernte Beyle-Stendhal auch dort kennen, der den Feldzug nach Russland als Sekretär Napoleons mitgemacht hatte. Er erzählte dem Engländer verschiedenes über den Kaiser, u. a. auch, dass Napoleon nach einer seiner Niederlagen für einen Augenblick so sehr den Kopf verloren hatte, dass er die Avancementdekrets mit dem Namen „Pompée“ unterschrieb und Beyle ihn erst auf dies Versehen aufmerksam machen musste. Auch wollte er das Wort „Kaluga“ nie aussprechen und nannte diesen russischen Ort gelegentlich „Caligula“ oder „Salamanca“. Die Sekretäre wussten jedoch, was der Kaiser meine.

Die vornehme Gesellschaft sah Byron in der Oper, es wunderte ihn nicht wenig, dass man in den Logen Karten spielte, sich unterhielt, ass, überhaupt fand er die Sitten in Italien sehr frei und war überrascht, um wieviel schöner die Frauen aus dem Volk waren als die der höheren Stände.

Die beiden Freunde blieben zehn Tage in Mailand und gingen dann über Verona und Vicenza nach Venedig. Das Amphitheater und die alte Brücke in Verona scheinen Byron den grössten Eindruck auf dieser Reise gemacht zu haben. Freilich war das Wetter kühl und regnerisch.

II.

Am 11. November 1816 kamen die beiden Engländer nach Venedig und bezogen das englische Hotel, das wohl ursprünglich der Palazzo einer aristokratischen Familie gewesen war, denn die schöne Treppe und die Qualität von Gobelins und Skulpturen fiel ihnen auf. Der Hotelbesitzer sprach Englisch und stellte sich ihnen ganz zur Verfügung. Venedig machte Hobhouse den Eindruck eines überschwemmten Cadiz, Byron war von der Stadt beim ersten Blick bezaubert und seine Erwartungen wurden nicht enttäuscht.

Am nächsten Tage wollten unsere Reisenden ihre Empfehlungsbriefe abgeben, waren aber in den wenigsten Fällen dazu in der Lage, da die meisten Familien noch auf dem Lande waren. Byron traf jedoch eine alte Bekannte, Mme. de Blaquière, die er noch als Miss White gekannt hatte, und lernte auch den berühmten griechischen Gelehrten Mustoxidi kennen. Der erste Italiener, der die Freunde aufsuchte, war ein Arzt, Professor Aglietti, der Herausgeber der „Medizinischen Zeitschrift“, der eine sehr geachtete Stellung einnahm. Byron vertraute sich ihm an, wenn er in Venedig erkrankte, trotzdem er eine grosse Abneigung gegen Ärzte hatte und nicht an ihre Kunst glaubte.

Nach einem kaum dreitägigen Aufenthalt schrieb Byron an Moore, „er habe bereits zwei Dinge erworben: eine Gondel und eine Freundin". Mit der Freundin hatte es folgende Bewandtnis: der Dichter wohnte im Hause des 50jährigen Stoffhändlers Segati, der eine sehr schöne 22jährige Frau hatte. Marianna wollte sich amüsieren, mit ihrer schönen Stimme glänzen, und der Kaufmann verkehrte mit ihr in Kreisen, die weit über seine bescheidene Stellung gingen, so dass er zuviel Geld ausgab und sein Geschäft vernachlässigte.

Nach Byrons Schilderung glich Marianna einer Antilope. Ihre grossen schwarzen Augen hatten einen Ausdruck, den man nur selten bei europäischen Frauen findet. Die Türkinnen erzeugen ihn künstlich, indem sie ihre Augenlider malen, bei Marianna war dieser Blick jedoch Natur und das machte einen unbeschreiblichen Eindruck. Sie hatte regelmässige Züge, eine kühngeschnittene Nase, einen kleinen Mund, einen schönen pfirsichfarbenen Teint und eine edelgeformte Stirn. Das Haar hatte einen dunklen Glanz, ihre Bewegungen waren zierlich und leicht, ihre Stimme ausserordentlich sympathisch, besonders da der naive venezianische Dialekt im Munde einer Frau bezaubernd klingt. Sie hatte eine gute Stimme und eine vorzügliche Technik.

Einige Tage später berichtet Byron Moore, die Frau gefalle ihm immer besser, da sie ihn aber ernsthaft zu interessieren beginne, würde er in Zukunft nicht mehr von ihr sprechen.

Auch Marianna verliebte sich in Byron, was nicht weiter überraschend war, da er einer der schönsten Männer seiner Zeit gewesen ist und einen besonderen Reiz auf Frauen ausgeübt hat. Keiner von denen, die ihn gemalt haben, weder Sanders noch Philippo, Holmes oder Westall soll nach Aussage der Zeitgenossen seinen Gesichtsausdruck wiedergegeben haben. Westalls Bild, das angeblich beste, vermittelt auch nur eine sehr schwache Vorstellung von diesem Ausnahmemenschen. Er war schlank, von mittlerer Grösse, hatte einen kleinen Kopf mit hoher Stirn und dunkles lockiges Haar. Er hatte so schöne kleine Ohren, dass der türkische Vezier in Albanien zu seiner Umgebung sagte, dieser Fremdling müsse vornehmer Herkunft sein, denn kleine Ohren seien ein Zeichen aristokratischer Abstammung. Die Frauen waren entzückt von seinen weissen Zähnen, seiner interessanten Blässe, seinen schlanken Händen. Alles aber überstrahlte sein fast schwarzes, von dunklen Brauen beschattetes Auge. Die Farbe von Byrons Augen festzustellen war unmöglich, so sehr wechselten sie je nach seiner Stimmung. Die kleine Eliza

Smith fragte einst ihre Schwester Mrs. Spencer Smith, die Florence aus „Childe Harold“, welche Farbe Byrons Augen haben, und erhielt die Antwort, sie wisse es nicht, wahrscheinlich wären die Augen dunkel, jedenfalls hätten sie einen fast überirdischen Glanz. Dagegen hat Frau Albrizzi, bei der Byron viel verkehrt hat, beobachtet, der Dichter habe blaue Augen, deren Farbe dem Himmel entliehen sei. Moore, Byrons Freund, versichert, seine Augen könnten die widersprechendsten Gefühle und Leidenschaften ausdrücken, von knabenhafter Lustigkeit bis zu tiefstem Kummer, von strahlender Liebenswürdigkeit bis zu Verachtung und Zorn. Der Ausdruck seines Gesichtes pflegte so schnell und unvermittelt zu wechseln, dass es schien, als wenn es in ihm unablässig stürme. Gelegentlich war er von so geisterhafter Blässe, als wenn er nicht von dieser Welt wäre. Der Hauptmann Wildeman, sein Jugendgefährte und Freund, meint, Byron sei der einzige wirklich schöne Mensch. Sein leichtes Lahmen verunstaltete ihn nicht; die Gräfin Albrizzi behauptet, dass man, wenn Byron den Salon betritt, kaum sehen könne, dass er anders schreite als die anderen, sein Gang trage nur dazu bei, das Originelle seiner Gestalt zu erhöhen. Der Engländer Galt, Byrons Biograph, der den Dichter auf dem Schiff kennen gelernt hatte, hatte in den ersten Tagen überhaupt nicht gemerkt, dass der Dichter lahme. Der glaubwürdigste Zeuge, Byrons Schuster William Swift aus Southwell, versichert, dass seine Füsse ganz gleich gewesen seien, er habe nur den linken Fuss etwas stärker im Gelenk einschnüren müssen, um seine Widerstandskraft zu erhöhen.

In seiner Toilette bevorzugte Byron exzentrische Dinge. Er trug den Hals so frei, als es der Salonanstand zuliess, und im Orient und in Italien war er oft seltsam genug angezogen, doch fiel dies nicht weiter auf, da die Männer, die napoleonischen Uniformen gewohnt, sich manch farbigen Flitterkram zugelegt hatten. Während seines Aufenthaltes in Konstantinopel trug Byron bei feierlichen Besuchen eine scharlachrote, goldgestickte Uniform und einen Federhut in der Art der Adjutanten der englischen Armee. Das Militär bestimmte damals die Mode.

Byron, stets um seine Geistigkeit besorgt, wollte seine Gaben nicht vergeuden, um während seines Verhältnisses mit Marianna nicht zu verweichlichen, suchte er nach einer Beschäftigung, die seine Energie rege erhalten würde. Die Situation ergab die Beschäftigung, als er einen Mönch aus dem Lazarus-Kloster, der eine englisch-armenische Grammatik schrieb, kennen lernte, begann er Armenisch zu lernen.



GRAF D'ORSAY
Bildnis Lord Byrons
London: British Museum

„Ich empfand das Bedürfnis,“ schreibt er an Moore, „mich mit etwas sehr Trockenem zu beschäftigen, ich habe mich an das Studium dieser Sprache gemacht, der allerschwierigsten Unterhaltung, die ich hier finden konnte, ich zwinge mich, meine Aufmerksamkeit bis zum Äussersten anzuspannen.“ Bald jedoch fand er, dass diese Tortur ihm genussreiche Augenblicke bereite, da die armenische Sprache sehr reich war, im Kloster gab es mehrere armenische Bücher sowie Übersetzungen aus dem Persischen und Syrischen. Seine Ausdauer erhöhte der Mangel dieser Tugend bei 20 jungen Franzosen, die um armenischer Studien willen nach Venedig gekommen waren. Am Montag begannen sie den Unterricht, am Donnerstag streckten fünfzehn unter ihnen bereits die Waffen und gingen nach Frankreich zurück, nachdem sie es bis zum 26. Buchstaben des Alphabets gebracht hatten. Es war ein Waterloo, fügt Byron hinzu, und der Sieger das armenische Alphabet.

Jeden Morgen fuhr der Dichter zu den armenischen Mönchen, am Abend besuchte er das Theater oder „Conversazioni“, die ihn jedoch langweilten, da venezianischer Sitte gemäss die Frauen sich im Halbkreis um die Dame des Hauses niederliessen und die Männer in Gruppen herumstanden, so dass es nicht zu einer wirklich angeregten Unterhaltung kommen konnte. Byron sprach ganz gut Italienisch, ehe er seine Reise unternahm, aber jetzt brachte ihm Marianna in wenigen Wochen den venezianischen Dialekt bei, der ihm besonders hübsch und sangbar erschien. Am liebsten war er mit ihr zusammen, sie war ihm „die wärmende Flamme und er ihr . . . . alles was sie wollte“, nach einigen Wochen gesteht er, nie einer so anmutigen und ursprünglichen Frau begegnet zu sein.

In Byrons Leben, das allein Marianna und den armenischen Mönchen gehört hatte, trat eine Änderung ein. Der Karneval kam. Die Venezianerinnen lernten Byron auf Bällen, im Ridotto und Theater kennen und beneideten Marianna um den schönen und reichen Mann. In der ersten Hälfte des Januar brachte der Gondoliere ihm einen anonymen Brief, worin eine Frau den Wunsch aussprach, ihm auf der Insel S. Lazzaro oder in der Gondel zu begegnen. Byron antwortete, es wäre am besten, die Unbekannte käme um zehn Uhr abends zu ihm, wenn er allein im Hause sei, oder suchte ihn maskiert um Mitternacht im Ridotto auf. Am Abend, als Marianna mit ihrem Manne bei Bekannten war, kam eine junge, hübsche, etwa 19 jährige Frau zu Byron und stellte sich ihm als Schwägerin seiner Freundin vor. Sie sprach nicht allein Italienisch,

sondern auch Neugriechisch, da ihre Mutter eine Griechin aus Corfu war. Sie hatten kaum begonnen sich miteinander zu unterhalten, als Marianna hineinstürzte, sich in stummer Wut auf die Schwägerin warf, sie an den Haaren riss, mit Schlägen traktierte und zur Tür hinaussetzte. Byron wollte der Wehrlosen helfen, aber sie verschwand schleunigst und Marianna lag ohnmächtig in seinen Armen. Byron begann sie mit kölnischem Wasser und Essig abzureiben, holte seine ganze Reiseapotheke herbei, aber auch die stärksten Mittel waren vergebens. Der getreue Fletscher kam, man bettete die Kranke aufs Sofa, sie lag blass da und öffnete erst um Mitternacht die Augen. Segati erschien und als er seine Frau sah, ohnmächtig, mit zerrauftem Haar, Tuch und Hut auf der Erde, fragte er, was geschehen sei. Byron sagte, es komme jetzt nicht auf Erklärungen an, sondern es gelte, ihr zu helfen. Die Ohnmächtige wurde in ihre Wohnung getragen.

Am nächsten Morgen fragte Fletscher im Namen seines Herrn, wie es der Kranken gehe. Der Dichter erwartete eine leidenschaftliche Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten, war bereit Marianna aus den Armen des Tyrannen zu befreien, aber zu seiner grossen Freude hatte die Frau die Vorgänge der Nacht gut überstanden, und das Ehepaar war in vollstem Frieden. Der Kaufmann präsentierte Byron seine Rechnung, die Nachbarn beobachteten, dass das Geschäft allmählich wieder hochkomme, und fanden, bis jetzt habe der Laden „al cervo“ geheissen, müsse aber nun sein Wappen ändern und sich „al corno inglese“ nennen.

Bald wusste ganz Venedig, was sich nachts im Hause des Engländers abgespielt hatte, und dieses Abenteuer trug nicht wenig zu Byrons Popularität bei. Das Volk brachte ihm viel Sympathie entgegen, besonders da der Dichter für seine Freigebigkeit bekannt war; als Shelley, nach Venedig fahrend, den Gondoliere fragte, ob er Lord Byron kenne, bekam er zur Antwort: „das ist doch der junge Fremde, mit dem seltsamen Namen, der immer Geld verteilt.“

Während des Karnevals 1817 blieb Marianna Byrons Herzenskönigin. Mit vollen Zügen atmete der Dichter die venezianische Freiheit, vielleicht gab er sich dem Vergnügen zu sehr hin, nach dem letzten Ball in Fenice war er sehr müde und fast froh, dass die Fastenzeit komme.

Aber es war zu spät. Die Karnevalssünden rächten sich an seiner Gesundheit, im März erkrankte er an einem schweren Fieber und war trotz Mariannas Bitten nicht zu bewegen, einen Arzt zu holen. Bald half sich seine gesunde Natur selbst.

Sein Gefühl für Marianna hatte sich vertieft; die „Antilope“ verliess den Dichter kaum, wenn er schrieb, sass sie neben ihm, ihm ruhig zusehend oder Boccaccio lesend. Byron wollte Venedig verlassen und Marianna ihn begleiten, was nicht so einfach war, besonders da sie ein Kind hatte, von dem sie sich nicht trennen konnte. „Dieses Kind der Sonne“, schreibt Byron über sie, „denkt an nichts als an die Liebe, ich muss also für zwei denken.“ „Die italienische Moral ist die seltsamste, die mir je begegnet ist. Eine grosse Verworfenheit herrscht nicht nur in der Praxis, sondern tritt auch in weiblichen Argumenten zutage. Sie verdammen die eheliche Untreue, aber die Leidenschaft für den Geliebten rechtfertigt alles, sie gilt ihnen sogar als Tugend, wenn sie uninteressiert ist und mit der Treue für einen Mann verbunden. Was ich aber nicht leiden kann, ist ihr Begriff der Beständigkeit. Man hat mir achtzigjährige Paare gezeigt, die seit 40, 50 und 60 Jahren als ‚amorosi‘ gelten. Etwas Ähnliches gibt es in keinem andern Lande.“

Marianna wollte den Inhalt des Briefes kennen und als Byron ihr seine Ausführungen über die Liebe in Italien erklärte, war sie empört und warf ihm vor, dass er, wenn er sie wirklich lieben würde, solche Bemerkungen geeignet zum „forbirsi i scarpi“ (zum Stiefelputzen — ein venezianisches Sprichwort) nicht machen würde.

Doch war sie vernünftig und liess den Dichter für einige Zeit allein nach Rom gehen. Dort erwartete ihn Broughton, der Venedig bereits am 5. Dezember 1816 verlassen hatte.

In Ferrara ging Byron in die Zelle, in der der arme Tasso sieben Jahre gelitten hatte. Seinen Namen ritzte er tief in die Mauer und bald darauf entstand das Gedicht „The Lament of Tasso“, das auf der Voraussetzung beruht, der ferraresische Dichter sei eingesperrt worden, weil er es gewagt habe, Eleonora d’Este mit seiner Liebe zu verfolgen.

In Florenz hielt Byron sich nur einen Tag auf, fand, dass die Mediceische Venus im Leben eher Bewunderung als Liebe erwecken würde; die Medici-Kapelle erschien ihm als schöne Ausstellung von Marmorstatuen zur Verherrlichung vermoderter und vergessener Skelette. „Sie ist unvollendet und mag nur so bleiben.“

Rom hat den Dichter entzückt, es ging für ihn über Griechenland, Konstantinopel und alles was er je gesehen hatte, hinaus. Trotzdem blieb er nur kurze Zeit dort, da er sich nach Marianna sehnte. Am 28. Mai 1817 kam er nach Venedig zurück und mietete die Villa Foscarini „La

Mira“ auf dem linken Ufer der Brenta, um dort den Sommer zu verleben.

Einer der alten Foscarini hatte dort die Inschrift anbringen lassen, man könne hier schlafend, nichtstuend, über Büchern brütend das Leben verbringen, einer frohen Vergangenheit uneingedenk. Byron hielt sich nicht an diesen Spruch, er schlief wenig, arbeitete viel, dachte gar nicht daran, der Vergangenheit zu vergessen, denn er hatte das Regiment des Hauses in Mariannas Hände gelegt. Aber die Frau missbrauchte ihre Macht, quälte Byron mit ihrer Eifersucht und tyrannisierte die Dienerschaft, selbst den bei Byron besonders gut angeschriebenen Fletscher. So war auch ihre Herrschaft dort nicht von Dauer, da Byron in seiner Liebe nicht beständig war und niemand seine Geduld missbrauchen durfte.

Hobhouse kam im August nach Rom und Neapel; die Freunde begegneten auf einem Ritt zwei besonders hübschen Bäuerinnen und begannen sich mit ihnen zu unterhalten. Byron unterstützte damals das Volk in Mira und in der Umgegend, denn die Ernte war schlecht gewesen und die Bauern litten fast Hunger. Die eine der Frauen warf ihm vor, dass er, der so gut sei, nichts für sie getan habe. Byron meinte, sie bedürfe bei ihrer Schönheit und Jugend der Hilfe nicht. Da sagte die andere, wenn er das schwarze Brot sähe, das sie jetzt essen, würde er nicht so scherzen. Man sah sich wieder und Byron verabredete ein Stelldichein mit Margherita. Als Marianna davon erfuhr, ging sie der Rivalin entgegen und erklärte ihr nachdrücklich ihr Recht auf den Engländer. Da Margherita eine kräftige Frau war, konnte Marianna nicht zu den gleichen Mitteln greifen wie einst. Byron nahm Marianna wieder nach Venedig in die alte Wohnung mit, aber das Verhältnis war kühler geworden, und auch Margherita hatte sich in Venedig eingefunden und wurde vom Dichter besucht.

Als Segati sah, dass der Engländer seine Frau vernachlässigte und die Geschenke nicht mehr so reichlich flossen, brütete er Rache und betrog den Dichter „aufs schamloseste“. Der Betrug muss sehr raffiniert gewesen sein, da Byron gezwungen war, vor Gericht zu gehen. Der Urteilsspruch war für Segati sehr ungünstig, Byron verwandte sich noch für den Verurteilten, so dass er mit einer achttägigen Gefängnisstrafe davonkam. Aus dem Prozess ergab sich, dass der Kaufmann seine Frau dem Fremden formell für ein Jahr abgetreten hatte.

III.

In Rom schrieb Byron den vierten Gesang seines „Childe Harold“, der sich vom dritten in der Schweiz entstandenen sehr unterscheidet. Während in diesem letzteren der Einfluss von Shelleys Pantheismus lebendig ist, geht der Dichter im vierten Gesang beschreibender und sachlicher vor. Es ist der Niederschlag der in Venedig und Rom empfangenen Eindrücke, vielleicht spiegelt sich auch etwas von Hobhouses klarer, nüchterner Art darin, der die Bedeutung der Aussenwelt nicht unterschätzt hat. Auf Spaziergängen besprach Byron die Oktaven, an denen er feilte, mit dem Freunde; Hobhouse, historisch gebildeter als der Dichter, machte ihn auf viele antike Überreste aufmerksam. Dies ergibt sich aus dem Kommentar, den Hobhouse zum vierten Gesang von „Childe Harold“ veröffentlicht hat, „Historical illustrations to the fourth canto of Childe Harold“.

Das Entzücken, das Rom im Dichter ausgelöst hat, gibt dem vierten Gesang eine bestimmende Note. Eine Schilderung reiht sich an die andere, Rom wird besungen als „city of the soul“, als „lone mother of dead empires“, als „Niobe of nations“, und Byron schildert die ewige Stadt nicht mehr vom Standpunkt des fremden Ritters, in dessen Gewand er in den ersten Gängen auftrat, sondern er wird er selbst. Und dieser Fesseln ledig, benutzt er jeden Anlass, um alles zu sagen, was ihm auf dem Herzen liegt, und flucht jenen, die sein Leben zerstört haben. Sein Zorn trifft selbst Lady Caroline Lamb, die in ihrem damals erschienenen Roman „Glenarvon“ versucht hat, die öffentliche Meinung in England gegen ihn einzunehmen.

Byron sanft und heiter konnte mit der naiven Hingabe eines Kindes lachen und scherzen, aber er war auch ein unerbittlicher Feind. Seiner Gattin trug er Vergangenes nach, seine Schwiegermutter hasste er. Einem seiner Freunde hat er gebeichtet, er habe häufig daran gedacht, sich das Leben zu nehmen, es aber nicht getan, um Lady Noel Milbanke nicht diese Freude zu bereiten.

Bis zum Herbst blieb Hobhouse in La Mira und nahm das bereits fertige Manuskript des vierten Gesanges von „Childe Harold“ mit. Byron schrieb unterdessen an seinem „Beppo“, zu dem ihn das Erlebnis mit Marianna angeregt hat. Es ist die Geschichte eines Mannes, der als verschollen gilt, als der Totgeglaubte wiederkommt, findet er seine

Gattin Laura in den Armen eines andern. Marianna, in etwas veränderter Gestalt, ist das Urbild der Heldin, der Gatte Byrons Gondoliere Tito, ein Mann von herkulischer Gestalt, der dem Dichter von Venedig bis nach Missolonghi treu gefolgt ist. Tito trug später türkisches Kostüm, um gewissermassen zu illustrieren, dass Byron seiner in seinem Gedicht gedacht habe. Der Graf in „Beppo", der den Gatten lange Zeit vertritt, war der in Venedig wohlbekannte Lebemann Francesco Rizzo-Pattarol, der Hausfreund des englischen Konsuls Hoppner. Der Graf pflegte bei keiner grösseren Gesellschaft in Venedig zu fehlen.

„Beppo" hat italienisches Kolorit, abgesehen davon, dass Venedig mit seinen Ridotti den Hintergrund abgibt, nähert sich die Form der Oktaven und die humoristische Art der Darstellung Bernis Versen, der nach Pulci der bekannteste italienische Humorist ist. Byron hat Berni den Vater dieses Zweiges der Dichtkunst genannt. Hier bekennt sich auch Byron zum erstenmal zu italienischer Moral. Bis jetzt war in seinen Dichtungen stets die Sühne der Sünde gefolgt, hier wird die Moral schwankend, und die Lösung erfolgt auf humoristische Weise. Zwischen dem heimkehrenden Gatten und dem Grafen kommt es nicht zum Kampf und die Geschichte findet einen befriedigenden Abschluss. Beppo begreift, dass Laura nicht die ganze Zeit im Zustand der Unschuld leben konnte, und der Graf wäre kein Venezianer gewesen, wenn er nicht die Gelegenheit zu einem Liebesverhältnis wahrgenommen hätte. Alles löst sich in Wohlgefallen auf. Beppo kehrt zu seiner Frau zurück, aber der Graf bleibt nach wie vor Hausfreund.

Um 1817 haben sich Byrons Vermögensverhältnisse ausserordentlich verbessert. Seine Familiengüter in Newstead erwarb sein Schulfreund, der Hauptmann Thomas Wildeman für den hohen Preis von 94 500 Pfund Sterling, so dass der Dichter seine Schulden bezahlen konnte und es ihm in dem damals billigen Italien möglich war, quasi als Fürst zu leben. Dazu kamen die nicht unbedeutenden Einnahmen aus dem Absatz seiner Werke. In England hätte er es als eines Lords unwürdig empfunden, sich Honorare von den Verlegern bezahlen zu lassen. Er hatte infolgedessen dieses Geld zu wohltätigen Zwecken bestimmt, aber da er in Venedig zuerst nur ein bescheidenes Einkommen hatte, liess er sich, gleich anderen Verfassern, auf Drängen seiner Freunde sein Honorar schicken.

Nach dem Bruch mit Marianna bezog Byron den Palazzo Mocenigo am

Canale Grande, hier führte Margherita Cogni ein energisches Regiment.

In dieses Haus brachte eine englische Bonne ein zweijähriges Mädchen mit blauen Augen und blonden Locken, es war Allegra, Jane Clairmonts Tochter. Die Mutter war mit dem Kinde nach Italien zu Mary Godwin gekommen, in der Hoffnung, Byron würde sie dank Shelleys Vermittlung in sein Haus aufnehmen. Aber der Dichter weigerte sich standhaft, sie zu sehen. Trotzdem ging Jane Clairmont mit Shelley nach Venedig, um wenigstens Allegra zu umarmen. Bei Fusine überraschte sie ein furchtbares Gewitter in der Gondel, und Shelley sah zum erstenmal Venedig von Blitzen beleuchtet. Jane Clairmont konnte ihr Kind bei Freunden umarmen, aber Byron blieb unsichtbar. Am nächsten Tage fuhr er mit Shelley nach dem Lido und trug ihm dort „Childe Harold's Pilgrimage“ vor.

Byron mietete die Villa „I cappucini“ beim Städtchen Este in den Euganäischen Bergen, von Weinbergen und einem Obstgarten umgeben. Von dort aus sah man das alte Schloss der Este*). Dieses Haus trat er in liebenswürdigster Weise Shelley für ein Jahr ab, dessen Verhältnisse einen solchen Luxus nicht gestatteten. Shelley liess seine Familie aus Bagni di Lucca kommen, aber sein krankes kleines Töchterchen Clara starb unterwegs. Wiederholt war Shelley bei Byron in Venedig. Er fand, Byron sei zum Riesen geworden, und sein Genius habe erst jetzt zu vollem Fluge ausgeholt; in der Schweiz stand Byron unter Shelleys Einfluss, jetzt begann sich das Verhältnis umzukehren. In der Villa „Cappucini“ schrieb Shelley „Prometheus unbound“, „Cenci“, „Julian and Maddalo“ und entwarf darin ein deutliches Bild von Byron.

In Byron jedoch erwachten in Verkehr mit Shelley alte Ressentiments gegen England.

Allegras Erziehung beschäftigte ihn sehr; in einem Hause, in dem die Bäckersfrau Margherita herrschte, konnte das Kind nicht bleiben. Frau Isabella Hoppner, die Gattin des Konsuls, bemühte sich darum ein Heim für das Kind zu finden. Im Gegensatz zu ihren prüden Landsmänninnen verargte sie Byron sein lustiges Leben nicht. Mit ihrer Hilfe brachte der Dichter Allegra in einem Kloster zu Venedig unter, wo sich die Nonnen ihrer ehrlich angenommen haben. Als Isabella

*) Die Villa gehört zurzeit der Familie Künkler, es wird noch ein Tisch gezeigt, an dem Byron geschrieben hat, als er bei Shelley zu Besuch war.

im Jahre 1818 einen Sohn zur Welt brachte, schrieb Byron, der Feind von Gelegenheitsgedichten, folgendes Epigramm:

„His father's sense, his mother's grace
In him, I hope, will allways fit so
With (still to keep him in good case
The health and appetite of Rizzo."

Rizzo war so beglückt, dass er diesen Vierzeiler in zehn Sprachen übersetzen liess, er war jedoch vorsichtig genug, das Wort „appetite" durch den Ausdruck „buon gusto" zu ersetzen. Als der Apotheker Ancillo diese Fälschung konstatierte, machte er den Grafen in der ganzen Stadt lächerlich, besonders da es ein öffentliches Geheimnis war, dass Rizzo bei keinem guten Essen fehle.

Byron war auch bei der Gräfin Albrizzi häufig zu Gaste, er nannte sie die italienische Madame de Staël — kein kleines Kompliment für die venezianische Contessa. Die Albrizzi, die immer noch gut aussah, versuchte Byron vor ihren Triumphwagen zu spannen, aber der Dichter, der diesen Frauentypus nicht liebte, wich ihr aus, ohne zu ahnen, dass die Gräfin in ihren „Ritratti" eine sehr gelungene Schilderung von ihm machen würde. Ihre Einladungen zu Tische nahm er zwar an, mied jedoch ihre „Conversazioni", da er dort zuviel durchreisenden Engländern begegnete. Dagegen verkehrte er viel bei der Gräfin Benzon, wo er eine ausschliesslich italienische Gesellschaft traf, die ihn weit mehr interessierte. Trotzdem begegnete er auch dort einer englischen Familie, mit der er ein peinliches Erlebnis hatte. Der Oberst Montgomery, Wellingtons Adjutant, kam mit seiner jungen Frau, einer Spanierin, und seiner Schwester Mary zur Gräfin. Neben Miss Montgomery nahm Angelo Mengaldo Platz, er wusste, dass sie mit Lady Byron befreundet sei und fragte, ob sie auch den Dichter kenne.

„Nur wenig," gab sie zur Antwort.

In diesem Augenblick stand Byron auf und kam in die Nähe des plaudernden Paares.

„Hier kommt Byron," sagte Mengaldo zu seiner Nachbarin, „gewiss will er sich Ihnen in Erinnerung rufen."

„Er wird es kaum wagen," gab sie empört zur Antwort.

Byron hatte durchaus nicht die Absicht, die Freundin seiner Frau zu begrüssen. Als ihm am nächsten Tage ihre Antwort hinterbracht wurde, wollte er ihren Bruder zur Verantwortung ziehen. Mr. Scott, Byrons Freund, gelang es jedoch die Angelegenheit beizulegen.



WEST
Bildnis der Gräfin Guiccioli
Nach einem Kupferstich in der Kaiserl. Fideikommissbibliothek zu Wien

Dieser Zwischenfall beweist nur, welche Stimmung gegen Byron in der englischen Aristokratie herrschte, man verglich ihn törichterweise mit einem Nero und Heliogabal.

Der Cavaliere Angelo Mengaldo, der unschuldigerweise Miss Montgomerys taktlose Bemerkung veranlasst hatte, wurde Byrons unzertrennlicher Gefährte in Venedig. Mengaldo, der ursprünglich juristische Studien betrieben hatte, trat in die napoleonische Armee ein und zeichnete sich bald als tüchtiger Offizier und vorzüglicher Schwimmer aus. Napoleon, der den jungen Offizier bei der Lektüre von Tacitus überrascht hatte, hielt grosse Stücke auf ihn, und die Erwartungen des Kaisers wurden bei Wagram nicht enttäuscht. Bei der Beresina rettete Montgomery den Oberst Moroni von dem Tode des Ertrinkens. Nach Napoleons Sturz wollte er sich als Rechtsanwalt in Venedig niederlassen, aber da ihm die österreichische Regierung die Erlaubnis hierzu nicht erteilte, wurde er ein Salonlöwe und führte ein ebenso unnützes Leben wie die meisten jungen Leute der Lagunenstadt. Er schrieb Tagebücher in französischer Sprache, die zumeist nur Liebeserinnerungen enthalten. Gelegentlich machte er auch Sonette auf schöne Frauen.

Byron und Mengaldo trafen sich mindestens zweimal täglich, beim Konsul Hoppner und am Abend in Salons, im Ridotto, im Theater Fenice, San Benedetto oder San Luca. Die beiden Freunde hatten viel Gemeinsames in ihrem Schicksal und in ihrer Art, die Welt zu apperzipieren. Beide mussten, aus ihrer Bahn geworfen, mit ihrer Familie brechen, fern von ihr leben, beide hatten Napoleon als Befreier Europas verehrt und waren Republikaner geworden, als sie ihre Ansichten geändert hatten, beide waren von den Reizen der Venezianerinnen fast zu sehr erfüllt. Doch kam es um der Schwimmkunst willen beinahe zu einem Missverständnis. Byron schlug seine Geschicklichkeit in körperlichen Dingen, namentlich im Schwimmen und Reiten fast höher an als seine dichterische Begabung. Als seine Vermögensverhältnisse sich gebessert hatten, hatte er mit Einwilligung des österreichischen Gouverneurs das unbenutzte Kriegsfort auf dem Lido zu Ställen umbauen lassen und ritt dort jeden Morgen einige Stunden. Ausserdem schwamm er mit Vorliebe und behauptete, dass sich, abgesehen von einem Cambridger Schulgenossen, der seinen Tod in der Themse gefunden hatte, niemand mit ihm in dieser Kunst messen könne. Als Byron sich im Salon der Gräfin Benzon einst rühmte, dass er in Konstantinopel den Hellespont innerhalb dreier Stunden durchschwommen habe, erzählte auch Men-

galdo von seinen Heldentaten in der Donau und Beresina. Die Freunde hatten die Absicht, ihre Kräfte in der venezianischen Lagune zu messen. Am 18. Juni 1818 beschlossen sie, vom Lido aus nach der Lagune und dem Canale Grande bis zur Erschöpfung zu schwimmen. Alexander Scott, der Sekretär des englischen Konsuls, schloss sich ihnen an und Hoppner begleitete sie in der Gondel. Man durfte nicht anders als auf dem Rücken schwimmend ausruhen. Mengaldo ermüdete zuerst, er kam nur bis Venedig und flüchtete bei der Piazzetta in eine Gondel, Scott kam bis zum Rialto, Byron jedoch bis Santa Chiara, er war vier Stunden und zwanzig Minuten im Wasser geblieben.

Am nächsten Tage war von nichts anderem als diesem Wettschwimmen die Rede und Byron erhielt den Spitznamen „il pesce inglese". Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich auch an andere Schwimmkunststücke Byrons. Aus seinem Palast wollte er nach dem jenseitigen Ufer des Kanals kommen, und da er keine Gondel in der Nähe sah, warf er sich in Kleidern ins Wasser und schwamm hinüber. Ein andermal legte er denselben Weg auf gleiche Weise in der Nacht zurück und aus Furcht vor Ruderstössen im Dunkeln arbeitete er nur mit der rechten Hand und hielt die Laterne in der linken.

Mengaldo überwand seine Niederlage bald und sein Verhältnis zu Byron war so gut wie bisher. Der Aufenthalt der Tänzerin Pallerini, in die Mengaldo, trotz ihres Verhältnisses zu Valmarana, dem Impresario von Fenice, verliebt war, trübte es zeitweilig. Auch Byron begann sich um die Gunst der Tänzerin zu bemühen; aus einer der letzten Strophen des zweiten Gesanges von „Don Juan" geht hervor, dass der Dichter diesmal nicht Sieger blieb, und da die ihn diesmal hindernde Philosophie in Liebessachen sonst keinen Einfluss auf ihn hatte, mag er mit Rücksicht auf Mengaldo auf die Pallerini verzichtet haben.

Mengaldo ritt häufig zusammen mit Byron nach dem Lido. Am 28. Februar 1819 kamen die Freunde bis nach Malamocco, vor ihnen lag die Lagune und das Adriatische Meer. „Hier möchte ich begraben sein," sagte Byron, „um die Stimme des Ozeans stets zu hören, jeder Winkel auf Erden unterliegt der Sklaverei, das Meer allein ist die Zufluchtsstätte der Freiheit."

Die Pferde, die Byron am Lido hielt und später nach Ravenna mitnahm, beschäftigten ihn lebhaft. Er war ein grosser Tierfreund und die Inschrift, die er in seiner Jugend auf dem Grabe seines Lieblingshundes angebracht hat, geniesst eine gewisse Berühmtheit: „Hier liegen

die Überreste eines Wesens, das schön war und nicht eitel, stark und nicht hochmütig, mutig und nicht grausam. Ihm eigneten alle menschlichen Vorzüge und keine menschliche Schwäche. Diese Grabschrift, eine hässliche Schmeichelei auf dem Grabe eines Menschen, gebührt dem Hunde Boatswain, geboren in Terre-Neuve im Mai 1803, gestorben in Newstead Abbey am 18. November 1808."

IV.

Im Palazzo Mocenigo führte Margherita Cogni das Regiment. Byron hatte sie nicht gerufen, sie hatte sich selbst eine Wohnung im Palast erzwungen. Im Juli 1818 erschien sie spät abends und bat um ein Unterkommen, da ihr Mann sie schlage, alles Geld durchbringe und sich nicht um sie kümmere. Byron erlaubte ihr die Nacht dazubleiben, aber am nächsten Tage stand die Sonne schon sehr hoch am Himmel und Margherita machte noch keine Anstalten, den Palast zu verlassen. Am Nachmittag kam der Mann, rot vor Zorn, er schrie, weinte, beschwor sie zurückzukommen. Sie gab immer nur dieselbe Antwort: sie würde sich nicht vom Fleck rühren. Der Bäcker requirierte die Hilfe der Polizei, man wandte sich an Byron, er aber sagte, der Gatte und die Polizei sollten machen, was sie wollten, er könne die Frau unmöglich durchs Fenster in den Kanal werfen. Cogni begab sich in seiner Not zum Gericht, die Frau wurde ihm zugesprochen und musste mit ihm abziehen. Nach einigen Tagen erschien sie abermals im Palazzo Mocenigo und liess sich dort häuslich nieder, ohne auch nur um Erlaubnis zu fragen. Byron wollte abermaligen Scherereien entgehen und sprach ihr freundlich zu, doch wieder nach Hause zu gehen, aber Margherita brachte den Dichter durch einen Witz in gute Laune und liess nicht ernsthaft mit sich sprechen. Ja, sie verstand sogar die Gräfin Benzon für sich zu gewinnen, die sie unter ihre Obhut nahm.

Die Frau gefiel dem Dichter übrigens in ihrer wilden Leidenschaftlichkeit, er ärgerte sich nur darüber, dass sie anfing, sich städtisch anzuziehen und Federhüte aufzusetzen. Den ersten Hut warf er ins Feuer, kaufte ihr jedoch einen andern, der ihr besser stand, um ihre Tränen zu trocknen. Dem Hut folgte ein langes Kleid, wie es die venezianischen Damen trugen. Byron fügte sich allmählich in diese Veränderung, besonders da die Frau schlank war und in langen Kleidern

gut aussah. Aber die Forderungen wurden immer grösser und ihre Launen immer gewaltsamer. In alles mischte sie sich hinein, tyrannisierte das ganze Haus, prügelte die Diener, wenn sie ihr nicht gehorchen wollten, und unterschlug Byrons Briefe, die ihr verdächtig erschienen, da sie namenlos eifersüchtig war. Byron überraschte sie dabei, wie sie einen an ihn gerichteten Brief buchstabierte, aber sie blieb ganz ruhig und erklärte, sie wolle lesen lernen, um all seine Briefe zu öffnen. Es sollte noch schlimmer kommen. Auf einem Maskenball in Fenice, „La Cavalchina" genannt, tanzte Byron mit der Gräfin Contarini, die zum vornehmsten venezianischen Patriziat gehörte. Margherita erschien, erkannte Byron, riss seiner Dame die Maske ab und machte eine furchtbare Szene, die dem Dichter natürlich äusserst peinlich war. Er beklagt sich in einem seiner Briefe über diese Frau und dennoch gefiel ihm ihre Antwort, als er ihr vorwarf, dass seine Tänzerin zum Patriziat gehöre und man sie nicht so brutal behandeln dürfe: „wenn sie eine vornehme Dame ist, so bin ich eine Venezianerin," erklärte sie hochmütig.

Im Herbst fuhr Byron mit Tito und einem zweiten Gondoliere nach dem Lido, unterwegs kam ein Gewitter, die Ruder zerbrachen, der Wind entriss ihnen die Hüte, mit knapper Not und Mühe erreichten sie den Kanal. Unterdessen lief Margherita im strömenden Regen von einem Gondoliere zum andern und wollte Byron zu Hilfe kommen, keiner aber wollte des Gewitters wegen das Wagnis unternehmen. Als die Barke endlich, dank Titos übermenschlicher Kraft, den Palazzo Mocenigo erreichte, stand Margherita weinend und verzweifelt auf der Plattform, ohne des Regens und Sturmes zu achten, und ihre Augen schienen mit den Blitzen zu wetteifern.

„Can della Madonna, bei dem Wetter nach dem Lido!" rief sie Byron als Begrüssung entgegen, dann aber wandte sie alle möglichen Mittel an, um ihn vor einer Erkältung zu schützen. Als alle Gefahr vorüber war, schickte sie ihn zu Bett mit dem schönen venezianischen Wunsch: „Benedetto ti e la terra che ti fara."

Byron schrieb gerührt über sie: „Du fändest sie sehr anmutig, wenn du in ihre grossen, schwarzen, glänzenden Augen sähest, diese Frau hat den Ausdruck von Faustina und die Gestalt einer Juno. Gross, schlank, energisch wie Pythia, mit schwarzem, welligem, im Mondschein schimmerndem Haar. Um der Liebe willen ginge sie zur Hölle, ich bin überzeugt, sie würde in jede Brust auf mein Geheiss den Dolch stossen, auch in meine eigene, wenn ich sie beleidigen würde. Ich liebe Tiere

dieser Art und sicherlich ziehe ich Medea allen Frauen der Welt vor."

Aber dieses schöne Tier begann Byron hinderlich zu werden, sie lastete auf seiner Freiheit, verfolgte ihn mit ihrer Eifersucht. Der Dichter war ihr nicht treu, insgeheim mietete er eine andere kleine Wohnung, ein „Casino", und empfing dort andere Freundinnen. Seine Freunde redeten auf ihn ein, Margherita ihrem Manne zurückzuschicken, man spräche schon zuviel über diese Frau in Venedig. Margherita erkannte, dass ihre Herrschaft zu Ende sei, und als sich der Dichter im Winter dazu aufschwang, ihr zu sagen, dass sie den Palast verlassen müsse, erklärte sie, dass sie eher ihn und sich töten würde. Am nächsten Tage, als Byron bei Tische sass, stürzte sie hinein, entriss ihm das Messer, brachte ihm eine leichte Wunde am Finger bei, aber die Diener sprangen herzu und entwaffneten sie. Das war Byron zuviel, er liess sie von seinem Gondoliere nach Hause schaffen.

Margherita fügte sich willenlos, schmerzgebeugt diesem Urteil. Als sie die Gondel bestieg, die sie für immer von Byron trennen sollte, verhielt sie sich fürs erste ruhig, aber als die Barke mitten im Kanal war, sprang sie mit einem Satz ins Wasser. Die Gondoliere vermochten sie zu retten, dann liess sie sich frierend und wassertriefend zu ihrem Manne zurückbringen.

Nach der Trennung schilderte Byron Margherita weniger enthusiastisch. Er gestand ihr zwar ihre ungewöhnliche Schönheit und Energie und noch einige gute Eigenschaften zu, sie erschien ihm aber als falsche Teufelin, die sich öffentlich ihres Einflusses gerühmt und die Mittel erzählt habe, mit denen sie ihn beherrsche. So wurde sie das Opfer ihrer eignen Dummheit.

Der späteren Byron idealisierenden Romantik war es unerträglich, in Margherita Cogni eine gewöhnliche Frau zu sehen, sie wurde zur Heldin umgestaltet, die dem genialen Dichter glich. Der Literat Gian Battista Cipro liess im Jahre 1837 das Drama „Lord Byron e Venezia" aufführen, darin tritt die Bäckersfrau als Genius des Friedens auf und versöhnt Byron mit seiner Gattin. Lady Byron kommt nach Venedig, lernt Margherita zufällig kennen, erfährt, dass der Dichter jede von ihnen verrät — das gemeinsame Schicksal vereint sie. Die edle Margherita heiratet, Lady Byron geht nach London zurück, und der Dichter vermacht ihr sein ganzes Vermögen, um seine Schuld zu sühnen, während er selbst als Büsser auf eine griechische Insel geht. Alles wird zu einem guten Ende geführt.

Während seines Verhältnisses mit Margherita fasste Byron den Plan zu einem grossen satirischen Epos, zu dem „Beppo" gewissermassen die Einleitung war. Luigi Pulci stand von allen Dichtern der Renaissance Byron am nächsten. Pulcis „Morgante" hat Byron vielleicht sogar überschätzt, im Jahre 1820 hat er den ersten Gesang dieses Heldengedichtes ins Englische übersetzt und diese Übersetzung war ihm neben „Childe Harold's Pilgrimage" das liebste seiner Werke.

„Ich brauche einen Helden!" sagte Byron und fand ihn im Don Juan, diese Gestalt erschien ihm für seine vielen Liebesabenteuer besonders geeignet. Pulcis Einfluss ist in der Wahl der Form ersichtlich, sie entsprach jedoch Byrons eigenster Art und Ansätze dazu finden wir bereits in seinem Schaffen. Der Dichter bricht jetzt mit allen Regeln der Poetik und wird, wie er es selbst ausdrückt, zum literarischen Anarchisten nach Pulcis Vorbild. Byron musste sich all des Grimmes entladen, der sich in ihm angehäuft hatte gegen seine Frau, Lord Castlereagh, die englische Gesellschaft im allgemeinen und seine Kritiker im besonderen. Für Don Juans erstes Abenteuer fand der Dichter Typen genug, für den einen und anderen Zug mag ihm auch Marianna als Vorbild gedient haben. Schwerer war es, dem Typus der Haidey im Leben zu begegnen, aber die jüngsten Erfahrungen mit Margherita mögen ihn zu diesem Charakter angeregt haben. Charakteristische Züge dieser Frau hat Byron Haidey geliehen, so wenn die Tochter des Piraten zur Furie wird, mit allen Fesseln der Kultur bricht und sich allein von Instinkt und Leidenschaft leiten lässt.

Der erste Gesang des „Don Juan", der am 15. Juli 1819 erschien, rief in England einen Sturm der Entrüstung hervor. Die Freunde rieten Byron, die weitere Veröffentlichung zu unterlassen, namentlich infolge seiner unbarmherzigen Schilderung der Lady Byron, deren Bild ohne weiteres in der Spanierin, Donna Inez, erkennbar war. Sie wird folgendermassen geschildert:

„Her favourite science was the mathematical
Her noblest virtue was her magnanimity
Her wit (she sometimes tried as wit) was Attic all
Her serious sayings darken'd to sublimity
In short, in all things she was fairly what I call
A prodigy . . . ."

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Some women use their tongues — she look'd a lecture

Each eye a sermon, and her brow a homily
An all-in-all sufficient self-director."

Es gab noch eine Menge anderer boshafter Anspielungen. Im lockeren Rahmen der Dichtung konnte sich Byrons Phantasie frei austoben; ein Werk entstand, in dem der Dichter sich gelegentlich in den Sphären höchster Geistigkeit bewegt, in das er wundervolle Beschreibungen einflicht, und eine Fülle boshafter Anmerkungen auf Menschen und Gesellschaft loslässt, aber auch diese wimmeln von scharfen Beobachtungen und schönen Vergleichen.

Byron hielt sich gern wie Shakespeare an ein gegebenes Motiv und war in diesem Sinne stets bereit, Anleihen bei geringeren Dichtern zu machen. Aber seine Phantasie schmolz dies Talmi zu lauterem Golde um, dessen Glanz verblüfft. Der italienischen Literatur hat er sich zu diesem Zwecke häufig bedient, einige Reminiszenzen aus Cellinis Biographie tauchen in seinen Werken auf, zu Don Juans Abenteuern in Russland hat ihn so manche Szene aus Giambattista Castis satirischer Dichtung „Poema Tartaro" angeregt. Casti war Josefs II. Hofdramaturg und Metastasios Nachfolger. Aber gerade durch dieses Gedicht hatte er sich dem Kaiser missliebig gemacht und musste Lorenzo da Ponte weichen.

V.

Neben Frau Tron und der Gräfin Albrizzi hatte Marina Benzon den besuchtesten Salon in Venedig. Sie stammte von der bekannten Familie Quirini ab, die wertvolle Sammlungen und eine öffentliche Bibliothek hinterlassen hat. Frau Benzon wurde allgemein la Benzona oder la bionda Marina genannt. Diesen Namen verdankte sie dem Dichter Lamberti, dem „Anacreon der Lagune", der zu Ehren der noch jungen Benzon eine Barkarole verfasst hatte, die mit den Worten begann:

„La Biondina in gondoletta
L'altra sera go mena."

Diese in Musik gesetzte Barkarole, eines der meistgesungenen venezianischen Lieder, hat ihre Runde durch ganz Europa gemacht.

Als Byron in Frau Benzons Salon verkehrte, war sie bereits 60 Jahre alt, hatte aber immer noch den Wunsch zu gefallen und glaubte im Ernst, das Herz des englischen Dichters erobern zu können. Ganz Venedig

war übrigens überzeugt, dass der Dichter eine Zeit hindurch Marinas verblühten Reizen erlegen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, denn Byron war stets darauf bedacht, in Liebessachen neue Erfahrungen zu machen und das Verhältnis zur „blonden Marina“ eröffnete ihm bisher ungeahnte Ausblicke.

Dass die Gefühle von Frau Benzon heisser waren als die einer gewöhnlichen Venezianerin, war nicht verwunderlich, Marina war in Corfu geboren, wo ihr Vater Pietro Antonio Quirini der Würdenträger der Republik Venedig war. Die Zwanzigjährige heiratete den Patrizier Pietro Benzon, ihr Sohn Vittorio war, als Byron ihn kennen lernte, bereits ein geschätzter Dichter.

Vittorio, blond wie die Mutter aber blass und kränklich, war, wie es allgemein hiess, der Sohn seines Onkels Alvise Vivarini, Liebesverhältnisse innerhalb der engsten Familie scheinen sein trauriges Erbteil zu sein, da Vittorio ein Verhältnis mit seiner verheirateten Schwester hatte. Diese Vorkommnisse haben Stendhal, der damals in Venedig war, zu seiner Novelle „Vie de Henry Brulard“ angeregt. Trotzdem war der berühmte Franzose von Frau Benzon und der Gesellschaft, die er bei ihr traf, so entzückt, dass ihm die Pariser Salons, damit verglichen, langweilig erschienen.

Vittorio hat Byron nicht geliebt, vielleicht wusste er, dass seine Mutter am englischen Dichter ein übergrosses Interesse genommen hat. In seiner Dichtung „Nella“ (1820 erschienen) machte er Byron den ungerechtfertigten Vorwurf, er habe in „Childe Harold's Pilgrimage“, in „Beppo“ und in der „Ode on Venice“ die patriotischen Gefühle der Venezianer verletzt. Da dieser Einfall kaum einem anderen Italiener gekommen sein dürfte, muss Vittorios Zorn auf Byron andere Ursachen haben.

La bionda Marina stand lange Zeit an der Spitze der Frauen, die ihr Leben genossen haben; auf ihren Mann nahm sie wenig Rücksicht, in geistiger und körperlicher Beziehung stand er unter ihr. Mit ihren unregelmässigen Zügen war sie nicht besonders schön, aber ihr Ausdruck, ihre Bewegungen waren so lebendig, dass wenig Frauen so gehuldigt worden ist wie ihr. Sie hatte einen hellen Teint, eine Adlernase, stolz geschwungene Brauen, goldschimmerndes Haar. Heiter und ausserordentlich natürlich, tat und sagte sie, was sie für gut befand und zog sich unbekümmert um alle Modevorschriften nach eignem Geschmack an. Wären die schwarzen Gondeln nicht gar so verschwiegen, sie könnten

von so manchem Liebesabenteuer der Marina berichten, und würden sich Verliebte im Karneval nicht hinter Masken verbergen, so wüsste die venezianische Welt um so manche Intrige, deren Heldin die Benzon war. Eine Hauptrolle in ihrem Leben hat das Verhältnis zum Marquis Giuseppe Rangoni gespielt, dem sie leidenschaftliche Briefe geschrieben hat, ihn freilich das eine und andere Mal „seduttore" nennend. Ihr Mann Pietro starb spät, aber doch noch früh genug, dass sie sich wenigstens für kurze Zeit mit ihrem Beppo vereinigen konnte. Sie versicherte Rangoni in ihren Briefen, die Madonna, zu der sie stündlich bete, würde ihrer nicht vergessen. Und die Madonna erhörte die Liebenden, Marina und Beppo heirateten einander, aber der Marquis war damals bereits 60 Jahre alt und die Witwe zehn Jahre älter. Da sie sich so sicher fühlte, ist es auch nicht verwunderlich, dass sie mit 60 Jahren trotz des grossen Altersunterschiedes Absichten auf Byron hatte. Byron kam gern zu ihren „Conversazioni", besonders da er dort die den Traditionen der Republik treu gebliebene Gesellschaft traf.

Gleichzeitig verkehrte Byron auch in einem künstlerischeren Kreise, bei den Perucchini, bei denen man auch schöne Frauen traf. Girolamo Perucchini, der Präsident des Höchsten Tribunals, war ein sehr begabter Mensch, sein Sohn Giambattista war gleichfalls Advokat, doch machten seine musikalischen Talente mehr von sich reden als seine Verteidigungsreden vor Gericht. Die jungen Perucchini gaben häufig Gesellschaften, den Mittelpunkt bildete Giambattista selbst, der venezianische Lieder komponierte und glänzend Klavier spielte. Seine Barkarole: „La note xe bela", „Sentite qua Catina", „Erbe per te migliori" und „Nice dorme" wurden in ganz Europa gesungen. Zar Alexander I. liess sich den begabten Musiker vorstellen und war sehr gnädig. Während des Kongresses zu Verona wartete Perucchini klopfenden Herzens auf den Zaren an der Treppe des Saales, in dem diplomatische Konferenzen stattfanden. Alexander hatte ihm versprochen, dass die russische Diplomatie für die Unabhängigkeit der Lombardei und Venetiens eintreten würde. Nach Schluss der Sitzung ergriff der Zar Perucchinis Hand und soll ihm gesagt haben: „Unsere Hoffnungen haben uns betrogen, teile deinen Freunden diese traurige Nachricht mit und weinen wir über das Schicksal deines Vaterlandes!"

Im Salon der Perucchini traf man alle für Musik interessierten Fremden. Dort haben Rossini, Gabussi, Bellini, Meyerbeer, Wolf und der Wiener Leidesdorf verkehrt.

Bei Marina Benzon lernte Byron im April 1819 die Frau kennen, die tief in sein Leben eingegriffen hat: die junge Gräfin Teresa Guiccioli. Erst vor einem Jahre hatte sie das Kloster, in dem sie erzogen worden war, verlassen und den 65jährigen Grafen geheiratet. Guiccioli war einer der vermögendsten Gutsbesitzer aus der Umgegend von Ravenna, und da er der liberalen Partei angehörte, war er in die gesetzgebende cisalpine Körperschaft gewählt worden, wo er übrigens keine wichtige Rolle gespielt hat. Nach dem Tode seiner ersten Frau Placida Grimani, die sehr vermögend aber kränklich gewesen war, heiratete er sein Dienstmädchen, das im Jahre 1817 starb. Kein volles Jahr später führte er die 17jährige Contessina Teresa Gamba zum Altar. Trotzdem er für sein freies Leben bekannt war, hatte ihre Familie sie ihm um seines Geldes willen gegeben. An jenem Abend begegnete Teresa Byron zum erstenmal, da es sehr spät und sie, nächtliche Vergnügungen ungewohnt, sehr abgespannt war, hatte sie keine Lust, den berühmten Engländer kennen zu lernen. Auch Byron war nicht für neue Frauenbekanntschaften eingenommen, er behauptete, dass ihn Liebesabenteuer bereits langweilen und er sich nicht neuen Unannehmlichkeiten aussetzen wolle, die sie stets im Gefolge haben. Der Zufall fügte es, dass sie plötzlich nebeneinander standen. Byron musste sich vorstellen, um nicht als unhöflich zu gelten. Als die Guiccioli Byrons sympathische Stimme hörte und den ausserordentlich schönen Mann sah, war ihre Müdigkeit verflogen, sie unterhielt sich lebhaft mit dem Fremden und nahm einen starken Eindruck mit. Auch Byron vergass angesichts der reizenden Frau seine Absicht, sich nicht wieder mit dem weiblichen Geschlecht einzulassen, und sie begegneten sich seitdem jeden Abend.

Nach der wilden Margherita erschien ihm diese junge zarte Frau mit lebhaften blonden Augen, langen Locken mit einem Stich ins Rötliche, die noch dazu in unglücklicher Ehe lebte, als Ideal *). Byron liebte es nicht, wenn Frauen viel assen, sah er in Gesellschaft eine Marquise, die ein Kalbskotelett mit Behagen verzehrte, so hatte er sofort eine gewisse

*) Reumont berichtet 1842 (Neue römische Briefe von einem Florentiner, 2. Teil, Leipzig, F. A. Brockhaus 1844), er habe die Gräfin Guiccioli seit dem Frühjahr 1834 nicht gesehen, aber in diesen acht Jahren habe sie sich kaum verändert und sei nur etwas stärker geworden. Ihr von Brockedon 1833 gezeichnetes Bildnis kommt wohl, trotzdem es etwas manieriert ist, Reumonts Eindruck am nächsten. Es ist in Byrons Werken publiziert. Nach Reumont glich die Guiccioli damals Tizians Frauentypus.

Aversion gegen sie. Die Hungertheorie, die er einst für sich ersonnen hatte, um sich zu vergeistigen, wollte er auch dem Wesen anpassen, das er idealisierte. Frau Guiccioli ass so wenig, als wenn sie nicht von dieser Welt wäre. Frau Albrizzi hat beobachtet, dass Byron, der stets unter der Herrschaft irgendeiner Frau stand, die Macht, der er sich beugte, vor sich selbst zu rechtfertigen suchte und in der schönen Despotin gern irgendein erdenfernes Wesen sah. So erschien ihm die Gräfin Guiccioli gleich am ersten Tage.

Wenige Tage genügten, damit Teresa sich so sehr in den Dichter verliebe, dass sie am Tage ihrer Abreise aus Venedig, nach der Trennung von Byron, aus Verzweiflung dreimal in Ohnmacht fiel. Unterwegs schrieb sie Byron einen Brief nach dem anderen, offenbarte ihm ihre Gefühle und kam vollkommen erschöpft nach Ravenna. Erst als sie einen Brief von Byron bekam, in dem er versprach, im Mai zu kommen, ward sie gewissermassen dem Leben wiedergegeben. Byron schob seine Reise hinaus, aus Furcht, die junge Frau durch sein Kommen ins Gerede zu bringen und von ihrer Familie schlecht aufgenommen zu werden. Als sie ihm schrieb, dass die ganze Familie auf sein Kommen vorbereitet sei und seine Anwesenheit zu keinerlei Verdächtigungen Anlass geben würde, verliess er Venedig am 1. Juni. Mengaldo gab ihm einen Empfehlungsbrief an seinen Freund Ercole Trotti-Mosti in Ferrara. Byron steckte das Kreuz der Ehrenlegion an die Brust des Freundes, mit den Worten, dass es keinen würdigeren Platz finden könnte. Mit diesem Kreuz hatte es eine eigene Bewandtnis. Ein englischer Soldat hatte es auf dem Schlachtfeld von Waterloo gefunden und Byron geschenkt. Der Dichter trug dies Andenken lange, er hatte es in der Hand, als er die Stätte besichtigte, auf der Wellington seine Triumphe gefeiert hatte, und als er nach Genf kam, schrieb er die berühmte Ode „On the Star of the Legion of Honour“. Als Ludwig XVIII. von dem Schicksal dieses Ordens erfuhr, fragte er Lord Steward, den englischen Gesandten in Paris, ob er Byron kenne. Steward berichtete, er sei ein Verwandter des Vaters von Byrons Gattin, der König bat ihn dem Dichter den Orden anzubieten, damit er das Kreuz der Ehrenlegion, das er bis jetzt in der Tasche geborgen, auf der Brust trage. Byron scheint diese Auszeichnung geschmeichelt zu haben, aber soviel bekannt, hat er das Kreuz nur zweimal angesteckt: auf dem Balle, den er der Gräfin Guiccioli zu Ehren im Palazzo Mocenigo gab, und beim Empfang des Abgesandten des griechischen Volkes, das

hat, eine Sammlung zugunsten der griechischen Freiheitskämpfer zu organisieren.

Den auf dem Schlachtfeld zu Waterloo gefundenen Orden der Ehrenlegion, den Byron seinem Freunde geschenkt hat, hat Mengaldo bei seinem Tode (1869) dem Abt Bernardi vermacht, der das wertvolle Andenken dem Museo Correr in Venedig hinterlassen hat. Der Literat Nazzareno Meneghetto hat die Geschichte dieses Ordens in einer Broschüre erzählt.

In Ravenna fand Byron Teresa fiebernd, Blut spuckend, todkrank. In Gesellschaft des Dichters wurde sie schnell gesund. Trotzdem riet Byron, den Doktor Aglietti aus Venedig zu berufen; als Guiccioli, vermutlich die Kosten scheuend, sich dazu nicht entschliessen konnte, bot Byron der Gräfin seine Villa Foscarini zu längerem Aufenthalt an, wo sie unter Aufsicht des Arztes sein konnte. Der Gatte war mit allem einverstanden, selbst damit, dass Byron die Kranke aus Ravenna nach Venedig bringe, was dem Dichter so seltsam erschien, dass er, Verrat fürchtend, gewissermassen den Dolch spürte. Später kam die Lösung des Rätsels: der Italiener war praktisch und bat den Engländer um eine Anleihe von 1000 Pfund Sterling, der Gedanke an einen Dolch lag ihm fern. Im Einverständnis mit dem Gatten und der Familie wurde Byron zum Cavaliere servente der Gräfin Guiccioli, obgleich es ihm nicht sympathisch war, in den Augen der Gesellschaft diese süsse aber gelegentlich auch sehr langweilige Funktion zu erfüllen. Namentlich hatte es ihn geärgert, dass Guiccioli ihn in einem 6spännigen Wagen durch die Strassen von Ravenna gefahren und der Öffentlichkeit gewissermassen als Hausfreund vorgestellt hatte. „Ich bin Beamter der Gräfin Guiccioli,“ schreibt Byron spottend an seinen Freund Murray, „aber hier ist die Moral überall die gleiche. In Faenza lebt Lord ..... mit einer Opernsängerin und am gleichen Ort dient ein neapolitanischer Fürst der Gattin eines dortigen Gonfaloniere. Cosi fan tutti e tutte.“

Die Gräfin war nicht schön, aber anmutig und hatte mehr vom englischen, als vom italienischen Typus. Von sehr zarter Gesundheit litt sie an Husten und Fieberanfällen. Sie hat sich auch nicht durch grosse Intelligenz ausgezeichnet, ihre hervorragendste, alle Vorzüge und Schwächen ihres Charakters überwuchernde Eigenschaft war ihre Sentimentalität. Lebenserfahrung konnte sie, die im Kloster gross geworden war, im Verhältnis zu Byron nicht entfalten. Nach dem Tode

des Dichters hat sie unter dem Namen Terese de Boissy eine Art Tagebuch veröffentlicht. Es ist ebenso sentimental wie unklar. Sie wiederholt sich fortwährend und das Buch ist viel zu breit angelegt. Auch die Briefe, die sie später an einen sehr begabten jungen polnischen Grafen Heinrich W. geschrieben hat, sollen nicht gerade bedeutend sein.

Als die Gräfin imstande war auszugehen, ging sie mit Byron auf Dantes Grab, sie ganz in Schwarz, er in englischer Uniform. In der Gedächtniskapelle des grossen Italieners legte Byron einen Band seiner Werke nieder und stand lange in Gedanken. Die Gräfin betete in der Kapelle. Die Nacht darauf schrieb Byron „The Prophecy of Dante"; wie in Ferrara bei Tasso suchte er in Ravenna seine Intuition bei Dante. Die Dichtung sollte die Einleitung zu einem grossen Werk werden, das Byron italienisch schreiben wollte, um seiner Liebe für sein neues Vaterland Ausdruck zu verleihen. Sein vorzeitiger Tod hat die Ausführung dieser Absicht verhindert.

Nach diesem Akt der Verehrung ging Byron mit seiner Beatrice in der ersten Septemberhälfte nach Venedig; Guiccioli begleitete das romantische Paar bis nach Bologna, vermutlich auf seine Weise nach Erlebnissen suchend. Der Graf war ein begeisterter Anhänger des Theaters und hat sich um die Verbreitung von Alfieris Dramen verdient gemacht. Ohne zu sparen hat er auf eigene Kosten Aufführungen veranstaltet.

Byron richtete die Villa La Mira für die Gräfin ein und verbrachte fast zwei Monate in Einsamkeit mit ihr. Das wurde ihm zu viel. Teresa langweilte ihn durch ihre Sentimentalität und als der Graf im November kam, um seine Frau zu besuchen oder eigentlich der erwähnten Anleihe wegen, die er jedoch nicht erhielt, hätte Byron gern in die Trennung von der Gräfin eingewilligt. Aber das war nicht so leicht, Teresa konnte man nicht wie die schöne Margherita behandeln und fortschicken, ohne sich weiter um sie zu kümmern. Glücklicherweise forderte der Graf, als er sah, dass es mit dem Gelde haperte, seine Frau zurück' vermutlich um den Bemerkungen einen Riegel vorzuschieben, dass er seine Gattin verkauft habe. Teresa wollte La Mira nicht verlassen und Byron musste seine ganze Überredungskraft aufbieten. Nach ihrer Abreise fand der Dichter, dass er der italienischen Abenteuer genughabe, und beschloss nach England zurückzugehen. Er schrieb einen zärtlichen Abschiedsbrief an die Gräfin, liess seine Sachen einpacken, war sogar schon im Reisekostüm — aber im letzten Augenblick besann er sich. Es war ihm,

der sein Vaterland hasste, um das unabhängige italienische Leben leid, vielleicht hatte er auch Gewissensbisse, die junge Frau, die ihr Leben um seinetwillen zerstört hatte, zu verlassen. Er begann phantastische Pläne zu schmieden, hatte die Absicht, mit Teresa nach Frankreich oder Amerika zu gehen und unter einem angenommenen Namen ein stilles zurückgezogenes Leben zu führen.

Nach ihrer Rückkehr in Ravenna erkrankte Teresa schwer, und Byron erhielt einen flehentlichen Brief von ihrem Vater, der bis jetzt gegen das Verhältnis gewesen war, er möge um Gottes willen nach Ravenna kommen, da die Gräfin nicht ohne ihn leben könne. Der alte Gamba versicherte ihn, dass auch Guiccioli nichts gegen seine Rückkehr einwenden würde.

Anstatt nach Amerika ging der Dichter nach Ravenna, diesmal in der Absicht, dort zu bleiben. Der Graf wies ihm eine Wohnung in seinem Palast an und Byron wurde der von der Familie und dem Gatten anerkannte Geliebte der Gräfin, die allmählich ganz gesund wurde. Byron meint in einem Briefe an Moore scherzend, ihre ganze Krankheit sei durch die Lektüre von „Corinna" verursacht.

In der zweiten Dezemberhälfte des Jahres 1819 begleitete Byron Teresa zu einem Ball beim Marquis Cavalli, zu dem 300 Personen gekommen waren, noch nie hatte der Dichter soviel schöne Frauen und soviel kostbaren Schmuck auf einmal gesehen. Seine Anwesenheit wurde als etwas vollkommen Selbstverständliches angesehen und der alte Gamba und sein Onkel behandelten ihn wie einen nahen Verwandten.

Während die Pflichten des Dichters als Cicisbeo ihren Höhepunkt erreicht hatten, bat Murray ihn, ein Buch über die italienische Gesellschaft und ihre Sitten zu schreiben. Byron fühlte sich, wie er sich ausdrückt, für diese Aufgabe zwar durchaus qualifiziert, da er unter Italienern lebte als „amico di casa", ja sogar als „amico di cuore" der Hausfrau, aber er hatte nicht die Absicht, über dies Thema zu schreiben, da die Engländer sein Buch nicht verstehen würden. „Italienische Moral", schreibt er, „ist anders als die der nördlichen Völker, und das Leben in Italien spielt sich anders ab als in England, Frankreich oder Deutschland. Die klösterliche Erziehung, die Institution des Cicisbeo, Bräuche, Anschauungen, ja die ganze Lebensführung ist in Italien so anders, dass sie dem englischen Publikum unverständlich bleiben muss. Das Volk ist mässig und zugleich zügellos, ernsthaft trotz seiner possenhaften Spiele, zum Wechsel neigend und doch beständig, Geselligkeit in der nordischen

Bedeutung dieses Wortes kennt es nicht, das eigentliche Lustspiel fehlt, weil auch die Gesellschaftsklasse fehlt, aus der man Typen schöpfen könnte. Selbst Goldoni bildet in dieser Beziehung keine Ausnahme. Die Conversazioni sind nicht der Ausfluss von Geselligkeit. Man geht ins Theater, um zu plaudern, und in den Salon, um zu schweigen. Die Frauen sitzen im Halbkreis, die Männer bilden Gruppen oder spielen das langweilige „Pharao" oder „Lotto reale" mit kleinen Einsätzen. Ihre musikalischen Akademien gleichen unseren Konzerten mit besserer Musik und grösseren Formalitäten. Unseren Einrichtungen sind ihre Bälle und Maskeraden während des Karnevals vorzuziehen, da gebärdet sich jeder während sechs Wochen wie wahnsinnig. Nach Tisch werden Verse improvisiert und man verulkt sich gegenseitig in einer Weise, die uns im Norden unverständlich wäre. Im Hause ist das anders. Nach meinen Erfahrungen mit Frauen, von der Fischersfrau bis zur „nobile dama", der ich jetzt diene, könnte ich davon etwas erzählen. Ihr System hat seine Regeln und Konventionen, es gibt eine gewisse Disziplin im Spiel der Herzen, von der man, ohne das Spiel zu verlieren, nicht abweichen darf. Die Frauen sind ausserordentlich zärtlich, aber eifersüchtig wie Furien, sie gestatten ihren Liebhabern nicht einmal zu heiraten und hindern ihre Eheabsichten, soweit sie es vermögen, sie wollen den Geliebten bei sich haben, auf der Strasse, im Hause, immer und überall, wo es sich nur ermöglichen lässt. Mit einem Worte: die Untreue wandeln sie zur Ehe und heben das siebente Gebot auf, der Familie wegen heiraten sie, um ihrer selbst willen lieben sie. Von ihrem Geliebten verlangen sie, dass er als Mann von Ehre treu sei, den Gatten betrachten sie als den Lieferanten aller Dinge, die für das Haus nötig sind. Im allgemeinen beurteilt man in Italien den Charakter eines Mannes oder einer Frau nicht nach ihrem Verhalten dem Gatten oder der Gattin gegenüber, sondern nach ihrem Verhältnis zum oder zur Geliebten. Während die Frauen sich ihr Leben auf diese Weise einrichten, nehmen sie öffentlich die grösste Rücksicht auf den Gatten, besonders wenn er nicht im Dienst einer anderen Frau steht. Der Servente wird gewissermassen als zur Familie zugehörig betrachtet. Es gibt auch Frauen, die, wenn sie sich in einen anderen verliebt haben, dem Mann davonlaufen, sich von ihm trennen, oder häusliche Szenen machen, aber das geschieht nur zu Beginn der Ehe, solange die Frauen noch keine Erfahrung haben. Ein derartiges Verhalten wird als töricht und exzentrisch angesehen."

Dieser Ansicht war auch Teresa, aber seltsam genug, nachdem ihre Beziehungen zu Byron über ein Jahr gedauert hatten, begann sich der Graf Guiccioli im Frühling 1820 zu empören und die Nachricht zu verbreiten, dass die Gräfin ein Verhältnis mit dem Engländer habe. Er spürte den Verliebten nach, aber die Gräfin war geschickter als er und er konnte nicht Beweise genug erbringen, um die Scheidungsklage gegen sie einzureichen. Zuletzt versuchte er es doch, hatte aber im selben Augenblick ganz Ravenna und Umgegend gegen sich, denn obgleich unglückliche Ehen häufiger auseinandergingen, pflegte man sich doch zu scheuen, den eigentlichen Grund der Trennung öffentlich zu nennen. Die Männer treuloser Frauen waren um die Familienehre besorgt. Seit zweihundert Jahren war es, wie Byron versichert, in Ravenna nicht passiert, dass ein Mann seine Frau eines unerlaubten Verhältnisses be zichtigt hätte. Teresas Familie war im höchsten Grade empört, dass der Graf den guten Namen der Gamba beflecke und gegen die Sitten ehelicher Wohlanständigkeit verstosse. Der alte Gamba forderte ihn, aber Guiccioli erklärte kühl, dass er sich nicht schlagen würde. Man begann Byron zu warnen, er möge auf der Hut sein, denn der Graf könne die Sache jetzt leicht mit der Waffe aus der Welt bringen, um so mehr, als er bereits zwei Meuchelmorde auf dem Gewissen hatte. Teresa flehte den Dichter an, nicht in die Pineta zu reiten, da man dort leicht aus einem Versteck auf ihn zielen könnte. Byron achtete der Warnung nicht, hatte aber stets zwei Pistolen und einen Dolch bei sich, ausserdem nahm er an, dass Guiccioli zu geizig sei, um einen Bravo für den Mord zu dingen.

Der Kriegszustand zwischen Byron und dem Grafen zog sich in die Länge, denn kein Advokat wollte die Scheidungsklage übernehmen, um sich nicht das öffentliche Missfallen zuzuziehen: Es hiess, Guiccioli sei entweder dumm oder ein ganz grosser Schuft, er inszeniere einen Skandal und mache Ravenna lächerlich. Der Graf erklärte, er habe das Verhältnis zwischen Teresa und Byron als ein rein freundschaftliches angesehen und sogar geglaubt, dass der Engländer mehr Sympathie für ihn habe als für seine Frau. Darauf wurde ihm vorgehalten, „ignis fatum“, das „Irrlicht“, wie die Italiener Byron nannten, sei durchaus keine unbekannte oder gar für ihre Sittenreinheit berühmte Persönlichkeit und sein Bruder habe ihm bereits vor einem Jahre geschrieben, in Rom heisse es, dass Teresa ihn verrate.

Zuletzt begann sich die Familie Gamba, um ihre bedrohte Ehre zu

wahren, der Sache energisch anzunehmen. Teresa reichte die Scheidungsklage in Rom ein, das gemeine Vorgehen des Gatten als Grund angebend. Der Graf versuchte der Trennung mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten, mit Rücksicht darauf, dass er für Teresas Unterhalt zu sorgen hätte, aber die Gamba hatten, unterstützt von befreundeten Kardinälen in Rom, Ernst gemacht.

Am 20. Juni 1820 kam das Trennungsdekret; Guiccioli wurde verurteilt, der Gräfin eine Pension auszuzahlen, ihr alle ihre Güter, ihre bewegliche Habe und ihren Schmuck auszuliefern. Die Gräfin sollte zu ihrer Familie zurückkehren und Byron durfte sie nur unter bestimmten Bedingungen sehen. Am 16. Juli 1820 ging die Gräfin aufs Land, Byron verblieb, weiterer Ereignisse harrend, in Ravenna.

Unterdessen nahm sich der Dichter des Schicksals seines unehelichen vierjährigen Töchterchens Allegra an, da er das Kind jedoch nach Teresas Abreise nicht bei sich erziehen konnte, gab er es ins Kloster Sant'Anna in Bagnacavallo, das einige Stunden von Ravenna entfernt lag und dafür bekannt war, dass die Kinder dort in guter Luft entsprechende Pflege erhielten. In einem Briefe an Hoppner rechtfertigte Byron sich, er könne einer unehelichen Tochter keine englische Erziehung geben, in England würde sie stets Schwierigkeiten haben, in Italien könne sie mit einer Mitgift von fünf- bis sechstausend Lire gut heiraten. Eine solche Mitgift wäre in England ohne jegliche Bedeutung. Ausserdem wünschte Byron, dass seine Tochter katholisch bleibe, da ihm diese Religion die sympathischste war.

Jane Clairmont hat sich energisch dagegen gesträubt, aber Byron liess ihre Briefe unberücksichtigt und wollte das Kind unter keiner Bedingung der Mutter anvertrauen.

Nach Teresas Abreise vereinsamte der Palazzo Guiccioli, und Byron verwandelte ihn in eine Arche Noah. Hunde, Katzen, Affen bevölkerten den Hof, Vögel flogen in den grossen Räumen frei umher und Shelley, der Byron in August 1821 besuchte, entwarf ein farbiges Bild dieses italienisch-englischen Landsitzes. Byron wirkte gesünder als in Venedig, litt aber trotzdem immer noch an Fieberanfällen und einem verdorbenen Magen. Doch fand Shelley, er habe sich in sittlicher Beziehung zu seinem Vorteil verändert und sei ruhiger geworden. Das Verhältnis mit Teresa sei ein Glück für ihn. Er lebe zwar im Luxus, verbrauche aber doch nicht sein gesamtes Jahreseinkommen,

das ungefähr 100000 Francs betrug. Den vierten Teil seiner Einnahmen hatte er für wohltätige Zwecke bestimmt.

Byron arbeitete viel, er schrieb am „Don Juan", schloss „Marino Faliero" und „Cain" ab und las Alfieris Dramen mit Entzücken. „Sardanapalus" hatte er auf Teresas Rat geändert. Er hatte einst ihr gegenüber behauptet, Liebe könne nicht das vornehmste Thema eines Dramas sein, sie widersprach dem und überzeugte ihn so weit, dass er diesem Gefühl im „Sardanapalus" eine grössere Rolle eingeräumt hat als vorher beabsichtigt.

Übrigens führte der Dichter ein abwechslungsreiches Leben in Ravenna. Die irren, die da glauben, dass die Gräfin Guiccioli Byrons Schutzengel wurde, der ihn völlig aus den Umarmungen gefährlicher Weiber befreite. Auch in Ravenna hat er Teresa betrogen. Er sehnte sich nach Margheriten und die Gelegenheit nach Ersatz bot sich bald. Byron fuhr in die Villa Castinelli in Casanello, um dort nach der Scheibe zu schiessen. Dort sah er eine junge Gärtnerin Marta, die ihm sehr gut gefiel. Im Verkehr mit Frauen erfahren, knüpfte er bald ein Verhältnis mit ihr an, und als er Ravenna verliess, wollte er sie nach Pisa mitnehmen. Aus Furcht vor einer ungewissen Zukunft zog sie vor, in ihrem Garten zu bleiben. Der italienische Literat Felice Tribolati in Livorno besass, soviel mir bekannt, eine Bleistiftzeichnung nach Marta. Sie war „fresca e frasca", ihre Locken fielen auf die Schultern herab, sie trug ein Kreuzchen um den Hals wie in der Gegend üblich und wirkte wie ein lustiger Schelm.

VI.

Byron war kein Politiker, er hasste die Diplomaten, die er Krämer nannte, die ein Volk stückweise verschachern, um so mehr liebte er Freiheit und Gerechtigkeit und stand stets auf der Seite der Unterdrückten. In seiner ersten Rede im englischen Oberhaus hatte er sich der Arbeiter angenommen, die durch Einführung der Maschinen in furchtbares Elend geraten waren; er kannte damals Italien noch nicht und trauerte so sehr über die politischen Fesseln, in die die Lombardei und Venedig geschlagen waren, dass er 1816 in London dem Klub der italienischen Carbonari beitrat und in Genf politische Dichtungen verfasste, die man ein Manifest des Aufruhrs gegen Kaiser und Könige genannt hat. Als er nach Italien kam, hatte erst die österreichische und

später die päpstliche Polizei ein wachsames Auge auf ihn. Den Pair von England konnte man nicht ohne triftige Gründe als überlästigen Ausländer ausweisen, aber als die amtliche „Gazzetta di Milano" von Byrons Ankunft erfuhr, beeilte sie sich, ihn dem Publikum als zwar sehr begabten Menschen vorzustellen, der aber ebenso unmoralisch und unreligiös sei und Dinge schreibe, die dem gesunden Menschenverstand widersprechen. An diesem System hielt die Zeitung während Byrons Aufenthalt in Italien fest und wurde darin von der „Gazzetta privilegiata" in Venedig unterstützt, die dem Engländer vorwarf, er sei Napoleons grösster Verehrer und unterstütze freiheitliche Ideen. Als Michele Leoni im Jahre 1819 den ersten Gesang von „Childe Harold's Pilgrimage" übersetzte, konfiszierte die Polizei die Auflage und verbot die Verbreitung dieses gefährlichen Buches*). Vielleicht mehr Anlass zum Zorn auf den Dichter hatte die Zensur, als Byron im vierten Gesang die Venezianer erinnerte, dass fremde Hände jetzt das rostige Schwert des Dogen führen. Die „Ode on Venice" (1818) war der Regierung gleichfalls unangenehm und die päpstliche und venezianische Polizei umgaben den gefährlichen Lord mit ihrer Fürsorge. Fürst Sciarra-Colonna, der Chef der päpstlichen Polizei in Bologna, berichtet seinem österreichischen Kollegen im Jahre 1819, „il nobile Inglese aveva opinioni libertine", man müsse ihn in Venedig beobachten, er bittet um Nachricht, sobald er in die Romagna gehe „per una nuova inclinazione galante". Als Mann von guter Erziehung liess Colonna den Namen der „inclinazione galante" — die Gräfin Guiccioli — unerwähnt, wohl in der Annahme, dass man in Venedig über dies Abenteuer unterrichtet sei.

Teresas Vater und ihr Bruder, der Graf Pietro Gamba, haben Byron in Beziehung zur Geheimgesellschaft der Illuminati gebracht, einem Ableger der Carbonari in der Romagna. Im Herbst 1820 kam der 20jährige, von patriotischem Eifer glühende Pietro Gamba aus Neapel nach Ravenna und brachte die Nachricht mit, dass sich ein Kampf unter König Murat gegen den Kirchenstaat und Österreich vorbereite, in der Absicht, Italien von der fremden Übermacht zu befreien. Die beiden Grafen Gamba und Byron traten der Gesellschaft der „Illuminati" bei. Gaetano Illuminati, der Schöpfer

*) Infolge der Berichte der venezianischen Landesregierung verbot das Wiener Ministerium am 5. Oktober 1819 den Verkauf der Broschüre „L'Italia Canto IV Pellegrinaggio di Childe Harold, scritto da Lord Byron e tradotto da Michele Leoni, Italia 1819".

dieser Vereinigung, war 1819 in Rom festgenommen worden und das dortige Gericht versuchte ihm auf alle mögliche Weise ein Geständnis zu entreissen, um der Anführer der Verschwörung habhaft zu werden. Illuminati, aus Furcht bei der Untersuchung Überflüssiges zu gestehen, verweigerte die Nahrung im Gefängnis, er wollte Hungers sterben und betrauerte nur das Schicksal seiner Geliebten Matilda Fabre in Venedig, die mit ihren zwei Kindern keinerlei Existenzmöglichkeit hatte. Illuminatis Hungerstreik wurde zu einer wichtigen Sache zwischen der päpstlichen Polizei und der österreichischen Regierung, und als es gelungen war, den Gefangenen zu bewegen, ein halbes Glas Limonade zu trinken, wurde selbst darüber nach Venedig berichtet. Der Gefängnispriester und der Arzt bemühten sich fortwährend auf das entgegenkommendste um Illuminati, in der Hoffnung sein Vertrauen zu gewinnen. Als der Arzt einst in ihn drang, Nahrung zu sich zu nehmen, antwortete Illuminati: „Si Lei avesse sul suo stomaco e sull' anima sua cio che io, anche Lei non amarebbe di vivere." Durch gute Behandlung veranlasste man den Gefangenen zum Geständnis, dass er im Jahre 1815 aus dem Friaul mit Girolamo Bonaparte und der Fürstin Elisa korrespondiert habe und den geheimen Auftrag von ihnen hatte, die Romagna und Venedig aufzuwiegeln*).

Gegen Ende des Jahres 1820 verhaftete die päpstliche Polizei Luigi Galassi, einen Carabiniere aus Imola, den man verdächtigte, der „Sekte" der Illuminati anzugehören. Galassi gestand, Byron sei eines der tätigsten Mitglieder dieser Verschwörung, ja einer der Führer und gebe viel Geld für revolutionäre Zwecke. Diese Angabe stimmte, der Dichter unterstützte auch die konstitutionelle Bewegung in Neapel.

Trotzdem Illuminati gefangen war, entwickelte sich die Verschwörung weiter, einzelne revolutionäre Gruppen entstanden, unter denen die „Cacciatori americani" die energischsten und tüchtigsten in der Romagna waren. Byron unterstützte sie mit Geldmitteln, lud die Maskierten 1821 während des Karnevals in seinen Palast, wo er sie bewirtete, sie forderten ihn auf, am 2. Februar zu einem revolutionären Bankett in die Pineta zu kommen. Bei einer zufälligen Begegnung begrüssten sie ihn als Freund der Freiheit und Byron dankte gerührt für diese Ehre, die ihn im Augenblick mehr freute als literarische Triumphe.

*) Rapport du 26 au 29 Octobre de M. le gouverneur de Rome au cardinal Consalvi sur le cours de l'affaire d'Illuminati. (Akt des Minist. der inneren Angel. zu Wien L. 9814 im Jahre 1819.)

Byron, der eine gewisse Vorliebe für paradoxe Bemerkungen hatte, behauptete häufig, er sei zur Tat und nicht zum Schreiben geboren.

Am 7. Januar 1821 verlautete das Gerücht in Ravenna, die päpstliche Regierung beabsichtige in der folgenden Nacht einen unerwarteten Streich zu führen und die Hauptverschwörer gefangenzunehmen. Pietro Gamba bat Byron um Rat, was zu tun sei. „Wir wollen uns lieber schlagen als uns gefangennehmen lassen,“ gab der Dichter zur Antwort und stellte sein Haus jenen zur Verfügung, die fürchteten, dass die Regierung Jagd auf sie machen würde. Vierundzwanzig Stunden könnten sich zwanzig Menschen in seinem Haus gegen Soldaten verteidigen, die die päpstliche Regierung in der Eile zusammenbringen würde, im Laufe dieser Zeit würde die Sache ruchbar werden und die Bauernbevölkerung den Belagerten zu Hilfe kommen.

Byrons Aufzeichnungen, in der Erwartung gemacht, dass die Verschwörer bei ihm Schutz suchen würden, sind sehr interessant.

„Es fehlt noch eine halbe Stunde bis Mitternacht,“ notiert der Dichter. „Es regnet. Die Nacht ist für ihr Vorhaben geeignet, es ist dunkel wie in der Hölle und der Wind pfeift . . . ich werde bis zum Äussersten kämpfen, die Sache ist gut.

Ich lausche gespannt und hoffe Schüsse zu hören, da sie geschworen haben, sich zu widersetzen, aber ich höre nichts als Regen und den heulenden Wind.

Ich will nicht zu Bett gehen, da ich es nicht liebe, geweckt zu werden, und warte auf die ‚Feier‘ — wenn sie noch kommt.

Holz lege ich im Kamine nach, habe die Waffe und ein Buch neben mir. Ich weiss nicht, wie viel kommen werden, aber ich halte die Carbonari für stark genug, um sich hier den Soldaten zu widersetzen . . .“

Das Gerücht war falsch, die Verschworenen kamen nicht, um Schutz bei Byron zu suchen, und niemand wurde in jener Nacht gefangengenommen.

Kaum einen Monat später notiert Byron in seinem Tagebuch, er habe die schlechtesten Nachrichten bekommen; der ganze Plan sei zusammengebrochen, die Führer verraten, und die Neapolitaner hätten den päpstlichen Machthabern erklärt, dass sie nicht einmal gewusst hätten, wofür sie sich schlagen sollten. „Die Italiener sind immer an ihrem Mangel an Einigkeit und Energie gescheitert,“ fügt Byron hinzu.

Er hofft, dass die Sache der Freiheit in Italien noch nicht verloren sei, und gibt den Carbonari in Ravenna 1500 Skudi und 100 Louisdor, d. h. ungefähr das ganze Bargeld, das er im Hause hatte.

Bald jedoch überzeugt er sich, dass das Volk selbst nicht an seine Sache glaubt. Die Regierung nimmt die Führer der unterdrückten Bewegung gefangen; die beiden Gamba, Vater und Sohn, wurden im Juli 1821 von der päpstlichen Regierung des Landes verwiesen. Zuerst wollten sie in die Schweiz gehen, besonders da auch Teresa diesen Plan unterstützte, aber Byron fürchtete, dass die in die Schweiz kommenden Engländer ihm das Leben schwer machen würden. Und dann konnte er sich nicht entschliessen, Italien zu verlassen, an dem er mehr hing, als an seinem eignen Lande. Die Gamba, Teresa und Byron beschlossen nach Toskana zu gehen, wo Ferdinand III. mit seinem Minister Fossombroni ein sehr mildes Regiment führte.

Im Oktober 1821 verliess Byron Ravenna. Er hatte Fieber, gab aber nicht nach und behauptete, dass diese fliegende Hitze, die ihn häufig überfiel, seiner Gesundheit eher zuträglich als schädlich sei. Nach einer Fieberattacke schien es ihm, als sei er „von seinem Körper losgelöst".

Die arme Bevölkerung in Ravenna, deren Wohltäter er war, reichte eine Petition beim Kardinallegaten ein, damit er Byron veranlasse, in der Stadt zu bleiben, in der er so geliebt werde. Der Kardinal war anderer Ansicht und wünschte den unbequemen Engländer so schnell als möglich loszuwerden. Das Gefolge des Dichters, das Ravenna verliess, bestand aus etwa 20 Menschen, 10 Pferden, 8 Hunden, 5 Katzen, 2 Affen, einigen grossen Vogelbauern mit Insassen, die Anführer dieses Trupps waren Fletscher und der treue Tito.

Byron liess sich nach kurzem Aufenthalt in Florenz in Pisa nieder, er mietete dort den Palazzo Lanfranchi, ein grosses unterkellertes Gebäude am Arno, in dem ein ganzes Regiment Platz gefunden hätte. Amüsiert schrieb er an Murray, dass dieser feudale Palast voller Geister stecke, Fletscher habe ihn gebeten, sein Zimmer zu wechseln, da es dort „spuke". Als er jedoch sein neues Zimmer bezogen hatte, kehrte er schleunigst ins alte zurück, da die Geister sich im neuen Raum noch lauter benahmen. Byron wurde gesagt, dass dieses Haus der Familie Lanfranchi, Ugolinos Verfolgern, gehört habe, vielleicht büssten die Seelen der Verbrecher dort. Diese angebliche poetische Vergangenheit des Palastes wirkte auf die Phantasie des Dichters so anregend, dass er

einigemal nachts sein Bett im Keller aufschlagen liess. Die Forscher nehmen jedoch an, dass der Palazzo Lanfranchi (heute Toscanelli) zu Ugolinos Zeiten noch gar nicht bestanden hat. Er wurde wie die meisten Privatpaläste in Pisa im XVI. Jahrhundert errichtet. Die Keller, in denen Byron danteske Visionen erlebte, waren Souterrains, in denen nie Gefangene gefoltert worden waren, höchstens hatte man dort Wein und Öl aufgespeichert.

Die Gräfin Guiccioli war bereits seit zwei Monaten mit Vater und Bruder in Pisa und wohnte in der Nähe Byrons auf dem Lungarno im Hause Parra. Auch Shelley kam mit der Clairmont am 25. Oktober; Teresa lernte Mary Godwin kennen, die ihr in ihrer Einfachheit, Güte und Herzlichkeit gefiel.

In Pisa führte Byron ein sehr regelmässiges Leben. Um zehn Uhr stand er auf, frühstückte zwischen elf und zwölf Uhr und ritt dann in Gesellschaft seiner Freunde nach Bagni di San Giuliano oder nach Porta alle Piagge. Auf freiem Felde pflegte er sich im Schiessen zu üben, als Ziel diente ihm ein Paolo, den er entweder an einen Baum befestigen oder sogar in die Luft werfen liess und im Fluge zu treffen versuchte. Da ihm die Bevölkerung neugierig zusah, liebte er es, gelegentlich einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben, zu Pferde erkletterte er den Deich, der die Stadt vor Überschwemmungen schützte, kam auf diesem Wege bis vor seinen Palast, ritt über die breite Treppe in den ersten Stock, erschien auf dem Balkon, streichelte sein Pferd zur Belohnung und verschwand dann unter allgemeinem Beifall.

Am Abend ging Byron zu Frau Guiccioli, blieb bis um elf Uhr bei ihr und setzte sich um Mitternacht vor seinen Schreibtisch, um, wie er sich ausdrückte, „Münzen in seiner poetischen Werkstatt zu prägen“. Er schrieb bis drei Uhr nachts und ging dann erst in sein Schlafzimmer. Einmal wöchentlich gab er ein Bankett, über das sich der mässige Shelley, der weder Fleisch ass noch Wein trank, ärgerte. Shelley beklagt sich brieflich bei einem Freund, diese Byronschen Feste seien eine furchtbare Nervenprobe für ihn, denn er müsse bis um drei Uhr morgens mitansehen, wie die Teilnehmer sich allmählich in Bordeaux-Fässer verwandelten.

Shelleys Freundschaft für Byron hatte überhaupt einen Stoss erlitten, namentlich da Byron sich weigerte, Jane Clairmont auch nur zu sehen.

Jane ging nach Florenz zurück. Die englische Kolonie in Pisa war zahlreich genug. Intimer als mit Byron verkehrte Shelley mit Williams,

der Spinoza übersetzte und viel geistige Berührungspunkte mit dem Dichter hatte. Den Mittelpunkt der englischen Gesellschaft bildete Williams liebenswürdige Frau. Zu ihren Verehrern gehörte Trelawney, ein junger, dunkler, einem Araber nicht unähnlicher Mensch, der allgemein der irrende Ritter genannt wurde, da er auf der Suche nach Abenteuern sich herumtrieb. Nach Pisa war er gekommen, um Byron und Shelley kennen zu lernen, da er ihre freiheitlichen Ideen teilte und ausserdem die Absicht hatte, mit Williams in den Maremmen zu jagen. Zur Gesellschaft gehörten ferner Kapitän Roberts und der Irländer Taaffe, der Dante übersetzte.

Shelley interessierte sich für die Contessina Emilia Viviani, ein Opfer des Cicisbeismus. Ihr Vater war eine zweite Ehe mit einer jungen Frau eingegangen, die einen von der Familie anerkannten Cicisbeo hatte; da Emilia besonders schön war, überredete die Stiefmutter den Vater, aus Furcht, dass ihr Cavaliere servente sich in das Mädchen verlieben könne, sie ins Kloster zu stecken. Als Shelley von dieser empörenden Tatsache erfuhr, wollte er Emilia helfen, aus ihrem Gefängnis zu entkommen, aber die schöne Italienerin entfachte eine „mystische Liebe“ in ihm, und unter dem Eindruck dieser neuen Beatrice schrieb er die Dichtung „Epipsychidion“. Ein Jahr darauf verheiratete man Emilia, „die schwesterliche Vestalin“, wie Shelley sie nannte, mit Biondi, einem Gutsbesitzer in den Maremmen; die Ehe war sehr unglücklich, die junge Frau erkrankte an der Malaria und starb bald darauf in Florenz.

Der Frieden der englischen Kolonie wurde sehr bald durch einen unangenehmen Zwischenfall getrübt. Am Abend des 24. März 1822 kam die Gesellschaft zu Pferde mit Byron an der Spitze durch die Porta alle Piagge zum Palazzo Lanfranchi zurück. In Byrons Gesellschaft befanden sich noch fünf Herren, darunter Shelley und Taaffe, in einem geschlossenen Wagen folgten die Gräfin Guiccioli und Mary Shelley. Plötzlich hörten sie Pferdegetrappel, Ernesto Masi, der Sergeant der Miliz „Reali cacciatori toscani“, jagte an ihnen vorbei, rannte Taaffe an und setzte seinen Weg, ohne sich zu entschuldigen, fort. Byron, in der Annahme, dass er einen Offizier der toskanischen Armee vor sich habe, der die Engländer absichtlich beleidigt hatte, gab seinem Pferde die Sporen, folgte Masi und forderte seine Karte. Der Sergeant, der nicht verstand, was man von ihm wollte, machte halt, als er sah, dass die ganze Gesellschaft ihm nachjagte. Schreiend und drohend umgaben ihn die

Engländer, und Masi schlug, um sich zu verteidigen, mit seinem Säbel so kräftig nach Shelley, dass er vom Pferde fiel, er vermochte freilich bald wieder aufzustehen. Es geschah dies in der Nähe des Palazzo Lanfranchi, Byron rief seine Diener, und der eine der Stallknechte, ein Venezianer, Giambattista Falcieri, stiess Masi mit einer solchen Wucht vor den Kopf, dass der Soldat auf seinem Sattel schwankte, stürzte und im nächsten Café mit den Worten zusammenbrach „son morto!". Man läutete Sturm, Masi wurde ins Spital überführt, Studenten und allerlei Volk hatten sich unterdessen vor dem Palazzo Lanfranchi angesammelt, bedrohten Byron und die übrigen Engländer, Rache schwörend. Der Dichter liess das Tor verrammeln, aber als die Menge erfuhr, dass der Urheber des Unglücks ein Italiener und nicht ein Engländer gewesen sei, ging sie allmählich auseinander. Byron glaubte nicht, dass es damit sein Bewenden habe, und liess den ganzen Palast, einen Angriff befürchtend, bewaffnen. Das Gewitter zog vorüber, Masis Wunde erwies sich als ungefährlich, Byron schickte ihm den besten Chirurgen der Stadt ins Spital, und nur die Gräfin Guiccioli war vor Schrecken erkrankt und musste zur Ader gelassen werden.

Masi war dies Abenteuer sehr gut bekommen. Als Ferdinand III. erfuhr, dass der Sergeant für den Militärdienst untauglich sei, gab er ihm eine Konzession für den Verkauf von Salz und Tabak in Pisa. Die Engländer besuchten den Laden eifrig, um den Helden zu malen, sein Bildnis konnte man eine Zeit hindurch in allen Buchhandlungen Londons ausgestellt sehen.

Falcieri kam ins Gefängnis, aber Byron sorgte durch üppige Kost dafür, dass es ihm dort nicht zu schlecht gehe. Nach zwei Monaten wurde er freigelassen, aber er, der Venezianer war, wurde aus Pisa ausgewiesen, mit der Begründung: „Granduca non vuol grattacapi!"

Ein schlimmeres Ereignis als dies Abenteuer sollte Ende April folgen. Plötzlich erhielt Byron die Nachricht, dass Allegra am Fieber erkrankt und einige Tage später gestorben sei. Der Dichter, der das Kind sehr gern hatte, hat seinen Tod ehrlich beklagt. Er liess die kleine Leiche nach Harrow in England überführen, wo sie beim Eingang in die Kirche beigesetzt wurde. Die Kirchenverwaltung verbot die Anbringung einer Inschrift, um die puritanische Bevölkerung nicht durch die Tatsache zu reizen, dass Byron eine uneheliche Tochter habe.

All diese Ereignisse hatten Teresas zarte Gesundheit so erschüttert, dass der Arzt ihr Seebäder zur Stärkung empfahl. Sie ging nach Montenero

bei Livorno, wo Byron eine Villa „Casa rossa" mietete. Der Gräfin folgten ihr Vater und Bruder, da die toskanische Regierung ihnen zu verstehen gegeben hatte, dass ihr fernerer Aufenthalt in Pisa dem Grossherzog nicht angenehm sei.

Kaum hatten sie sich in Montenero niedergelassen, als es zu einer Prügelei zwischen den Dienern des jungen Gamba und Byrons Lakaien kam, in der selbst Pietro Gamba als Schiedsrichter verprügelt wurde. Die Florentiner Regierung, der der Aufenthalt der notorischen Revolutionäre auf ihrem Territorium nicht recht war, erliess die Verfügung, dass die Gamba das toskanische Gebiet innerhalb dreier Tage zu verlassen hätten. Byron ging mit Teresa nach Pisa zurück, wo er bis zum September blieb; er sollte dort noch viel Schweres erleben.

Im vergangenen Herbst hatten er und Shelley beschlossen, eine Zeitschrift in England zu begründen, in der sie namentlich ihre eigenen Werke veröffentlichen wollten. Auf diese Weise wollten sie alle Unannehmlichkeiten mit den Verlegern umgehen. Als Redakteur hatte Shelley Leigh Hunt bestimmt, der nach Italien kam, um sich mit Byron über einzelne Punkte zu verständigen. Er kam zu einem ungeeigneten Zeitpunkt, im Augenblick, da die beiden Gamba Montenero verlassen mussten, und brachte unglücklicherweise auch seine Frau und sieben Kinder mit. Byron brachte die ganze Schar im Palazzo Lanfranchi unter und erwartete Shelley, um Bestimmungen bezüglich der Redaktion zu treffen. Shelley lebte damals in Lerici bei Livorno und machte sich in den ersten Julitagen mit dem Segler „Ariel" nach Pisa auf. Byron war die Lust zur Zeitschrift vergangen, aber auf Shelleys Drängen begann man die Sache in Angriff zu nehmen.

Shelleys Rückkehr nach Lerici schloss mit einer furchtbaren Katastrophe: der „Ariel" zerschellte und Shelley und Williams fanden am 8. Juli 1822 ihren Tod. Erst zehn Tage später warf die See die beiden Körper in Viareggio ans Ufer, sie wurden dort in der Nähe des Meeres bestattet. Shelley hatte zu Lebzeiten den Wunsch geäussert, in Rom begraben zu werden, falls er in Italien sterben sollte. Gemäss den sanitären Vorschriften in Toskana mussten die Leichen erst verbrannt werden, da nur die Asche überführt werden durfte. Am 16. August wurden die beiden Holzstösse errichtet. Byron, der eine gewisse Vorliebe für seltsame Wirkungen hatte, hielt das alte Ritual streng ein. Cypernholz, mit wohlriechenden Ölen getränkt, wurde aufgeschichtet, er entzündete die Fackel selbst und wandte dabei den Blick nach einer

anderen Seite. Da es an Klageweibern fehlte, wandte er sich an die Trauerversammlung mit den Worten: „Ilicet!“ Nachdem alle fortgegangen waren, entledigte Byron sich seiner Kleider und schwamm zu seiner Jacht, die in der Nähe des Ufers vor Anker lag.

Die Holzstösse brannten zwei Tage, dann wurde die Asche des grossen Dichters in einer Urne nach Rom gebracht und auf dem schönen Friedhof bei der Cästius-Pyramide beigesetzt.

Als Trelawney, der dem traurigen Akt beiwohnte, sah, dass Shelleys Herz zu brennen beginne, sprang er in die Flammen und rettete mit Lebensgefahr ein Stück des brennenden Herzens, um es der Witwe zu bringen.

Vor seinem Tode trug sich Shelley mit schweren Gedanken. Er hatte bei Trelawney angefragt, ob er einen Chemiker kenne, der ihm Gift zur Verfügung zu stellen bereit sei. Er denke zwar für den Augenblick nicht daran, sich das Leben zu nehmen, aber es sei immer gut, den goldenen Schlüssel, der die Pforte der ewigen Ruhe erschliesst, bei sich zu haben.

Nach diesen traurigen Vorfällen wurde Byron immer nervöser und melancholischer. Sein Gesundheitszustand verschlimmerte sich durch einen heftigen Fieberanfall. Lady Blessington erzählt, Byron sei so schmal, dass er fast eine Knabengestalt habe, seine blasse Hautfarbe mache nicht den Eindruck von Krankheit, denn es sei jene Blässe, die den Dunklen eigne. Seine tiefdunkelbraunen, von Natur gelockten Haare waren vor der Zeit ergraut.

Im September 1822 übersiedelten Byron und Teresa nach Genua, wo die Gamba wohnten. Ihnen folgte Hunt mit seinen sieben Kindern, da die Zeitschrift trotz Shelleys Tod in London unter dem Titel „Liberal“ zu erscheinen begann. Sie stiess aber auf so grosse Opposition in konservativen Kreisen, dass sie es nur bis zu vier Nummern gebracht hat.

Byron, Teresa und die beiden Gamba liessen sich im Dörfchen Albano nieder, unmittelbar vor den Toren der Stadt. Er mietete die grosse „Casa Saluzzo“, aus dem Garten hatte er einen wundervollen Blick auf das Meer und die amphitheatralisch sich aufbauende Stadt. Als er in grösserer Gesellschaft die „Paradiso“ genannte Villa besuchte, machten die Genuesen den boshaften Witz: „Il diavolo e rientrato in Paradiso.“ Sie standen offensichtlich unter dem Einfluss der Engländer, deren es dort viel gab. Der Dichter nahm sein gewohntes Leben wieder auf, angeregt von der Schönheit des genuesischen Meerbusens schrieb er „The Island“,

ritt wie in Pisa und ging auch viel in Gesellschaft. Er traf Lady Blessington häufig, sie war die Tochter eines kleinen irländischen Gutsbesitzers Powers und hatte nach dem Tode ihres ersten Mannes, des Kapitäns Saint Léger Farmer, Lord Blessington geheiratet. Durch ihre ungewöhnliche Anmut und grosse Eleganz hatte sie sich in der Gesellschaft bald eine besondere Stellung zu schaffen verstanden, sie schrieb Romane, in denen sie den Puritanern die heuchlerische Maske abriss. Namentlich ihre Erzählung „The victims of society" rief in England einen Sturm hervor, während sie Byrons Sympathie für die schöne Engländerin weckte.

Sie war in Gesellschaft ihres Gatten und ihres Geliebten, des Grafen Alfred d'Orsay, nach Italien gekommen und hatte einen Empfehlungsbrief von Thomas Moore an Byron mitgebracht. Die schöne, kluge, witzige, elegante Frau gefiel Byron ausserordentlich und machte Teresa unglücklich, die von einer masslosen Eifersucht verzehrt wurde. In ihren Erinnerungen aus Italien hat Lady Blessington Byron als „Idler in Italy" geschildert. Später verteidigte sie den Dichter gegen den Vorwurf der Blutschande, den Henriette Beecher-Stowe 1869 gegen ihn in ihrem Buch „True story of Lady Byron's life" erhob. In ihren „Conversations with Lord Byron" hat Lady Blessington die letzten Augenblicke des Dichters in Italien farbig, wenn auch oberflächlich dargestellt.

Ihr Gefährte, Graf d'Orsay, ein Weltmann und Kartenspieler, hat eine Bleistiftzeichnung von Byron gemacht, die vielleicht dem Urbild am nächsten kommt. Entgegen der allgemeinen Anschauung fand Lady Blessington an Byrons Haltung zu Pferde allerlei auszusetzen.

Wenn Byron diese Frau eher kennen gelernt hätte, wäre er vielleicht nicht nach Griechenland gegangen. Er gestand ihr, dass er sich mit Teresa trotz ihrer Vorzüge nicht glücklich fühle, und machte sich Vorwürfe, dass er ihr Leben zerstört habe. Er behauptete, in einem Augenblick poetischen Überschwangs den Plan gefasst zu haben, in Griechenland mitzukämpfen, damals habe er den fatalen Brief an das griechische Komitee nach London geschrieben und sich bereit erklärt, sich auf den Kampfplatz zu begeben. Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Verhältnis zu Teresa auf ihm gelastet hat und dass er durch die Reise nach Griechenland für eine Zeit hindurch von ihr freikommen wollte. Er zweifelte daran, dass seine Anwesenheit in Griechenland zur

Befreiung des bedrängten Volkes beitragen könne, und fürchtete nur, sich lächerlich zu machen, wenn er sich zurückzöge; die Ehre verbot ihm, in Genua zu bleiben. Wenn er eine Frau um sich gehabt hätte, die einen grösseren Einfluss auf ihn ausgeübt hätte als die Gräfin Guiccioli, wäre es vielleicht nicht zu dieser tragischen Reise gekommen, aber diese schwache passive Frau vermochte ihn nicht auf die Dauer zu halten*).

Während der letzten Tage seines Aufenthalts in Genua traf Byron Lady Blessington bei einem Diner und machte ihr einen sehr vergnügten Eindruck. Er nahm von jeder Schüssel, trank drei Glas Champagner und sagte, er wolle diesen Tag als Festtag betrachten, trinken und froh sein. Aber diese Augenblicke heiterer Laune waren selten, er hatte traurige Vorgefühle, die sich steigerten, als er im Frühling des Jahres 1823 zusammen mit Pietro Gamba und John Trelawney das Schiff bestieg, das ihn nach Missolonghi bringen sollte.

Nicht in der Schlacht, sondern einsam und im Fieber starb Byron am 18. April des Jahres 1824 in Griechenland. Er bedurfte keiner kriegerischen Taten, sein Ruhm als Dichter war gross genug, damit man auf seinem Grab in der Dorfkirche zu Hucknall Torhard auf einer Marmortafel nur das eine Wort anbringe: „Byron".

VII.

Am 17. Oktober 1829 schrieb Edward Odyniec aus Venedig an seinen Freund Korsak, er sei mit Adam Mickiewicz auf dem Lido gewesen. Der grosse polnische Dichter hatte Byrons gedacht, an den ihn alles mahnte. „Er hat von Byron und Napoleon gesprochen," berichtet Odyniec, „von den beiden grossen Helden unseres Jahrhunderts." Mickiewicz war der Ansicht, dass diese beiden, der Riese der Poesie und der des Krieges, ihre Mission nicht erfüllt hätten, da der Stolz die Liebe

*) Nach Byrons Tod ist die Gräfin Guiccioli nach Genf gegangen, 1848 hat sie den Marquis de Boissy, einen Franzosen, der ebenso alt war wie Guiccioli, geheiratet. Mit ihm hat sie in Paris gelebt und in der grossen Welt verkehrt. Man erzählt sich, dass der Marquis sie Louis Philippe folgendermassen vorgestellt hat: „La Marquise de Boissy, ma femme, ci-devant maîtresse de Lord Byron", doch ist dies sicherlich nur ein boshafter Witz. Sie wurde sehr alt, starb in Florenz und hat bis zu ihrem Tode kokette Locken getragen.

in ihnen ertötet habe, die Liebe aber sei die einzige Kraft, um das Böse zu bekämpfen.

Mickiewicz stand Byron damals zu nahe, um die Wirkung des Dichters ganz abschätzen zu können. Wenn man es die Mission eines Menschen nennen kann, seine Anschauungen und Ideen seiner Zeit aufzuprägen, so hat Byron sie ganz erfüllt, da er den Stempel seines Genius der gesamten europäischen Literatur aufgedrückt hat. Ob dieser Einfluss gut oder schädlich war, darüber vermochte sich damals niemand Rechenschaft zu geben, aber jeder stand unter seinem Zauber. Dieses Gefühl der Unsicherheit in der Schätzung des grossen Dichters tritt im nachstehenden Vers von Lamartine deutlich zutage:

„Toi, dont le monde encore ignore le vrai nom,
Esprit mystérieux, mortel, ange ou démon,
Qui que tu sois, Byron, bon ou fatal génie,
J'aime de tes concerts la sauvage harmonie
Comme j'aime le bruit de la foudre et des vents,
Se mêlant dans l'orage à la voix des torrents.“

Auch wir, die wir Byrons Wirksamkeit aus der Ferne betrachten, können uns nicht genau Rechenschaft darüber geben, worin denn die Kraft bestanden hat, mit der er poetische Seelen Jahrzehnte hindurch unterjocht hat und es bis zu einem gewissen Grade auch heute tut. Selbst ein Goethe hat ausserhalb der Grenzen seines Landes keinen solchen Einfluss gehabt wie der gleich einem Meteor aufgestiegene und versunkene Dichter.

Dieses Rätsel löst nur die poetische Leidenschaft, die sein Herz erfüllt hat, und die Tatsache, dass er alle Schilderungen von Dingen und Menschen aus seinem eignen Empfinden geschöpft hat. „Ich wäre nicht imstande, über irgend etwas zu schreiben,“ hat Byron erklärt, „wenn ich den Kern dazu nicht in mir fände.“ Leere gegenstandslose Lyrik war ihm verhasst, Petrarcas Sonette erschienen ihm verächtlich und in der „Divina Commedia“ haben ihn nur leidenschaftliche Szenen wie die Episode von Francesca da Rimini hingerissen. Die Philosophie des grossen Florentiners konnte und wollte er nicht verstehen, denn für ihn hatte nur Wert, was sich in der Poesie restlos veranschaulichen liess. Malerei, Plastik und Architektur waren ihm ausserordentlich gleichgültig. Dass er während seines Aufenthaltes in Rom an den Fresken des XIV. und XV. Jahrhunderts blind vorbeigegangen ist, ist nicht verwunderlich, der damaligen Zeit war der Sinn für die Schönheit der Primitiven noch

nicht aufgegangen; selbst Goethe, als er Jahrzehnte früher in Assisi geweilt hat, hat nur einen Blick für das kleine Minervatempelchen in Assisi gehabt und nichts von der Grösse von Giottos Kompositionen in San Francesco geahnt. Aber Byron erwähnt weder Michelangelo noch Raffael, als er seine Eindrücke aus dem Vatikan aufgezeichnet hat. Nur antike Ruinen haben auf seine Phantasie gewirkt und sein Schaffen beflügelt. In Galerien haben ihn unbedeutende Sachen oft am meisten interessiert, und die Schule von Bologna hat er über alle Massen geschätzt. In der Plastik war Canova sein Ideal, er hat ein Epigramm auf dessen Helena gemacht, aber an Sansovino ist er gleichgültig vorbeigegangen. Trotz seines langen Aufenthaltes in Ravenna hat er die Mosaiken in San Vitale und San Apollinare kaum gesehen.

Byron stand den Werken der Renaissance zu fern, um die Menschen und die treibenden Kräfte jener Zeit zu begreifen. Die Gegenwart und das, was unmittelbar zur Phantasie spricht, hat ihn mehr beschäftigt. Aus diesem Grunde hat er sich häufig selbst widersprochen, da er das geschrieben hat, was ihn im Augenblick frappiert hat. Als man Byron vorwarf, dass er Menschen und Dinge zu schwarz sehe, gab er zur Antwort: „Ich fühle, dass ihr recht habt, aber zugleich fühle ich auch, dass ich aufrichtig bin.“ Diese Aufrichtigkeit wirkt zwingend, besonders da Byron in einer Zeit schrieb, in der die diplomatische Lüge gewissermassen das Losungswort für die Befreiung der Völker war, wo die Eroberungspläne von Monarchen und Ministern sich hinter Romantik verbargen, wo man Völker in Stücke schnitt, um sie zu beglücken.

Byron hatte immer gerade Männer hinter sich, die ihm Beifall gespendet haben, da er die Wahrheit sprach. Auch dem Stück Sehnsucht und Melancholie, das in jeder höher gearteten Seele lebt, lieh Byron beredten Ausdruck, und so fand er den Beifall Tausender.

Das heisse Verlangen nach Freiheit, das in all seinen Werken lebendig ist, hat die Welt mitgerissen, besonders da der Dichter in Zeiten einer politischen Reaktion, die ganz Europa geknebelt hat, schrieb. Deutsche, Spanier, Italiener, Griechen, Russen, Polen, selbst Amerikaner mögen Byron besser als seine eignen Landsleute verstanden haben, der Dichter hatte allgemein menschlische Eigenschaften und war zum Weltbürger geworden. Er selbst fühlte sich in England am wenigsten verstanden. Die Republik erschien ihm als die Regierungsform der Zukunft, Tyrannen hat er gehasst, ob sie sich nun Könige oder Beherrscher von Republiken genannt haben; monarchischer Des-

potismus war ihm ebenso zuwider wie radikale Demagogie. Resigniert sagte er, wenn die Völker unbedingt Tyrannen haben müssen, so möge es der „gentleman“ aus vornehmem Blut sein, der zu dieser Beschäftigung geboren sei. Und wie recht er mit dieser Forderung hat, beweisen viele venezianische Dogen.

LITERATURANGABEN

Ademollo, Alessandro, Corilla Olimpica. Firenze 1887.
Ademollo, Alessandro, Figuri e figure casanoviane. Fanfulla della Domenica 1882—1885.
Albrizzi, Isabella Teodochi, Ritratti. Pisa 1826.
Alfieri, Victor, Mémoires. Paris, Firmin Didot 1862.
Alfieri, V., Tragedie. Trieste 1857.
Alfieri, Vittorio, Lettere edite ed inedite a cura di Mazzantini. Torino, Roux 1890.
Alfieri, Vittorio, Il Misogallo. London 1799.
Algarotti, F. Conte, Opere. Venezia 1791—1794. 17 Bde.
Antona-Traversi, Camillo, Di un amore di Ugo Foscolo. Milano, Fratelli Dumolard 1883.
Archenholz, J. W., England und Italien. Karlsruhe 1787. 5 Bde.
Baffo, Giorgio, Raccolta universaledelle opere di Giorgio Baffo. Veneto, Cosmopolis 1789. 4 Bde.
Bachet, Armand, Les archives de Venise, histoire de la chancellerie secrète. Paris 1870.
Barthelémy, Voyage en Italie 1755—1757. Paris 1801.
Barthold, F. W., Die geschichtlichen Persönlichkeiten in Jakob Casanovas Memoiren. Berlin 1846. 2 Bde.
Bazzoni, Augusto, Giacomo Casanova confidente degl' Inquisitori di Stato di Venezia. Nuovo Archivio Veneto 1894.
Bernis, Abbé de, Lettres et mémoires du Cardinal de Bernis pub. par F. Masson. Paris 1878. 2 Bde.
Bertana, Emilio, Vittorio Alfieri IIa Edizione accresciuta. Torino, Loescher 1904.
Bertolloti, A., Divertimenti publici nelle feste religiose del secolo XVIII dentre e fuori delle porte di Roma. Roma 1887.
Bertrand, A., L'art français à Rome. Revue des deux mondes 1904.
Biliotti, Cesare, Il Ridotto. Venezia 1870.
Bonnefons, André, La Chute de la République de Venise. Paris, Perrin 1908.
Bourgoing, Mémoires historiques et philosophiques sur Pie VI. Paris an VII. 2 Bde.
Bournet, A., Venise, notes prises dans la bibliothèque d'un vieux Vénitien. Paris 1882.
Brosses, Charles de, Lettres familières ècrites d'Italie en 1739 et 1740. Paris, Garnier.
Brun, Friederike, Tagebuch über Rom 1795—1796. Zürich 1800.
Buisson, Jules, Les Tiepolo. Gazette des Beaux-Arts 1895.
Byron, Lord, Mémoires publiés par Thomas Moore. Bruxelles 1830. 4 Bde.

Byron, Lord, Lettres traduites par J. Delachaume, Paris.
Canova, Antonio, Memorie scritte da Antonio d'Este. Firenze, Monnier 1864.
Canova, A., Lettere inedite. Padova 1833.
Cantù, Cesare, L'Abate Parini e la Lombardia nel secolo passato. Milano, Giacomo Gnoechi 1854.
Cantù, Cesare, La Lombardia nel secolo XVII. Milano 1854.
Carducci, Giosue, Studii su Giuseppe Parini. Bologna, Nicola Zanichelli 1907.
Carriera, Rosalba, Diario degli Anni MDCCXX e XXI scritto di propria mano a Parigi pub. G. Vianelli. Venezia 1793. — Journal de Rosalba Carriera pendant son séjour à Paris, traduit, annoté et augmenté d'une biographie et de documents inédits par Alfred Sensier. Paris 1865.
Carrer, Luigi, Anello di sette gemme a Venezia. Venezia 1838.
Cagliostro, Conte, Compendio della vita e delle geste di Giuseppe Balsamo. Roma 1741.
Carletto, Casanova a Roma. Roma 1899.
Casanova, Jacques, Mémoires. Paris, E. Flammarion. 6 Bde.
Casanova, Giacomo, Erinnerungen Band XV. Casanovas Briefwechsel gesammelt und erläutert von Aldo Rava und Gustav Gugitz. München und Leipzig, Georg Müller 1913.
Casanova, Giacomo, Correspondance avec J. F. Opiz publiée par Fr. Khol et Otto Pick. Leipzig, Wolff Kurt 1913. 2 Bde.
Castelnuovo, Enrico, Una dama veneziana del secolo XVIII. Nuova Antologia 1882.
Cesaroli, P., Richerche intorno agli alberghi di Roma dal sec. XIV al XIX. Roma 1893.
Chetwood, Eustache, A classical tour through Italy. Leghorn 1813. 3 Bde.
Chiari, Pietro, Commedie da Camera. Venezia 1771. 2 Bde.
Cracas, Diario di Ungheria e Diario ordinario 1716—1800.
Croce, B., I teatri di Napoli Secolo XV—XVIII. Pierro 1891.
D'Albany, Comtesse, Une correspondance inédite de la Comtesse d'Albany par Charvet. Nimes, Catelan 1879.
D'Albany, Comtesse, Le portefeuille de la Comtesse d'Albany publié par Léon G. Pélissier. Paris 1902.
D'Alméras, Henri, Cagliostro. Paris 1904.
D'Ayla, Opere postume del'abato Pietro Metastasio. Vienna stam. Alberti 1795.
D'Azeglio, Massimo, I miei ricordi. Firenze, Barbera 1867. 2 Bde.
Da Ponte, Lorenzo, Memorie. Firenze, Le Monnier 1871.
David, J. L., Le peintre Louis David. Paris 1880.
De Rossi, G. G., Angelica Kauffmann, übersetzt von Weinhart. Bregenz 1814.
De Sanctis, Francesco, Storia della letteratura italiana. Bari 1912. 2 Bde.

Descamps, La Vie des Peintres flamands, allemands etc. Paris 1753—1760. 4 Bde.
Dimier, L., I Paesisti Olandesi a Roma. Nuova Antologia 16. Luglio 1903.
Dotti, Bartolommeo, Scritti del cavaliere Dotti. Genova 1767.
Duclos, Voyage en Italie 1767. Paris 1791.
Dufourcq, Albert, Le régime jacobin en Italie (1798—1799). Paris, Perrin 1900.
Dupaty, Lettres sur l'Italie en 1785. Paris 1788.
Edgcumbe, Richard, Byron the last phase. London, J. Murray 1910.
Engels, Eduard, Angelika Kauffmann. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing 1910.
Fabris, G. A., Studii Alfierani. Firenze, Paggi 1895.
Falconi, Luigi Conte, Pietro Metastasio. Discorso. Vienna, G. Frick 1883.
Féa, C., Miscellanea. Roma 1790.
Fernow, K. L., Sitten- und Kulturgemälde von Rom. Gotha 1802.
Fernow, K. L., Das Leben des Künstlers A. J. Carstens. Leipzig 1806.
Fernow, K. L., Römische Studien. Zürich 1806—1808.
Fiorelli, Pompeianarum antiquitatum historia. Napoli 1858—1864. 5 Bde.
Firlin, Rinaldo, Studi nell' Archivio degli Inquisitori di stato. Venezia 1868.
Foscolo, Ugo, Lettere a Isabella Teodochi-Albrizzi herausgeg. von G. Chiarini. Venezia 1868.
Friedländer, Reisen in Italien in den letzten Jahrhunderten. Deutsche Rundschau 1876.
Gazzetta di Roma. Roma 1798—1799.
Gendry, Jules, Pie VI., sa vie son pontificat. Paris, A. Picard & Fils 1906.
Giesecke, Albert, Giovanni Battista Piranesi. Leipzig, Klinckhardt & Biermann.
Goethe, Italienische Reise.
Goldoni, Carlo, Opere. Venezia 1788—1795. 44 Bde.
Goldoni, Carlo, Lettere herausgeg. von E. Masi. Bologna 1880.
Goldoni, Carlo, Lettere inedite herausgeg. von E. Maddalena. Flegrea 1901.
Gorani, Josephe, Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des mœurs des principaux Etats de l'Italie. Paris 1793. 3 Bde.
Gorani, Rom und seine Einwohner. Riga 1794.
Gozzi, Carlo, Memorie inutili. Venezia 1799. 3 Bde.
Gozzi, Carlo, Opere edite e inedite non teatrali. Venezia 1805.
Gozzi, Carlo, Le Fiabe di C. G. Bologna 1885. 2 Bde.
Gozzi, Gasparo, Opere. Padova 1818. 16 Bde.
Gozzi, Gasparo, Gasparo e Carlo Gozzi e la loro famiglia. Archivio veneto 1872.
Graf, Arturo, L'anglomania e l'influsso inglese in Italia nel secolo XVIII. Torino, E. Loescher 1911.

Gratarol, Pier Antonio, Narrazione apologetica. Venezia 1797. 2 Bde.
Gratarol, Pier Antonio, Memorie ultime. Venezia 1797.
Guiccioli, Contesse de (später Marquise de Boissy), Lord Byron jugé par les témoins de sa vie. Paris, Amyot 1868. 2 Bde.
Hamilton, W., Account of the discoveries at Pompei. London 1777.
Harnack, O., Deutsches Kunstleben in Rom im Zeitalter der Klassik. Weimar 1896.
Hautecœur, L., Rome et la Renaissance de l'antiquité à la fin du XVIII siècle. Paris 1912.
Hazard, Paul, La révolution française et les lettres italiennes 1789—1815. Paris, Hachette 1910.
Heeckeren, Emile de, Correspondance de Benoit XIV. Paris 1912. Librairie Plon. 2 Bde.
Hirt und Moritz, Italien und Deutschland. Berlin 1789—1790. 8 Bde.
Houbraken, De grote Schouburgh der Nederlandsche Konstschilders übersetzt von Wurzbach. Wien 1880.
Justi, K., Philipp von Stosch und seine Zeit. Zeitschrift f. bild. Kunst 1872.
Justi, K., Winckelmann und seine Zeitgenossen. Leipzig 1898. 2. Ausgabe, 3 Bde.
Justi, K., Antiquarische Briefe des Barons v. Stosch. Marburg 1871.
Justi, K., Kardinal Alexander Albani. Preussische Jahrbücher 1871, XXVIII.
Justi, K., Raphael Mengs. Preussische Jahrbücher 1871, XXVIII.
Koch, Joseph Anton, Moderne Kunstchronik oder die Rumfordische Suppe. Innsbruck 1905.
Kotzebue, Aug. von, Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel. Berlin 1805. 3 Bde.
Landau, M., Rom, Wien, Neapel während des spanischen Erbfolgekrieges. Leipzig 1895.
Landau, Dr. Marcus, Geschichte der italienischen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Berlin, Emil Felber 1899.
Landsberger, Franz, Wilhelm Tischbein. Ein Künstlerleben des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1908, Klinckhardt & Biermann.
Lee, Vernon, Countess of Albany. London 1884.
Lee, Vernon, Il Settecento in Italia. Milano, Dumolard 1822. IV. Bd.
Leitschuh, F. F., Giovanni Battista Tiepolo. Würzburg 1896.
Lettere di donne a Giacomo Casanova, raccolte da Aldo Rava. Milano, Fratelli Treves 1912.
Loevinson, E., La vita degli artisti tedeschi a Roma. Nuova Antologia 1907.
Longo, Antonio, Memorie della vita di Antonio Longo Veneziano scritte e publicate da lui medesimo per umiltà. Venezia 1820. 4 Bde.
Loret, Maciej, Kosciól katolicki a Katarzyna II. Monografie w zakresie dziejów nowozytnych. (Die katholische Kirche und Katherina II. Neuzeitliche Monographien in polnischer Sprache.) Warschau 1910.

Lozzi, C., Brigida Banti, Regina del teatro lirico nel secolo XVIII. Rivista musicale italiana, vol. XI. 1904.
Magnan, P. D., La ville de Rome. Roma 1778. 4 Bde.
Malamani, Vittorio, Canova. Milano, Ulrico Hoepli.
Malamani, Vittorio, Rosalba Carriera. Bergamo, Istituto italiano d'arti grafiche 1910.
Malamani, Vittorio, Isabella Teodochi-Albrizzi i suoi amici, il suo tempo. Torino 1883.
Malamani, Vittorio, Il settecento a Venezia. Torino 1892. 2 Bde.
Malamani, Vittorio, Giustina Renier-Michiel i suoi amici, il suo tempo. Archivio veneto 1889.
Malamani, Vittorio, La moda a Venezia nel secolo XVIII. Nuova Antologia 1° ottobre 1895.
Malamani, Vittorio, Nuovi appunti e curiosità goldoniane. Venezia 1887
Malamani, V., Frammenti di vita Veneziana. Roma, Bontempelli 1893.
Marchesan, Angelo, Della vita e delle opere di Lorenzo da Ponte. Treviso 1900.
Masi, Ernesto, La vita i tempi, gli amici di Francesco Albergati. Bologna 1877.
Masi, Ernesto, Parrucche e sanculotti nel secolo XVIII. Milano, Treves 1886.
Masson, Pierre Maurice, Madame de Tencin 1682—1749. Paris, Hachette 1909.
Masson, F., Le Cardinal de Bernis depuis son ministère. Paris 1884.
Mengen, Urbain, L'Italie des Romantiques. Paris, Plon 1902.
Mengs, A. R., Opere herausgeg. von Azara. Parma 1780, 2 Bde., erweiterte Ausgabe von Fea, Rom 1787.
Metastasio, P., Opere. Napoli, Rondinella 1857.
Metastasio, Lettere disperse e inedite a cura di G. Carducci, vol. I. Bologna, Zanichelli 1883.
Meyer, A. G, Canova. Bielefeld 1898.
Meyer, Rudolf, Die beiden Canaletto. Dresden 1877.
Michelessi, Domenico, Memorie intorno alla vita ed agli scritti del conte Francesco Algarotti. Venezia, G. Pasquali 1770.
Michieli, Augusto, Ugo Foscolo a Venezia. Nuovo Archivio veneto 1903.
Modena a Carlo Goldoni nel secondo centenario dalla sua nascita. Modena 1907.
Modern, Heinrich, G. B. Tiepolo. Wien 1902.
Molmenti, Pompeo, G. B. Tiepolo, la sua vita e le sue opere. Milano, U. Hoepli 1909.
Molmenti, Pompeo, La storia di Venezia nella vita privata dalle origini alla caduta della repubblica IV edizione interamente rifatta. Bergamo 1905, Istituto italiano d'arti grafiche.
Molmenti, Pompeo, Un maldicente. La societa veneziana sul finire della Republica veneta. Torino 1892.
Monti, V., In morte di Ugo Bass-Ville. Cantica. Verona 1801.

Moschini, Giannantonio, Della letteratura veneziana del secolo XVIII fino a' nostri giorni. Venezia 1906. 4 Bde.
Moureau, Adrien, Antonio Canale dit le Canaletto. Paris, Libraire de l'art 1894.
Muoni, Guido, La legenda del Byron in Italia. Societa editrice liberaria 1907.
Musatti, Eugenio, La Donna in Venezia. Padova, Draghi 1891.
Noack, Friedrich, Deutsches Leben in Rom 1700 bis 1900. Stuttgart und Berlin 1907, Cottasche Buchhdlg. Nachf.
Noack, Friedrich, Piazza di Spagna. Deutsche Revue 1903.
Nunziante, Ferdinando, Metastasio a Napoli. Nuova Antologia IIIa Seria vol. 58 und 59. Roma 1895.
Olivier, J. J. und Willy Norbert, Barberina Companini. Eine Geliebte Friedrichs des Grossen. Berlin, Marquard & Co. 1909.
Ortolani, Giuseppe, Della vita e dell'arte di Carlo Goldoni. Venezia 1907.
Ottman, Victor, Jakob Casanova. Sein Leben und seine Werke. Stuttgart 1900. Gesellschaft der Bibliophilen.
Pascal, Blaise, Les Provinciales. Paris, Charpentier 1911.
Pikler, Giovanni, Vita del cavaliere P. Roma, Stamperia Pagliarini 1742.
Pindemonte, Ippolito, Gasparo Gozzi. Milano, Sermoni 1826.
Poniatowski, Prince Stanislas, Souvenirs publiés par I. Korzeniowski in der Revue d'histoire diplomatique neuvième année Nr. 1. Paris 1895.
Rappresentazione del Secolo XVIII. Milano 1801, Tipogr. Milanese. 3 Bde.
Rava, Aldo, Pietro Longhi. Bergamo, Istituto ital. d'arti grafiche 1909.
Reumont, Alf., Römische Briefe von einem Florentiner. Leipzig 1840—1844. 4 Bde.
Reumont, Alfred von, Die Gräfin von Albany. Berlin 1860, Verlag der Oberhofdruckerei. 2 Bde.
Roberti, Giuseppe, La musica in Italia nel secolo XVIII secondo le impressioni de' viaggiatori stranieri. Rivista musicale italiana 1900—1901.
Rolland, Romain, La musique en Italie au XVIII siècle. Revue de Paris, 15 aout 1905.
Romanin, Samuele, Storia documentata della Republica di Venezia 1853—1861. 10 Bde.
Rossi, G. G. de, Vita di Angelica Kauffmann. Firenze 1810.
Sanctis, Francesco de, Storia della letteratura italiana. Bari, Laterza & figli. Nuova edizione 1912. 2 Bde.
Schmidt, Dr. H., Ein Jahrhundert römischen Lebens. Leipzig 1904.
Schneider, R., L'Esthétique classique chez Quatremère de Quincy. Paris 1905.
Schram, W., Die Malerin Angelika Kauffmann. Brünn 1890.
Silvagni, David, La corte e la società romana nei secoli XVIII e XIX. Roma 1884. 3 Bde.
Simonson, G., Francesco Guardi. London 1905.

Semmi-Picenardi, Gianfrancesco, Un rivale del Goldoni l'abate Chiari e il suo Teatro comico. Milano 1902.

Tassini, Giuseppe, Curiosità veneziane. Venezia 1887.

Theiner, Agostino, Storia del pontificato di Clemente XIV. Firenze, Tipogr. Luigi Niccolai 1854. 4 Bde.

Tipaldo, Emilio, Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII. Venezia 1834—1845. 10 Bde.

Tischbein, I. W., Aus meinem Leben herausgeg. von Schiller. Braunschweig 1861. 2 Bde.

Tomei-Finamore, R., La contessa d'Albany e il suo carteggio senese in der Rivista Abbruzzese di scienze e lettere. Teramo 1892.

Urbani, de, Gheltof, G. M., Carlo Goldoni a Chioggia.

Vigée-Lebrun, Mme., Souvenirs. Paris 1869. 2 Bde.

Vita italiana nel settecento. Conferenze tenute a Firenze nel 1895. Milano, Treves.

Vogel, Julius, Aus Goethes römischen Tagen. Leipzig 1905, E. A. Seemann.

Vogler, Der Bildhauer A. Trippel. Schaffhausen 1892.

Winckelmann, Werke. Dresden 1808—1828. 11 Bde.

Winckelmanns Briefe an seine Freunde. Dresden 1777, Waltherische Hofbuchhdlg.

Winckels, de, F. Gilbert, Vita di Ugo Foscolo. Verona, Libreria Münster 1885, 1892, 1898. 3 Bde.

Zambler, Gemma, Gasparo Gozzi ed i suoi giornali. Ateneo veneto 1896 u. ff. Jahre.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

REGISTER

DRUCK VON MÄNICKE UND JAHN IN RUDOLSDADT

DRUCKFEHLERBERICHTIGUNG

Seite 49 Zeile 17 von unten Torcello statt Forcello
Seite 68 Zeile 14 von oben berühmten statt berühmter
Seite 69 Zeile 7 von unten französisch statt fränzösisch
Seite 139 Zeile 8 von oben zu statt zn
Seite 243 Zeile 11 von unten Aufmerksamkeit statt Aufmerksamkeiten
Seite 244 Zeile 4 von oben Prätendenten statt Prädententen
Seite 304 Zeile 13 von unten müsse statt müssen
Seite 341 Zeile 14 von oben südlich statt üdlich
Seite 355 Zeile 3 von unten Laibach statt Leibach
Seite 391 Zeile 13 von oben Denkmalauftrag statt Denkmal-Monument
Seite 413 Zeile 8 von unten kärglich statt kläglich
Seite 413 letzte Zeile Veneto statt Venito
Seite 420 Zeile 14 von unten vor statt von
Seite 454 letzte Zeile tongue statt tongne

